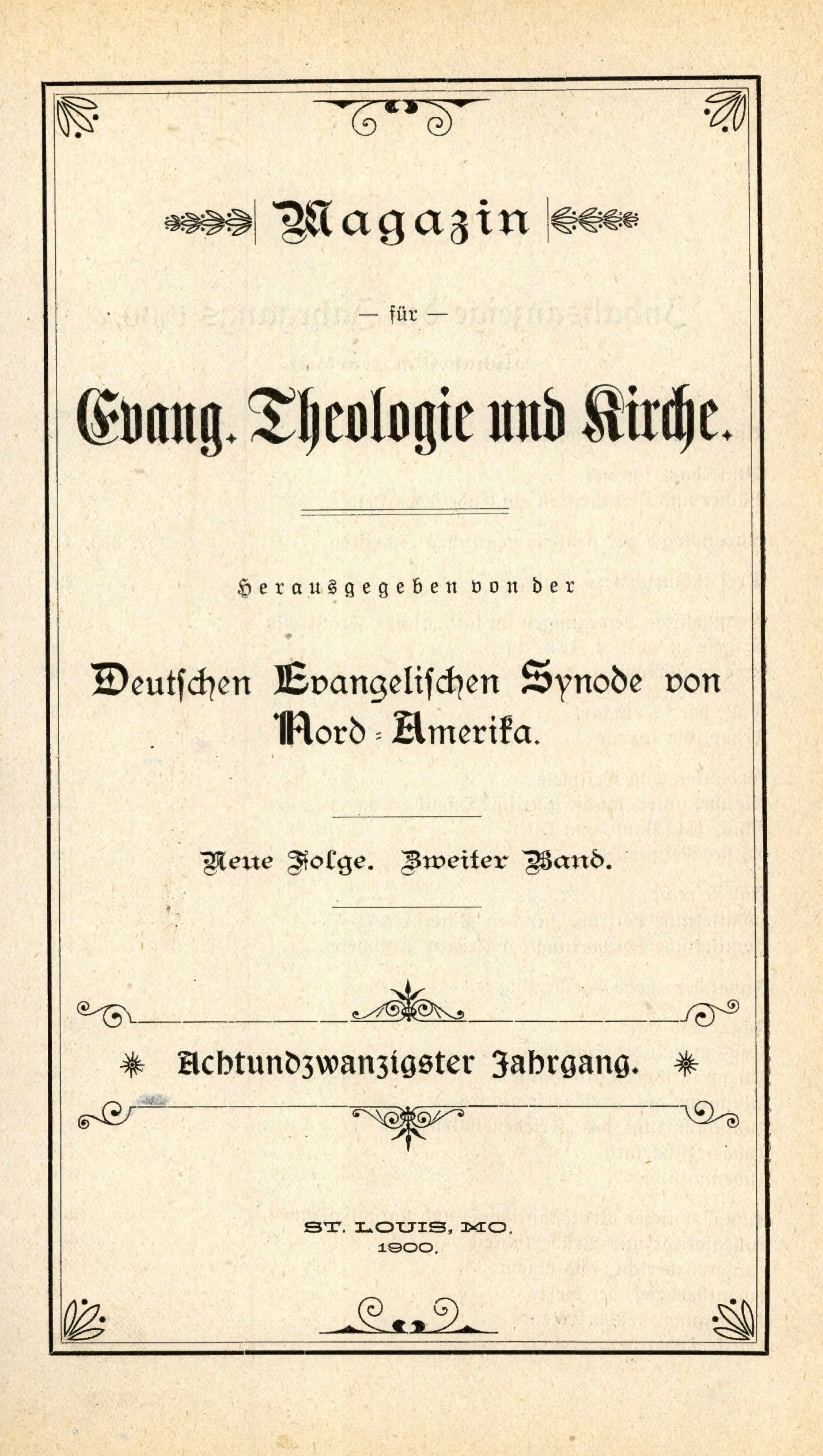


Magazin

— für —

Evang. Theologie und Kirche.

Herausgegeben von der

Deutschen Evangelischen Synode von Nord-Amerika.

Neue Folge. Zweiter Band.

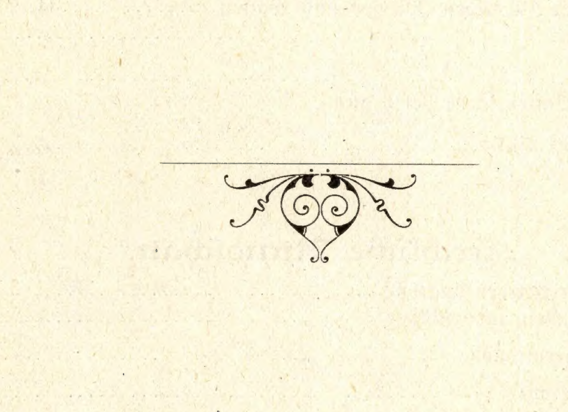
Achtundzwanzigster Jahrgang.

ST. LOUIS, MO.
1900.

Inhaltsanzeige des Jahrgangs 1900,

alphabetisch geordnet.

Kirchliche Rundschau.



Magazin

— für —

Evangelische Theologie und Kirche.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nordamerika.

Preis für den Jahrgang (6 Hefte) $1.50; Ausland $1.60.

Neue Folge: 2. Band. St. Louis, Mo. Januar 1900.

Vorwort.

Durch Gottes Gnade haben wir bereits einen Jahrgang unseres Magazins vollendet seit der Umgestaltung, die es erfahren hat infolge des Beschlusses der letzten Generalsynode. Inwieweit das Magazin in dieser Gestalt den Erwartungen unserer Leser entsprochen hat, das zu beurteilen müssen wir anderen überlassen, obwohl je und dann recht ermutigende Zuschriften eingelaufen sind.

Im Rückblick auf die Artikel des letzten Jahres, welche der eigenen Initiative der Redaktion entsprungen sind, und im Hinblick auf das ferner zu verfolgende Ziel sei es uns erlaubt, etliche Gedanken diesem neuen Jahrgang voranzuschicken.

Unser Magazin soll dem praktischen Bedürfnis der im Amte stehenden Pastoren in unserer Synode dienen. Schreiber dieses steht selbst seit Jahren im Amt und weiß ungefähr, welche Hilfsmittel durchschnittlich dem Pastor zur Verfügung stehen, um ihn auf dem Laufenden zu erhalten mit der theologischen Wissenschaft unserer Zeit. Ausländische theologische Zeitschriften stehen nur dem zu Gebote, der die hohen Kosten nicht scheut, deren eine oder mehrere zu halten. Die Zeit ist auch oft knapp zugemessen und so unterbleibt leicht die so nötige geistige Arbeit und man beschränkt sich auf das, was allwöchentlich für die Predigt unerläßlich ist.

Und die Predigt? Welche Anforderungen stellt gerade sie in unserem Synodalverband an unsere Pastoren! Gerade die Eigenart unseres kirchlichen Verbandes bringt es mit sich, daß ein hohes Maß praktischer Lebensweisheit erforderlich ist, um in den oft so schwierigen Lagen das Rechte zu treffen. Unsere Kirche hat in ihren Gemeinden ohne Zweifel mehr gemischte Bevölkerungselemente als manche andere Benennung. Wir haben es zu thun teils mit Gläubigen, teils mit Halbgläubigen, teils mit sogenannten Freisinnigen, die noch nicht ganz der Kirche den Rücken zugekehrt haben, zuweilen auch mit erklärten Ungläubigen. Während viele Deutsche von Kirchen mit mehr oder weniger ausgesprochen methodistischer Richtung nichts wissen wollen,

unter ein streng konfessionelles Kirchenregiment sich auch nicht stellen wollen, oder gar grundsätzlich ausgeschlossen werden (wie die Logenglieder), behält unsere Kirche den Charakter einer Missionskirche auch gegenüber solchen, die scheinbar hoffnungslos unkirchlich oder gar ungläubig sind. Auf dem Lande mag zwar der kirchlich-gläubige Bestand der Glieder vorherrschen und wenig freisinnige Elemente sich vorfinden. Aber in den Städten, auch in kleinen Landstädtchen, sind deren genug zu finden. Und wie viele Gemeinden sind in früheren Jahren von sogenannten freien Predigern gesammelt und auf möglichst lockerer Basis konstituiert, von freien, d. h. ungläubigen Pastoren bedient und an den Rand des Verfalls gebracht worden. Wenn sie dann gründlich abgewirtschaftet haben, berufen sie oft einen Pastor aus einer Synode, um der Gemeinde wieder etwas aufzuhelfen. Die Drachensaat des Unglaubens ist aber da seit Jahren gesät, der weltliche, irdische Sinn gehätschelt und großgezogen. Im gemeinen Volk wie unter den Gebildeten zeigt sich da Abneigung gegen das positive, biblische Christentum. Wir nehmen uns solcher Gemeinden und Leute an in der Hoffnung, daß doch durch treue Geduldsarbeit in einem also verwüsteten Weinberg nach und nach wieder eine Pflanzung Gottes erstehen mag.

Aber gerade hier entsteht am meisten die Frage: Was soll ich predigen? Unerfahrene Gutmütigkeit, die alle Zuhörer als gläubige Christen betrachtet, würde hier ganz und gar nicht am Platz sein. Aber andererseits könnte dogmatisch- oder konfessionell-befangene Beschränktheit, welche nur lediglich das altkirchliche Dogma mit ganzer Schärfe den Leuten als unerläßliche Bedingung zur Seligkeit hinstellen wollte, die Leute eher zur Kirche hinaustreiben, als sie wiedergewinnen für Christum.

Diesen thatsächlichen Bestand in vielen unserer Gemeinden, der dem Pastor so viele schwere Sorgen bereitet, muß unser Magazin ins Auge fassen, wenn es seinen Lesern praktische Dienste im Amt leisten soll. Es gilt ohne Verleugnung der Wahrheit des Evangeliums mit göttlicher Milde, Sanftmut und Geduld den Verirrten und Verlorenen nachzugehen, und sie ohne die geringste Darangabe des positiven Gehalts des Evangeliums zum Glauben an Jesum zu führen. Nicht ein dogmatisches System, nicht eine Summe überlieferter Lehre gilt es zu predigen, sondern Jesum Christum den Gekreuzigten. Es gilt, seine sittliche Hoheit, Schönheit und Herrlichkeit zu zeigen, die umgestaltend, heiligend und erneuernd den durchdringt, der sich dem heiligen Lebenseinfluß unterstellt, welcher von diesem Jesus ausgeht. Den Glauben an diese Person, so wie sie uns in der Schrift vor Augen gemalt ist, ohne dogmatischen Beigeschmack, an Jesum, wie er uns von Gott gemacht ist zum neuen und lebendigen Wege, zur Weisheit, zur Gerechtigkeit, zur Heiligung und zur Erlösung, diesen Glauben gilt es zur Geltung zu bringen. Die Leute müssen verstehen lernen, daß es ihnen nichts hilft zur Seligkeit, wenn sie alle Wunder der Bibel für unzweifel-

haft wahr halten; wenn sie alle überlieferten kirchlichen Lehren unbeanstandet annehmen und sich gefallen lassen, wenn sie alle kirchlichen Sitten und Gebräuche mitmachen. Das alles trägt nichts bei zur Seligkeit. Wir müssen ihn, ihn selber haben, den wahrhaftigen Lebensquell.

Die Zersplitterung der Kirchen, die vielfach abweichenden Lehrmeinungen, die hochmütig absprechenden Urteile so vieler „rechtgläubiger" Kirchen, das Geschrei: „Hier ist des Herrn Tempel", und oft ist's nur eine enge Kammer einer hochmütigen Sekte, das erzeugt bei vielen Christen heutzutage die Meinung, man könne gar nicht wissen, was Wahrheit und was das rechte Christentum sei. Da sagt mancher: „Ich bin nicht imstande ins Klare zu kommen, wo die Wahrheit sei. Und doch sagt Jesus: „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben, niemand kommt zum Vater, denn durch mich!" Ist das nun so, ei, so reduziert sich das wahre Christentum auf das Eine, sich an seine Person zu halten, auf ihn zu blicken, ihm zu vertrauen, ihn zu lieben, ihm zu folgen. Und nichts ist leichter, als Jesum lieb zu gewinnen. Du nimmst deine Bibel, liesest fleißig von ihm, schaust ihm ins Angesicht, wie er in seinem Wort vor dich gestellt ist, da kannst du nicht anders, als ihn liebgewinnen. Wer mit rechtem Gewissensernst die Wahrheit und Gerechtigkeit finden, gesund werden will und in solcher Gemütsverfassung sich mit Jesu beschäftigt, muß ihn liebgewinnen. Die Menschen, auch die besten, haben immer ihre Irrtümer und Sünden, selbst bei den edelsten Männern Gottes giebt es Schwächen, Ungleichheiten, Einseitigkeiten, Beschränktheiten, bei Jesus nicht: er ist der vollkommene Mann. Deswegen zeugt auch das Bild der Evangelien von Jesu und seiner Geschichte durch sich selber von seiner Wahrheit, trägt seine Gewißheit in sich selbst. Wenn der Menschensohn nicht in Wirklichkeit so gewesen wäre, hätte man ihn nicht so schildern können. Diese heilige Geschichte hätte kein sündiger Dichter von sich ausdichten können." Also an diesen Jesus müssen die Leute sich halten, an ihn sich weisen lassen, wenn sie den Weg suchen zur Sündenvergebung, zum Frieden mit Gott, zum rechten Gebetsleben, zur Gotteskindschaft. Wer bei ihm sucht, der findet: Weg, Wahrheit, Leben. — Stößt sich jemand an der Lehre von der Gottessohnschaft Jesu Christi, so wäre es nicht am Platz, ihn nun deshalb scharf abzukanzeln als Ungläubigen. Mit welcher Geduld hat der Herr es abgewartet, bis in dem gläubigen Häuflein der Jünger der Funke des Glaubens Feuer faßte und sich in dem Bekenntnis Petri (Matth. 16) so energisch aussprach. Und welchen Sinn Petrus mit dem „Sohn des lebendigen Gottes" verband, das wissen wir nicht bestimmt. Nachher, Apg. 2, 22, heißt er ihn: „den Mann von Gott", den „Knecht Gottes" (3, 13. 26), was noch gar nicht so klingt, als ob er damit den ontologischen Vollbegriff der Gottessohnschaft meinte. Und doch hat der Herr schon über jenes Anfangsbekenntnis Petri sich hoch gefreut und ihm bezeugt: Fleisch und Blut hat dir das nicht geoffenbart, sondern allein mein Vater im Himmel.

Nimmt also heutzutage jemand an dieser Lehre Anstoß, so verweise man ihn auf Matth. 11, 2—6. „Selig ist, der sich nicht ärgert an mir!“ Hüten wir uns doch, die Menschen zu ärgern mit unserem System, verweisen wir sie doch, im Bewußtsein, daß wir Stümper sind, lieber an den Meister selbst, daß er ihnen die rechte Antwort auf alle ernsten Seelenfragen geben möge. Und der Macht der göttlichen Wahrheit, dem Einfluß des göttlichen Geistes dürfen wir trauen. Wie wunderbar regt es sich unter den Totengebeinen in der römischen Kirche. Wenn unsere protestantische Christenheit sich so blasiert, stumpf und gleichgültig zeigt gegen die herrlichen Wahrheiten des Evangeliums, so wirkt es wahrhaft erfrischend, zu lesen, was ein römischer Priester bekannte, nachdem er das herrliche Evangelium Christi gefunden.

Abbe Burier, im Jahre 1875 von Kardinal Place in Marseille zum Priester geweiht, wurde durch aufsteigende Zweifel zur Lektüre des Evangeliums geführt. Er bekannte bei seinem Übertritt zur protestantischen Kirche:

„Ich schlug es auf, dies Evangelium. Die römische Kirche hatte mich gelehrt, es zu verehren als ein göttliches Buch und so göttlich, daß der schlichte menschliche Verstand sein Geheimnis nicht durchdringen könne. — Und ich, ich habe geglaubt, daß dieses Buch nicht geschrieben sei allein für die Päpste, die Orakel spenden. Am Eingang jeder dieser Schriften habe ich gesehen, daß sie an Menschen adressiert waren, an Sünder, wie mich, an Unwissende, wie mich; an Juden und Heiden, an freie Menschen und Sklaven.

„Und ich habe mir gesagt, daß wenn die Christen der ersten Jahrhunderte hier das Licht und den Weg gefunden haben, auch ich meinerseits hier den Frieden finden könnte, nach dem meine geängstete Seele dürstete. Da habe ich dieses Evangelium geöffnet und wieder und wieder gelesen, wie vielmal! Ich habe es noch einmal geöffnet, aber diesmal ohne Parteinahme, ohne Theologie, ohne Vorurteil, mit der Demut eines kleinen Kindes, welches seinen Vater bittet, es zu unterrichten. Und unter vielen Worten, die für mich eine Offenbarung waren, war es eins, welches die Leuchte meines Heils wurde, dieses: Ein einziger Mittler zwischen Gott und den Menschen: **Jesus Christus**, ein einziger Heiland, kein anderer Name, der den Menschen gegeben wäre, um selig zu werden, als der Name Christi.

„O welches Licht und welche Kraft an dem Tage, wo ich dieses Wort begriff! Zwischen dem himmlischen Vater und mir sah ich nur noch eine einzige Mittelsperson: **Jesus Christus.**

„Jesus Christus allein, um zu beten. Jesus Christus allein, um sich zum Himmel zu erheben; Jesus Christus allein, um den Frieden herabsteigen zu lassen; Jesus Christus allein als Retter.

„Und nun kein Priester mehr, keine Messen, keine verdienstlichen Werke, kein Ablaß, keine Reliquien, keine Skapuliere, keine Rosenkränze, keine wunderbaren Jungfrauen, kein heiliger Antonius von Padua ..., ja auch nicht mehr das heilige Herz!

„Zwischen Himmel und Erde ein Kreuz, nichts als ein Kreuz, göttlich genug, um die Höhen des Himmels, menschlich genug, um die Tiefen meines Elends zu erreichen und mir Vergebung und Frieden zu bringen.

„Ich hatte hinfort im Herzen die heilige Eifersucht Christi, und durch diese Thür der Eifersucht für meinen Heiland bin ich aus der römischen Kirche hinausgegangen."

Dieser Mann hat es gelernt, was der Herr sagt mit dem Wort: „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben." Möchten doch viele unserer protestantischen Christen das auch recht lernen und durch ihn den Weg zum Vater finden!

Wir sind also weit davon entfernt, gleichgültig zu sein gegen das Bekenntnis, daß Jesus Christus sei der im Fleisch erschienene Sohn Gottes. Wir halten vielmehr mit 1 Joh. Kap. 4 fest daran, daß die beharrliche Leugnung dieser göttlichen Wahrheit vom Geist der Lüge stammt. Aber wir möchten mit Dr. R. Rothe davor warnen, die Leute dahin zu bringen, daß sie an die hohen Titel von Jesu glauben, statt an die Person! Wer Jesus sei, lernt man erst in der Schule der praktischen Lebenserfahrung. Es will wenig heißen, jene bekannte Frage Luthers, die 86. in unserem Katechismus, zu bekennen und dabei kalt und leblos, fühllos im Herzen zu bleiben. Wer aber Christi Geist und Leben im Herzen spürt, dem lösen sich die Zweifel und Bedenken des kritischen Verstandes von selbst. Es will wenig heißen, an die wörtliche Inpiration der Bibel glauben und dabei das Bibelbuch verstaubt und unbeachtet in der Ecke liegen lassen, wie das in so vielen Häusern der Fall ist. Wer aber, sei's auch mit allerlei kritischen Zweifeln, sich daran macht, dieses Wort in der täglichen Lebenserfahrung zu erproben, wem es da Licht und Trost und Kraft gespendet, der spricht: Sei's selbst ein menschliches Buch, eins weiß ich, daß ich blind, krank und elend war, und bin nun sehend und auf dem Wege der Genesung! Wir wissen aber, daß sündige Menschen solche Worte mit solcher Heils- und Lebenskraft nicht schreiben können ohne die Kraft und Beiwohnung des göttlichen Geistes. Wer die Lebenskraft des Worts am Herzen erfährt, der mag zwar sich Rechenschaft zu geben suchen über die menschliche Seite dieses wunderbaren Buches, aber das sind alles doch nur untergeordnete Fragen von keiner besonderen Bedeutung für den, der den Kern und Stern der Schrift selbst gefunden hat.

Möge es uns und unseren Mitarbeitern gegeben sein, immer deutlicher und präziser die eine, seligmachende Wahrheit zu proklamieren: Es ist in keinem andern Heil, ist auch kein anderer Name den Menschen gegeben, darinnen sie können selig werden als allein der Name **Jesus Christus.**

Kannst du nicht hohe und himmlische Dinge erforschen, so suche viel lieber deine Ruhe im Leiden Christi und baue dir eine Wohnung in seinen heiligen Wunden.

Pontius Pilatus.

Von Herrn Georg Moser.

Jedes Christenkind, das in der Schule den zweiten Glaubensartikel hört oder spricht, kennt den Namen, der mit der Passionsgeschichte des Herrn aufs innigste verflochten ist: den Namen Pontius Pilatus.

Die Apostel Jesu Christi fehlen im Glaubensbekenntnis. Auch ist merkwürdigerweise der Name des Verräters nicht genannt, obwohl es nahe gelegen hätte zu sagen: „Empfangen vom heiligen Geist, geboren von der Jungfrau Maria, verraten von Judas Ischariot, gelitten unter Pontius Pilatus." Wir können daraus den Schluß ziehen, daß auch die alte Kirche einen Unterschied gemacht hat in der Größe der Schuld dieser beiden Männer; daß sie nämlich dem Heiden eine geringere Schuld am Tode ihres Herrn beigemessen hat, als dem Judas, wie es ja auch der Heiland selbst ausgesprochen hat vor Pilatus: „Der mich dir überantwortet hat, der hat es größere Sünde." Die Kirche glaubte nicht, daß das Heilige ihres Bekenntnisses durch den Namen des kaiserlichen Statthalters befleckt werde.

Es ist in der That dieser Pontius Pilatus eine Gestalt, die man weit mehr bemitleiden als nur so kurzer Hand verurteilen sollte. Denn so mannigfaltig auch die Berichte der vier Evangelisten sind über das Verhör bei Pilatus — aus allen klingt uns doch das diesen Mann immerhin ehrende Wort entgegen: „Ich finde keine Schuld an ihm!" Aber freilich, eben darin, daß er keine Schuld an ihm gefunden hat und ihn doch als einen Schuldigen verurteilt — eben darin liegt auch seine Schuld. Und so hat sich auch bei ihm das nämliche unerbittliche Gesetz geltend gemacht, das auch über der That des andern Schuldigen in der Passionsgeschichte, des Judas, gewaltet hat, daß der Mensch, wenn er wider besseres Wissen und Gewissen auf dem eingeschlagenen abschüssigen Wege verharrt, schließlich an einer bestimmten Grenze die Freiheit seiner Selbstbestimmung und seines Handelns verliert; daß er auf der eingeschlagenen Bahn nicht mehr rückwärts, sondern nur noch vorwärts kann, und daß dann die Geschichte eines solchen Menschen ihren Abschluß sowohl wie ihre Erklärung findet in dem höchst bedeutsamen Wort: „und es mußte also geschehen."

Sehen wir nun zunächst auf das, was uns berichtet wird von Pilatus vor der Gerichtsverhandlung mit Jesus.

Pilatus war schon vorher sieben Jahre kaiserlicher Statthalter von Judäa und Samaria gewesen. Aus dieser Zeit seiner siebenjährigen Verwaltung liegen einige geschichtliche Notizen über ihn vor, die bei einer genaueren Beurteilung seines Verhörs mit Jesu nicht wohl beiseite gelassen werden können, ja, die vielmehr geeignet sind, auf einzelne Punkte seines Verhaltens gegen den Herrn sowohl als gegen die Juden ein bisher viel zu wenig beachtetes Licht zu werfen.

Ist es ja durchweg so im Leben, daß jede einzelne That des Menschen zumeist nur eine natürliche Folge ist von Handlungen, die dersel-

den in der Vergangenheit vorangegangen waren, und daß der Mensch in jedem Augenblicke der Gegenwart beherrscht und beeinflußt wird von den Thaten seiner Vergangenheit. Das ist das große Gesetz der Völkergeschichte, das ist aber auch das Gesetz im Leben des einzelnen. Um das soeben Behauptete noch anschaulicher zu machen, greife ich zu einem Bilde.

Es hat eine mehr als oberflächliche Bedeutung, wenn von dem „Gewebe" des menschlichen Lebens gesprochen wird; denn gleichwie jegliches Gewebe aus zwei Faktoren sich bildet, aus den festgespannten Fäden des Zettels, woraus die Grundlage des Stoffes entsteht, und aus den bunten Fäden des Eintrags, welche das bewegliche Weberschifflein dazwischen flicht und woraus die Farbe und der Charakter des Stückes erwächst, so gestaltet sich auch das Leben eines Menschen vorzugsweise aus zwei Faktoren: Vaterland, Heimatsort, Familie, Erziehung, mit einem Wort der natürliche Boden, aus dem ein Menschenleben entsproßt, sie reichen den Grundstoff zu dem Gewebe dar, während das freie Regen und Bewegen der Seele und des Geistes, des Menschen Treue oder Untreue und in letzter Linie die über- oder unternatürlichen Kräfte diesen Stoff gestalten und ihm seinen wirklichen Wert aufprägen. — Deshalb forschen wir bei der Beurteilung eines Menschen auch nach seiner Vergangenheit. Deshalb sucht auch der psychologische Blick des Richters so viel wie möglich Licht zu bekommen in diese beiden Faktoren des vergangenen Lebens des Angeklagten. — Was wir nun über des Pilatus frühere Amtsführung als Prokurator finden, wirft freilich kein sehr günstiges Licht auf ihn. Die Berichte reden von Härte und Grausamkeit, Hinrichtungen ohne Urteilsspruch, Bestechlichkeiten und Räubereien. Das ist freilich ein trübes Bild und der Geschichtsschreiber, der uns diese Berichte überliefert hat, mag jedenfalls von vornherein einigermaßen gegen Pilatus eingenommen sein, und mußte es auch sein, weil er ein Jude war. Es ist der Alexandriner Philo, der ein Zeitgenosse des Pilatus war. Aber, fragen wir uns, sah es denn in der damaligen Zeit an andern Orten im römischen Reiche etwa anders aus? Die Bestechlichkeit der römischen Verwaltungsbeamten und zwar vom obersten Konsul bis zum niedersten Steuerbeamten herab war so allgemein und eine so selbstverständliche Sache, daß sich Cicero hundert Jahre vorher, also in einer Zeit, wo die Begriffe von Moral noch nicht so ganz entschwunden waren, nicht wenig darauf zu gute that, daß er bei seiner Provinzial-Verwaltung sich in diesem Punkte nichts habe zu Schulden kommen lassen.

Und auch der Vorwurf der Unbeugsamkeit und Strenge, der rücksichtslosen Härte und der Grausamkeit kann den Pilatus nicht so hart treffen, wenn wir bedenken, daß seine Stellung vor der vieler seiner Kollegen gerade keine beneidenswerte war, da er es ja mit einem Volke zu thun hatte, dessen Charakter die Unbeugsamkeit im höchsten Grade war; mit einem Volke, von dem einer seiner eigenen Propheten — Jesaia — gesagt hatte: „Ich weiß, daß du hart bist und dein Nacken ist eine eiserne Ader und deine Stirne ist ehern, spricht der Herr."

Solch ein Volk, das seine einzigartige politische und religiöse Stellung auch zu der Zeit seiner Erniedrigung nie ganz aus den Augen verloren hatte und daher jederzeit geneigt war, den günstigen Augenblick zu erfassen, um das verhaßte Joch der heidnischen Fremdherrschaft von sich abzuschütteln — solch ein Volk ganz zu dessen eigener Zufriedenheit zu regieren und es ohne jegliche Härte, ohne exemplarische Strafen unter die einmal bestehende Ordnung zu beugen, wahrlich, das wäre ein Meisterstück staatsmännischer Kunst gewesen. Hierzu kommt noch die außerordentliche Empfindlichkeit in Betracht, die dem jüdischen Charakter eigen war und bis auf den heutigen Tag noch an ihm zu finden ist. Es sieht sich noch immer an als das auserwählte Volk, als das ganz besonders bevorzugte Volk Jehovahs. Es ist ein Wagstück, dieses Volkes Nationalität oder seine religiösen Kultusformen in irgend einer Weise zu verletzen, während es sich selbst kein großes Gewissen daraus macht, die Heiligtümer anderer Völker zu bespötteln. Es sei z. B. nur an die durch jüdisches Geld erkaufte Tageslitteratur erinnert. Dies Volk treibt seinen Spott, aber es verträgt keinen Spott. Pilatus aber war, wie sich aus der richterlichen Verhandlung mit Jesus ergiebt, eine zum Spott, zur Ironie geneigte Natur.

Weiter wird von Pilatus berichtet, wie er gleich von Anfang seiner Amtsführung an eine Opposition gegen sich hervorgerufen habe. Während nämlich die Vorgänger des Pilatus ohne die römischen Feldzeichen, die mit den Brustbildern der Kaiser geziert waren, in Jerusalem einzogen, um die Juden, welche in der Aufstellung dieser Standarten etwas die Heiligkeit des Ortes Verletzendes sahen, nicht zu reizen — so gab Pilatus den Befehl, sie beim Einzuge voranzutragen. Diese Handlung hatte nicht verfehlt, eine allgemeine Entrüstung gegen ihn hervorzurufen. Später nahm er diesen Befehl zurück und ließ die römischen Feldzeichen außerhalb der Mauern unter einer Bewachung zurück.

Weiter wird ihm vorgeworfen, er habe ohne viele Umstände eine erhebliche Summe aus dem Tempelschatze genommen. Man zählt diese That unter die Rubrik „Räubereien des Pilatus". Aber Pilatus hat diese Summe nicht für sich behalten, sondern hat sie dem Lande zu gut kommen lassen, indem er mit ihr den Bau einer Wasserleitung zur Ausführung gebracht hat. Ob dieser Bau nun unbedingt nötig gewesen ist oder nicht, steht dahin. Aller Wahrscheinlichkeit nach war dieser Eingriff in diesen Tempelschatz, wozu er allerdings nicht berechtigt war, nur Mittel zum Zweck. Dieser war kein anderer als Reduzierung des Tempelschatzes. Dem praktisch geschärften Auge des Römers konnte unmöglich die Gefahr entgehen, die aus einer derartigen Anhäufung von Geld, worüber die römische Verwaltung nicht verfügen durfte, derselben früher oder später erwachsen mußte. Schon damals regten sich in Judäa revolutionäre Ideen und Umtriebe. Zu jeder Revolution aber gehört Geld, und Pilatus schnitt ihr durch die

Verringerung des Tempelschatzes geradezu den Lebensnerv ab. Von seinem Standpunkte aus ist also auch diese That nicht allzuhart zu beurteilen. Aber es war ein ungeheurer Sturm des Unwillens, der sich in ganz Judäa darüber erhob, und der stumme, mehr passive Widerstand, den er von Anfang an von seiten der Juden gefunden, mag allerdings den Pilatus mit der Zeit auf andere Bahnen geführt haben, als welche er von Anfang an hatte gehen wollen! Er sah immer mehr ein, daß mit diesem störrischen Volke ein Zusammengehen je länger je mehr zur Unmöglichkeit werde. Das mag mit zur Folge gehabt haben, daß er sich Grausamkeiten und Gewaltthaten hat zu Schulden kommen lassen.

Von einem solchen Akte blutiger Tyrannei berichtet uns der Evangelist Lukas 13, 1—5. Was diese Männer verschuldet, wissen wir nicht. Vielleicht nichts. Aber ein dringender Verdacht mußte doch auf ihnen lasten. So viel Rechtsgefühl müssen wir dem Römer doch immerhin auch in der damaligen Zeit noch zutrauen, daß er eine solche öffentliche und grauenvolle Exekution nicht ohne jeden Grund vollzogen haben wird. Wahrscheinlich hatten diese Galiläer, deren Schuldlosigkeit ja auch der Herr nicht behauptet, Propaganda gemacht für die Wiederherstellung der Selbständigkeit Israels. Die Galiläer waren zu aufrührerischen Volksbewegungen geneigt, und vermutlich wurde das Kirchweihfest, das an die glorreiche Erhebung der Makkabäer wider das tyrannische Joch fremder Fürsten erinnerte, dazu benutzt, um einen Aufstandsversuch ins Werk zu setzen. Auf der Rebellion stand nach römischem Rechte die Todesstrafe. Daß diese Strafe an jenen Galiläern gerade im Tempel und zwar bei ihren Opfern vollzogen wurde, das ist wohl weniger auf Rechnung des Pilatus, als vielmehr auf die des befehligenden Offiziers zu setzen, der jedenfalls den Auftrag hatte, diese Männer zu töten, wo und wie er sie gerade treffen würde.

Das ist es, was wir von Pilatus über die dem denkwürdigen Passahfeste des Jahres 33 vorhergegangene Zeit wissen.

Doch nun hin zu den Ereignissen jener Tage. — Die Wegführung Jesu zu Pilatus ist einer der denkwürdigsten Wendepunkte in der Leidensgeschichte. Sie dient nicht nur dazu, des Herrn eigenes Wort zu erfüllen, daß er den Heiden würde überantwortet werden (Luk. 18, 32), sondern sie bringt auch das Leiden Jesu in direkten Zusammenhang mit der Weltgeschichte, deren Zügel zu jener Zeit Gott gleichsam den Römern in die Hände gelegt hatte. Die ganze heidnische Welt nimmt nun mit der jüdischen teil an dem größten Justizmord, der je verübt wurde.

Vor dem hohen Rat war Jesus der Gotteslästerung angeklagt. Derselbe glaubte nun, nachdem er das Todesurteil über Jesum ausgesprochen hatte, Pilatus sollte dasselbe sofort vollstrecken, da den Juden die Befugnis dazu entzogen war. Was ihnen jedoch nie in den Sinn gekommen war, daß nämlich möglicherweise Pilatus auch *nicht* geneigt sein könnte, mit dem Herrn den gewünschten kurzen Prozeß zu machen,

das stellt sich ihnen jetzt als unangenehmes Hemmnis entgegen. Die das römische Rechtsgefühl beleidigende Zumutung der jüdischen Richter: „Untersuche nicht erst lange; wir klagen nicht um nichts," findet bei ihm keinen Eingang. Er wollte nicht ihren Scharfrichter spielen; zu dieser Rolle dünkte er sich doch zu gut. Pilatus dringt also auf eine genaue Untersuchung. Wohl wissend, daß die Anklage der Gotteslästerung vor dem heidnischen Landpfleger wenig verfangen werde, suchen sie Jesum nun als einen politischen Verbrecher darzustellen, indem sie in aller Eile drei Anklagepunkte zusammenstellen. Diesen finden wir 1) daß er das Volk abwendet; 2) daß er verbietet, dem Kaiser den Schoß zu geben, und 3) daß er sagt, er sei Christus, ein König.

Diese drei Punkte — im Grunde genommen war es ein und dieselbe Lüge und zwar die mittelste die frechste — waren sämtlich für Pilatus berechnet. Sie lauten auf Empörung gegen die Staatsgewalt, auf Rebellion. Aber der gesunde Menschenverstand des Pilatus läßt sich dadurch nicht düpieren. Die Sache kommt ihm vielmehr und nun gerade erst recht verdächtig vor. Denn wenn dieser angefeindete Mann Empörung gegen Kaiser und Reich gepredigt hätte, dann hätte wiederum er, der römische Statthalter, am ersten etwas davon erfahren müssen. Aber Pilatus wußte, was er für Leute vor sich hatte; solche nämlich, die nichts sehnlicher wünschten, als nur das verhaßte römische Joch zerbrochen zu sehen, und so konnte Pilatus leicht denken, daß Jesus, wäre er wirklich aufrührerischer Absichten schuldig, gerade *darum* nicht von diesen Leuten würde angeklagt sein. Er mußte also, trotz ihres heuchlerisch bezeigten Eifers für des Kaisers Herrschaft, ganz andere Absichten bei ihrer Anklage vermuten. Und wiederum fällt sein Blick auf den mißhandelten Gefangenen. Auf diese Person paßt diese Anklage entschieden nicht. Er hatte wohl in Rom schon oft Gelegenheit gehabt, Rebellen vor sich zu sehen, oder es waren ihm solche auch in seiner eigenen Praxis schon vorgekommen. Aber die hatten ganz anders ausgesehen wie dieser da! Das stimmte so wenig mit seiner Erfahrung und seiner Menschenkenntnis überein, daß er den Entschluß faßt, den Angeklagten *allein* zu hören. Zudem durfte er sich auch nicht den Anschein geben, als ob er auf eine so schwere Anklage keine Rücksicht nehme. Pilatus geht nun in das Richthaus zurück, wohinein er Jesum ruft, um ihn zu verhören. Er fragt ihn: „Bist du der Juden König?" Jesus, der auch des Pilatus Seele sucht, fragt: „Redest du das von dir selber, oder haben's dir andere gesagt?" Seine Frage bedeutet: Hat dein *Herz* Anteil an dieser Frage? Begehrst du zu erfahren, ob ich deiner Seele Helfer, oder nur, ob ich deinem Kaiser gefährlich sei? Pilatus merkt von dieser andringenden Liebe etwas, aber er weist sie stolz zurück. Nach dieser verächtlichen Abweisung erklärt sich Jesus für den König eines überweltlichen Reiches, das keine Waffengewalt von nöten habe. Mit den Worten: „Wer aus der Wahrheit ist, der höret meine Stimme," klopft der Herr abermals an

Pilati Herz, als ob er sagen wollte: „Hast du Lust zur Wahrheit?" Aber Pilatus, der nicht aus der Wahrheit ist, der das geheime Seufzen und Sehnen seiner armen Seele in einem verflachenden Weltleben erstickt hatte, ruft aus: „Was ist Wahrheit?!" Das ist nicht Spott, sondern der Ausdruck des oberflächlichen, hoffnungslosen Unglaubens. Die persönliche Wahrheit steht vor ihm und doch spricht er, wie damals mancher: es giebt keine Wahrheit — weil er das Licht flieht, das seine bösen Werke strafen würde. Daß der Kaiser von Jesus nichts zu fürchten hat, davon ist Pilatus von neuem überzeugt. Ein unschuldiger Schwärmer, ein Phantast mochte er sein, aber ein Rebell war er sicher nicht. Daher war er entschlossen, ihn frei zu geben. Darum geht er auch hinaus zu den Juden und spricht zu ihnen: „Ich finde keine Schuld an ihm!" Er hörte, daß Jesus seine Thätigkeit in Galiläa begonnen habe. Aus Galiläa kommt er? Da gehört er unter Herodes Gewalt! Und Herodes Antipas, aufs Fest in Jerusalem angekommen, empfängt die lange gewünschte Gunst, den Wundermann vor sich zu sehen. Aber für bloße Neugierde hat Jesus weder Wort noch Wunder. Stumm erduldet er die Verhöhnung der Hofleute. Sonst hat auch Herodes nichts auf ihn herausgebracht; er sendet ihn wieder zu Pilatus zurück. Da bietet sich diesem ein neuer Ausweg. Er pflegte zu Ostern den Juden auf ihre Fürbitte einen Gefangenen loszugeben. Jetzt gerade hat er einen sonderlichen, Barabbas, einen Aufrührer und Mörder. Er hofft, sie würden gewiß Jesum losbitten, wenn er ihnen die Wahl läßt zwischen ihm und Barabbas.

Begierig griff Pilatus nach dieser Hinterthür, die sich ihm damit öffnete. Um sie desto geneigter zu machen, Jesum zu erbitten, stellt er ihnen vorher vor, daß weder er noch Herodes Schuld an Jesum gefunden hätten. Auch seine eigene Gattin, Clauda Procula soll sie geheißen haben, bat ihn, sich an diesem Gerechten nicht zu vergreifen. Allein die Hohenpriester boten ihre ganze Kraft auf zur Aufreizung des Volkes. Es erbat sich die Freilassug des Mörders, der wenigstens noch einen richtigen Aufstand unternommen hatte und forderte die Kreuzigung Jesu.

Pilatus hatte bis jetzt drei gute Dinge gethan:

1. Er leitete eine genaue Untersuchung ein.
2. Mit falschen Zeugnissen wollte er nichts zu schaffen haben, wie der hohe Rat solche gesucht und auch angenommen hat.
3. Er legte eine nochmalige feierliche Erklärung von der Unschuld Jesu ab. Aber in den beiden Worten, die von hier an öfters wiederkehren: „züchtigen und loslassen" liegen schon die ersten Schritte, die das ungerechteste Urteil vorbereiten. — Da nun Pilatus sieht, daß seine Bemühungen vergeblich sind, und das Getümmel nur immer größer wird, gedenkt er dem Volk genug zu thun. Durch das Händewaschen deutet er dem Volk seinen Entschluß an, Jesum kreuzigen zu lassen, lehnt aber die Verantwortung für die Verurteilung dieses Unschuldigen von sich ab und weist sie den Juden zu. Jetzt bereitet

Pilatus die Kreuzigung vor. Die Hinrichtung wurde mit der Geißelung eingeleitet, jener grausamen Marter, durch welche der Leib mit bleibeschwerten Riemen blutig zerfleischt wurde. Darin sieht das Volk ein Zeichen, daß er ihn kreuzigen lassen will. Pilatus hatte aber dabei noch seinen früheren Vorschlag, Jesum loszulassen, im Sinne. Mit einer Dornenkrone auf dem Haupte, einem römischen Soldatenmantel um die Schultern, blutig geschlagen und mißhandelt, läßt er Jesum vors Volk führen, in der Erwartung, es werde Mitleid haben. Sollte dieses Jammerbild nicht Mitleid erregen? „Sehet, welch ein Mensch!" rief er aus. Aber Pilatus hat sich getäuscht. Statt Mitleid hat die Leidensgestalt nur neuen erhöhten Haß hervorgerufen. Und nun rücken sie endlich mit dem eigentlichen und wahren Anklagepunkte heraus: „Wir haben ein Gesetz und nach dem Gesetz soll er sterben, denn er hat sich selbst zu Gottes Sohn gemacht." Als wollten sie sagen: „Es kümmert uns jetzt nicht mehr, ob du ihn nach deinem Gesetz für schuldig oder unschuldig befindest, sondern es handelt sich hier um unser Gesetz. Sie wußten es wohl und pochten darauf, daß der Landpfleger vertragsmäßig ihr Gesetz und ihre Religion zu respektieren habe. Aber das hatten sie weder gewüßt noch geahnt, daß dieser Heide ein Ohr haben werde für das Seltsame ihrer Anklage: „Er hat sich selbst zu Gottes Sohn gemacht." Denn Johannes berichtet: „Da Pilatus das Wort hörte, fürchtete er sich noch mehr," als das bisher schon bei ihm der Fall gewesen war. „Also ist er vielleicht ein Göttersohn," denkt der Heide, und ich habe ihn mißhandeln lassen und stehe im Begriff, ihn zu verurteilen? Pilatus geht in das Richthaus und führt Jesum mit dahin; das Auditorium vor dem Richthaus ist ihm zu profan, um die Sache vor ihm zu erörtern. Hier im Richthause thut er nun die tiefste und beste Frage, die er in dem ganzen Verhöre überhaupt gethan hat: „Von wannen bist du?" Ich nenne es eine tiefe Frage; denn daß sich Pilatus hier nicht nach Jesu irdischer Abkunft, nach seiner Orts- und Landeszugehörigkeit erkundigt, liegt klar auf der Hand, da er ja schon vorher gehört hatte, Jesus sei aus Galiläa. So kann sich die Frage nur auf Christi höhere Abkunft beziehen. Der Sinn der Frage ist einfach der: „Gehörst du dem Himmel an oder der Erde, bist du Gott oder bloßer Mensch?"

Jesus antwortet nicht darauf, weil Pilatus schon früher auf sein Zeugnis Joh. 18, 36 u. 37 nicht gehört hat, sondern unempfänglich für die Wahrheit sich zeigte und auch jetzt nicht aus Heilsbegierde, sondern nur aus Furcht fragte. Jetzt mußte Pilatus erst einmal handeln, wenn er ein Mann war. Jetzt mußte er erst das wiederholte: „Ich finde keine Schuld an ihm, ich will ihn freigeben" vom Richtplatz aus als endgültigen Urteilsspruch verkündigen. Der Herr schweigt also, was den Amtsstolz des Pilatus beleidigt. Er giebt dem Herrn zu bedenken, daß er Gewalt über Leben und Tod habe. Jesus erwidert ihm, von oben herab sei ihm Macht über ihn gegeben; weil er aber das nicht wisse, darum sei seine Sünde nicht so groß als die des Kaiphas

und seiner Genossen. Zuvor schon ergriffen von der himmlischen Würde und Sanftmut des von ihm verhöhnten und geschlagenen unschuldigen Mannes, der des Pilatus Schuld noch mildert, packt ihn aufs neue ein mächtiger Eindruck; er mag ahnen, von wannen Jesus sei, der am Ende doch ein Göttersohn sein konnte. Pilatus will ihn jetzt einfach freigeben. Da ließen die Hohenpriester die Maske fallen. Es handelt sich einfach um die Frage: Willst du unsern Willen thun oder nicht? Im Verneinungsfalle kennen wir den Weg zum Kaiser. Pilatus wußte, daß seine Stellung beim Kaiser keine gute und gesicherte war, denn seine bisherige Amtsführung gab zu allerlei nicht unerheblichen Klagen Anlaß. Er fürchtet den Zorn und die Ungnade des grausamen und argwöhnischen Kaisers Tiberius mehr als den Zorn der unbekannten Götter. Er besteigt den Richterstuhl. Voll Ingrimm über die Juden, die ihm den unseligsten Tag seines Lebens bereitet haben, höhnt er sie: „Sehet, das ist euer König," solch einen jämmerlichen König verdient ihr elenden Juden. Sie schrien: „Weg mit dem, kreuzige ihn." Er höhnt sie abermals: „Euren König soll ich kreuzigen?" Die Hohenpriester aber antworteten: „Wir haben keinen König, denn den Kaiser!" Es gilt ja Jesum zu töten; darum können sie auch einmal große Anhänglichkeit an den verhaßten römischen Kaiser heucheln.

Nun dringen sie durch mit ihrem Geschrei, und Pilatus verurteilte ihn zum Kreuzestode.

Es muß uns wundern, daß das Volk, das vor wenig Tagen noch Hosianna gerufen, jetzt nicht nur nichts zu Jesu Rettung thut, sondern sogar den Tod mit Ungestüm fordert. Allein wir werden ein solches Verhalten erklärlich finden, wenn wir erwägen, daß das Volk einen irdischen König erwartete und von den Mitgliedern des Synedriums gelenkt wurde. Als Jesus so feierlich in Jerusalem einzog, da glaubte die Menge, jetzt sei der Zeitpunkt gekommen, wo er mit der Gründung eines irdischen Reiches hervortreten werde. Als er aber dieses nicht that, als er vielmehr aufs tiefste erniedriget wurde, da sahen sich die Juden getäuscht und an die Stelle der Begeisterung trat Erbitterung.

Werfen wir auch noch einen psychologischen Rückblick auf Pilatus.

Es gehört zu den anbetungswürdigsten Wegen der Vorsehung Gottes, daß gerade in der Zeit, in welcher Christus sterben mußte, in Judäa ein Mann an der Spitze der Regierung stand, der in jeder Hinsicht ganz besonders geeignet war, in seiner Unwissenheit ein Diener des Ratschlusses Gottes zum Heile der Welt zu sein. Einerseits empfänglich genug, um die Wahrheit zu erkennen, mutig genug, um sie auszusprechen und zu verschiedenen Malen die Unschuld des Herrn feierlich und öffentlich zu bekennen, gewissenhaft genug, um keinen Versuch zur Rettung des Herrn zu unterlassen; anderseits aber auch so schwach, daß er die Ehre bei den Menschen lieber hatte, als die Ehre bei Gott, und so selbstsüchtig, daß das Statthalteransehen ihm mehr am Herzen lag, als das Recht der Unschuld — man fühlt es, gerade ein solcher Mann mußte der weltliche Richter sein, unter dem der Richter der Welt den Tod erleiden sollte.

Das Beispiel des Pilatus in betreff des Nachgebens dem Volke gegenüber läßt uns eine wichtige Wahrheit für unser öffentliches Leben erkennen, die mehr beherzigt werden sollte.

Es ist nämlich gefährlich, die Volksstimme über die höchsten Lebensfragen, über Wahrheit entscheiden zu lassen. Die Leidensgeschichte legt einen erschütternden Protest ein gegen das bekannte Wort: „Des Volkes Stimme ist Gottes Stimme!“ während sie dagegen des Dichters Wort kräftig bestätigt:

„Was ist Mehrheit? Mehrheit ist Unsinn,
Verstand ist stets bei Wen'gen nur gewesen;
Der Staat muß untergehn, früh oder spät,
Wo Mehrheit herrscht und Unverstand entscheidet.“

Noch zweimal tritt uns Pilatus in der Geschichte des Herrn entgegen.

1. Als Pilatus die Überschrift schreiben ließ, so wurde bei dieser Gelegenheit der in den wichtigsten Dingen so wankelmütige Mann auf einmal fest und entschieden. Aber auch diese scheinbare Charakterfestigkeit ist nicht auf seine Rechnung zu schreiben. Denn ohne sein Wissen mußte Pilatus hier als Werkzeug dienen, daß so in den drei Weltsprachen allem Volk bezeugt werde, wer Jesus sei. Darum ließ es auch Gott nicht zu, daß Pilatus die Überschrift ändere, als die Hohenpriester eine Änderung verlangten.

2. Es ist Abend geworden. Jesus hatte seinen Geist ausgehaucht und ihn befohlen in seines Vaters Hände. Da kommt ein Mann, Joseph von Arimathia, in den Palast und erbittet sich den Leichnam des Gekreuzigten. Und am andern Morgen kommen die Hohenpriester und erbitten sich von Pilatus eine Wache. Pilatus hat beides bewilligt — dem Joseph den Leichnam, den Hohenpriestern die Hüter — und es will uns bedünken, es seien beide Parteien zu einem müden, gebrochenen, willenlosen Mann gekommen.

Die alten Schriftsteller versichern, daß Pilatus dem damaligen römischen Kaiser Tiberius einen Bericht über das Leben und den Tod Jesu erstattet habe; aber diese Darstellung, die unter dem Namen „Akten des Pilatus“ bezeichnet wird, ist verloren gegangen.

Drei und ein halbes Jahr später, gegen Ende des Jahres 36, finden wir Pilatus wieder und zwar in Rom, abgesetzt und vom samaritanischen Senat und von Vitellius, dem Statthalter von Syrien, des Mordes angeklagt, begangen an Samaritern auf dem Berge Garizim, und wir erkennen schaudernd die Wahrheit des bekannten Dichterwortes: „Das ist der Fluch der bösen That, daß sie fortzeugend Böses muß gebären.“ Wie den Judas, so hat auch Pilatus die göttliche Gerechtigkeit erreicht, die sich nun einmal nicht spotten läßt.

An das Lebensende des Pilatus knüpfen sich verschiedene Sagen. Nach seiner Verurteilung in Rom soll er nach Vienne im südlichen Frankreich geschickt worden sein. Wenig bekannt dürfte wohl ein Gespräch sein, welches der Verbannte dort mit einem ihn besuchenden

Freund gehabt haben soll. Dieses Gespräch findet sich in einer Chronik vom Jahre 1615. Dieser Freund, Albinus mit Namen, beginnt folgendermaßen: „Viele Jahre sind verflossen, seitdem wir uns getrennt haben." „Wohl viele Jahre," seufzt Pilatus, „aber verflucht sei der Tag, an dem ich als Statthalter nach Judäa gesandt wurde." „Nun, was hast du gethan?" entgegnete Albinus. „Des Kaisers Ungerechtigkeit hat dich nach Vienne verbannt? Weshalb? Hast du etwa römische Bürger ans Kreuz geschlagen? Oder Erpressungen dir zu Schulden kommen lassen? Hast du Judäa bedrückt, oder Mordthaten begangen?" Pilatus antwortete: „All mein Unglück fließt aus dem Tod eines Nazareners."

Pilatus ist später wieder nach Rom gekommen. Die Sage erzählt ferner, daß Pilatus, vom Kaiser Caligula bedroht, sich entleibt habe. Der Kaiser habe seinen Leichnam in die Tiber werfen lassen, aber Ungewitter und Überschwemmung seien die Folgen davon gewesen. Deshalb habe man den Körper wieder herausgezogen und ihn bei Vienne in die Rhone geworfen. Und als auch sie hier wieder Sturm erregte, habe man sie in den Alpen in den kleinen Pilatussee (6700 Fuß über dem Meere) versenkt. An den jähen abschüssigen Felsen zeigt man Spuren von Teufelsklauen, indem der Teufel des Pilatus Leiche jährlich am Karfreitag in eisernen Ketten aus dem See schleppe und auf einen Thron setze, auf dem er sich die Hände wasche.

Ich bin am Schluß. So sehr auch die Handlungsweise dieses Mannes vom göttlich-gesetzlichen Standpunkte aus zu verurteilen ist, so sind uns doch einzelne Züge im Charakter dieses Heiden entgegengetreten, um derentwillen man ihn eher bemitleiden, als verdammen möchte. Ein *ganzer* Mann ist er nicht gewesen, aber auch kein von Grund des Herzens aus ganz schlechter. Wie es damals um das ganze römische Weltreich aussah, so sah es auch um diesen einzelnen Vertreter dieses Reiches aus: es war nichts Ganzes, nichts Innerliches, nichts Festes mehr. Die Zweifelsucht war das Ende der alten Weltweisheit und die religiöse Gleichgültigkeit das Ende des damaligen sittlichen Lebens. Und wir wollen den Heiden nicht härter beurteilen, als es ein Petrus gethan hat, wenn er im Rückblick auf jene denkwürdigen Tage gesprochen hat: „Gott hat sein Kind Jesum verklärt, welchen ihr überantwortet und verleugnet habt vor Pilato, *da derselbe urteilete, ihn loszulassen.*" Apg. 3, 13.

Wenn du zu den Wunden- und Leidensmalen Jesu Christi deine Zuflucht nimmst, so wirst du darin in allen Leiden und Anfechtungen große Stärke finden; wirst um die Schmähungen der Menschen dich weniger kümmern und die Lästerworte der Verleumder leichter ertragen.

Autorität und Individualität.*)

Vortrag, gehalten von Joh. L. Nülsen, Prof. der Theologie, vor der graduierenden Klasse des deutschen Wallace-Kollegiums in Berea, Ohio.

geehrte Verfasser war bis vor kurzem Professor an dem bekannten Wesleyan College in Warrenton, Mo., und siedelte im Lauf des letzten Jahres nach Berea über. Er ist zugleich Mitredakteur der „Deutsch-Amerikan. Zeitschrift für Theologie und Kirche", herausgegeben in Warrenton, Mo.

Der Vortrag ist in kleinem Format erschienen und umfaßt nicht ganz 27 Seiten. Wer den Titel liest, bekommt keine Ahnung von dem wundervollen Inhalt dieses schönen Vortrags. Wir können ihn einen religions-philosophischen Vortrag edelster Art nennen. In klarer, aber doch tiefer (es ist keine leichte Speise) und knapper Sprache führt der Verfasser einen Weg hinweg von der Autorität zur vollen und freien Entwicklung der Individualität. Dann zeigt er, wie die Individualität trotzdem sich nur frei entwickeln und in voller Kraft entfalten kann, wenn sie die ihr gesetzten Grenzen der Natur- und Weltordnung erkennt und ihnen frei sich einordnet in freiem Gehorsam, und so führt er denn die Individualität wieder zurück zur Autorität. Doch folgen wir ihm in aller Kürze auf diesem Gange.

Zur trefflichen Orientierung auf dem Wege dienen die Überschriften über den einzelnen Abschnitten des inhaltsreichen Vortrags.

1. Kampf zwischen Autorität und Individualität erhebt sich, sobald der Mensch anfängt selbständig zu denken und zu beobachten; da fallen anererbte, anerzogene, angelernte Begriffe und der Mensch muß sich losringen von der äußeren Autorität des Lehrers, des Buches, der Erzieher und für sich selbst denken lernen. Da geschieht es denn leicht, daß alles ins Schwanken gerät, was bisher fest zu stehen schien. Und das nicht nur auf dem Gebiet der sogenannten empirischen Wissenschaften, sondern auch auf den höchsten Lebensgebieten der Moral und der Religion.

2. Die ethischen Grenzen der Individualität werden von modernen Denkern niedergerissen: „Gut" und „böse" sollen nur noch relative Begriffe sein; feststehende Grundsätze des sittlichen Handelns gelten dem sich selbst vergötternden, schrankenlosen Individualismus nichts mehr. Der Modephilosoph Friedr. Nietzsche ruft der freiheitstrunkenen Welt zu: Gott ist tot — du selbst bist Gott!

3. Eine neue Weltanschauung bildet sich unter dem teils unbewußt, aber nur desto gefährlicher wirkenden, ätzenden Seelengift dieser Höllenphilosophie, die den Umsturz aller sittlichen und religiösen Begriffe bewirkt. Demut, Liebe, Bescheidenheit, Selbsthingabe werden verhöhnt und verlästert von genanntem Philosophen, wie der Satan selbst es nicht besser thun kann. Und diese Höllenmoral der neuen

---

*) Separat-Abdruck aus „Der Christliche Apologete." Curts & Jennings, Cincinnati, O., 1899. Preis 10 Cts.

Philosophie durchdringt immer weitere Kreise. Ist's da nicht gefährlich, wenn die Erziehung der Jugend sich das Ziel setzt, dieselbe zur Entfaltung der Individualität zu führen? Wird sie nicht dadurch dieser durchaus gefährlichen Strömung entgegengeführt? Kann man, wenn man die Jugend zum freien Denken anleitet, irgendwo dem Denken eine Grenze setzen, ein Halt zurufen? Kann man das Gebiet des Handelns, des Rechtes, der Religion dem freien Denken verbieten? Und wenn nicht: Giebt's dann überhaupt irgendwo noch Autorität?

Eine unleugbare Autorität, vor der auch jeder Titane sich beugen muß ist

4. die Autorität des Todes: Herren und Sklaven, „Übermensch" und „Herdentier" werden von seiner knöchernen Hand niedergeschlagen. Der Tod aber ist nur das letzte Glied einer ganzen Kette von Gesetzen, die mit eiserner, unentrinnbarer Gewalt mein Leben beherrschen, deren geringste Übertretung unerbittlich die Strafe auf mein Haupt herniederzieht. Wo bleibt da die Freiheit? Worin besteht sie? „Die Grundbedingung meines körperlichen Wohlseins ist die Anerkennung der großen Naturordnung, von welcher ich ein verschwindend kleiner Teil bin." Je besser der Mensch diese Unterordnung erkennt und sich ihr fügt und anpaßt, um so freier wird er von Leiden und Schmerzen. Und im höheren Lebensgebiet der Moral und Religion ist da etwas, das analog dem eisernen Naturgesetz dem Menschen als geistige und geistliche Lebensordnung gegenübersteht? „Leben heißt: Das Gesetz seines Wesens erfüllen", und dieses Gesetz ist

5. die göttliche Weltordnung, welcher höchsten Autorität kein noch so stolzer Geist entrinnen kann. Der „Übermensch" F. Nietzsche vegetiert in der Nacht unheilbaren Wahnsinnes dahin. „Für den Denkkräftigen giebt es bei dem heute erreichten Grade und Umfang der Welterkenntnis nur eine Philosophie, die ihn vor Verzweiflung und Wahnsinn bewahren kann, das ist die des Theismus und des Unsterblichkeitsglaubens." (Jentsch.) Die Anerkennung Gottes als Schöpfer und der göttlichen Schöpferautorität, das ist der erste unerschütterliche Grundsatz aller christlichen Weltanschauung. In den göttlichen Willen hineinzuwachsen, ihm frei zu gehorchen, das ist das Lebensgesetz der Individualität. Warum und woher aber jenes unreife Sichlosreißenwollen von der göttlichen Lebensordnung? Das ist kurz gesagt: die Sünde, in welcher uns fremde, von Gott abführende Kräfte sich geltend machen. Dieses Gottfremde und -feindliche in sich zu bekämpfen und zu überwinden, was uns zu Gott hinführt, in sich zu pflegen und zu stärken: das ist der zweite Grundsatz der christlichen Weltüberzeugung. Auf diesen beiden Säulen ruht das ganze Gebäude der christlichen Moral und Religion. Aber wie tritt im Christentum uns diese göttliche Autorität entgegen?

6. Die höchste Verkörperung aller Autorität tritt nicht als ein Gesetz oder als abstrakter Grundsatz uns entgegen, sondern als ein Leben, als eine Person, die liebes- und lebens-

warm mit dem Wort: folge mir! uns mit einer unantastbaren, sittlichen Hoheit und Majestät gegenübertritt in der Person Jesu Christi. Sein Bild prägt er ein allem und jedem, das sich frei ihm hingiebt und führt so zur Freiheit von dem Staub und Schmutz des Gemeinen. Der freie Drang der Liebe zu ihm führt so zur freiesten und vollsten Entfaltung des eigensten Wesens. Er ist nicht nur Vorbild, er ist Urbild der Menschheit, er ist

7. der vollkommene Typus, nach welchem jede Menschenindividualität sich gestalten muß, wenn sie zur eigenen Vollendung kommen soll; und das ist und kann er nur sein, weil in ihm die Fülle der Gottheit wohnt.

Ist nun demnach Christus die Autorität unseres Handelns, so erhebt sich die Frage: ist

8. Christus auch die Autorität unseres Denkens? Sicherlich ist er es auf dem Gebiet der Moral und Religion. Und eben dadurch befreit er von der Vormundschaft einer das freie Denken und Forschen durch Glaubensgesetze knebelnden Kirche. Allein diese Freiheit des Forschens, der Wissenschaft und des Gewissens, wie sie von der protestantischen Kirche anerkannt wurde, hat eben den klaffenden Zwiespalt zwischen Glauben und Wissen herbeigeführt. So erhebt sich die Frage:

9. Giebt es eine Trennung des intellektuellen vom religiösen Leben? Kann man unbeschadet der Herzensstellung zu Christo die biblischen Berichte über die Geschichtsthatsachen des Neuen Testaments verwerfen und der modernen Aufklärung huldiden, die in Theologie und Naturwissenschaft sich breit macht? Dadurch würde ein Zwiespalt in das menschliche Leben hineingetragen, der zu einer Verletzung der Lebensbedingung würde. Wohl ist ein Unterschied zwischen dem natürlichen und dem religiösen Wissen vorhanden, nicht aber ein Gegensatz. Derselbe Gott waltet in Natur und Geschichte, der in unserem Gewissen sich als höchste Autorität kundgiebt. Daher muß die Religion das beherrschende Zentrum auch unseres Forschens nach Erkenntnis sein. Im Gebiet des Sittlich-Religiösen ist Jesus Christus die Autorität auch unserer Erkenntnis, denn er ist die Wahrheit, die verkörperte Wahrheit. Aber auch im Reich der Schöpfung ist die Wahrheit in den Werken Gottes verkörpert, nur ist unsere Erkenntnis dieser Wahrheit gar blöde, mangelhaft und stückwerkartig. Darum geziemt dem Menschen Bescheidenheit. Nicht mit dogmatischen Machtsprüchen soll etwa der Christ den Irrtümern entgegentreten, sondern vielmehr sich anspornen lassen zu um so schärferem Suchen und Forschen, dann wird stets der Irrtum von der Wahrheit besiegt.

Ein besonderer Tummelplatz der von Gottes Autorität losgerissenen Individualität ist aber heutzutage die Bibel. Das führt den Verfasser schließlich zum letzten Absatz:

10. Autorität und Individualität auf dem Gebiete der Bibelwissenschaft. Da stehen sich gegenüber die schrankenlose Willkür aufgeblasener Professorenweisheit, die aufs Härchen austüfteln will, aus welcher Quelle jedes einzelne Versdrittel herstammt und welche Wörter ein späterer Redactor eingeschmuggelt hat; und die strenge Buchstabengläubigkeit, der auch jeder aus dem Zusammenhang gerissene Satz ein göttliches Orakel ist. Wie da sich hindurchfinden?

Christozentrisch muß die Schrift studiert werden, von ihm aus erhellt sich die Peripherie. Da wirken die litterarischen Untersuchungen, als zwar notwendige, aber doch nebensächliche Thätigkeiten, nicht mehr beängstigend aufs Herz und affizieren die Stellung zu Christo nicht, solange mir das Bild vom Ganzen der göttlichen Heilsthatsachen und dem Gange der Offenbarung so feststeht, wie er und seine Jünger es uns mitgeteilt haben.

Auch die Kritik kann weder durch Ignorieren, noch durch Konferenzbeschlüsse oder Gerichte überwunden werden, sondern nur durch um so eifrigeres Forschen nach der Wahrheit. Und „wenn nun auch bei dem fortschreitenden Verständnis der menschlichen Vermittelung der göttlichen Wahrheit uns Erkenntnisse werden, welche von der Auffassung unserer Väter und von der Überlieferung in manchen Äußerlichkeiten abweichen [und im Vergleich zu dem Zentrum Christus ist alles andere = Peripherie, Äußerlichkeit, D. R.], so brauchen wir deswegen kein ängstliches Geschrei zu erheben. Was immer dazu beiträgt, uns das unendliche Liebeswalten des himmlischen Vaters mit den armen Menschenkindern verständlicher zu machen, was uns hilft, Christum besser zu erkennen, ihn uns näher zu bringen und uns ihm, das begrüßen wir mit Freuden. Denn das ist ja doch das Ende alles Schriftstudiums, daß sein Licht und seine Klarheit mehr und mehr uns erleuchtet, so daß unser Handeln, aber auch unser Fühlen und Erkennen, in ihm aufgeht und in ihm seinen Höhepunkt erreicht."

So führt der geehrte Verfasser uns in raschem Fluge den erkenntnis-theoretischen Weg von der Autorität zur Individualität, von ihr zurück zur Autorität und durch legale Anerkennung dieser zur höchsten Entwicklung und Vollendung der Individualität. Wir können nur sagen: Nimm und lies! H.

Christus wollte leiden und verschmäht werden, und du wagst es, dich darüber zu beklagen? Christus hatte seine Widersacher und du willst alle Menschen zu Freunden haben? Wofür sollte denn deine Geduld gekrönt werden, wenn sie nicht dulden will, oder ihr keine Widerwärtigkeit begegnen darf? Wenn du nichts Widriges leiden willst, wie kannst du denn ein Freund Christi sein? Dulde also mit Christus und für Christus, wenn du mit Christo herrschen willst! (2 Tim. 2, 11 u. 12.)

Der vierte Korintherbrief.

Vorliegender Aufsatz ist veranlaßt durch die Lektüre des Buches von A. C. McGiffert: "History of Christianity at the Apostolic Age." Dasselbe hat bekanntlich in der amerikanisch-theologischen Welt großes Aufsehen gemacht und viel Widerspruch hervorgerufen. Es ist jedenfalls eine der bedeutenderen Erscheinungen in der theologischen Litteratur dieses Landes. Es sind hauptsächlich die Resultate deutscher theologischer Forschung, die in selbständiger Verarbeitung hier den amerikanischen kirchlichen Kreisen in klarer, zugleich populärer Darstellung vorgelegt werden. Abgeneigt gegnerische Beurteiler mögen sagen, es sei eine Ablagerung aller möglichen Fündlein, die die berüchtigte kritische Theologie Deutschlands in den letzten Jahrzehnten aufgebracht. Es kann indessen auf einem Gebiete, welches, sozusagen, so durchackert ist, wie das der neutestamentlichen Geschichte, keineswegs als ein Zeichen von Unselbständigkeit angesehen werden, wenn ein Bearbeiter in den Spuren von Vorgängern geht. Was den Inhalt betrifft, so wird man die Behauptung des Verfassers unbeanstandet lassen müssen, daß die Absicht, welche ihn bei Abfassung desselben geleitet, positiv und nicht negativ, aufbauend und nicht destruktiv gewesen sei, wenngleich von manchen beanstandet werden wird, daß die Ausführung mit der Absicht übereinstimme.

Die kritische Behandlung der heiligen Schriften ist der Natur der Sache nach immer eine einseitige, sie setzt eine Abstraktion voraus, ein zeitweiliges Absehen von dem Charakter, welchen die Schrift für die Kirche hat und haben muß: „Was zuvor geschrieben ist, das ist uns zur Lehre geschrieben, auf daß wir durch Geduld und Trost der Schrift Hoffnung haben," und: „Alle Schrift, von Gott eingegeben, ist nütze" 2c. Sie erscheint gewissermaßen als eine Art Vivisektion, als die Mißhandlung eines lebensvollen Ganzen zum Zweck der Gewinnung relativ unbedeutender und unsicherer Erkenntnisse. Daher ruft sie beim Nichttheologen leicht Mißbehagen hervor, daß er denkt: Haben denn die Theologen nichts Besseres mit der Schrift zu thun, als daß sie die Überzeugungen, die die Kirche seit Jahrhunderten von der Entstehung ihrer Schriften gehabt hat, anfechten? Dessenungeachtet ist die Arbeit der kritischen Theologie, die sich das Ziel gesteckt hat, ein geschichtliches Bild von der Entstehung der Kirche und ihres Schriftentums zu gewinnen, eine notwendige und in ihrem Endergebnis segensreiche.

Ein Buch ist nicht bloß dann gut, wenn jedermann den in ihm aufgestellten Behauptungen zustimmen muß, sondern auch schon dann, wenn man durch seine Lektüre sich angeregt fühlt, sich mit ihm auseinanderzusetzen, seine Resultate nach selbständiger Untersuchung sich anzueignen oder abzulehnen, und solche Anregung ist um so förderlicher, wenn das Material, auf Grund dessen die Behauptungen auferbaut sind, nicht entlegen, sondern jedermann zugänglich ist; dies ist hier der Fall, wo das Material fast ausschließlich dem Neuen Testamente zu

entnehmen ist. Aus der Fülle des Materials sei diesmal die Darstellung der Wirksamkeit Pauli in Korinth herausgegriffen und die These, um deren Erwägung es sich hier handeln soll, von vornherein namhaft gemacht. McGiffert behauptet nach dem Vorgange von Hausrath, daß die vier letzten Kapitel des zweiten Korintherbriefes, Kap. 10—13, einen eignen Brief für sich bilden oder vielmehr das Fragment eines eignen Briefes bilden, der vor dem ersten Teile des zweiten Briefs, vor Kap. 1—9, nach Korinth gesandt worden sei. Paulus hat nachweisbar vier Briefe nach Korinth geschrieben. Auf den ersten derselben ist hingewiesen 1 Kor. 5, 9: „Ich schrieb euch in dem Briefe, nicht Gemeinschaft zu haben mit Hurern." Diese Notiz kann nicht auf den Inhalt der ersten Kapitel des Briefs bezogen werden, in denen keine solche Warnung enthalten ist; sie bezieht sich also auf einen verloren gegangenen Brief. Der zweite liegt uns vor unter dem Namen des „ersten Korintherbriefes". Auf einen dritten Brief wird hingewiesen 2 Kor. 2, 3—9. Derselbe muß zu seinem Inhalte eine Strafverhängung über ein unwürdiges Glied der Gemeinde gehabt haben. Diesen Brief versuchen verschiedene Ausleger in 1 Kor. zu finden und unter dem Gegner, dem Paulus wieder Verzeihung anbietet, den in 1 Kor. 5 erwähnten Blutschänder zu sehen; aber da diese Annahme zu manchen gezwungen klingenden Auskünften nötigt, so wird von den meisten dieser Brief als dritter, ebenfalls verloren gegangener gezählt. Der vierte liegt dann vor als „zweiter Korintherbrief". Nach Hausraths und McGifferts Annahme ist nun jener dritte Brief nicht verloren, sondern wenigstens zu einem bedeutenden Teile erhalten in 2 Kor. 10–13.

Die Situation, aus welcher der erste Korintherbrief geschrieben ist, ist, wenn man denselben für sich allein betrachtet, hinreichend klar und durchsichtig, und nur wenn man die Angaben des zweiten Briefs zu denen des ersten in Beziehung setzen will, entsteht eine Unsicherheit. Dieselbe betrifft die Beurteilung der in der Gemeinde gebildeten Parteien. Durch „die von Chloes Gesinde" waren dem Apostel Nachrichten von den in der Gemeinde entstandenen Streitigkeiten zugegangen. Die Entstehung solcher Parteien war gewissermaßen naturgemäß, in dem Charakter und den Schicksalen der Gemeinde begründet. Schon von einem einheitlichen Volkscharakter der Gemeinde konnte in der zweimeerigen Weltstadt, wo Ost und West einander begegneten, nicht die Rede sein, Korinth war kaum eine spezifisch griechische Stadt zu nennen, sondern seine Bevölkerung war ein Völkergemisch, und an dieser Mannigfaltigkeit der Zusammensetzung hat sicher auch die Gemeinde teilgenommen. Das Zagen, mit dem der Apostel den Boden dieses Sodom betreten, hat er in Kühnheit des Glaubens überwunden, und obwohl er wußte, daß die Juden nach Wundern und die Griechen nach Weisheit fragten, hat er keine Accommodation an irgend einen Geschmack gesucht, sondern auf alle menschlichen Mittel der captatio benevolentiae verzichtend, hat er nichts andres sein wollen, als ein Zeuge der Thatsache: Jesus der Gekreuzigte ist der Messias. Nach ihm kam der

Alexandriner Apollos, dessen wahrscheinlich kunstmäßigere und rednerisch ausgeschmückte Form mit ihrer tiefsinnig erscheinenden allegorischen Schriftauslegung einem großen Teile der Korinther wahlverwandter erschien als die schlichte und herbe Weise des Paulus. Allerdings bestand zwischen der Predigt des Apollos und der des Paulus kein prinzipieller Unterschied, Paulus hat gepflanzet, Apollos hat begossen, und so kann sich die Vorliebe der Parteien für den einen und den anderen nur auf Äußerlichkeiten, auf einen Gegensatz des Geschmackes, gegründet haben, aber daß eben eine bloße Differenz des Geschmackes, der persönlichen Liebhaberei zu Streitigkeiten führen konnte, das zeugt von einer Überschätzung des Äußeren gegenüber dem Inneren, der Form gegenüber dem Inhalt. Es ist auch ganz natürlich, daß diese die Schranken maßvoller Beurteilung überschreitende, mit Leidenschaftlichkeit geltend gemachte Parteinahme für den älteren oder den neueren Lehrer auch Anregung zu weiterer Gruppierung gab. Wohl war die Gemeinde im ganzen eine Stiftung Pauli, so daß er sich als Vater derselben bezeichnen kann, aber höchstwahrscheinlich gab es in ihr doch Judenchristen, welche schon vor ihrer Begegnung mit Paulus zum Christentum bekehrt oder wenigstens mit den Anschauungen der Urgemeinde bekannt geworden waren und wußten, in welch hohem Ansehen Petrus in derselben stand. Für diese lag es dann sehr nahe, daß sie in dem Streite der Meinungen über den Vorrang des Paulus oder des Apollos gleichfalls ihr Urteil äußerten und erklärten: Wenn sich's darum handelt, wer sich des besten Führers zu rühmen hat, so kennen wir einen von unbestrittenster Autorität, das ist der Führer der Urgemeinde, Petrus. Und ebenso nahe lag es, daß dann eine vierte Ansicht laut ward, von solchen vertreten, die kraft ihrer christlichen Freiheit und Selbständigkeit glaubten, sich über all den Autoritätsstreit hinwegsetzen und jeder Führerschaft entraten zu dürfen, und die daher erklärten: Wir erkennen gar keine Autorität an, wir sind selber so gut wie Paulus und Apollos und Petrus, in dem neuen Reiche giebt's keine Rangstufen, wir sind alle Christi.

Der Satz: „wir sind Christi," entspricht ja in seinem richtigen Verständnisse ganz dem Sinne Pauli; sagt er doch selbst: „Niemand rühme sich eines Menschen. Es ist alles euer, es sei Paulus oder Apollos, es sei Kephas oder die Welt, es sei das Leben oder der Tod, es sei das Gegenwärtige oder das Zukünftige, alles ist euer, ihr aber seid Christi." Dessenungeachtet ist ja sicher, daß Paulus in seinen Ermahnungen gegen die Streit- und Parteisucht (Kap. 1—4) nicht jene vierte Richtung gelobt und als Muster hingestellt hat, sondern das tadelnde Wort Kap. 1, 12 klingt offenbar so, als sollen alle vier Parteirufe auf gleiche Wertung gestellt werden; das: „wir sind Christi," ist im Sinne jenes Verses ebenso bedrohlich für die Einheit des Glaubens und der Liebe wie das: „wir sind Pauli" oder „wir sind Kephas". Auf der andern Seite zeigt aber auch eine Durchsichtung der ersten vier Kapitel nichts davon, daß Paulus gegen eine ihm besonders feindselig gesinnte Parte

zu polemisieren gehabt hätte. Bei weitem das Wichtigere erscheint ihm in diesen Anfangskapiteln, daß er dem drohenden Streite zwischen Paulinern und Apollinern vorbeuge (cf. 4, 6), auf die Existenz einer petrinischen und einer christinischen Partei ist in jenen Kapiteln gar keine weitere Rücksicht genommen.

Es hat daher nur zur Verwirrung gedient, wenn man zur Beurteilung des Charakters der Parteien aus den Angaben des zweiten Korintherbriefes Licht zu gewinnen gesucht hat. Aus dem zweiten Briefe lernen wir, daß fremde (wahrscheinlich pharisäische 2 Kor. 11, 22) Sendlinge mit Empfehlungsschreiben (3, 1) (wahrscheinlich von Jerusalem) in Korinth angekommen sind und sich in den Wirkungskreis des Apostels einzudrängen gesucht haben. Sie haben die apostolische Autorität Pauli bestritten, um dagegen das Ansehen der Urapostel, das Privilegium Israels im Messiasreiche, die Notwendigkeit eines handgreiflichen Buchstabengesetzes zur Geltung zu bringen. Man hat nun gefragt, unter welcher der vier Parteien, oder vielmehr unter welcher der beiden letzten, da die Pauliner und die Apolliner nicht in Betracht kommen können, die Anhänger dieser importierten Opposition zu suchen seien. Die meisten neueren Ausleger entscheiden sich dafür, daß unter den Anhängern des Kephas der judenchristliche Teil der von Paulus gesammelten Gemeinde, also die Vertreter der milderen judenchristlichen Richtung, zu verstehen, dagegen die fanatischen Paulusgegner in der christinischen Partei zu suchen seien, welche sich einer unmittelbaren Verbindung mit Christo, sei es durch persönlichen Umgang mit Jesu, sei es durch Gesichte und Inspiration rühmten. Man beruft sich hierbei nicht ohne scheinbaren Grund auf 2 Kor. 10, 7, wo Paulus es als ein Argument seiner Gegner anführt, daß sie sich darauf steifen, „Christo anzugehören.“ Das mag ja so sein, obwohl der Beweis der Identität jener 2 Kor. 10, 7 bestrittenen Gegner mit der 1 Kor. 1, 12 bezeichneten „Christuspartei“ immerhin nicht zwingend ist. Derjenige, von dem 2 Kor. 10, 7 handelt, ist einer von den „überhohen Aposteln“, ein von auswärts Hereingedrungener, der sich in der Gemeinde ein hohes Ansehen zu geben sucht, der sich übers Ziel hinaus rühmt in fremder Arbeit. In 1 Kor. 1, 12 ff. dagegen haben wir's mit Gliedern der paulinischen Gemeinde zu thun. In den vier Kapiteln des ersten Briefs warnt Paulus vor der satten hochmütigen Selbstüberschätzung, die sich durch jene Parteisucht, jene Neigung zum Kritisieren kundgiebt, da jeder sich selber um so vortrefflicher dünkt, je vornehmer der Parteiname klingt, den er sich beilegt. Diese Warnung vor Eingebildetheit gilt allen vier Parteien gleichmäßig, und der Apostel macht mit seinen Paulinern keine Ausnahme, sie sind ihm eben so tadelnswert wie die andern; allen gegenüber darf er auf sein eigenes selbstloses Wirken und Leiden hinweisen, um ihnen zu zeigen, daß ernstes, treues Bekennen zum Herrn und Wirken für ihn schon von selber die hochmütigen Gedanken austreiben würde. Wohl weiß der Apostel auch schon zur Zeit des ersten Briefes, daß er von seiten einzelner mißgünstigen und

übelwollenden Urteile ausgesetzt ist; es ist ihm „ein Geringes, daß er von ihnen gerichtet wird“, er weiß, „daß sich etliche aufblähen wider ihn, als getraue er sich nicht wieder nach Korinth zu kommen.“ Aber von einer gegen ihn gerichteten systematischen Opposition, von einem Versuche, das Band zwischen ihm und der Gemeinde zu zerreißen, von der Existenz einer „Christinerpartei“, die sich einer selbständigen vorzüglicheren Verbindung mit Christo rühmte, weiß der ganze erste Brief noch nichts. Es mag ja sein und ist sogar wahrscheinlich, daß dieselben Leute, welche nach dem Bericht von Chloes Gesinde sich nach keinem ihrer bisherigen Lehrer, sondern nur nach Christo nennen wollten, nachher um so bereitwilliger gewesen sind, „als kluge Leute die Narren zu ertragen“ und sich von den hergelaufenen Sendlingen, „den überhohen Aposteln,“ ins Schlepptau nehmen zu lassen; aber jedenfalls hat Paulus diesen Bericht der Sklaven Chloes nicht in dem Sinne verstanden und nicht verstehen können, als seien diese „Christusleute“ „falsche Apostel und trügliche Arbeiter, die sich zu Christi Aposteln verstellen,“ 2 Kor. 11, 13. Hätte er es so verstanden, dann würde seine Polemik in vier Kapiteln des ersten Briefs anders lauten.

Im übrigen sind die Verhältnisse, aus denen der erste Brief geschrieben und auf die er hinweist, völlig durchsichtig.

Zugestanden, daß das Maß, mit welchem der Apostel die Zustände seiner Gemeinde mißt, ein hohes ist, daß er an das Leben, in welchem der Glaube, der Christum angenommen, sich ausprägen soll, weitgehende Anforderungen stellt, so ist doch auf der andern Seite nicht zu verkennen, daß die Zustände der Korinthergemeinde auch mit dem gewöhnlichen Durchschnittsmaße unserer heutigen Gemeinden gemessen nicht sehr ideal erscheinen und die Nachwirkungen des Heidentums, auf dessen Boden die Gemeinde erwachsen, sehr spürbar sind. Diese schreienden Übelstände, denen gegenüber die selbstgefällige Überhebung übel angebracht ist, faßt der Apostel mit harter Hand an: „Euer Rühmen ist nicht fein.“ Die Zuchtlosigkeit in geschlechtlicher Beziehung, der sie als Heiden unbefangen gehuldigt, und mit der zu brechen ihnen nun schwer war, hatte ihn schon früher veranlaßt, eine besondere Ermahnung zur Keuschheit an sie ergehen zu lassen (1 Kor. 5, 9); man hatte, wie's scheint, die Forderungen des Apostels absichtlich überspannt, um dadurch die Möglichkeit und damit die Pflicht ihrer Erfüllung in Zweifel zu ziehen. Er wiederholt seine Forderungen mit Nachdruck und fordert oder verhängt vielmehr insonderheit die ernste Bestrafung eines besonders Ärgernis erregenden Übertreters. Zugleich rügt er den Mangel an christlichem Gemeingeist, an Bruderliebe, der sich in dem Hadern vor weltlichem Gerichte kundgiebt. Mit einer allgemeinen Rüge der sittlichen Erschlaffung und zusammenfassender sittlicher Ermahnung (6, 9—20) schließt der erste Teil des Briefes.

Der zweite Teil hat es denn vorwiegend mit der Beantwortung eines Briefes zu thun, den die Gemeinde als Ganzes an Paulus gerichtet. Da im Zusammenhange dieses Aufsatzes der reiche Inhalt

doch nur in kurzer Rekapitulation überblickt werden könnte, so sei nur auf die im Briefe erwähnten persönlichen Beziehungen hingewiesen. Schon vor Absendung seines Briefes hat Paulus den Timotheus nach Korinth gesandt (4, 17), und er spricht im Anfange des Briefes (4, 19) die Absicht aus, in Kürze selbst demselben nachzufolgen. Diese Absicht modifiziert er am Schlusse (16, 8), indem er die Gemeinde auf die Notwendigkeit, seinen Besuch zu verzögern, vorbereitet. Zwischen Anfang und Schluß des Briefs müssen daher wohl etliche Tage vergangen sein, in denen in Ephesus Vorfälle eintraten, die eine Verschiebung der Reise rätlich machten; desgleichen mögen auch in diesen Zwischentagen die beiden Korinther Stephanus und Achaicus (16, 17) angekommen sein, welche neuere Nachrichten brachten, aus welchen Paulus erkannte, daß mit einem kurzen, flüchtigen Besuche auf der Durchreise der Gemeinde nicht gedient sein würde, sondern daß ein längeres, ordnendes Wirken in Korinth nötig sein würde. Während der Brief im Frühjahr geschrieben zu sein scheint, so daß er der Berechnung nach um die Osterzeit ankommen konnte (5, 8), verschiebt Paulus seine Abreise von Ephesus bis auf Pfingsten (16, 8) und auch dann verspricht er nicht gleich nach Korinth zu kommen, sondern erst auf der Rückreise von Macedonien etwa im Herbste (16, 6). Er empfiehlt ihnen herzlich den Timotheus, der zu ihnen kommen werde (16, 9) und legt ihnen ans Herz, die Kollekte für die notleidenden Brüder in Palästina rechtzeitig in Gang zu bringen, damit er bei seiner späteren Ankunft in Korinth alles vorbereitet finde. Betreffs des Apollos, um dessen Rückkunft die Korinther wahrscheinlich gebeten hatten, teilt er ihnen mit, daß er selbst denselben ersucht habe, ihrem Wunsche zu willfahren und mit den Brüdern (wahrscheinlich den zurückreisenden, Fortunatus und Achaicus) sich wieder nach Korinth zu begeben, daß derselbe aber sich geweigert und seine Rückkehr nach Korinth erst für spätere Zeit in Aussicht gestellt habe.

Das sind in kurzem die klaren und in sich zusammenhängenden Angaben über die Situation, aus welcher der erste Brief geschrieben ist. Man bekommt den Eindruck, daß derselbe allerdings wohl in Absätzen geschrieben ist (Paulus müßte ein gewaltiger Schnellschreiber und sehr unbeschäftigter Mann gewesen sein, wenn er den Brief in einem oder zwei Tagen fertiggeschrieben hätte), daß wahrscheinlich verschiedene, kurz nacheinander eintreffende Anlässe, zuerst die Ankunft der Sklaven Chloes, dann die mündlichen Berichte des Fortunatus und Achaicus, und dann die aufmerksame Lektüre des ihm überbrachten Gemeindebriefes dem Apostel den Stoff zu seinem Briefe an die Hand gegeben, daß aber derselbe, sozusagen, aus einem Gusse, mit stetiger Bewahrung des Zusammenhangs im Hinblick auf eine zwar Mannigfaltigkeit der Beurteilung fordernde, aber doch einheitliche Situation geschrieben sei.

Anders ist es mit dem zweiten Briefe. Hier stößt man, wenn man mit der altgewöhnten Voraussetzung an die Lektüre geht, in seinen dreizehn Kapiteln den Faden eines sich stetig fortspinnenden Gedankenganges zu finden, auf eine Reihe von Rätseln.

1. Den im ersten Briefe angekündigten Reiseplan (1 Kor. 16, 5), dahin lautend, daß er von Macedonien aus nach Korinth kommen werde, berücksichtigt Paulus gar nicht, sondern erklärt, daß er zuerst den Plan gehabt habe, über Korinth nach Macedonien zu reisen (Kap. 1, 15), diesen Plan aber absichtlich nicht ausgeführt habe, um nicht „abermals in Trauer" zu ihnen kommen zu müssen (2, 1). Man kann dies allerdings so erklären, daß Paulus sich hiermit auf den zu allererst (1 Kor. 4, 17 u. 19) angekündigten Plan beziehe: „Ich will aber gar kürzlich zu euch kommen." Er müßte dann aber vergessen haben, daß er diesen Plan selbst am Schlusse seines ersten Briefes zurückgenommen hat, und dann paßt auch die Bemerkung nicht (2, 1): Daß ich nicht „abermals in Trauer" zu euch käme.

3. Was aus der Sendung des Timotheus geworden ist (1 Kor. 4, 17), darüber erfährt man im zweiten Briefe nichts. Sollte dieselbe so ganz bedeutungslos verlaufen sein, daß sie gar nicht der Erwähnung wert erschien, oder soll sie aus irgend einem unbekannten Grunde gar nicht zur Ausführung gekommen sein? Möglich aber auch, daß sie sehr der Rede werte Resultate gehabt hat, nur daß wir über dieselben in dem uns vorliegenden Briefe eben nichts erfahren.

3. 2 Kor. 2, 3 u. 4 spricht Paulus von einem Briefe, in dem er sein Nichtkommen motiviert habe: „Ich schrieb euch eben dieses", einem Briefe, den er in großer Angst und Traurigkeit des Herzens geschrieben habe. Er gesteht, Kap. 7, 8, daß er die Absendung dieses Briefes eine Zeitlang fast bereut habe, wenngleich gegenwärtig dies Bedauern in Freude verwandelt sei. Diese Bemerkungen können sich nicht auf unsern ersten Korintherbrief beziehen, da die Episode betreffs des Blutschänders, auf die sie doch allein Bezug haben könnten, doch nicht die hervorragende Bedeutung hat, daß durch sie der ganze Charakter des Briefs bestimmt würde.

4. Aus verschiedenen Stellen unsres zweiten Briefs (2, 1; 12, 14. 16 u. 21; 13 1) geht hervor, daß Paulus zweimal in Korinth gewesen, ehe er diesen Brief schrieb, und da im ersten Briefe sich keine Andeutung findet, daß er mehr als einmal dort gewesen sei, so muß eben sein zweiter Besuch in Korinth, über den die Apostelgeschichte gar nichts berichtet, in die Zeit zwischen der Abfassung des ersten und des zweiten Briefes fallen.

5. Der zweite Abschnitt des Briefs von Kap. 10 an, beginnend mit dem merkwürdig abrupten Anfange: „Ich aber, Paulus", hat einen anderen Ton wie die neun ersten Kapitel, bezieht sich auf eine andere Situation. Im ersten Teile spricht Paulus seine Freude aus über die glückliche Beseitigung eines zwischen ihm und der Gemeinde bestehenden Mißverhältnisses. Im zweiten Teile blickt er nicht auf Erfahrungen der Vergangenheit, die glücklicherweise überwunden sind, sondern auf Widerstände, die noch bestehen, und deren Wirkungen ihm Besorgnis und Schmerzen machen, er verteidigt sich nicht gegen Beschuldigungen, deren Haltlosigkeit die Korinther schon zugestanden und

deren Urheber sie schon durch Zurückweisung gestraft haben; er steht noch mitten im Konflikt drin und ist mit schmerzlicher Besorgnis erfüllt, daß seine Worte nicht in den Herzen „fahen“ mögen und seine Gemeinde durch verderbliche Einflüsse ganz von ihm gerissen werden möge. Schwerlich kann der offenbare Unterschied im Tone der beiden Teile so erklärt werden, daß, nachdem er im ersten Teile alles zwischen sich und der Gemeinde bereinigt und seine Gegner isoliert habe, er nun im zweiten Teile erst zu einem Hauptschlage aushole, um diese seine Gegner aus ihrer Stellung zu treiben. Dazu paßt schon nicht der Übergang 10, 1: „Ich aber, Paulus“, dann müßte es heißen: „euch andern aber sage ich“. Vor allem ist es nicht wohl denkbar, daß Aussprüche wie 7, 11: „ihr habt euch bewiesen in allen Stücken, daß ihr rein seid in der Sache“, und 7, 15: „Titus ist herzlich wohl an euch, wenn er gedenket an euer aller Gehorsam“, und 8, 7: „wie ihr in allen Stücken reich seid, im Glauben, im Wort, in der Erkenntnis, in allem Fleiß und in eurer Liebe zu uns“ — und auf der andern Seite Kap. 13, 1: „komme ich zum drittenmale zu euch, so soll auf den Mund zweier oder dreier Zeugen die ganze Sache bestellt werden, sintemal ihr suchet, daß ihr einmal gewahr werdet deß, der in mir redet“ u. a. — im Zusammenhang eines Briefes hintereinander gestanden haben können.

6. Kap. 2, 5 ff.; 7, 12 ist von der Beseitigung eines schweren Ärgernisses die Rede. Der Apostel spricht seine Befriedigung darüber aus, daß die Gemeinde demjenigen gegenüber, der Ärgernis gegeben, in rechter Weise Stellung genommen habe, und erklärt seinerseits seine völlige Bereitwilligkeit zur Vergebung. Diese Äußerungen können, und dies nicht ohne sehr scheinbaren Grund, auf den 1 Kor. 5, 1 besprochenen Fall des Blutschänders bezogen werden, denn es muß als sehr wahrscheinlich erscheinen, daß jener wichtige Fall, in welchem der Apostel in so erschütternder Weise das Strafamt zu üben beansprucht hatte, Veranlassung zu Verhandlungen zwischen Apostel und Gemeinde geben mußte. Aber zwingend ist die Beziehung der Ausdrücke auf den Blutschänder nicht; es scheint vielmehr etwas dagegen zu sprechen. Wenn der Apostel sagt: „So jemand betrübt hat, der hat nicht mich betrübt, sondern einigermaßen, damit ich nicht übertreibe, euch alle“, so klingt das doch so, als ob die für jedermann nächstliegende Auffassung des Falles die gewesen sein müsse, daß eine Beleidigung des Apostels vorliege; diesen Eindruck aber konnte doch die That des Blutschänders nicht machen, der offenbar nicht den Apostel beleidigt, sondern gegen ein göttliches Gesetz gefrevelt hatte. Ebenso 7, 8: „Nun, wenn ich euch schrieb, so ist es nicht um des Beleidigers willen geschehen noch um des Beleidigten willen, sondern damit euer Eifer für uns offenbar würde vor Gott.“ Hier scheint nicht von einem Frevel gegen Gottes Gebot, sondern von einer Beleidigung eines Menschen die Rede zu sein, und der Beleidigte kann nicht wohl jemand anders sein, als der Apostel selbst. — Völlig beweisen läßt sich in diesem Punkte nichts.

Auf Grund aller dieser Beobachtungen kommt nun McGiffert nach

andern Vorgängern zu dem Schlusse, daß wir jenen Brief, auf welchen Kap. 2, 3 u. 4; 7, 8 Bezug nimmt, noch vor uns liegen haben in Kap. 10—13. Daß also dieser Vierkapitelbrief vor den ersten neun Kapiteln geschrieben sei, und in der That paßt auch der Inhalt und Ton dieses Schreibens sehr wohl zu dem Geständnis des Apostels, daß er es mit großer Angst und Betrübnis abgefaßt, ungewiß, ob es freundlich aufgenommen werden oder den Abfall der Gemeinde von ihm vervollständigen werde. 12, 19; 13, 3.

Unter Voraussetzung der Richtigkeit dieser Annahme würde dann auch dieser Vierkapitelbrief sich als Quelle darbieten, aus welcher Aufschluß zu entnehmen sein würde über die Verhältnisse in der Gemeinde nach Abfassung des ersten Korintherbriefs und über die Veranlassung und den Erfolg seines zweiten Besuchs in Korinth. Hieraus ergiebt sich etwa folgendes Situationsbild:

Die Verhältnisse in Korinth sind schlimmer, als Paulus sie bei Abfassung des ersten Briefes sich vorgestellt. Es sind fremde Emissäre mit Empfehlungsbriefen von auswärts gekommen und haben auf die Gemeinde Einfluß gewonnen, indem sie Wahres mit Falschem gemischt und aus Wahrem falsche Schlüsse gezogen haben. Mochten die Korinther noch so viel von ihrem Paulus halten, einer der ursprünglichen Apostel war er doch zugestandenermaßen nicht, und man hatte deswegen auf die Autorität der Urapostel ein übergroßes Gewicht gelegt, um Paulus zu seinem Nachteile mit jenen zu vergleichen, 11, 6. Zugestandenermaßen war das persönliche Auftreten Pauli ein so schlichtes, so wenig imponierendes, daß selbst seine Anhänger anerkennen mußten, wie er hinter andern zurückstehe; daraus zog man die Folgerung, daß er in seinen Briefen mehr aus sich mache, als ihm an persönlichem Werte zukomme, 10, 10. Er sei ein Eindringling, der in Korinth nichts zu suchen habe, 10, 14. Daß er keine Besoldung von der Gemeinde gefordert, wurde ihm einerseits ausgelegt als ein Zugeständis seinerseits, daß er kein rechter Apostel sei, andrerseits geradezu angedeutet, es sei ein heuchlerisches Mittel gewesen, sich das Vertrauen der Korinther zu erschleichen, damit dieselben, von seiner Uneigennützigkeit in finanziellen Dingen überzeugt, um so eher geneigt würden, ihm größere Geldsummen anzuvertrauen, 12, 16. Die eigentlichen Gegner, von denen die Herabsetzungen und Verdächtigungen ausgingen, waren Fremde; Paulus redet von ihnen stets in der dritten Person, während er zur Gemeinde „Ihr" sagt. Sie sind Juden, 11, 22, und geben sich für Apostel und Diener Christi aus. Selbstverständlich werden sie auch einer judaisierenden Auffassung des Christentums gehuldigt haben; aber es ist weniger die Befürchtung des Apostels, daß die Korinther sich durch sie um ihre Freiheit bringen und unter das knechtische Joch des Gesetzes fangen lassen möchten, als vielmehr die Besorgnis, daß seine Neubekehrten, nachdem sie das Vertrauen zu ihrem geistlichen Vater verloren, sich haltlos den Versuchungen hingeben werden, 12, 20 u. 21. Nicht das Herabsinken in Legalismus, sondern das Zurücksinken in Libertinismus war für sie die nächstliegende Gefahr.

Von diesen bedenklichen Zuständen der Gemeinde bringt (wahrscheinlich) Timotheus, der in Korinth üble Erfahrungen gemacht, Nachricht. Auf dieselbe hin läßt Paulus in Ephesus alles stehen und liegen und begiebt sich, wahrscheinlich in Begleitung des Timotheus, den er wieder mitnimmt, eilig nach Korinth, um den gefürchteten Bruch zu verhüten. Der Besuch war jedenfalls nur ein hastiger, nur auf kurze Dauer berechnet, weil das unvollendete Werk in Ephesus zurückrief, aber er war auch ein verunglückter, seinen Zweck gänzlich verfehlend. Es gelang dem Apostel nicht nur nicht, die Feindseligkeit in ihrem Wachstum aufzuhalten, sondern er hatte ein Widerfahrnis höchst betrübender und verletzender Art zu bestehen. Wahrscheinlich von seiten eines einzelnen, 2, 5; 7, 12, eines Mannes von hervorragender Stellung, erfuhr er eine trotzige Abweisung und schroffe Beleidigung, und anstatt sich der Ehre ihres Apostels anzunehmen und den Beleidiger zu strafen, hatte sich die Gemeinde unzuverlässig gezeigt und indifferent, nicht wissend, auf welche Seite sie sich in dem Konflikt eigentlich zu stellen habe. Längere persönliche Wirksamkeit war unter diesen Umständen wie nicht möglich, so auch keinen Erfolg versprechend, und der Apostel kehrte daher schleunig nach Ephesus zurück. Von dort aus schrieb er, jedenfalls unmittelbar nach der Rückkehr, den Brief, in welchem er Zurücknahme des schmachvollen Benehmens der Gemeinde, Genugthuung wegen der empfangenen Beleidigung für sich und Timotheus forderte und die Gemeinde vor das Entweder-Oder stellte, zwischen ihm und den Lügenaposteln zu wählen. Diesen Brief schrieb er wahrscheinlich zusammen mit Timotheus. Der erste Teil des Briefs, wahrscheinlich von des Timotheus Hand geschrieben, ist verloren gegangen, im zweiten Teile aber, mit den Worten: „ich aber, Paulus", beginnend, ergreift Paulus selbst die Feder, und diesen Teil hat die Gemeinde, ihn mit einem ihr gleichfalls hochwerten Sendschreiben, 2 Kor. Kap. 1—9, als Anhang verbindend, aufbewahrt, zum großen Segen der Kirche aller Zeiten. Betraf der erste verloren gegangene Teil gewissermaßen eine Privatangelegenheit, einen Einzelfall, so behandelt Paulus in diesen vier Kapiteln die Sachlage von einem höheren, allgemeineren Gesichtspunkte aus. Er stellt sich nicht einem einzelnen Gegner gegenüber (obwohl die Anspielung darauf, daß er's vornehmlich mit einem zu thun gehabt hatte, auch hier nicht fehlt, 10, 7), es ist ihm überhaupt nicht an der Bestrafung eines einzelnen gegen ihn gerichteten Vergehens zu thun, sondern um die Sache, um die Aufrechterhaltung seines gefährdeten apostolischen Ansehens und damit um die Verteidigung des Evangeliums des Geistes. Das hat wohl Paulus sich damals nicht gedacht, als er unter Bangigkeit und Bekümmernis diesen Brief schrieb, als er gewissermaßen über sich selbst zürnte, zu solchem Mittel der Verteidigung greifen zu müssen: „ich bin ein Narr geworden über dem Rühmen," und doch dies Mittel nicht entbehren konnte, sondern im Rühmen fortfahren mußte, als er's als eine Demütigung empfand, sich in so peinliche Erörterungen einlassen und sich gegen den gemeinen

Vorwurf der Heuchelei und Habsucht verteidigen zu müssen, — daß ihm da gerade der liebe Gott vergönnt hat, sich selbst für alle Zeiten ein Denkmal der Ehre, der Ehre eines frommen und getreuen Knechtes, setzen zu dürfen.

Der scharfe, in erregtem Tone geschriebene Brief, zu dessen Überbringer Titus ausersehen ward, hatte den Erfolg, den der Apostel gewünscht, obwohl kaum mit Sicherheit zu erwarten gewagt hatte. Die Gemeinde erkannte ihre Verfehlung, und ward betrübt mit göttlicher Reue; „Eifer, ja Entschuldigung, ja Unwillen, ja Verlangen, ja Sehnsucht, ja Strafeifer ward in ihr geübt.“ 7, 11. Inzwischen wartete Paulus mit Bangigkeit auf den Erfolg seines Briefes, von welchem ihm Titus Nachricht bringen sollte. Es war Paulus Absicht auf letzteren in Ephesus zu warten; allein inzwischen brach die Trübsal in Ephesus über ihn herein, 1, 8, und er war genötigt, die Stadt vor der Ankunft des Titus zu verlassen. War es sein Wunsch gewesen, nach Empfang erfreulicher Nachrichten sofort wieder nach Korinth zu eilen, 1, 17, so mochte er diesen Vorsatz jetzt nicht ausführen, weil er, solange die Gemeinde sich nicht erklärt, fürchten müßte, abermal in Trauer zu ihnen zu kommen, 1, 23. Er reiste infolgedessen nach Troas, in der Hoffnung, Titus dort zu begegnen, ward aber in seiner Erwartung getäuscht und machte sich Sorge um das Ausbleiben desselben, 2, 12. Da er ihn nicht fand, reiste er weiter nach Macedonien und dort ward ihm die Freude, nicht nur den Titus zu begegnen, sondern auch die hoffnungerweckendsten Nachrichten aus dessen Munde zu hören, 7, 7. Die Korinther waren in ihrem Eifer, ihr Vergehen wieder gut zu machen, noch weiter gegangen, als Paulus es verlangte; sie hatten über seinen Hauptgegner schwere Strafe verhängt, augenscheinlich ihn aus der Gemeinde ausschließend, 2, 6.

Unter diesen Umständen schreibt nun Paulus seinen letzten Brief an die Gemeinde, Kap. 1—9. Er schreibt ihn von Macedonien aus und zwar in Gemeinschaft mit Timotheus; Titus ist wieder der Überbringer und mit ihm reist ein anderer Bruder von bewährtem Ansehen in den Gemeinden, 8, 18. Sie sollen die von der Gemeinde schon vor dem Jahre in Gang gebrachte Kollekte für die Brüder in Jerusalem vollends ausrichten; damit knüpft der Brief wieder an die Situation von 1 Kor. 16 an. Inhalt und Ton dieser neun Kapitel passen ganz für die angegebene Situation, sie bilden mit einer Ausnahme ein lückenlos zusammenhängendes Ganze*), und höchstens darf man annehmen, daß nach dem Schlußworte von Kap. 9, „Gott aber sei Dank für seine unaussprechliche Gabe“, noch die gewöhnlichen Schlußformeln, Grüße und Namensunterschrift gefolgt sein werden, die aber weggelassen wurden, als man den Vierkapitelbrief als Anhang hinzufügte.

*) Der Abschnitt 6, 14—7, 2 mit seinen Ermahnungen gegen die Gemeinschaft mit den Ungläubigen steht außer allem Zusammenhange; 7, 2 schließt sich unmittelbar an 6, 13 an. Der eingeschobene Abschnitt ist entschieden paulinisch, aber steht nicht an gehöriger Stelle und ist vielleicht Fragment des Kap. 2, 3 erwähnten Briefes.

Der Grundton, der in diesem letzten Briefe, Kap. 1—9, herrscht, ist Versöhnung, herzliche Befriedigung, innige Liebe, Hoffnung und Zuversicht. So gewährt diese Konstruktion des zweiten Korintherbriefes einen harmonischen, erfreulichen Eindruck. Man sieht, ein Sturm ist über die Gemeinde gegangen, hat die Verbindung derselben mit ihrem Apostel zu zerreißen gesucht, aber das Gewitter ist vorübergezogen, die Luft ist wieder rein, und man kann gewissermaßen mit Zuversicht in die Zukunft der Gemeinde ausschauen, denn wenn ihr auch Schwachheit anhaftet, so ist sie doch von redlichem, gutem Willen beseelt, sie hat ihre Stellung auf der rechten Seite genommen und steht unter zuverlässiger Leitung.

Indes so wohlthuend dieser Totaleindruck sein würde, und so viel Wahrscheinliches diese McGiffertsche Auffassung der Situatiou für sich hat, unwiderleglich bewiesen ist sie keineswegs. Es seien nur etliche Bedenken namhaft gemacht. 1. Nach dem obigen sollte Paulus von seinem Plane, direkt nach Korinth zu eilen, deshalb Abstand genommen haben, weil er fürchtete, abermal in Trauer kommen zu müssen; er wollte erst die Rückkunft des Titus erwarten, der mit dem Vierkapitelbriefe nach Korinth gegangen war. Nun aber steht Kap. 2, 1 u. 3, das also nach dem Vierkapitelbriefe geschrieben sein soll: „daß ich nicht abermals in Trauer zu euch komme“, während Kap. 12, 14; 13, 1 es heißt: „ich bin bereit, zum drittenmale zu euch zu kommen. Nun heißt allerdings jenes πάλιν abermals, 2, 1, nicht geradezu so viel wie δεύτερον zum zweitenmale, sondern kann auch zur Not bloß heißen „nochmals“, also eventuell zum viertenmale, aber das nächstliegende ist doch, daß dabei nur an eine einmalige vorherige Anwesenheit gedacht ist.

2. 12, 18 heißt es: „ich sandte Titus zu euch und mit ihm den Bruder; hat euch Titus übervorteilet?“ Das klingt doch gerade so, als werde damit auf jene Sendung des Titus Kap. 8, 18 zurückgewiesen, so daß also unser Vierkapitelbrief nach den ersten neun Kapiteln geschrieben sein würde. Zwingend allerdings ist das Argument auch nicht, denn man kann mit McGiffert sagen, daß unter dem Besuche des Titus, auf welchen 12, 18 angespielt ist, nicht der 8, 18 angekündigte, sondern ein früherer gemeint sein müsse, von dem uns sonst nichts berichtet ist, und einen Anhalt kann diese Verteidigung darin finden, daß allerdings schon ein Jahr vor der 8, 18 arrangierten Kollekte ein Gemeindebeschluß, solche Kollekte betreffend, gefaßt worden ist, 8, 10; 9, 2, der gar wohl durch Titus veranlaßt worden sein kann. Indes scheint der erste Eindruck doch der natürlichste zu sein; wenn, zu der Zeit, als 8, 6 u. 18 geschrieben wurden, Titus und der andere Bruder schon einmal in derselben Angelegenheit in Korinth gewesen wären, so wäre wohl zu erwarten, daß Paulus auf den bewährten uneigennützigen Dienst derselben hingewiesen hätte.

So bleibt denn immer noch die ältere Annahme zu Recht bestehen, daß die letzten vier Kapitel auch der Zeit ihrer Abfassung nach hinter

die ersten neun fallen. Soviel aber erscheint nach unvoreingenommener Betrachtung sicher, daß sie nicht mit den neun ersten Kapiteln in den Zusammenhang eines Briefes gehören; sie weisen auf eine ganz andersartige Situation hin, und es geht nicht an, die Verschiedenheit so zu erklären, daß man annimmt, in den ersten neun Kapiteln schreibe Paulus an den gutartigen, befreundeten Teil der Gemeinde, während er sich im letzten an seine Gegenpartei wende; beidemale wendet er sich an die ganze Gemeinde. Ist der Vierkapitelbrief nicht vor den neun Kapiteln geschrieben, so dient er auch nicht zur Erklärung der in den letztern vorausgesetzten Situation, und man ist wieder mehr aufs Raten angewiesen. Die Hauptpunkte in dem Wahrscheinlichkeitsbilde bleiben doch bestehen: Die Situation in Korinth ist schlimmer gewesen, als sie Paulus bei Abfassung des ersten Briefs vorausgesetzt. Timotheus ist (wahrscheinlich) mit üblen Nachrichten zurückgekehrt oder hat einen Hilferuf von Korinth aus nach Ephesus gesendet. Daraufhin ist Paulus nach Korinth geeilt, ist aber von einem hervorragenden Gliede der Gemeinde trotzig zurückgewiesen worden und hat müssen unverrichteter Sache zurückkehren. Darauf hat er an die Gemeinde einen dritten Brief geschrieben, der uns nicht aufbewahrt worden ist. Veranlassung desselben mag gewesen sein, daß ein besser gesinnter Teil der Gemeinde ihm ein Schreiben begütigenden Inhalts nachschickte, worin man ihn bat, die vorgefallene Beleidigung gegen ihn und Timotheus nicht so schwer zu nehmen, und ihn an sein Versprechen, 1 Kor. 1, 15, erinnerte. Die Antwort Pauli wird großenteils den Inhalt gehabt haben, daß er unter obwaltenden Umständen nicht kommen werde, um nicht abermal in Trauer zu kommen, 1, 23; 2, 3; 12, 21. Dieser scharfe Brief, von dem wir vielleicht 6, 14—7, 2 ein Bruchstück haben, hat das Gewissen der Gemeinde geweckt, und sie hat Buße gethan; davon zeugen die Äußerungen der neun Kapitel.

Aber damit ist der völlige friedliche Abschluß doch noch nicht erreicht und Paulus hat's auch hierin erfahren müssen: ist auch ein Kampf wohl ausgericht't, das macht's noch nicht. Die Opposition hat fortgewühlt, und in Kap. 10—13 haben wir das Fragment eines fünften Briefes, von dem wir weder die nächste Veranlassung noch den nächsten Erfolg kennen. Sicher ist, daß sich Paulus durch die betrübenden Erfahrungen in Korinth weder hat entmutigen und einschüchtern noch erbittern lassen; er beweiset, wie die Liebe alles glaubt und hofft und duldet. Er hat sich auch nicht abhalten lassen, zum drittenmale nach Korinth zu kommen, und der Römerbrief, der aus dieser letzten, nach Apg. 20 dreimonatlichen, Aufenthaltszeit in Korinth stammt, meldet nichts von besonders trüben Erfahrungen und angefochtener Lage, so daß anzunehmen ist, Paulus hat die durch Verkleinerung und Verleumdung erschütterte Stellung im Vertrauen seiner Gemeinde völlig wiedergewonnen. Wohl muß er wegen Nachstellungen von seiten feindseliger Juden seinen Reiseplan nach Jerusalem umändern, aber nichts deutet darauf hin, daß diese Feinde auch auf seine Stellung in der Ge-

meinde schädigenden Einfluß geübt hätten, im Gegenteil zeigt der Umstand, daß sie zu tückischem Anschlag auf das Leben des Apostels greifen müssen, daß sie ihre Ohnmacht erkannten, ihn mit andern Mitteln zu bekämpfen.

Schlußbemerkung. Die Beobachtungen dieses Artikels beziehen sich nur auf verhältnismäßig unwichtige Nebensachen, man kann aus den Korintherbriefen viel wichtigere Erkenntnisse schöpfen; es kann einem die Thatsache, daß der zweite Korintherbrief aus mehreren Stücken besteht, vollständig entgehen, und man kann dabei doch viel Wertvolleres daraus lernen, als hier geboten worden ist. Die Berechtigung des Artikels in unsrer Zeitschrift kann nur darauf beruhen, daß er zum Studium der Briefe anregen möchte. Wer sich über die verwickelten Einleitungsfragen ein selbständiges Urteil bilden will, muß die Briefe gründlich lesen; ob es ihm dann gelingen wird, zu festem Endergebnis zu kommen, ist noch die Frage; aber es wird nicht ohne Frucht geschehen. Wenn der Artikel dazu dienen würde, etliche seiner Leser anzuregen, daß sie die Frage selber in die Hand nehmen und nur eignem Urteile folgen wollen, so wäre seine Absicht erreicht. E. O.

Exegese über Phil. 2, 12b u. 13, in Anlehnung an Langes Bibelwerk.

Referat, erstattet von P. P. Allrich bei der Nashville, Ill., Pastoralkonferenz, auf deren Wunsch eingesandt.

„Mit Furcht und Zittern vollbringet euer Heil; denn Gott ist es, der wirket in euch sowohl das Wollen als das Wirken, um der Güte willen.“ (Man lese das Griechische im Text.)

Auf den ersten Blick scheint dieses Wort des Apostels Paulus einen Widerspruch in sich selbst und mit andern Äußerungen desselben Apostels zu enthalten. Aber es scheint nur so. Der Widerspruch wird sich leicht auflösen lassen, wenn wir, ehe wir zur Exegese der Worte selbst übergehen, einen Blick werfen auf die Empfänger des Briefes und dann auf den Zusammenhang, aus dem unsere Stelle genommen ist.

Der Brief ist an ernste Gläubige gerichtet, auf die der Apostel besonders stolz ist: 4, 1 nennt er sie „χαρὰ καὶ στεφανός μου,“ meine Freude und meine Krone, wie er ja auch bekanntlich von ihnen allein Geldunterstützung annahm. Also bekehrten, ja wie wir aus 1, 29 ersehen, schon wegen ihres festen Glaubens verfolgten Christen gilt die Mahnung: „Schaffet eure Seligkeit“. Somit liegt hier kein Widerspruch vor mit Röm. 9, 16: „So liegt es nun nicht an jemandes Wollen oder Laufen, sondern an Gottes Erbarmen.“ Denn hier ist dem Zusammenhange nach die Rede davon, wie man überhaupt erst zum Glauben kommt.

Sehen wir nun nach dem Zusammenhang, in dem unsere Stelle zu finden ist: nach der Einleitung macht der Apostel den Philippern Mitteilung von seiner günstigen Lage und bittet sie, ihm für diese

Freudennachricht nun auch Freude zu machen durch einmütiges Standhalten und Zusammenleben in der Demut, wie durch ihre selbstverleugnende Gesinnung nach Christi Vorbild (2, 1—11). Damit haben wir die bekannte Stelle von der Erniedrigung des Herrn im demütigen Gehorsam gegen den Vater und von seiner Erhöhung. Daran schließt sich unser Vers an mit ὥστε „und so", Luther „also".

Behält man diesen Zusammenhang und diese Anknüpfung im Auge, so bieten sich, meine ich, der Auslegung unserer Stelle keine Schwierigkeiten.

„μετὰ φόβου καὶ τρόμου." Diese Redewendung, der wir auch sonst begegnen, bezeichnet die ängstliche Gewissenhaftigkeit, die stets fürchtet, nicht die volle Schuldigkeit gethan zu haben. Diese Gesinnung lag den früheren Juden und Heiden durchaus nicht nahe: diesen erschien Selbstgefühl und Selbstvertrauen als die höchste Sittlichkeit (ich erinnere an das Wort des Horaz [† 8 a. Chr. n.]: Od. III, 2: „Virtus, recludens immeritis mori Caelum, negata temptat iter via." „Ja, Tugend führt auf wenig betretner Bahn Zum Himmel aufwärts, lohnend das Hochverdienst"), jene pochten gar leicht hochmütig auf die bevorzugte Stellung Israels: „Wir sind nie keinmal jemandes Knechte gewesen, wir sind Abrahams Samen und daher Erben!"

„τὴν ἑαυτῶν σωτηρίαν euer Heil." Dies ist die Parallele zu den beiden vorhergehenden Versen, in denen von der Erhöhung Christi die Rede ist: wie Christus seine Erhöhung, so schafft ihr eure Erhöhung in die himmlische Herrlichkeit, das ist euer Heil, auf dem Wege der Selbstverleugnung.

„κατεργάζεσθε vollbringet, bringet zu Ende." Ein guter Anfang war gemacht. Nun kommt es darauf an, das herrliche Ziel wirklich zu erreichen, bis ans Ende zu beharren; so zu laufen, daß man das Kleinod erlangt. Die Philipper sollen dieselbe sittliche Ausdauer beweisen wie Christus. Das hauptsächlichste Mittel, das Heil zu vollbringen, ist der Gehorsam, wie solches aus dem Beispiele Christi zu ersehen ist, und wie V. 13 als Begründung zu μετὰ φόβου καὶ τρόμου noch deutlicher hervorhebt.

Mit Nachdruck steht θεὸς an der Spitze und begegnet dadurch, daß es gleich dem κατεργάζεσθε folgt, besonders wirkungsvoll dem etwaigen Mißverständnisse, als proklamiere der Apostel Werkgerechtigkeit. „Gott nämlich wirkt im Gläubigen sowohl das Wollen als auch das Vollbringen."

Das Wollen ist die innere, auf das ewige Heil gerichtete Absicht und bewirkt als solche das Heil noch nicht. Denn auch der Unbekehrte kann, wie wir aus Röm. 7, 15 ff. sehen, dasselbe der gottverwandten Seite seines Wesens entstammende Wollen haben, kommt aber ohne Gottes Hilfe nicht zum Heil, sondern nur zu dem Notschrei der Tiefe: „Ich elender Mensch!"

Das „ἐνεργεῖν wirken, vollbringen" bedeutet: das Gewollte in die äußere That umsetzen. Bemerkenswert ist, daß Paulus hier nicht

das Wort ποιεῖν gebraucht, wie Röm. 7, sondern eben ἐνεργεῖν, welches ein durchgreifendes Wirken, eine anhaltende Thätigkeit bezeichnet. Und dadurch, daß er mit ἐνεργεῖν beides, sowohl das göttliche wie das menschliche Wirken bezeichnet, scheint er mir den Philippern deutlich den Weg zu weisen, auf dem sie ihre Seligkeit schaffen sollen: das, was Gottes guter und gnädiger Wille ununterbrochen in ihnen wirkt, das sollen sie ohne Unterlaß in ihrem Leben und Wandel zum Ausdruck bringen; sie sollen in Gottes Hand Werkzeuge, — ohne eignen Willen sein (vergl. Weinstock und Rebe; anvertraute Pfunde). Damit erhält das heidnische Selbstgefühl und die jüdische Hoffart einen argen Stoß, besonders noch durch das ὑπὲρ τῆς εὐδοκίας.

Luthers Übersetzung „nach seinem Wohlgefallen“ könnte die Meinung aufkommen lassen, als sei hier von der Gnadenwahl zu reden. Das ist nicht der Fall, denn es ist von bereits Gläubigen die Rede! Der Apostel meint, der Mensch hat auf seinem Heilswege kein Verdienst, sondern hat alles der Gnade Gottes, dem heiligen Geiste zu danken, der die Gläubigen in alle Wahrheit leitet und zu allem Guten treibt.

Diese εὐδοκία ist keine gratia irresistibilis; im Gegenteil: man kann ihre Wirkung leicht zu Schanden machen, indem man den selbstsüchtigen Regungen des alten Menschen unachtsam nachgiebt. Daher eben die Mahnung: „μετὰ φόβου καὶ τρόμου, seid ängstlich gewissenhaft!“ Daher der Hinweis auf die Selbstverleugnung Christi.

Fragen wir nun zum Schluß: wie verhält sich solches Schaffen zum rechtfertigenden Glauben? so glaube ich die Antwort am besten mit einigen Sätzen aus „Schlatter, der Glaube im Neuen Testament“, geben zu können. „Der Glaubende kann von sich selbst nichts mehr erwarten, da er gerade darum sein Vertrauen auf Christum setzte, weil er sich selbst als unvermögend erkannte. Der Verzicht auf das eigene Können und Wirken, der im Glaubensakt enthalten ist, ist der Natur der Sache nach ein umfassender, bleibender. Der Glaubende ist für immer aus der wirkenden in die empfangende Stellung getreten, in der er alles Gute nicht bei sich, sondern bei Gott, bei Christus sucht.“ „Die glaubende Bejahung des Todes Jesu ergiebt einen Akt durchgreifender Lösung des persönlichen Wollens vom korrupten, sittlich verwerflichen Triebleben, das in seiner Begier als von Gott gerichtet und dem Tode dahingegeben erkannt ist.“ „Der Glaube setzt den Menschen somit allseitig in ein gerechtes Verhältnis hinein: er ist gegenüber dem eignen natürlich-sündlichen Wesen Lösung von demselben, gegenüber Gott Bindung an ihn, die ihm lebt, gegenüber den Menschen Hingabe an sie in der ihnen dienenden Liebe. Damit hat sich erwiesen, daß die Rechtfertigung, die Gott dem Menschen in Christi Tod gewährt hat, den Glaubenden nicht nur gerecht nennt, sondern ihn aus und durch Glauben in die Gerechtigkeit hineinstellt.“ „Suchte der Mensch vorher die Rechtfertigung auf Grund des Werkes, so empfängt er nun das Werk durch die Rechtfertigung.“ „Sündiges Wollen zerreißt freilich diesen

Zusammenhang; die Gemeinde kann fallen, und kein Empfang göttlicher Gaben ist an sich schon Garantie gegen solchen Fall, weshalb Furcht ein Moment im Christenleben bleibt, das nicht verschwinden kann und darf."

Zu Röm. 5, 1.

Christus ladet alle Mühseligen und Beladenen ein, zu ihm zu kommen und verheißt ihnen Erquickung und Frieden; denn er ist nicht ferne von einem jeden unter uns. Willst du ihn haben, so sind nur zwei Schritte nötig: wir müssen aus unserer Selbstsucht herausgehen, sodann müssen wir in Christum eingehen und uns ihm zum Eigentum übergeben. Diese Hingabe nennt die Schrift Glauben und darum sagt der Apostel: Im Glauben haben wir durch Christum den Zugang zu diesen Gütern. Was hat doch die römische Kirche aus diesem Glauben gemacht, daß man seine hohe Art gar nicht mehr erkennt! Sie behauptet, Glaube sei die Zustimmung zu den kirchlichen Lehren, einerlei ob man sie kenne oder für wahr halte; ja wenn man sich ihnen unterwerfe, obwohl man sie für unwahr halte, das sei die verdienstlichste Art des Glaubens. Dann freilich wäre der Glaube ein ohnmächtig Ding und eine unwürdige Zumutung. Der Glaube hat's nicht mit der Kirche und ihren Lehren, sondern allein mit Christo zu thun; er ist auch nicht eine Leistung, die wir uns abnötigen, sondern eine überwältigende Wirkung, die von Christo ausgeht: seine Hoheit und Güte überwindet unsern Widerstand und nötigt uns zu seligem Vertrauen und völliger Hingabe. Das ist Glauben.

(Dr. E. Sachsse, in einer Reformationspredigt.)

Zu diesem Schluß bemerken wir: Das ist echt evangelischer Glaube, der nicht mit dem Opfer des Intellekts verbunden ist, wie man in ängstlich rechtgläubigen, protestantischen Kreisen uns zumutet. Die solches fordern, haben das Wesen des Glaubens noch nicht erfaßt.

Zur biblischen Chronologie.

Als Antwort auf die Frage 12 im Magazin.

Der Friedensbote brachte im Laufe des letzten Jahres eine ganze Anzahl Reisebriefe aus der Feder unseres Abgeordneten nach Jerusalem, des geehrten Herrn Dr. Paul L. Menzel. Im dritten Reisebrief, der in No. 3 des Friedensboten letzten Jahres erschien, hat sich nun Seite 21 in der letzten Zeile der mittleren Spalte ein kleines Versehen eingeschlichen. Herr Dr. Menzel berichtet da von dem Museum von Gizeh, wo die Reisenden unter kundiger Führung einen Rundgang machten durch die mit ägyptischen Altertümern gefüllten Säle. Da heißt es dann wörtlich: „Da werden sie einem nun vorgeführt als verdorrte Mumien, jene alten Könige und Königinnen, vor denen einst alles erzitterte, als ältester Merenre, von der VI. Dynastie aus dem **sechsunddreißigsten** Jahrhundert vor Christo, bis hinab zum „Gottes-

weib", der Schwester Schabakas (Sabakos) von der 25. Dynastie aus dem achten Jahrhundert vor Christo." 2c. Die Zahl 36. ist ein Fehler und soll heißen 26. vor Christo, eine Differenz von tausend Jahren! — Diese citierte Stelle brachte der Redaktion des Magazins einen Fragebrief ein, der schon bald ein Jahr alt ist. Wir haben die Summe dieses Briefes in Frage No. 12 zusammengefaßt (siehe Maiheft 1899): „Wie läßt sich das angeblich so hohe Alter der ägyptischen Pyramiden und Ruinen (siehe Friedensbote No. 3, Seite 21, mittlere Spalte unten) reimen mit der biblischen Chronologie?"

Zur Erklärung der Frage fügten wir bei: Nach gewöhnlicher Annahme wurde Christus ca. 4000 Jahre nach der Schöpfung geboren; die Sündflut fand statt 1656 Jahre nach der Schöpfung, d. h. ca. 2300 Jahre vor Christi Geburt. Jene 6. Dynastie soll aber schon 3600 vor Christo, d. h. 400 Jahre nach der Schöpfung regiert, jene Kolossalbauten aufgeführt und ihre Toten einbalsamiert und begraben haben in jenen alten Bauwerken. Die gewöhnliche Annahme ist, daß die Sündflut eine allgemeine war, und also doch wohl jene Bauwerke auch hätten zerstört werden müssen. Aber selbst, wenn sie unbeschädigt aus der Flut hervorgingen, wenn alle Bewohner Ägyptens durch die Flut vertilgt wurden, so mußte in der Besiedelung des Landes eine vielleicht Jahrhunderte lange Unterbrechuug eintreten.

Sollte nun das nachsündflutliche Geschlecht einfach die Dynastienreihen der vorsündflutlichen Ägypter fortgesetzt und weitergezählt haben? Das ist kaum anzunehmen. Wir haben oben schon die Zahl 36. korrigiert in 26. auf Autorität des Herrn Dr. Menzel, von dem wir nachstehend ein längeres Schreiben bezüglich dieser Sache veröffentlichen.

Diese 1000 Jahre bringen uns trotzdem noch nicht aus dem Dilemma, wenn wir an der biblischen Chronologie festhalten und die ganze Frage, wie wir sie vorstehend entwickelt haben, bleibt in voller Kraft bestehen. Wohl bleibt für die Entwicklungsgeschichte Ägyptens von der Schöpfung bis zur 6. Dynastie jetzt mehr Raum, 1400 Jahre statt bloß 400 Jahre. Allein wir bleiben noch mehr als 200 Jahre vor der Sündflut und wir müssen uns darüber Rechenschaft geben, wie die Sache zu erklären ist. Ein Bruder hat im Auftrag der Redaktion spezielle Studien gemacht über chronologische Fragen. Das Thema führt jedoch in ein solches Labyrinth hinein, daß es äußerst schwer ist, sich wieder herauszufinden. Wir hoffen seine Arbeit nächstens in etwas redigierter Form zum Abdruck zu bringen.

Für heute wollen wir zur Beantwortung der vorliegenden Frage uns selbst an die Arbeit machen. Zunächst müssen wir vor allen Dingen eine Thatsache festhalten, die dem, der mit chronologischen Fragen sich nie weiter eingelassen hat, ziemlich neu sein wird: Die uns geläufige biblische Chronologie, nach welcher Christus ungefähr 4000 Jahre nach der Schöpfung soll geboren sein, ist keinenfalls richtig. Die Zahlangaben der uns geläufigen Zeitrechnung gründen sich auf die Alters=

angaben der Patriarchen in 1 Mos. 5 bei der Geburt des Sohnes, der den Stamm fortführte. Wer diese Zahlen zusammenrechnet, kommt auf das Jahr 1656 nach der Schöpfung für die Zeit der Sündflut.

Diese Zahlen sind dem sogenannten masorethischen Text der hebräischen Bibel entnommen, außer welchem bis jetzt kein anderer auf uns gekommen ist. Ums Jahr 300 n. Chr. haben jüdische Rabbiner in Tiberias die Vokal-Punktierung des hebräischen Textes nach der Grammatik des Sanhedrin begonnen und damit eben den masorethischen Text festgestellt.

Nun ist aber die griechische Übersetzung der hebräischen Bibel, die sogenannte Septuaginta, schon wahrscheinlich ums Jahr 260 vor Christi Geburt veröffentlicht worden in Ägypten. Die Septuaginta hat aber in 1 Mose 5, 3. 6. 9. 12. 15. 21. bei dem Alter Adams, Seths, Enos', Mahalaleels und Henochs je 100 Jahre mehr als der hebräische Text. — In der ersten Christenzeit rechneten alle Kirchenväter nach dem unpunktierten Text des Alten Testaments und nach der Septuaginta, welche vom Herrn und den Aposteln gebraucht und frei citiert wurde. Sie alle setzten — mit Ausnahme von Hieronymus, dem Übersetzer der Bibel ins Lateinische (Vulgata) — den Beginn der biblischen Geschichte ins sechste Jahrtausend vor Christo. Die alten Kirchenlehrer berechneten die Periode der vorsündflutlichen Patriarchen nach den Altersangaben der uns in der Sept. Vatic. und Sept. Alex. noch vorliegenden Texte auf ca. 2250 Jahre von der Schöpfung bis zur Flut und das Alter der Welt auf 5200 bis 5650 bis zur Geburt Christi.

Die Masorethen hatten diese Zeit vor der Flut auf ca. 1656 Jahre verkürzt, indem sie die Lebensalter der Väter verschoben. Josephus, der jüdische Geschichtschreiber zur Zeit des Johannes, hat noch dieselben Zeitangaben für die alttestamentlichen Geschichten, welche die christlichen Gelehrten in der Schrift ihrer Tage auch fanden. Hat doch selbst der Talmud noch die 5000 Jahre vor Christo heimlich beibehalten. Im Ernst bezweifelt auch kein belesener bibelgläubiger Theologe der evangelischen Kirchen die Richtigkeit der patristischen Ansätze, die es damit sehr genau nahmen und alle möglichen heidnischen Daten mit in Betracht zogen.

Vorstehende Angaben sind einem kleinen Pamphlet entnommen: „Die wiederhergestellte Zeitrechnung der Heiligen Geschichte“ von Dr. A. E. Schade; erschienen im Central Publishing House in Cleveland als Beigabe für die neuerdings veranstaltete treffliche Ausgabe der Lehrerbibel, die wir im letzten Heft des Magazins anzeigten. In dieser Lehrerbibel giebt der Anhang Seite 46 f. noch einige Data, auf welche wir hinweisen möchten. Es heißt da unter anderem: Die größten Ansprüche auf die Ehre uralt zu sein, machte Ägypten (Jes. 19, 11) mit seinen 32 Dynastien von zusammen ca. 2500 Jahren, nach anderen Berechnungen gar bis zu 5000 Jahren vor Christo. Noch immer finden Manethos Königslisten Bestätigung, aber noch

immer ist vielen die Frage eine offene: **welcher der Pharaonen hat beim Auszug Israels regiert.**

Seit Lepsius nahm man an, der Auszug Israels sei im Jahre 1322 vor Christo geschehen, obgleich derselbe den Zeitangaben von 1 Kön. 6, 1 gemäß um etwa 1494 stattgefunden haben muß. So ward lange Zeit Mernephthah, des großen Ramses Enkel, für den König des Exodus gehalten, obgleich man mit dieser Annahme den biblischen Daten Gewalt anthun mußte und obgleich Mernephthahs Mumie gefunden wurde und Josephus den in Frage stehenden Pharao Amenophis genannt hatte. Was man von den vier Amenophis der den Ramseniten vorangehenden Dynastie wußte, besonders vom letzten und vom Zustande des Landes unter seinem Regiment, stimmte an sich schon mit der mosaischen Schilderung. Da wurden nun obendrein bei Tel el Amarna die Ruinen von Khuaten aufgefunden, d. h. das Ruinenfeld der Stadt, die sich Amenophis IV. in der Mitte zwischen Theben und Memphis eigens für seine kurze Erdenherrlichkeit gegründet hatte. Jetzt ward immer mehr klar, weshalb sein Name so vielfach von den Denkmälern entfernt worden war. Denn er war von der ägyptischen Priesterschaft als Ketzer betrachtet worden, weil er rücksichtslos alle Lokalgottheiten abschaffen und seine Rückkehr zum Monotheismus unter dem Symbol der Sonnenscheibe fanatisch durchsetzen wollte. Durch diese Auffindung von Khu-en Atens Biographie (wie Amenophis IV. sich nannte) ist es ziemlich gewiß geworden, und ist auch dadurch Wilkinson, der angesehenste der Ägyptologen, seit 1891 bewogen worden, der Überzeugung beizutreten, daß Amenophis IV. es war, der im Roten Meer untergegangen ist. Es ist dessen Mumie bis jetzt auch noch nicht entdeckt worden. — Damit ist dann auch der widerbiblische Ansatz der Zeit für Israels Auszug auf ca. 1322 vor Christo beseitigt.*)

Die altägyptische Geschichte ist durch eine ganze Anzahl von aufgefundenen Königslisten festzustellen versucht worden. Der oben erwähnte Manetho war ein ägyptischer Priester, welcher zur Zeit der ersten Ptolemäer beauftragt wurde, eine Geschichte Ägyptens in griechischer Sprache zu schreiben. Doch die Fragmente dieser Schrift, die uns erhalten sind, und durch welche die Rekonstruktion der Königsliste ermöglicht ist, sind Urkunden zweiten Ranges. Eine wichtigere Quelle

---

*) Als obiges fertiggeschrieben war, kam uns die Zeitschrift der Luth. Ohio-Synode von Dr. F. W. Stellhorn, „Theologische Zeitblätter", Nov. 1899, zu, in welcher ein sehr interessanter Artikel zu finden ist: „Das Schreien der Steine, oder: Hieroglyphen, Keilinschrift und Bibelwort." In diesem Artikel ist unter anderem auch die Frage erörtert, wer der Pharao des Auszugs war. Der betreffende Artikel antwortet abweichend von unserer Darstellung und nennt Amenophis III. als den Bedrücker Israels, der im Roten Meer seinen Tod fand. Der Name des Königs war Nimmuria, welcher der 18. Dynastie angehörte. Sein Sohn, bezw. Schwiegersohn, wird Napchuria genannt, der nach jenes Tode als Amenophis IV. den Thron der Pharaonen bestieg. Das Todesjahr Nimmurias wird auf 1492 v. Chr. angesetzt; der salomonische Tempelbau auf 1012 v. Chr. — Nimmurias Grab wurde im Thal der Königsgräber in einem Felsen gehauen gefunden. In der Grabkammer fand man seinen leeren Sarkophag, im anstoßenden Saale lag eine kopflose Leiche Aber wahrscheinlich ist es nicht die Leiche Nimmurias; doch könnte es immerhin möglich sein, daß das Rote Meer seinen Leichnam wieder ausgespieen hat.

sind die Inschriften, welche in Abydos und Karnak (Theben) gefunden wurden und eine Papyrusrolle im Museum zu Turin, welche nicht nur die Namen, sondern auch die Zahlen der ägyptischen Könige in guter Ordnung enthält. — Die Abweichungen in der Zeitberechnung, die wir bei den Ägyptologen namentlich für Regierungszeiten der früheren Dynastien finden, kommen daher, daß einige Gelehrte mehrere sowohl von Manetho, als von den Denkmälern aufgeführte Dynastien für gleichzeitig halten, während andere meinen, sie hätten hintereinander regiert. Wer mehrere Herrscherreihen ausscheiden und für Nebendynastien erklären zu müssen glaubte, der ist zu den niedrigsten, — wer keine Dynastie aus der gegebenen Reihenfolge entfernte, zu den höchsten Zahlen gelangt.

Verzichten wir nun darauf, die Jahre von der Schöpfung der Welt genau feststellen zu wollen; geben wir namentlich die traditionelle Zahl 4000 von der Schöpfung bis Christus auf, und ergreifen die von Kirchenvätern auf Grund der Septuaginta und des noch unpunktierten (nicht masorethischen) Textes der hebräischen Bibel angenommene (höchste) Zahl 5650 als ungefähre Zahl der Welt zur Zeit der Geburt Christi. Von dieser Zahl können dann die ägyptischen Jahre rückwärts gerechnet werden und wir kommen zu einer ziemlich befriedigenden Lösung unserer Frage.

Riehms Wörterbuch giebt (wahrscheinlich als höchste Zahl) in der ägyptischen Geschichte das Jahr 3892 vor Christo als dasjenige, in welchem der erste geschichtliche Beherrscher des Nilthals, Menes, den Thron der Pharaonen bestieg. Die Beherrscher der 4. Dynastie sind die Erbauer der großen Pyramiden von Gizeh, zu ihnen gehören Cheops, Chefren und Mykerinos. Ihre Zeit wird auf 3122—2978 angesetzt bei Riehm. Auch zur Zeit der 5. und 6. bis zur 12. Dynastie wurden Pyramiden als Grabmäler der Pharaonen gebaut. Nach diesen Angaben also wären die ältesten Baudenkmale auf etwa 3000 vor Christo anzusetzen. Eben fanden wir, daß die Kirchenväter die Sündflut auf ca. 2250 nach der Schöpfung oder ca. 3400 vor Christi Geburt ansetzten. Damit bliebe immerhin ein Zeitraum von ungefähr 400 Jahren zwischen der Sündflut und den Erbauern der ersten Pyramiden. Allerdings läge noch immer das erste Jahr des Menes, des ersten Königs von Ägypten, um einige Jahrhunderte hinter der Sündflut zurück. Es mag nun ganz gut sein, daß weitere Entdeckungen in Ägypten zeigen, daß jene erste Zahl von 3892 vor Christo noch zu hoch gegriffen ist.

Daß Ägypten erst nach der Sündflut von dem Geschlecht Hams bevölkert wurde, darauf deutet auch der hebräische Name: „Das Land des Cham" Ps. 105, 23. 27; bei Plutarch heißt Ägypten Chemia, im Koptischen Chemi. Ein Forscher sagt: „Die Dynastienreihen übereinandergestellt reichen über 5684 Jahre vor Christo hinauf; ungefähr so, wie wenn wir die gleichzeitigen Regenten in den verschiedenen Staaten Deutschlands übereinander stellen wollten." Wenn nun der hohe Grad von Kunstfertigkeit bewundert wird, welcher sich in den

alleräItesten Bauüberresten Ägyptens ausspricht, so löst sich dieses Rätsel auf dem biblischen Standpunkt von selbst. Die Noachiden waren kein Geschlecht „von gestern her". Cham, Noahs Sohn, war selbst noch ein Sohn der Urwelt, hatte ihre Städte und Staaten gekannt, hatte selbst mit seinen Söhnen am Bau Babels teilgenommen, und von rohen Anfängen und einer geistigen Kindheit kann unter solchen Umständen nicht die Rede sein. — Versetzen wir uns einmal lebhaft in Sems Zeitgeschichte, der noch 500 Jahre lebte nach der Sündflut, und etwa 100 vorher gelebt hatte. Bei den Persern soll er den Namen Dschem Schyd haben (Schyd bedeutet Glanz, also ein Attribut des Ruhmes). Flav. Josephus spricht von einer Schrift Sems, die zu seiner Zeit noch in Syrien existierte. Ausdrücklich erzählen die Orientalen, daß Persien noch menschenleer gewesen sei, als der mächtige Dschem-Schyd von Nordost herunterzog. Sein Reich, sagen sie, war sehr groß; er grub Metalle aus, baute Städte, kelterte zuerst Wein und regierte mit Kraft und Weisheit 300 Jahre. Als er, der Vorsündflutliche, Vielgewanderte, Reichegründende, die Menschheit Jahrhunderte lang Unterrichtende, endlich starb, blühten bereits Babylon und Assyrien als große Staaten. Er hatte zahllose Enkelgeschlechter überlebt, so nacheinander: Arphachsad, seinen Sohn, dann Salah, Eber, Peleg, Regu, Serug, Semiten mit teils 400jähriger Lebensdauer, selbst Nahor, Tharah und Abraham waren schon zu ihren Vätern versammelt, Isaak war 110 Jahre, Esau und Jakob waren 50 Jahre alt, als Sem starb!

Und wie schnell nach der Sündflut sich die Erde wieder bevölkern konnte, zeigt folgende Darstellung aus Vetter (Natur und Gesetz): „Von der ungeheuren Vermehrung der Menschheit, sobald der Tod sie nicht hemmt, und die Hälfte schon unter sieben Jahren wegrafft, machen wir uns keine rechte Vorstellung. Hatte Noah 50 Jahre nach der Sündflut nur zehn Kinder und jedes zeugte wieder innerhalb des ersten Jahrhunderts seines Lebens zehn und sie blieben alle am Leben, so läßt sich leicht berechnen, daß wir nach 350 Jahren schon in die mehrfach Zehnmillionen kommen." — Da brauchen wir also die Idee gar nicht so weit abzuweisen, daß bald nach der Sündflut schon wieder die Menschheit nach Millionen zählte und Länder bevölkerte, Städte und Reiche gründete. Und der Anfang der ersten Dynastie Ägyptens kann sehr wohl erst nach der Sündflut angesetzt werden. Bezüglich der Differenz von einigen Jahrhunderten zwischen der patristischen und der modernen ägyptologischen Zeitrechnung brauchen wir uns keine grauen Haare wachsen zu lassen. Wie viele biblische Data zuletzt trotz allem Hohngeschrei der Bibelfeinde bestätigt wurden, so wird auch diese Differenz sich lösen in einer Weise, daß die christliche Zeitrechnung noch Recht bekommt.

Wer freilich bei sich die Meinung hegt, daß Gott den Schreibern der biblischen Bücher jedes Wort, das sie schrieben, übernatürlich geoffenbart, inspiriert habe, und daß der ursprünglich inspirierte Text

unverdorben und unverändert durch die Jahrtausende auf uns gekommen sei, dem ist mit vorstehender Lösung der Frage nicht geholfen, und dem können wir auch nicht helfen.

Wir fügen zum Schluß noch bei, was Herr Dr. P. L. Menzel bezüglich der biblischen Chronologie geschrieben auf spezielle Anfrage. Er schreibt unter anderem:

Es ist mir ganz ausgemacht, um mit Mose anzufangen, daß dieser Mann Gottes und seine Gehilfen allen Fleiß angewandt haben, um die mehrtausendjährigen Überlieferungen aus vorgeschichtlicher Zeit, wie sie von Mund zu Mund, zum Teil unter sehr ungünstigen Verhältnissen (Götzendienst in Tharas Familienkreis, jahrhundertlang anhaltender Frondienst in Ägypten u. dgl.) sich fortgepflanzt hatten, möglichst treu zu sammeln und zu erhalten. Was Mose und die nach ihm kamen und forschten und schrieben, der Nachwelt überliefert haben an geschichtlichem, chronologischem, geographischem oder auch naturwissenschaftlichem Material verdient daher gewiß alle ehrfurchtsvolle Anerkennung, auch ganz davon abgesehen, daß all dieses äußere Material sich um heilige und köstliche Gottesoffenbarungen gruppierte. Und wie sorgfältig damals gearbeitet worden ist, ist auch daraus ersichtlich, daß in neuerer Zeit ägyptische, assyrische, babylonische und andere Funde oft in wunderbarster Weise den alttestamentlichen Mitteilungen zur Bestätigung dienen. Ganz gewiß wachte Gottes Vorsehung ganz speziell über diesen Männern und ihren Schriften. Im Aufblick zu Gott und gewiß mit stetem Flehen um seine Erleuchtung und seinen Beistand arbeiteten, forschten und schrieben sie; sollte ihnen dann Gott nicht in besonderer Weise helfend und fördernd, aber auch wehrend und Schädliches fernhaltend, nahe gewesen sein? Ganz sicherlich ist dieser Faktor bei der Entstehung der biblischen Bücher, wie das auch später bei der Zusammenstellung des Kanons nicht außer acht zu lassen; und daher ist es auch zu erklären, daß eine reine, heilige und heiligende Atmosphäre uns aus diesen uralten Schriften entgegenweht, daß wir es auch nach Jahrtausenden noch verspüren, wie der in jenen Büchern alles beherrschende Geist derselbe Geist ist, aus dem auch uns allein Leben, Heil und Erneuerungskraft für unsern inwendigen Menschen zuteil wird.

Alles dies aber hebt die Wahrheit dessen nicht auf, daß auch von der Schrift bezüglich des äußeren Gewandes, in welches das ewig Göttliche sich einkleidet, das Wort gilt: wir tragen unseren Schatz in irdenen Gefäßen. Da ist dann der Schatz die Hauptsache, das irdene Gefäß aber relativ nebensächlich. Nicht als ob man es leichtsinnig auf die Seite werfen dürfte, das sei ferne. Aber man darf es nicht dadurch zur Hauptsache mitmachen, daß man seinen Wert mit dem des Inhaltes, d. h. des Schatzes selbst, identifiziert. Und das thun doch schließlich diejenigen, welche in jeder wissenschaftlichen Erörterung über chronologische oder sonstige derartige Fragen sofort eine Gefahr für den Glauben wittern.

Alles was zur menschlichen Seite der heiligen Schrift gehört, darf, soll und muß wissenschaftlich erforscht werden. Zur wissenschaftlichen Erforschung gehört aber das Vergleichen mit den aus anderen Quellen über dieselben Gegenstände uns bekannt werdenden Momenten. Da heißt es: Prüfet alles, und das Beste behaltet. Wenn aus der ägyptischen oder assyrisch-babylonischen Forschung chronologische Resultate sich ergeben, welche mit der hergebrachten Chronologie schwer oder gar nicht in Einklang zu bringen sind, so liegt darin noch lange kein Ärgernis für den Glauben. Das hohe Alter der Pyramiden, die Zahlenangaben, welchen man bei den besonnensten Ägyptologen für die ältesten ägyptischen Dynastien und Könige begegnet, und bei deren Berechnung nicht bibelfeindliche Tendenzen, sondern mühselige Zusammenstellungen langjähriger Hieroglyphenentzifferungsarbeiten zu Grunde liegen, bringen uns in einen Konflikt mit unseren bisherigen Anschauungen bezüglich nicht nur der Sündflut, sondern auch bezüglich des Alters des Menschengeschlechtes. Auch von anderen Seiten her wird dieser Konflikt gesteigert; denn die Ägyptologie ist ja durchaus nicht der einzige Störenfried, sondern nur einer von vielen. Wir wollen aber gerade bei der Ägyptologie stehen bleiben, weil die Frage im Maiheft uns gerade auf sie hinweist. Da finden wir, daß gerade die Ägyptologie nach vielen Seiten hin die Angaben und Schilderungen des Alten Testamentes bestätigt. Aber allerdings bei der Chronologie da giebt's Schwierigkeiten. Zwar muß ich mit heimlichem Ingrimm hier eine Unthat wieder gut zu machen suchen, die mich bereits lange geärgert hat. Der gute König Merenre von der VI. Dynastie wird im Friedensboten No. 3 eingeführt als „aus dem sechsund dreißigsten Jahrhundert vor Christo" stammend. Ist der Druckerteufel hier mit im Spiele gewesen? oder ist dem Verfasser der „Reisebriefe" ein unverzeihlicher lapsus pennae widerfahren? Ich weiß es nicht. Es sollte heißen: „aus dem sechsundzwanzigsten Jahrhundert vor Christo", da für die VI. Dynastie die Zahlen 2530 bis 2500 v. Chr. angegeben werden. Fatal! welches Gaudium für die Spötter, welche ja immer den Ägyptologen vorwerfen, auf ein Jahrtausend mehr oder weniger komme es ihnen nicht an! Da gilt das unter Frage No. 12 im Maiheft sich findende „(Wer lacht da?)" mit nach oben rückwirkender Kraft! —

Wie dem auch sei, die Schwierigkeit ist mit der Einschaltung jener 1000 Jahre immer noch nicht beseitigt. Sind doch die drei Gizeh Pyramiden aus der Zeit der IV. Dynastie etwa 300 Jahre älter als König Merenre, und der große Sphinx von Gizeh, sowie die Stufenpyramide von Sakkara und die Pyramide von Medum wurde zur Zeit der III. Dynastie gebaut, welche 2900 v. Chr. zur Herrschaft gekommen sein soll. — Ferner ist doch auch zu bedenken, daß die Aufführung solcher Bauwerke eine Kulturentwickelung voraussetzt, die vollends bei der langsamen Entwickelung der Dinge im Altertum auch wieder vorausgegangene Jahrhunderte zur notwendigen Voraussetzung hat. So wird für die Ägyptologie der Zeitraum viel zu eng, welchen wir übrig

behalten, wenn wir an der herkömmlichen Jahreszahl für die Sündflut festhalten. Ich weiß ja wohl, daß auch bei der Ägyptologie die Jahreszahlen noch lange nicht feststehen; auch hier giebt es sehr differierende Zahlenangaben. Aber wir folgen bei unseren Angaben den mehr konservativen Resultaten besonnener Forscher, während nach andern die Anfänge ägyptischer Kultur und Geschichte in ein noch ferneres Altertum zurückzuweisen wäre. Wie soll nun der gläubige Theologe sich zu dieser Frage stellen?

Ich meine, die Beantwortung dieser Frage ist gar nicht so schwer. Da die heilige Schrift uns nicht von Gott gegeben ist, daß wir an ihr ein unfehlbares Kompendium für Chronologie haben sollten, so betrachten wir die in derselben vorkommenden chronologischen Angaben, Geschlechtsregister u. s. w. als der rein menschlichen Seite des teuren Bibelbuches angehörend, und darum auch als Gegenstand rein wissenschaftlicher Forschung nach den bei aller Geschichtsforschung geltenden Regeln und Methoden. Wir beeilen uns nicht Resultate als feststehend vorschnell anzuerkennen, weil auch bei Ägyptologie und überall unser Wissen stets Stückwerk ist und bleiben wird. Aber prinzipiell fühlen wir uns in keiner Weise beunruhigt, selbst wenn unsere hergebrachten Anschauungen sehr bedeutende Modifikationen erfahren sollten. Der Kern unseres Glaubens wird in keiner Weise berührt, selbst wenn wir genötigt würden, der Menschenfamilie ein viel höheres Alter zuzuerkennen, als wir bisher gethan. Die Glaubwürdigkeit der göttlichen Heilsoffenbarungen in Christo, sowie der die letztere vorbereitenden und anbahnenden Gottesoffenbarungen im Alten Testament ist uns ebenso unantastbar jetzt als je zuvor. Denn was unsere Seele bedarf, um zu genesen, das ist die gnadenreiche Selbstmitteilung Gottes in Christo Jesu, unserm Heilande, und das den Glauben weckende und ernährende, vom Geist Gottes in menschlicher Sprache gefaßte Zeugnis im Lebensworte heiliger Schrift. „In unsrer Bibel ist um und um Christus der Lehre Hauptpunkt und Summ" singt Zinzendorf. Nun, „das Wort sie sollen lassen stahn!" —

Unsere Versorgung der Invaliden, Witwen und Waisen.

Als Antwort auf die 20. Frage auf speziellen Wunsch bearbeitet
von P. J. B. Jud.

„Wie ist der von der Generalsynode (siehe Protokoll, S. 72 u. 73, No. 12) in Aussicht genommene neue Unterstützungsmodus gegenüber dem bisher in Geltung gewesenen durch die Schrift, oder was ungefähr dasselbe bedeutet, mit dem allgemeinen Sittengesetz, zu begründen?" Diese Frage ist als 20te im Fragekasten in No. 6 des Magazin von 1899 gestanden und ist die Veranlassung des Wunsches gewesen, die ganze Versorgungssache im Magazin behandelt zu sehen.

Wenn in der Frage nach dem „neuen Unterstützungsmodus" gefragt ist, so zeigt uns das schon, daß wir es nicht mit etwas ganz

„Neuem“ zu thun haben, sondern daß etwas „Neues“ an Stelle von etwas schon Daseiendem gesetzt werden soll. Was aber da ist, ist geschichtlich geworden und hat das Recht zu existieren, bis es sich wieder geschichtlich überlebt hat und darum notwendig etwas Neuem Platz machen muß. Wer darum diese Frage bei irgend welchen Veränderungen nicht zuerst in Betracht zieht und also das „Alte“ und das „Neue“ nicht zuerst einer gründlichen Untersuchung unterzieht, der ist in Gefahr in die Thorheit jenes Schuhmachers zu fallen, der gehört hatte, daß er das große Los in der Lotterie gewonnen habe, und nichts Eiligeres zu thun hatte, als seinen alten Ofen zusammenzuschlagen, da ja jetzt ein solcher Ofen nicht mehr passe, aber sich schmerzlich enttäuscht fand, als er ausfand, daß er überhaupt das große Los nicht gewonnen hatte.

Betrachten wir darum zuerst den gegenwärtigen Modus der Unterstützung und seine Geschichte und sehen dann zweitens dem „neuen Modus“ ins Gesicht und ziehen daraus das Facit.

Obwohl der Verfasser sich der größten Objektivität befleißigen will, so ist er sich doch bewußt, daß er das nicht kann, ohne seine subjektive Meinung dabei kundzuthun.

1. Die Geschichte unserer gegenwärtigen Unterstützungssache.

Wir feiern nächstes Jahr das 60jährige Jubiläum der Synode, das 50jährige unseres Seminars und „Friedensboten“. Die Invalidenkasse kann noch kein Jubiläum feiern, denn wenn ich mich recht erinnere, trat sie erst im Jahre 1877 ins Leben. Die heimgegangenen Väter und die ältesten der noch lebenden Synodalglieder lebten in Bezug auf ihre eigene Person in einer gewissen Sorglosigkeit dahin. Sie bezogen nicht etwa große Gehälter. Noch im Jahre 1862 bezog P. Theodor Dresel in Louisville den höchsten Gehalt in der Synode, wie er mir damals sagte, und der war $400. Aber sie hatten andere Dinge zu besorgen. Damals gab es noch an allen Ecken und Enden zerstreute Deutsche, die keine Kirche hatten, keine Gemeinden bildeten; die mußten versorgt werden. Zu diesem Zwecke wurde das Predigerseminar gegründet mit nichts als mit Glauben. Da blieb keine Zeit übrig, an sich zu denken. Sie trachteten also zuerst nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit. Wie? Ist ihnen das übrige nicht zugefallen? Zugestanden, sie sind nicht reich geworden. Sie hatten die übrigen Brocken zu sammeln, und haben sie gesammelt. Aber sie waren fröhliche Leute. Sie lebten oft von der Hand in den Mund, aber die Hand war des großen Gottes.

Früher, viel früher entstand die Sorge für die Witwen. Und das war wieder von ihrem Standpunkte aus natürlich. So jemand die Seinen, sonderlich seine Hausgenossen, nicht versorgt, der hat den Glauben verleugnet und ist ärger denn ein Heide. Da schlich sich dabei etwas Menschliches ein. Anstatt nach dem Vorbilde der ersten Gemeinde sich der gegenwärtigen Witwen anzunehmen, dachte man hier

wenigstens sehr stark an die eigenen möglicherweise werdenden Witwen. Darum wurde schon frühe die alte Witwenkasse, aber doch nur als Privatsache der Pastoren innerhalb der Synode, gegründet. Das Menschliche daran hat sich schwer gerächt. Zuerst sollte jeder $5.00 jährlich in diese Kasse bezahlen und die Witwen $75 jährlich beziehen. Der Herr gab reichlich Glück dazu. Die Pastoren starben lange Zeit nicht und das Kapital häufte sich auf. Da hieß es von den $75: „Was ist das unter so viele?" Man wollte seiner eigenen Witwe doch ein besseres Los gönnen, als von Gottes Gnaden und $75 leben zu müssen, und erhöhte die Summe auf $150. Aber nun fing das Sterben an. Bald reichten die Interessen des vorhandenen Kapitals und die jährlichen Beiträge nicht mehr. Das Kapital durfte nach den Statuten nicht angegriffen werden. Man hatte nicht daran gedacht, daß $150 die Interessen von $2500 ausmachen, und nicht gefragt, ob die Ersparnisse eines Pastors im Durchschnitte $2500 ausmachen können. Somit wurden die Beiträge erhöht auf acht, zehn, zwölf und noch mehr Dollars. Die Folge davon war, daß viele nicht mehr mitthun konnten, austraten und das, was sie meinten erspart zu haben, verloren. Die Kasse aber war in Gefahr aufzubrechen, bis sie auf den allein vernünftigen Standpunkt kam, die Beiträge zu fixieren, die Auszahlungen aber zu machen nach der Summe der Beiträge, die einkamen.

(Anmerkung der Redaktion. Wir können nicht umhin, hier die Bemerkung anzuknüpfen, daß wir es nicht verstehen können, warum diese Kasse, die so gut fundiert ist und auf so einfachen geschäftsmäßigen Grundsätzen seit zehn Jahren verwaltet wird, nicht wieder das Vertrauen der Synodalen gewinnen kann und soll. Die Grundsätze sind folgende:

1. Wir geben nicht mehr aus, als wir haben.
2. Die jährlichen Beiträge der Glieder dürfen $8.00 nicht übersteigen; es wird aber auch nicht weniger gefordert.
3. Die Eintrittsgelder (neuer Glieder) gehen ganz zum Stammkapital.
4. Von den Interessen des Stammkapitals und den jährlichen Beiträgen der Glieder werden 10 Prozent jährlich dem Stammkapital (ca. $24,000) beigefügt. Der Rest wird unter die vorhandenen Witwen zu gleichen Teilen verteilt.

Hier ist also die verlangte Rechtsbasis und Gleichheit für alle ohne Unterschied.

Lange Jahre bekamen die Witwen (seit 1899) jährlich $60, seit zwei Jahren nur $50, weil die Zahl der Witwen sich mehrt und kein Beitritt stattfindet.

Wie leicht aber könnte diese Kasse in wenigen Jahren so fundiert werden, daß sie den Witwen wenigstens $80 bis $100 jährlich bezahlen könnte, wenn eine Anzahl von Brüdern, sage 600, beitreten, ihren Eintrittspreis und jährlichen Beitrag bezahlen würden. Bald würde so das Kapital gewaltig anschwellen, könnte der Kirchbaufondskasse kräftige Hilfe leisten, und billigen Erwartungen wenigstens in betreff der Witwen und Waisen entsprechen.

Eine ehrliche Agitation für diese Kasse hätte Sinn und Zweck. Die Agitation aber für die Umwandlung der synodalen Unterstützungskasse halten wir für gefährlich und zwecklos. Denn als Geschäft kann die Synode die Versicherung nicht betreiben, noch weniger erzwingen. Die trüben Erfahrungen der Vergangenheit, die wir mit derartigen Gründungen gemacht haben, sollten vor neuen Experimenten jeden besonnenen Bruder abschrecken.)

Aber damit war natürlich die stolze Zuversicht, wenn ich sterbe, so bekommt meine Witwe so und so viel, pleite gegangen und man war wieder auf das Wort des sterbenden Israel angewiesen: „Siehe, ich sterbe und Gott wird mit euch sein."

Da trat ein anderer Gedanke ins Leben. Es hieß, die Witwe soll wenigstens so gesichert sein, daß man sie nicht auf die Gasse setzen kann. Man gründete den Zweitausend-Dollar-Verein. Jeder sollte beim Tode eines Gliedes des Vereins so viel einbezahlen, daß die Witwe des Verstorbenen $2000 bekommen könnte. Von diesem Vereine ist nur zu sagen, daß er bald nach der Geburt starb.

Da trat der Verein ins Leben, der am meisten uns Lehrmeister sein kann und wohl das hellste Licht auf den neuen Unterstützungsmodus zu werfen imstande ist. Seine Organisation ist das einfachste Ding von der Welt. Oben an einem Bogen Papier wurde hingeschrieben: Im Falle des Todes eines der Unterzeichneten, verpflichten sich die übrigen Unterzeichneten, der Witwe des Verstorbenen je fünf Dollars zu bezahlen.

Es war bald eine große Anzahl Unterschreiber auf dem Bogen. Fünf Dollars war nicht viel und wie viel konnte dann die eigene Witwe bekommen! Aber welch ein Strich durch die Rechnung! Kaum ein Jahr nach der Gründung des Vereins starben eine so große Anzahl und merkwürdigerweise vermöglicher Pastoren, daß die fünf Dollars mit acht und zehn multipliziert werden mußten. Und da kam nun der Gedanke, warum sollen wir Armen jene Vermöglichen unterstützen? Das kann nur gehen, wenn die Sache S y n o d a l s a c h e wird. Nichts leichter als das! Wenn die Sache erst einmal Synodalsache ist, dann denkt bald niemand mehr daran, sich zu weigern, seine Beiträge zu bezahlen. Wer Glied wird, der muß versprechen, auch diese Beiträge zu bezahlen, und die Sache ist damit ein für allemal abgethan. Und die Sache wurde Synodalsache. Aber nicht a u s dem Wege geschafft wurde die Frage damit, sondern so i n den Weg, daß der ganze Synodalwagen in die Gefahr des Scheiterns kam. Die Minderheit, die bisher in allen Fragen sich der Mehrheit unterwarf, that dieses hier nicht, d. h. sie bezahlte nicht. Nun war die Synode vor die Frage gestellt: Dürfen wir einen Pastor, der mit uns dasselbe kirchliche Ziel verfolgt, der treu ist im Amte, treu als Glied der Synode, ausschließen, wenn er sich an eine kirchliche Insurance nicht anschließen will, die mit den eigentlichen kirchlichen und synodalen Zwecken nichts zu thun hat? Die eifrigsten Befürworter der Verkirchlichung dieser Witwenunterstützung zogen sich von dieser Konsequenz zurück. Zur Durchführung dieses Gesetzes kam es nicht. Wer nicht bezahlte, wurde nicht in Zucht genommen, und die nächste Generalkonferenz hob den früheren Beschluß auf. Wir sparen die Beurteilung dieses Beschlusses auf den zweiten Teil dieser Arbeit.

Wir haben diese synodalen Erfahrungen mit der Witwenunterstützung, trotzdem sie nicht zur Invalidenunterstützung gehören, hieher genommen, weil sie die Vorgeschichte der letzteren bildeten und bestim-

mend auf den gegenwärtigen Modus der Unterstützung einwirkten. Witwen- und Invalidenunterstützung wurden auch von da an auf dasselbe Prinzip gestellt. Von jetzt an waren sie nicht mehr Versorgungsanstalten der **zukünftigen** Witwen, Waisen und Invaliden, sondern Wohlthätigkeitsanstalten für die **gegenwärtigen** Witwen, Waisen und Jvaliden.

Sind wir nun damit auf biblischem Wege? Fragen wir zunächst die Stelle, die immer wieder für die Insurances vorgebracht wird: „So jemand die Seinen, sonderlich seine Hausgenossen, nicht versorgt, der hat den Glauben verleugnet und ist ärger denn ein Heide." Der Nachdruck liegt auf den zwei Wörtchen „die Seinen" und „seine Hausgenossen". Wer sind diese? Offenbar diejenigen, die heute mit mir in einem Hause wohnen, Weib und Kind und wen mir Gott sonst ins Haus weist. Und „die Seinen" sind überhaupt alle, mit denen mich der Herr in Verbindung setzt, daß sie Gegenstände meiner Fürsorge werden. Und versorgen soll ich sie mit allem, „was sie für Leib und Seele nötig haben." Die Frage erstreckt sich also viel weiter, als auf Essen, Trinken, Kleidung und Obdach. Auf wie lange soll ich sie so versorgen? So lange sie meine Hausgenossen und „die Meinen" sind. Wenn ich ihnen und sie mir entzogen sind, hört meine Versorgung auf. Für alles Zukünftige gilt das Wort: „Sorget nicht für den andern Morgen, denn der morgende Tag wird für das Seine sorgen." Diese beiden Dinge müssen sorgfältig auseinander gehalten werden. Denn sobald ich die Zukunft in die Gegenwart hereinziehe, so kann ich in der Gegenwart meine Pflicht nicht voll thun. Ich greife in Gottes Gebiet über und vernachlässige mein eigenes. Ein naheliegendes Beispiel. Wer sich versichert in irgend einer Insurance, hat dann allerdings oft für die gegenwärtigen Witwen, Waisen und Invaliden nichts. Wer kann auch wissen, wie hoch die Summe ist, die er für die Zukunft braucht. Für die Zukunft ist thatsächlich keine Summe hoch genug als Gott selbst. Hat man ihn, so braucht man aber keine andere Summe. Diese Exegese hat uns Gott gelehrt durch die Geschichte. Darum sind wir auf den gegenwärtigen Modus der Unterstützung gekommen.

Fragen wir, wie hat sich dieser Modus bewährt? Da kommt es darauf an, wie wir es verstehen. Fragen wir: Haben unsere Invaliden nun ein ruhiges, ungestörtes Alter gehabt, so daß sie sagen konnten: Ich brauche jetzt nicht um das tägliche Brot zu bitten, denn die Kassen sorgen so reichlich, daß ich das nicht nötig habe, oder gar, daß der jugendliche Mann sagen kann, für mein Alter und meine Witwe und und Waisen ist gesorgt, ich brauche mich nicht einzuschränken und zu verleugnen, dann hat sich der Modus nicht bewährt und dazu bewährt sich kein Modus, denn wir haben Gott zum Gegner. Fragen wir aber: Habt ihr, Witwen und Weisen, und ihr, Invaliden, je Mangel gehabt, oder hat Gott unseren Kassen das Nötige, was wir für die gegenwärtigen Invaliden brauchten, nicht dargereicht, so müssen wir sagen: „Herr,

du hast über Bitten und Verstehen gethan." Wenn wir anfingen zu klagen, so war es nur Mangel an Vertrauen auf dich und die Liebe der Brüder. Gott ist mit uns gewesen in diesen Einrichtungen.

2. Der in Aussicht genommene Unterstützungsmodus.

Das Protokoll der Generalsynode läßt sich über diesen neuen „Modus" also vernehmen: „Der Antrag des Komitees zielt nämlich dahin, daß die ganze bisherige Witwen-, Waisen- und Invalidenunterstützung in rein geschäftlicher Weise und für alle gleichmäßig, Bemittelte und Unbemittelte, geregelt werden soll. Alle Synodalen, die im Amt stehen, sollen einen bestimmten Prozentsatz ihres Einkommens jährlich als Beitrag bezahlen und die Gemeinden Kollekten darreichen." Wenn ich das recht verstehe, so ist der Vorschlag folgender: „Jeder Pastor zahlt einen bestimmten Prozentsatz seines Gehaltes (sage ein Prozent in jede Kasse) in die Kassen für Witwen-, Waisen- und Ivaliden-Unterstützung. Dafür ist seine Witwe, resp. Kinder, im Falle seines Todes, oder er selbst im Falle seines Invalidwerdens berechtigt, entweder eine bestimmte Summe auf einmal oder ein bestimmtes Jahreseinkommen zu beziehen. So gut ich es verstehen kann, hieße das, diese Kassen von dem Boden der Wohlthätigkeit weg auf den Boden der Selbstversorgung zu rücken, die Unterstützungssache zur Insurance zu machen. Das nötigt eine christliche Synode, den Vorschlag nach zwei Seiten, der religiös-sittlichen und der geschäftlich-thunlichen, Seite zu untersuchen.

a) Die religiös-sittliche Seite des Vorschlages.

Da es sich darum handelt, die Unterstützungssache der Evang. Synode den außerkirchlichen Insurances nachzubilden, so müssen wir diese zunächst ins Auge fassen. Die Vorgänger der Versicherungen waren die Sparkassen-Vereine. Diese entsprangen philanthropischen Bestrebungen und entstanden, wie unendlich viele gemeinnütziger Anstalten, auf dem Boden irdischer Not, zur Zeit des Rationalismuns, der ein scharfes Auge für diese Not hatte. Man suchte nach Gründen für diese Not und fand sie in dem Leichtsinne, mit dem die irdischen Güter verbraucht werden. Da waren wohlmeinende Männer, die diese Vereine ins Leben riefen. Man wollte dem einzelnen zeigen, wie er sich vor der Not schützen und bewahren könne. Und da man wohl wußte, wie wenig moralischen Mut der einzelne besitzt, sich aus dem Sumpfe aufzuraffen, so wollte man diese Kraft zusammentragen, sich gegenseitig heben, stützen und tragen. Wir erblicken hier überall Früchte des Christentums, die auch dem Rationalismus, besonders eben dem wohlmeinenden, einleuchteten. Aber es mangelte demselben die tiefere Einsicht in die Gründe der Not. Und gerade deswegen, weil er diese nicht erkannte, erkannte er auch nicht die einzige wahre Abhilfe derselben. Nicht die Sünde in der Verschwendung der Gaben Gottes sah er als die Ursache an, sondern die Unkenntnis des Wertes dieser Gaben. Nicht Strafe von Gott war ihm die Not, sondern Folge der

Dummheit. Darum wollte er aufklären, vor Augen demonstrieren, wie man vor der Not sich bewahren, zu irdischer Glückseligkeit sich erheben könne. Die Mittel dazu waren darum nicht Demütigung vor Gott, Buße und Umkehr zu ihm und darum eine ganz veränderte Anschauung von sich selbst, Gott und der Welt (μετανοία), sondern die Selbsthilfe. Ich bin vielleicht weiter als viele andere entfernt, über diese Rationalisten den Stab zu brechen. Diese Leute waren treu mit dem Licht, das sie hatten, und haben mit anerkennenswertem Eifer und Selbstverleugnung gearbeitet. Wer wollte über einen Pestalozzi und Iselin in Basel &c. den Stab brechen. Sie haben auch der tieferen Einsicht wieder vorgearbeitet. Und es wird auch ihnen das Urteil des Herrn nicht fehlen: „Du bist über wenigem treu gewesen, ich will dich über vieles setzen. Gehe ein zu deines Herrn Freude.“ Sie sind ein beschämendes Beispiel für manchen orthodoxen Knecht, der sich mit seiner Orthodoxie rühmt, aber für die Not überhaupt kein Auge hat, als nur für seine eigene. Aber klar ist es doch, daß dieses der Not nicht abgeholfen hat und nicht abhelfen konnte. Denn was zur Abhilfe gebraucht wurde, war nicht Gott, sondern die eigene Kraft.

Auf Grundlage dieser Selbsthilfe und Gemeinnützigkeit mußte bald etwas weiteres entstehen; denn, hieß es, ehe ich genug erworben habe, kann ich sterben, was nützt mich dann, und was nützt dann meiner Familie meine Ersparnis? Das brachte zur gegenseitigen Versicherung, wenn auch zuerst in ganz kleinem Maßstabe. Man bildete Leichengesellschaften, die zunächst nur darin bestanden, daß, wenn einer sterbe von der Gesellschaft, die andern verpflichtet seien, ihn zu Grabe zu tragen ohne Rekompensation. Das Eigentum, das solche Gesellschaften besaßen, war ein schwarzes Sargtuch und eine Totenbahre. Aber bald wurden Kassen angefügt, die der Familie des Verstorbenen so und so viel bezahlten. Und der Anfang der Lebens-, Feuer-, Hagel- und wer weiß was für Versicherungen war gemacht. Man erwarte nun nicht von dieser Arbeit ein Eingehen in das phänomenale Getriebe der Logen-Versicherungen &c. Die Grundlage ist überall dieselbe. Es sind in die Maschine unendlich viel mehr Räder, Hebel, Bremsen eingesetzt. Aber wie jede Maschine auf der schiefen Fläche des Archimedes beruht, so beruhen alle diese komplizierten Gesellschaften auf derselben Grundlage. Auch eine schiefe Fläche!!! Zweck: *Zukünftige* irdische Not von sich und den Seinen abzuhalten! Mittel: Selbsthilfe, ohne daß man Gott dazu braucht. Nur um äußere, irdische Not handelt es sich bei einem von Gott abgefallenen Geschlecht, das die höchsten Ziele aus den Augen verloren hat, und die ganze irdische Not ist in seinem verengten Sehwinkel nur noch Mangel an irdischen Gütern. Hat man die, nun, so kann man, wenn man krank ist, den Doktor bezahlen, wenn man stirbt, sich begraben lassen, sogar mit großem Pomp; wenn man alt wird, ein geruhiges Leben führen. Die Not wird außer Zusammenhang mit der Sünde, die Abhilfe außer Zusammenhang mit Gott gesetzt.

Fragen wir nun nach der Wirkung dieser Anstalten. Haben sie ihren Zweck erreicht, und wie wirken sie sittlich-religiös?

Die erste Frage wird wohl von dem größten Teil der Welt mit „Ja" beantwortet, d. h. die Behauptung wird keck aufgestellt: diese Anstalten helfen der Not, natürlich wie sie oben gefaßt ist, ab. Wenn ein Ehemann stirbt, und die Frau bekommt tausend oder zweitausend Dollars, so wird es in die Welt hinausposaunt. Seht da, heißt es, wie elend wäre sie nun, wenn der Mann nicht in der Loge oder versichert gewesen wäre. Zugegeben, daß also hie und da einer Frau aus der augenblicklichen Geldnot geholfen wurde, so müssen wir sehen, wie viel die Abhilfe kostete und wie weit sie reicht. Da sehen wir gleich daneben eine andere Familie. Der Vater hat sich bewegen lassen, durch die scheinbare Hilfe, die der Frau geworden ist, sich auch versichern zu lassen, vielleicht jetzt noch höher als sein verstorbener Nachbar. Er kann es ja, er hat einen guten Verdienst. Er wählt auch eine Gesellschaft, die noch vorteilhafter ist, als diejenige, in welcher der Nachbar versichert war. Er bezahlt treulich seine Beiträge. Aber siehe, eines schönen Tages bricht die Gesellschaft durch untreue Beamte auf und seine und die Ersparnisse von hundert andern sind verloren. Die Not ist da, viel schlimmer, als wenn er nie versichert gewesen wäre. Der andere Nachbar ging in dieselbe Falle. Er bezahlt seine Beiträge regelmäßig. Da tritt eine schlechte Zeit ein. Er kann seine Beiträge nicht fortführen. Die Zeit verstreicht. Seine Ersparnisse sind verloren. Die Not ist da und zwar doppelt so schlimm, als sie sonst gewesen wäre. Und eine schlechte Zeit bringt Tausende der so Versicherten in diese Not, wie viel hat die Versicherung von der allgemeinen Not hinweggetragen?

Und da, wo das vermeintliche Glück nun hinfällt. Wie weit reicht die Abhilfe zur Zeit der Not? Ich habe einen Mann gekannt, er war ein beneideter Emporkömmling. Er sagte vor seinem Tode, er sei mehr wert wenn er gestorben sei, als lebendig. Er habe für seine Familie gesorgt. Er war für $8000 versichert. Er starb. Nun, mit $8000 braucht man ja nicht zu kargen. Das hat er gedacht, als er lebte. Und hat seine Kinder das Sprichwort nicht gelehrt: „Arbeit macht das Leben süß." Verdienen wollten sie, aber sich nicht anstrengen. So flogen sie von Zweig zu Zweig und in kurzer Zeit waren die $8000 verbraucht, die Mutter am Bettelstab, die Söhne Lumpen. Ich kannte eine Witwe, die bekam $2000 Unterstützung. Sie war noch jung und schön und noch schöner waren die $2000. Es fehlte nicht an Freiern. Sie wählte den schönsten und heiratete ihn. Nach einigen Wochen ging er mit den zweitausend Dollars durch die Lappen und ließ die Witwe zurück mit den vier Kindern erster Ehe. Sie machte nachher ihr Leben mit Waschen. Wie weit hat die Abhilfe von der irdischen Not gereicht? Wie weit reicht sie bei den meisten dieser Glückskinder? Es sind Schätze, die die Motten und der Rost fressen und *die Diebe nach graben und sie stehlen*. Ich phantasiere nicht. Es sind dies selbst gesehene

Beispiele, die ich um etliche Dutzend vermehren könnte. Wenn aber auch wirklich der irdischen, der Geldnot, abgeholfen würde, wenn nicht die erhaltenen Summen oft mehr Not verursachten und tiefere Furchen des Leidens zurückließen als ohne diese Summe geschehen wäre, und es fehlte der lebendige Glaube, was wäre damit geholfen? „Was hülfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele. Oder was kann der Mensch geben, daß er seine Seele wieder löse", wenn sie gebunden ist von dem Götzen Mammon?

Schauen wir aber nun auf die religiös-sittliche Einwirkung dieser Insurances. Was haben sie in dieser Hinsicht geleistet?

Religiös haben sie den Glauben und das Vertrauen auf Gott geschwächt und den Glauben und das Vertrauen auf irdische Güter vermehrt. Wer versichert ist, der braucht ja nicht mehr arm zu sterben, er hinterläßt genug, um der Familie eine sorgenlose Existenz zu schaffen. Er braucht nicht mehr auf das Unsichtbare zu sehen, es ist genug Sichtbares zu sehen, das den Herzen Halt gewährt; er braucht nicht an die Verheißungen und Wunderwege seines Gottes zu glauben, der Weg ist ja geebnet. Die Wege sind nicht mehr krumm und doch gerade, krumm für die eigene Einsicht und gerade für den Glauben, sondern gerade für den kühlen Verstand. Ich las vor vielen Jahren einen Bericht im „Weltboten" von einer Leiche. Der Pastor habe rührend von Gottes Hilfe und Verheißungen gesprochen, dann sei der Logenkaplan aufgetreten, habe auf die Waisen hingeschaut und eine Thräne im Auge zerdrückt und gesagt: „Arme Witwe, du hast deinen Mann, arme Waisen, ihr habt den Vater verloren! Aber ihr braucht nicht zu trauern, die Loge sorgt für euch." Es sollte dies ein Triumph der Loge über die Kirche sein. Und Tausende haben sich ihr Ziel verrücken lassen, von Gott hinweg auf den Sandgrund der Logen und Versicherungsgesellschaften.

Wollen wir als Kirche das auch thun? Ist unser Glaube nicht mehr der Sieg, der die Welt überwunden hat? Leider ist es in der Kirche genug geschehen. Dieser Krebs wuchert in der Kirche zum Schaden derselben in allen möglichen von Unterstützungsvereinen, die vollständig auf derselben Grundlage stehen. Soll die Synode das Siegel darauf drücken und sagen: „gut, wir folgen euch"?

Und sehen wir die sittliche Seite an, welche diese Gesellschaften haben. Da sehen wir zuerst, daß sie eine Masse von Sinekuren schaffen für Menschen, die nicht mehr von ihrer Hände Arbeit, sondern von einem Ämtchen leben wollen. Ich kenne eine Versicherungsgesellschaft, eine sogenannte "mutual". Sie forderte einen Dollar im Monate, um dann den Hinterlassenen $1000—2000, je nach dem Alter bei dem Eintritt, im Falle des Todes auszubezahlen. Jedes Vierteljahr sollte aber jeder einen halben Dollar bezahlen für das "Management". Also für die Verwaltung von je drei Dollars soll jedes

Mitglied einen halben Dollar bezahlen. Für wen war die Gesellschaft? Für die Beamten. Ein besseres Geschäft kann man doch nicht machen, als wenn man für je drei Dollars zu verwalten einen halben Dollar bekommt. Ich warnte die Leute in meiner Gemeinde vor dem Schwindel; ich demonstrierte ihnen, daß die Sache nicht bestehen könne. Denn wenn einer dreißig Jahre lang jährlich zwölf Dollars einbezahlt habe, das dann erst 360 Dollars ausmache, wo dann die tausend oder gar zweitausend herkommen sollen? Die meisten aber sterben, ehe sie dreißig Jahre drin seien, haben also nicht einmal 360 Dollars bezahlt, bekommen aber doch 1000 Dollars, wo das Geld herkommen soll. Aber die guten Leute dachten, ein Pfarrer verstehe von Geldgeschäften nichts. Ich bekam zur Antwort: das komme von denen her, die vor dem Tode austreten und das komme den andern zu gute. Ich sagte, ich könne dieses auch nicht einsehen, nicht nur sei es ein Schwindel, sondern das Geld haben ja die Hinterlassenen der Verstorbenen erhalten, da kein Geld aufgelegt werde. Natürlich kam es, wie ich sagte. Es dauerte keine zwei Monate, so mußten die Auflagen verdoppelt und verdreifacht werden. Nach Ablauf eines Jahres war die Gesellschaft, d. h. jener Zweig aufgebrochen, nachdem die Glieder \$150—250 einbezahlt hatten. Aber wohlverstanden nur jener Zweig. Die Gesellschaft besteht heute noch fort, gründet immer neue Zweigvereine, die eine Zeitlang bestehen und bezahlen und dann aufbrechen, wenn die Glieder genug geschoren sind und die Beamten beziehen immer für die Verwaltung von drei Dollars einen halben Dollar. Dafür kann man ja genug Agenten aussenden in die Welt. „Ihr vertraget gerne die Narren, ihr vertraget, daß man euch schindet, daß man euch nimmt." Die Versicherungsgesellschaften sind gut für die Beamten, und die anderen sind die gerupften Schafe. Kommen wir nun erst an die Unterschlagungen, Diebstähle, Durchbrennereien, welcher Morast! Man will der Versuchung entgehen, sein eigen Geld zu veruntreuen, aber andere werden in Versuchung gebracht und lassen sich willig darein bringen, fremdes Geld zu veruntreuen.

Auf die Versicherten hat aber die Versicherung einen ebenso entsittlichenden Einfluß. Es ist schon in der spaßhaften Redensart sehr viel Wahrheit: Ich lasse mich nicht versichern, denn sonst sinke ich bei meiner Frau im Werte. Gott hat wohlweislich zum Erhalten der Liebe auch die Notwendigkeit der gegenseitigen Fürsorge und das Bedürfnis derselben gesetzt. Gerade, daß man das übersieht, hat jene scheußlichen Schandthaten erzeugt, daß man jemand versichern ließ und ihn dann umbrachte, um sich in den Besitz des Mammons zu setzen. Zur Vertragsamkeit in der Ehe haben die Versicherungsgesellschaften keineswegs beigetragen. Aber viel weitere Kreise haben die Versicherungen zum Leichtsinn verführt. Wenn man von seinen eigenen Ersparnissen abhängt, so drängt auch dem Unerleuchteten sich die Notwendigkeit auf, die Seinen zur Arbeit anzuhalten, und zu sparen. Ist man aber versichert, so glaubt der Durchschnittsmensch ja sein Ziel erreicht

zu haben. Darum sehen wir gerade die Leichtsinnigsten zu diesem Versorgungsmittel greifen. Dann hat man die Pflicht ein für allemal gethan, d. h. auf andere abgeladen. Nun kann man das übrige für sich behalten und verbrauchen. Man frönt jedem Luxus, strebt nach dem Schein, nach der Bequemlichkeit, denn man hat seine Pflicht einmal für allemal gethan. Die Behauptung, die Versicherungen haben das sittlich-religiöse Leben nicht gefördert, sondern beeinträchtigt, ist darum eine wohlbegründete.

Kommen wir nun zu der letzten Frage: b) Ist eine solche **Versicherung geschäftlich thunlich für unsere Synode?**

Ich höre schon den Einwurf: Ja gerade, weil die weltlichen Versicherungsgesellschaften solchen Gefahren und Versuchungen ausgesetzt sind, darum wollen wir eine synodale Versicherungsgesellschaft. Hier werden die Gefahren nicht eintreten wie dort, denn diese Gesellschaft ruht in den Händen christlicher Leute. Es wurde schon bemerkt, hier thun dann die Beamten die Arbeit umsonst. Man spart so und so viel Management, und das kommt den Witwen und Waisen zu gut. Wie? Wenn die Welt es nicht vermag, auf den Wegen der Selbsthilfe sich aus dem Sumpfe zu ziehen und den Sumpf des Verderbens zu meiden, wird es dann die Kirche vermögen, wenn sie auch denselben Weg betritt. Wir haben in runder Zahl 900 Pastoren und 127 Lehrer, sagen wir 1000 Personen, zu versichern. Nehmen wir einen Durchschnittsgehalt von $500, so macht das $500,000 Gehalt. Davon ein Prozent für Witwen und ein Prozent für Invaliden macht jährlich $10,000, die durch die Hände von den Beamten gehen müssen. Sind die Beamten einer solchen synodalen Versicherungsgesellschaft vor der Versuchung gefeit, ihre Hände mit unrechtem Gute zu beflecken. Ich weiß, ich gebe Anstoß, daß ich die Frage nur aufwerfe. Und dennoch ist sie nach der vollsten Erfahrung berechtigt. Hat sich nie jemand an Kircheneigentum vergriffen? Könnten wir nicht auf Dutzende von Fällen in den Gemeinden hinweisen, wo Vorstände sich mit unrechtem Gut befleckt haben? Hat es sich nicht in der Methodisten-Gemeinschaft um eine Summe von $100,000 gehandelt im Buchgeschäfte? Ging es nicht durch die Zeitungen? Ich verfolgte allerdings die Sache nicht bis zum Ende. Haben wir in unserer Synode auf keine dunkle Erfahrung hinzusehen in Geldgeschäften, und zwar in Geldgeschäften, die rein das Reich Gottes betreffen? Werden wir verschont bleiben, wenn wir ein Geschäft auf rein weltlichen Prinzipien betreiben? Ich weiß die Antwort wohl, die da heißt, ja wir sorgen dafür, daß das Geld nicht verloren geht, wir verpflichten die Beamten Bürgschaft zu geben. Ich will hier nicht darauf hinweisen, wie es mit der Bürgschaft gewöhnlich geht und namentlich in den Kirchen geht. Die Bürgschaft ist ein Unrecht, da man einen bezahlen macht, der nicht schuldig ist. Und das fühlt man namentlich in der Kirche, und wagt darum meist nicht an die Bürgschaft zu kommen, das Mitleid regt sich. Aber es liegt außerhalb des Zweckes, hier darauf einzugehen. Ich mache nur auf das sittliche Verderben auf-

merksam, das sich dadurch in die Kirche hineinzieht, auf die Schwächung, die die Kirche als moralische Macht erfährt in der Welt. Niemand will ein Dieb sein oder werden, weder in der Kirche noch in der Welt, nur möchte man sich diesen und jenen Vorteil aneignen, der niemand schadet. Aber der Anfang ist da und wer ein weltliches Prinzip braucht, weiß nie, wo es ihn hinführt. Warum, möchte ich fragen, wenn man sich selbst nicht zutraut zehn Dollars im Jahre sparen zu können, einem anderen zutrauen, daß er zehntausend Dollars behalten kann, ohne seine Finger daran zu beflecken. Es ist bei beiden die unbiblische Anschauung von dem irdischen Gut, die in sich selbst Sünde, zur Sünde verleitet. „Das ist der Fluch der bösen That, daß sie fortzeugend Böses muß gebären."

Eine besondere Gefahr entspringt aber für die Versicherten in der Synode und zwar für ihre Sittlichkeit. Heute wird keiner invalid, wenn er nicht muß. Denn die Invalidenkasse verspricht ihm nicht nur nicht viel, sondern sie kann auch überhaupt nicht versprechen, wie lange sie ihn unterstützen will. Der neue Modus aber will ja Kapital genug schaffen, daß jeder, wenn er invalid wird, genug hat. Wie! Wird damit nicht die Versuchung geschaffen, daß mancher vor der Zeit invalid wird? Warum sich um eine vielleicht kleine Gemeinde bemühen, wenn einem dort derselbe Unterhalt ohne Arbeit und Mühe winkt. Da wird es wieder heißen: Welch eine unedle Ansicht von den Amtsbrüdern! Ich habe keine unedlere Ansicht von den Amtsbrüdern als von der menschlichen Natur überhaupt, von meiner auch. Es wird nicht jeder in der Versuchung fallen, aber die Versuchung ist für alle da. Die staatliche Pensionskasse in Württemberg hat darum das Invalidwerden auf 70 Jahre beschränkt. Wer vorher invalid wird, bekommt nichts daraus, sondern er muß sich einen Vikar halten. Wozu die Beschränkung, wenn man dort die menschliche Natur nicht auch gekannt hat. Das Vikariats-Institut, das auch in Württemberg mit viel Not für beide Seiten verknüpft ist, läßt sich aber hier nicht schaffen, da wir die Gemeinden nicht zwingen können, einen invaliden Pastor und einen unerfahrenen Vikar für einen rüstigen Pastor einzutauschen. Unsere Invalidenkasse unterstützt jeden, wenn er invalid wird und so lang er invalid ist und nicht genügend Mittel hat sich zu erhalten. Aber sie bietet keine Sicherheit und das soll sie nicht. Wir wollen keine Sicherheit als bei Gott, der verheißen hat, ich will dich tragen bis ins Alter, bis du grau wirst, ich will dich heben, tragen und erretten. Die Kasse ist gegenwärtig ein Gradmesser der brüderlichen Liebe. Wenn sie für die gegenwärtige Not nicht ausreicht, dann wollen wir Buße thun und wieder um Liebe bitten, bis wir sie haben. Und wenn eurer Liebeskette Festigkeit und Stärke fehlt, O so flehet um die Wette, bis sie Jesus wieder stählt. Aber auf die rein geschäftlichen Prinzipien der Welt wollen wir nicht hinüber.

Wenn ich einer rein geschäftlichen Versicherung mich anschließen wollte, so wäre mir eine rein geschäftliche synodale Versicherung die

letzte. Wer rein geschäftliche Dinge sucht, der geht auf das Gebiet der Selbstsucht hinüber. Sein Geld ist dort noch besser bewahrt, als in einer kirchlichen Gesellschaft, die rein geschäftlich sein will. Denn hier stört die Liebe, Gott sei Dank! doch immer wieder das rein Geschäftliche, aber bringt auch immer wieder das rein Geschäftliche in Unordnung! Pastoren sind schlechte Geschäftsleute, was sie als Geschäft betreiben wollen, mißglückt meist. Gott Lob, daß es noch so ist! Wenn es einmal nicht so ist, dann wehe der Kirche. Ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon. Heute sehen wir immer noch dieses Nichtkönnen, und wenn es einmal scheint, als ob man es könne, dann hat der Mammon gesiegt.

Die Synode ist nur dazu da, um die Sache des Reiches Gottes zu treiben und des Herrn Kriege zu führen. Das Reich Gottes hat seine ganz eigenen von der Welt verschiedenen Grundlagen und seine eigenen Prinzipien der Betreibung. Der Herr befiehlt seinen Jüngern in alle Welt zu gehen und alle Völker zu Jüngern zu machen, stellt ihnen als Kapital aber nichts anderes zur Verfügung, als die Macht, die ihm gegeben ist im Himmel und auf Erden und seine Gegenwart alle Tage bis an das Ende der Welt. Das ist die Macht der Kirche. Jede andere Macht ist ihr zum Schaden und zum Verderben gereicht. Dies ist die Macht, welche die Synode bedarf. Kein Kriegsmann flicht sich in Händel der Nahrung. Fangen wir rein geschäftliche Dinge an, so verrücken wir den Schwerpunkt der Synode, und das rächt sich schwer. Nur ein Beispiel. Welche Erschütterung würde unser Werk erleiden, wenn eines schönen Tages ein Krach in eine solche Versicherung hineinschlüge. Dürfen wir dann auch zu den Gemeinden kommen und sagen: Bitte, gebt uns und helft uns? Es wurde für den neuen Modus ruhig in Aussicht genommen, daß wir für diese reine geschäftliche Sache auch Kollekten in den Gemeinden erheben sollten.

(Anmerkung der Redaktion. Diese Annahme, daß für die also umgestaltete Kasse zur Unterstützung auch die Gemeinden ferner sollen durch Kollekten beigezogen werden, erschien uns von Anfang an so naiv, daß es uns unbegreiflich schien, wie man im Ernst sie hegen konnte. Schon jetzt hapert es gewaltig damit, wo nur wirklich Arme unterstützt werden. Wer giebt uns ein Recht, die Gemeinden um Geld zu bitten, um auch solche Leute zu unterstützen, die der Unterstützung nicht bedürfen? Und wer giebt uns ein Recht, solche Amtsbrüder, die jetzt kaum ihr dürftiges Auskommen haben, gesetzlich zu besteuern, um andere zu unterstützen, die es überhaupt nicht bedürfen? Ist das die Gerechtigkeit, die man erstrebt? Man will das Recht für alle, Anspruch für alle, ob bedürftig oder nicht, aus der Kasse seine Pension zu ziehen. Besteht erst dieses Anspruchsrecht, so wird es auch jeder und jede geltend machen, — darüber täusche man sich nicht, — wer gesetzlichen Anspruch darauf hat und wenn er das ganze Geld auf die Bank thun und seinen Kindern und Enkeln aufsparen kann! Und dafür sollen andere kargen und sich und den Ihrigen es entziehen, — und gesetzlich gezwungen werden von einer Kirche, — die es viel nötiger brauchen könnten, als jene zum Anspruch Berechtigten!)

Wir dürfen das für die gegenwärtigen Waisen und Invaliden kühnlich thun. Es gehört in das Gebiet der Wohlthätigkeit. Die Bitte blieb auch nicht unerhört. Dürften wir auch mit gutem Gewissen vor die Gemeinden kommen mit der Bitte, daß sie uns ein ruhiges Alter sichern? Würde es uns im Gewissen nicht stechen, daß wir die Gemeindeglieder zum Vertrauen auf Gott ermahnen, während wir uns durch die Kassen, an denen sie helfen sollen, sie füllen, uns eine Sicherheit schaffen?

Meines Wissens wird von den Verteidigern des neuen Modus auf die Presbyterianer hingewiesen. Soviel ich weiß, besteht allerdings eine Versicherungsgesellschaft, die den Namen der Presbyterianer führt. Aber sie ist dort nicht Synodalsache, sondern steht noch loser in Verbindung mit der Presbyterianer-Kirche als unsere alte Witwenkasse mit uns, da sie auch Nichtpresbyterianer versichert.

Für meine Person halte ich jedes sich Versichernlassen für einen Mangel an Gottvertrauen und sittlichem Mut, sich in die rechte Stellung zu den Gaben Gottes zu bringen. Jedoch will ich mich mit niemand darüber streiten. Wer glaubt, mit seinem Gewissen es vereinigen zu können, wenn er sich in „rein geschäftlicher Weise" versichern läßt, findet ja genug Gelegenheit. Aber als altes Glied der Evangelischen Synode werde ich mich mit meiner schwachen Kraft wehren, daß in derselben irgend etwas anders maßgebend sein soll als Glaube und Liebe.

Nachschrift: Verfasser hat diese Arbeit unter eigener Krankheit und Schmerzen geschrieben. Man wolle ihm die Ausdrücke darum nicht zu genau unter die Lupe nehmen. Er sucht nur das Heil der Synode. Er weiß nicht, ob er in kurzer Zeit selbst sich invalid erklären muß. Desto größer wird ihm aber die Treue Gottes, die ihn tragen wird bis ins Alter. Er ist treu, er wird's auch thun.

Pädagogisches.

Die Person Jesu Christi bei unsern Kindern.

(Aus dem Lehrer-Boten.)

Der allgemeine Charakter unserer Zeit ist ein Fernesein von dem lebendigen, persönlichen, unmittelbar ins Leben eingreifenden und das einzelnste unseres Lebens lenkenden Heiland. Wenn auch viele sich nicht von ihrer irregeleiteten Vernunft zu einer theoretischen Leugnung der Persönlichkeit Jesu, wie sie uns in der Bibel gezeichnet ist, bringen lassen, so ist doch derer eine große Zahl, die, obgleich auf einen gewissen Grad gläubig, dennoch eigentlich Jesum nicht kennen, d. h. nicht so kennen, daß er auch der Herr ihres Herzens, Denkens, Wollens und Verlangens ist. Die Folge davon ist, daß das Christentum, das jeder sich selbst macht, ohne daß die Persönlichkeit des Herrn Jesu der Mittelpunkt ist, nicht diese veredelnden, umwandelnden Wirkungen

thun kann wie der Glaube an einen persönlichen Heiland. Wer sogar auch die Lehre Jesu liebt, aber ihn nicht selbst in seinen Wirkungen kennen lernt, hat gerade das Beste nicht. Ist ja doch das Ziel eines Kindes Gottes kein anderes als das der persönlichen Verbindung mit der göttlichen Person Jesu Christi. Das ist das ewige Leben, daß wir Gott und Jesum erkennen nach Joh. 17, 3.

Wäre das Bild der erhabenen Person Jesu in den Herzen der Menschen tiefer eingeprägt, es könnte nicht die innere Zuchtlosigkeit und die Emanzipation von den Gesetzen des göttlichen Rechts zu Tage treten, es könnte nicht die Gottesfurcht, die Grundlage aller wahren Herzens- und Geistesbildung so abnehmen, wie man sich leider nur zu oft davon überzeugen muß. Kann man nicht gerade in unseren Schulen die gleichen Erfahrungen machen? Wie viele Kinder kommen in die Schule, die Jesum nicht kennen, weil ihre Eltern keinen Gebetsumgang, und darum keine persönliche Gemeinschaft mit Jesu haben? Wie können sie dann das Kind mit Jesu in rechter Weise bekannt machen? Wie kann überhaupt jemand Jesum andern groß machen, der sein Bild selbst nicht in sich trägt?

Wie fassen wir nun unsere Kinder in der rechten Weise an, daß ihnen auch der Name Jesu groß werde? Daß auch ein inneres Bewegen für ihn und Hinneigen zu ihm zustande komme? Das ist freilich ein Werk des Herrn, aber er kann auch nur da wirken, wo er aufgeschlossene Herzen findet. Wenn nicht die Person des Sohnes Gottes das Zentrum unseres Religionsunterrichts ist, fehlt ihm das, was besonders für das kindliche Gemüt das bildendste und interessanteste ist. An Lehren hat das Kind bald satt; es will Persönlichkeiten, an denen es gleichsam aufsteigen kann. Der Lehrer selbst soll dem Kinde eine eindruckgebende Persönlichkeit sein; vor allem aber soll Jesus Christus in seiner ganzen Gestalt so in das Kinderherz eingeprägt werden, daß er das höchste Ideal des Lebens, „der Schönste unter den Menschenkindern" wird. Wer die Kunst versteht, den Herrn Jesum den Geistesaugen der Kinder vorzumalen, wenn ich den Ausdruck gebrauchen darf, —eine Kunst, welche man freilich nur in der Schule des heiligen Geistes lernt—, dessen biblischer Unterricht ist gewiß nicht unfruchtbar. Wenn wir die Persönlichkeit Jesu recht innig mit der Person des Kindes in Beziehung zu bringen wissen, wird das ganze Leben Jesu viel interessanter, eindrücklicher. Wie gerne verweilt das Kind an dem Bild des liebreichen, gehorsamen, lernbegierigen, betenden zwölfjährigen Jesus? Ein lebendigeres Vorbild könnte den Kindern nicht gegeben werden. Hier ist das realisierte Ideal der christlichen Erziehung. Besseres können wir unsern Kindern nicht als Ermahnung bei diesem lieblichen Original sagen als: „Werde wie Jesus!"

Es ließen sich gar viele Geschichten dazu benutzen, Jesum in spezielle Verbindung mit dem Leben des Kindes zu bringen. Da erscheint er als liebevoller Kinderfreund die Kleinen herzend und segnend; dort erquickt er sich im Tempel am Lob der Kinder; hier weckt er ein Töch-

terlein auf, dort redet sein Mund von der Kindereinfalt. In Bethanien weilt er gerne im friedlichen Kreis der Geschwister, im Schoß einer lieblichen Familie. Aber er hängt auch am Kreuz um der Sünden der ganzen Welt, auch der Sünden der Kinder willen, weil auch sie schon von dem Sündengift angefressen sind. Hast du den Heiland in seiner Liebe, Freundlichkeit, Herablassung, Gnade vorgestellt, so hast du damit zwar einen Teil seines Bildes, aber der ganze Jesus ist es noch nicht. Unser lieber Heiland ist auch ein erhöhter Herr, von Herrlichkeit umgeben, vor dem alle Knie sich beugen müssen.

Wenn die Kinder einen lebendigen Eindruck von der Majestät und Heiligkeit des himmlischen Königs hätten, wie er als Weltregierer im Himmel thront, umgeben von Scharen anbetender seliger Geister, wie er Augen hat wie Feuerflammen, die das Böse nicht ertragen können, wie er von Zeit zu Zeit kommt mit seinem gewaltigen Arm, um ganze Völker um ihrer Bosheit willen zu strafen, und wie er einst Gericht halten wird über Tote und Lebendige—es müßte sie neben der Liebe zu Jesu doch auch eine heilsame Furcht vor diesem erhabenen König durchziehen. In unserer Zeit, wo auch die Kinderwelt von einem Geist des Leichtsinns angeweht wird, hat man in den Schulen besonders nötig, Jesum als einen Herrn groß zu machen. Wenn nicht auch unsere Kinder schon einen tiefen Respekt vor diesem erhabenen Herrn und damit einen Abscheu vor der Sünde bekommen, so hat jene süßliche Art, vom „lieben Heiland" oder vom „lieben Gott" zu reden, wie man sie oft auch bei sittlich verdorbenen Kindern findet, keinen Wert. Kann man doch oft merken, wie innerlich erfrischend, aufweckend wieder eine Geschichte wirkt, worin die Kinder in die Ewigkeit und vor das Bild des himmlischen Königs und Richters versetzt werden. Freilich ist Jesus ein lieber Heiland, voll Erbarmen und Huld, ein Heiland nicht bloß für die Kinder, sondern für die ganze Sünderwelt—und wir wollen unsere Kinder recht viel bei Jesu verweilen lassen, wie er sich auf Erden darstellte, aber nicht vergessen, sie je und je ihre Blicke nach oben richten zu lassen, um im Geist ihn als den erhöheten Heiland anzuschauen. Da ist er König und Priester zugleich, keines vergessend, alle und besonders die, die ihn lieben, auf seinem Herzen tragend. Er ist nicht zu majestätisch, als daß er sich nicht um jedes einzelne bekümmerte. Und gerade die Kinder sind es, denen er allezeit eine besondere Gunst, ein besonderes Augenmerk angedeihen läßt. Denn Christus ist umgeben von Legionen Engeln, die bereit sind, seine Befehle auszurichten. Engel der vornehmsten Klasse sind es, die den Kindern sich besonders zu widmen haben. Sollte Jesus den Kindern nicht immer größer werden, wenn sie auch noch glauben dürfen, daß er himmlische Boten für sie aussendet, sie zu bewahren, zu beschützen und sie, wo es nötig ist, auf ihren Händen zu tragen; daß sie selbst sich freuen, wenn die Kinder Jesum lieb haben, gerne zu ihm beten und an seinem Worte Wohlgefallen haben; daß sie aber auch tief betrübt sein werden, und

nicht bloß sie, sondern Jesus selbst, wenn die Kinder eigensinnig, stolz, ungehorsam, und darum für den Himmel unbrauchbar werden! —

So sehen wir also, wie mannigfaltig sich das erhabene Bild Jesu den Kindern darstellt. Möge es immer unauslöschlicher in unsern Herzen sein, damit wir fähig sind, Jesum auch bei den Kindern zu verherrlichen!

Unfreiwilliger Humor in der Schule.

Von Rektor Wiener in Delitzsch.

(Aus dem brandenburgischen Schulblatte.)

Der Ernst der Schularbeit wird gar oft durch einen heiteren Zwischenfall unterbrochen. Witze kommen in der Schule vor, über die man herzlich lachen kann. Die sonderbarsten Antworten, schnurrige Begriffsverwechselungen und Begriffsverbindungen kommen zum Vorschein. Für den Lehrer sollten diese Schulwitze nicht nur ein Reiz zum Lachen sein. Er darf die Kinder nicht wegen ihrer dummen Antworten auslachen oder sie von den Mitschülern auslachen lassen. Er kann auch aus den Schulwitzen gar manches lernen. Er sollte dem Gedankengange der Kinder folgen und über die Entstehung der Witze nachdenken. Dann helfen auch sie ihm mit dazu, einen Einblick in die Kindesseele zu gewinnen und manchen Fehler bei seinem Unterricht zu vermeiden. Die Schulwitze sind wert gemerkt zu werden. Ich habe mir diejenigen, die ich selbst mit angehört habe, aufgeschrieben und die Zahl aus der Erfahrung meiner Bekannten vermehrt. Unter den Beispielen, die ich anführen werde, ist nicht ein einziges erfunden.

Jeder Lehrer macht die Erfahrung, daß die Kinder in ihrer Gedankenlosigkeit den Text von Liedern und Gedichten in Sinn entstellender Weise ändern: Wie groß ist des Allmächtigen Güte, ist der ein Mensch, der sich nicht rührt? — Der Wolken, Luft und Windeln giebt Wege, Lauf und Bahn. — Goldne Abendsonne, wie bist du so schön; nie Kanone Wonne deinen Glanz ich sehn. — Seine große, lange Flinte schießt auf dich kein Schlot u. s. w. Sie erzählen auch: der Riese Goliath war sechs Ellen hoch und eine Hand breit; der Herr Jesus speiste fünf Gerstenbrote und zwei Fische; die Knaben fangen fürchterlich (statt zeitig) an zu schießen (Tell). Ich hörte sogar einmal Kinder beten: Gelobet seist du, Gott der Macht, gelobt sei deine Treue und diese seine sampfte Nacht und dieses Tages säue; und: Nun sieh auf mich auf diesen Tag. Es wäre nicht gerechtfertigt, die Kinder wegen solcher Fehler mit Scheltwort oder gar durch Hohn und Spott zu bestrafen. Die Schuld liegt nicht allein an der Gedankenlosigkeit der Kinder. Sie liegt zuweilen auch mit an dem Lehrer, der vielleicht nicht immer so deutlich, laut und dialektfrei spricht, wie er sollte, und vielleicht nicht streng genug auf eine deutliche Aussprache der Kinder hält. Die Schuld liegt auch mit an manchem Text, dessen Inhalt dem Gedankenkreis der Kinder trotz der Erklärung des Lehrers zu fern liegt. Der Lehrer setzt zuweilen bei den Kindern zu viel Verständnis voraus.

Das Kind hat einen Ausdruck nicht verstanden, hat das Wort wieder vergessen, weil sich keine Vorstellung mit ihm deckte, und hat sich dafür einen andern Ausdruck gewählt, der seinem Gedankenkreise näher liegt, bei dem es sich also etwas denken kann. Indem so die Kinder ähnlich klingende Wörter von ähnlicher Bedeutung miteinander vertauschen, kommen sie zu den sonderbarsten Zusammenstellungen: Abraham jagte ihnen nach mit drei Hunden und achtzehn Knechten; ein reizendes Tier hat Joseph gefressen; Simson zerriß den Löwen, wie man einen Bückling zerreißet; die Kinder Israel standen auf dem einen Berge und die Minister auf dem andern; Ehre sei Gott in der Höhle; die alten Deutschen pflegten besonders drei Tugenden: die Tapferkeit, die Vaterlandsliebe und die Gastwirtschaft; Heinrich I. sandte den Ungarn einen reuigen Hund; die versönlichen Fürworter heißen: ich, du, er, wir ihr sie; Schiller hat Balladen, Dramen und geschichtliche Abkündigungen gedichtet:

Im Feld der König Salomon
Haut unterm Himmel auf den Thron.

Als mir einmal die Kinder die Geschichte von Petri Fischzug erzählten, merkte ich, daß ein Kind der Meinung war: Jesus leerte (statt lehrte) das Volk aus dem Schiffe, d. h. er trieb die Leute hinaus, wie er sie aus dem Hause des Jairus trieb. Häufig erzählen auch die Kinder von dem Herrn Rodes statt von Herodes.

Diese Beispiele, deren Zahl von den Kollegen leicht vermehrt werden könnte, zeigen, wie nötig es ist, recht anschaulich zu unterrichten und ganz einfache Sachen zu erklären. Eine Erklärung fordert ja nicht immer viele Worte oder besondere Anschauungsmittel; sie kann in vielen Fällen durch eine Zwischenfrage oder durch Hindeutung auf etwas Bekanntes erfolgen, aber sie muß eben erfolgen. Auch in den mittleren und oberen Klassen muß man sich zuweilen überzeugen, ob die Kinder die Worte, die sie aussprechen, auch verstehen. Ich kann mich aus meiner Kindheit noch erinnern, wie ich mich gequält habe, hinter den Sinn des Wortes Halbinsel zu kommen. Was eine Insel ist, das wußte ich; aber eine halbe Insel war doch immer wieder eine Insel! Zu fragen hütete ich mich, weil ich mich nicht auslachen lassen wollte.

Besonderes Ungeschick zeigen die Schüler im mündlichen Gedankenausdruck. Sie erzählen: Die Königin von Saba kam zu Salomo mit einem Gefolge von Kamelen; Demosthenes legte sich einen Stein unter die Zunge; auf dem Ameisenbüchlein Salzmanns lag ein großer Ameisenhaufen; Cäsar verleibte den Römern Frankreich als Provinz ein; Otto I. sprach zu seinem besiegten Bruder Heinrich: Zweimal habe ich dir vergeben, aber zum drittenmale wirst du enthauptet; Rudolf von Habsburg hatte eine Adlernase, welche auch noch etwas gebogen war; und wenn es das ganze Jahr hindurch Nürnberger Tanten regnete, so wollten wir sie doch nicht in der Mark aufkommen lassen; die ältere Tochter des kinderlosen Herzogs von Jülich und Berg

war mit dem Herzog von Preußen vermählt, die jüngere Tochter des kinderlosen Herzogs mit dem Grafen von Pfalz-Neuburg; von den Einwohnern Magdeburgs blieben nur einige Fischerhütten und der Dom verschont; der große Kurfürst flog eiligst vom Rheine herbei; der große Kurfürst erwarb den hinteren Teil von Pommern; bei der Verfolgung geriet Karl XII. in einen Sumpf, sein Stiefel blieb in dem Sumpfe stecken, und er ritt auf einem Strumpfe weiter; zu jener Zeit war man gewohnt, in Paris ohne Hosen umherzugehen; Herwarth von Bittenfeld bestieg 160 Kähne und fuhr nach Alsen; um ein Uhr kam die eine Hälfte des Kronprinzen an (Schlacht bei Königgrätz); in Deutschland hat jeder seinen eigenen Kopf; die Pommern nähren sich von geräucherten Gänsebrüsten; das Produkt Italiens ist heiß; die Einwohner sind auf der Balkanhalbinsel dünner gesäet, als in Deutschland; Ebbe und Flut sind Erscheinungen des Mondes; die Lungen liegen zu beiden Seiten des Menschen. Derartige schiefe Darstellungen sind im Unterrichte wohl nicht zu vermeiden. Wenn wir sie nun auch nicht ausrotten können, so sollen sie uns doch mit veranlassen, streng auf eine richtige Wiedergabe der Gedanken durch vollständige Sätze zu halten. Wir wollen nicht etwa nörgeln und jeden Satz, der nicht genau der Frage des Lehrers angepaßt ist, zurückweisen. Das Richtige, was uns die Kinder bringen, müssen wir gelten lassen. Falsches müssen wir weniger selbst verbessern, als vielmehr durch die Kinder verbessern lassen, damit sie auch hören lernen, ob das Gesagte richtig oder falsch ist. Lehrer und Schüler müssen eine schlichte, einfache Ausdrucksweise üben. Die Sucht, besonders gewählt zu sprechen, fördert solche Sätze zu Tage: Überall sieht man Astronomen mit transportablen Instrumenten; purpurne Finsternis leuchtete ihm entgegen (Inhaltsangabe von Schillers Taucher).

Aus einem Konferenzbericht.

Die Nordwestliche Lehrerkonferenz der Allgem. evang.-luth. Synode von Wisconsin und andern Staaten tagte letztes Jahr vom 19. bis 21. Juli in Sheboygan, Wis.

Die Konferenz beschloß, als erste Arbeit ein Referat über die Frage zu verhandeln: Welche Stellung im gesamten Religionsunterricht nimmt Luthers Katechismus ein? Es sei hier ausdrücklich bemerkt, daß dieses Referat kurz vorher in zwei Sitzungen der gemischten Lehrerkonferenz von Milwaukee eingehend besprochen und auch angenommen worden war. Seine Stellung legte der Referent klar und deutlich in vier einfachen Thesen dar. Sie lauten:

1. Die biblische Geschichte ist der allernotwendigste Unterrichtszweig, denn sie bildet nicht nur die Grundlage alles weiteren Religionsunterrichts, sondern sie wird auch von den Kindern am leichtesten und besten verstanden und am treuesten behalten.

2. Da der Katechismus eine zusammenhängende Darstellung der christlichen Heilslehre, eine systematische Zusammenstellung der heili-

gen Schrift ist, so kann er der biblischen Geschichte weder über= noch neben=, sondern nur untergeordnet sein.

3. Diese Stellung ist nach der Didaktik die einzig richtige.

4. Wenn dem Katechismus diese seine ureigenste Stellung gegeben wird, so folgt die richtige Behandlung desselben, und die Klagen über Resultatlosigkeit werden bedeutend vermindert werden.

Der eigentlichen Arbeit schickte der Referent eine historische Einleitung voraus, die zwar nicht zum Wesen der Arbeit gehörte, aber doch zum besseren Verständnisse diente.

Da sie nicht dem gewünschten Geschmacke zu entsprechen schien, so ließ der Referent sie um der guten Sache willen fallen. Historisch war sie ganz richtig. — Nun ging's zur ersten These. Wer sie ohne alles Vorurteil liest, kann unmöglich daraus folgern, daß derjenige ein „moderner Schulmeister“ oder gar ein „Nationalist“ ist, welcher sich dazu bekennt. Der Ausdruck: „denn sie bildet nicht nur die Grundlage alles weiteren Religionsunterrichts“ war sonderbarerweise ein Stein des Anstoßes für eine Anzahl Kollegen. So hoch ich Luthers Katechismus als Bekenntnisschrift halte, so lieb er mir ist, so fest steht aber auch mir der Grundsatz, daß die biblische Geschichte im Religionsunterricht — ich sage im Unterricht — die Grundlage der gesamten Arbeit, also auch des Katechismus sein muß! Siehe Lindemann, Schulpraxis, und Schulblatt '93 und '94. Selbst Hübner hat schon den hohen Wert des Unterrichts in der biblischen Geschichte erkannt. In der Vorrede zu seinem Historienbuche schreibt er: „Von der Gottseligkeit, welche zu allen Dingen nützlich ist und die Verheißung dieses und des zukünftigen Lebens hat, muß ohne Zweifel der Anfang gemacht werden. Man darf auch nicht lange fragen, was man sich dabei für eines Buches zum Grunde (zum Grunde!!) bedienen soll. Denn wir können es ja dem seligen Luther nicht genug verdanken, daß er uns den lieben Kinderkatechismum in Frage und Antwort gestellet hat. Es hat aber dieses teure Büchlein gar oft das Unglück (auch jetzt noch!), daß es von den Kindern nur überhin auswendig gelernt, aber denselben nicht gründlich erklärt wird. Daher werden oft erwachsene Leute ertappet, die eins und das andere aus dem Katechismo entweder gar nicht verstehen, oder sich doch eine falsche Auslegung nach ihrem eigenen Sinne darüber gemacht haben. Je kürzer demnach die Hauptstücke der christlichen Religion darin abgefasset sind, und je unverständiger die Kinder noch sind, mit denen man es in diesem Fall zu thun hat, um so viel mehr Mühe muß sich der Lehrmeister geben, damit den Kindern mit den Worten auch zugleich der rechte Verstand oder Begriff von der Sache beigebracht werde.“ Ferner sagt Schütze in seiner Schulkunde S. 269, 1880: „Man muß zugeben, daß das evangelische Kind den evangelischen Glauben auch aus seiner biblischen Geschichte genügend kennen lernen könne. Ja, wenn wir vor die Alternative gestellt würden, in der Oberklasse entweder nur biblische Geschichte oder nur kirchlichen Katechismus, so würden wir uns für erstere entscheiden. Wir

denken hiebei an das Mahnwort Luthers: „Trink doch lieber aus dem Brunnen selbst, als aus dem Bächlein, das dich zum Brunnen geleitet."

Was hier von der Oberklasse gesagt ist, gilt in noch höherem Maße von den unteren Stufen. Weshalb also sich unnötigerweise so ungebärdig anstellen über eine Sache, bei der alles seine Richtigkeit hat? Oder was ist denn daran verkehrt, wenn der Referent gesagt hat: „Die Heilswahrheiten sollen aus der behandelten Geschichte entwickelt und abgeleitet werden, sollen daraus hervorwachsen"? Hierzu paßt wieder ein Wort aus Hübners Vorrede: „Wenn's aber gleich mit der Memoria seine Richtigkeit hat, so ist das Kind deswegen noch nichts klüger geworden, und also muß man's bei diesen Fragen nicht bewenden lassen. Sondern nunmehr muß der Verstand des Kindes geübet werden, daß es einer solchen Geschichte nachdenken und die darin verborgenen Wahrheiten durch den Gebrauch seiner Vernunft heraussuchen lernet." Man lasse doch das Gewimmer und sehe nicht Gespenster, wo überhaupt keine sind! Woraus haben denn jene Menschen die Heilswahrheiten geschöpft, die damals gelebt haben, als man noch nichts von Luthers Katechismus wußte? Woraus hatte der fromme Timotheus die Glaubenswahrheiten geschöpft? Er hat von Kind auf die heilige Schrift gewußt!

Da keine Einigung zur Annahme der ersten These erzielt werden konnte, so nahm die Konferenz ein von einem Komitee eingereichtes Substitut an, also lautend: „Sowohl in der biblischen Geschichte wie auch im Katechismus treibt der Lehrer Gottes Wort; deshalb sind sie auf gleiche Stufe zu stellen und sind von gleichem Werte in der Unterweisung zur Seligkeit. Beim Religionsunterricht aber—besonders im Anfang—gebührt der biblischen Geschichte wegen ihrer Anschaulichkeit und Faßlichkeit der Vorgang."

Hier sei aber auch gleich der Sinn des Substituts dargelegt, wie das Komitee ihn hatte. Im Katechismusunterricht soll man von der biblischen Geschichte ausgehen, weil sie grundlegend ist. Deshalb sind die Katechismuslehren aus der behandelten Geschichte abzuleiten, sie sollen daraus hervorwachsen. Das Wort „Vorgang" soll nicht etwa heißen, daß die biblische Geschichte allein oder vorwiegend auf der Unterstufe getrieben werden soll, also nicht zeitlich gemeint, sondern es soll heißen, daß die Katechismuswahrheit aus einer vorbehandelten Geschichte abzuleiten ist. — Also dieses Substitut wurde angenommen, worüber sich große Freude allerseits kundthat. Und mit Recht! Denn das Substitut sagt im wesentlichen ganz genau dasselbe, was die vom Referenten aufgestellte erste These sagt. Das Substitut geht noch weiter: Es räumt dem Katechismus nicht einmal den Primat ein, um welchen man so heftig kämpfte.

Kirchliche Rundschau.

Die 22. Generalkonferenz der Evangelischen Gemeinschaft ist am 5. Oktober in St. Paul, Minn., zusammengetreten. Das „Gutachten" der Bischöfe, das der Konferenz vorgelegt wurde, ist ein umfangreiches Schriftstück, das sich in 53 Paragraphen über alle denkbaren Zustände und Verhältnisse des kirchlichen und religiösen Lebens der Gemeinschaft ausspricht.

Der Bericht des Missionssekretärs macht keinen Unterschied zwischen der Mission unter Heiden und Christen, sondern nur zwischen Amerika und dem Ausland. Es ergiebt sich, daß auch diese Kirchengemeinschaft eine Beschränkung ihrer Missionsthätigkeit hat eintreten lassen, indem im verflossenen Jahre die Zahl der neuen Missionen um sechs geringer ist als im Jahre vorher. Die Zahl der auf sämtlichen 654 Missionsplätzen erzielten „Bekehrungen" wird auf 5685 angegeben, eine Abnahme von 1163 gegen das Jahr vorher.

Eine Anzahl von Konferenzen weisen Abnahme von „Bekehrungen" auf von 436 in Ostpennsylvanien bis auf neun in Nebraska. Dagegen haben in fünf Konferenzen diese Zahlen zugenommen; um 362 in der Pittsburg Konferenz und um eins in der von Neu-England. Zu dem Gesamtresultat macht der Sekretär die Bemerkung: „Ohne Zweifel sind diese bedeutenden Abnahmen zum Teil der Ursache zuzuschreiben, daß wegen Verwandlung von Missionen in selbsterhaltende Arbeitsfelder .... die Bekehrungen diesen und nicht den Missionen zu gute geschrieben wurden."

Rechnet man nach, so müßte auf jedem dieser Arbeitsfelder eine Zunahme von 83 Bekehrungen stattgefunden haben, wenn dieses Defizit an Bekehrungen in den Missionsfeldern durch die selbständig gewordenen Gemeinden hätte gedeckt werden sollen.

Dagegen konnte die erfreuliche Thatsache berichtet werden, daß die Missionsschuld gedeckt worden sei. Es war das einesteils durch außerordentliche Anstrengungen, andernteils dadurch erreicht worden, daß man bei einer Vermehrung der Einnahmen die Ausgaben verminderte. Die ersten betrugen für die vier Jahre seit der letzten Generalkonferenz $683,769, eine Zunahme von $139.995; die letztern betrugen $579,163, eine Abnahme $21,045.

Die Ev. Gemeinschaft hat nicht weniger als vier Predigerseminare, nämlich 1. das Biblische Institut in Naperville, 2. das Schuylkill Seminar, 3. das Predigerseminar in Reutlingen, 4. das Predigerseminar in Tokio, Japan.

Eine eigentümliche Einrichtung ist die Beantwortung einer Liste von Fragen, welche an die Generalkonferenz gerichtet werden. Die Antworten wurden von einem Komitee formuliert, von der Konferenz gutgeheißen und damit zu bindenden Vorschriften erhoben, soweit sie überhaupt etwas vorschreiben. Wir wollen aus der Liste dieser Fragen und Antworten nur zwei herausgreifen. Die eine lautet: „Hat eine Gemeinde in unserer Kirche darüber zu entscheiden, ob die Geschlechter während des Gottesdienstes in der Kirche getrennt sitzen sollen? Wenn so, was ist mit solchen zu thun, welche sich dieser Anordnung widersetzen?"

Antwort: „Indem wir kein Gesetz haben, welches die Sitze in unseren Kirchen reguliert, außerdem, daß dieselben frei sind, daher

Beschlossen, daß Personen, welche unseren Versammlungen beiwohnen, irgend einen Sitz einnehmen können, welcher nicht schon besetzt ist."

Nach unseren Anschauungen würde die Antwort wohl anders gelautet haben. Da nämlich bei uns die Gemeinde das volle Verfügungsrecht über

ihre Kirche hat, so würde man ihr auch das Recht zugestanden haben, eine derartige Frage nach ihrem eigenen Ermessen zu regeln und den Besuchern des Gottesdienstes die Befolgung der von der Gemeinde getroffenen Ordnung zur Pflicht gemacht haben.

Die andere Frage ist zwar ihrer Substanz nach nicht neu, sondern sehr alt. Sie lautet: „Ist die heilige Schrift oder irgend ein Teil derselben zulässig als Zeugnis bei einer Untersuchung wegen Irrlehren?"

Die Frage erscheint auf den ersten Anblick etwas befremdend, denn man sollte meinen, es könne in einer evangelischen Kirchengemeinschaft gar keine Frage sein, daß gerade das Zeugnis der Schrift bei einer solchen Untersuchung das eigentlich Entscheidende sein müsse. Um so mehr ist man aber von der Antwort überrascht: „Die heilige Schrift ist allerdings die Grundlage unseres Glaubens und Lebens; indem aber unsere Auffassung der heiligen Schrift in unseren Glaubensartikeln, unserem Kathechismus und den Erklärungen unserer Generalkonferenz enthalten sind, so müssen diese Bekenntnisschriften in einer Untersuchung wegen Irrlehren als Maßstab dienen."

Es geschieht freilich oft genug, daß in der Praxis die Kirchenlehre über die heilige Schrift gestellt und damit der Grundsatz der obersten Autorität der Schrift so angewendet wird, daß er durch seine Anwendung aufgehoben wird; aber man sucht ihn dann meist um so eifriger in der Theorie festzuhalten. Es rührt das oft daher, daß man sich der Schwierigkeit der richtigen Anwendung der Schrift und der Bekenntnisschriften auf einen bestimmten Fall nicht klar bewußt ist und sie darum auch nicht überwinden kann. Aber daß man sich die Sache so leicht macht, wie es in dieser Antwort der Fall ist, das geschieht wohl selten, und wie man in diesem Falle es der römischen Kirche zum Vorwurfe anrechnen will, daß sie ihre Kirchenlehre über die Schrift stelle, das wird auch schwer zu sagen sein.

Über den Mangel an religiöser Erziehung in der Schule und durch dieselbe hat sich vor einiger Zeit auch der Präsident der Chicagoer Universität, Dr. Harper, ausgesprochen. Derselbe sagte u. a.: „Es ist schwer vorauszusagen, was das Resultat unserer Erziehungsweise nach 50 Jahren sein wird. Wir haben eine Methode, welche wohl den Verstand ausbildet, aber die moralische Seite fast ganz unberücksichtigt läßt. In unsrer Erziehungsweise ist keine Religion, sondern nur ein Schärfen des Verstandes. Die römische Kirche tritt diesem Übelstande durch ihre Parochialschule entgegen; unsere protestantische Kirche scheint denselben vollständig zu ignorieren. Ein blinder Glaube, daß die Sonntagschule das thun wird, was die öffentliche Schule nicht thut, verursacht, daß wir alle eine Gefahr übersehen, welche so groß ist, wie nur irgend eine, die uns entgegentritt."

Dazu macht nun der Apologete folgende Bemerkungen: „Jedermann weiß, daß Dr. Harper den wunden Fleck in unserem nationalen Erziehungssystem berührt hat, und mit Zittern müssen wir bekennen, daß unser mangelhaftes Sonntagschulwesen kaum imstande ist, den Kindern die einfachsten Grundsätze der Moral einzuprägen oder sie in die nötige Schriftkenntnis einzuführen. Und was soll man erst von den zehn bis elf Millionen schulpflichtigen Kindern sagen, die nicht einmal eine Sonntagschule besuchen? Wie gewissenhaft sollten die Sonntagschullehrer die ihnen gebotene Zeit und Gelegenheit benutzen und mit welch anhaltendem Ernst sollten Prediger und Eltern die Jugend in den Lehren des Heils unterrichten! Gründlicher Bibel- und Katechismusunterricht bildet die sicherste Grundlage der religiösen Heils-

erfahrung und des gesunden Christentums. Nur auf diesem Boden kann unsere Nation den ihr drohenden Gefahren entrinnen."

Es ist nun freilich leichter, einen Übelstand zu beklagen als ihn in seinem Wesen und in seinen Ursachen zu erkennen und ihm abzuhelfen. Man hätte am Ende erwarten können, daß der Apologete die Bekehrung, wie sie innerhalb des Methodismus herkömmlich ist, als eine genügende Ergänzung des unzureichenden religiösen Unterrichts bezeichnet hätte. Daß er das nicht gethan hat, liegt wohl schwerlich in einem Mangel an methodistischer Gesinnung, sondern wohl eher in der Erwägung, daß wenn eine Bekehrung auch nicht bloß ein kirchlicher Akt, sondern eine Äußerung des erwachenden christlichen Lebens ist, dieses christliche Leben verkümmern und verwildern muß, wenn die Kenntnis der Lehren des Christentums in Bezug auf Glauben und Leben fehlt. Ein derartiges Christentum geht seines geistigen Gehaltes zum großen Teil verlustig und sinkt zu einer Art gewohnheitsmäßig sich fortpflanzender Naturreligion herab. Aus einem solchen Christentum geht dann ganz naturgemäß ein Kirchentum hervor, bei dem der Unterschied zwischen Andacht und Unterhaltung, zwischen Erbauung und Belustigung, zwischen geistiger Stärkung und bloßem Vergnügen immer kleiner wird. Dieses verkümmernde religiöse Leben ist denn bald auch nicht mehr imstande, die Gemeinde zusammenzuhalten und ihre Glieder geistig zu beschäftigen; daher müssen dann nicht bloß anziehendere Formen des Gottesdienstes eingeführt werden, sondern noch viel mehr solche Zugmittel zur Kirche in Anwendung gebracht werden, welche oft bedenklicher Natur sind. Für diese ist freilich oft genug Sinn vorhanden, weil es nichts Fremdes, Unbekanntes und Unverständliches ist, wie die Lehren des Christentums solchen Leuten es werden müssen, sondern etwas, was man ohne Mühe erfassen und mit dem man ohne besondere Kenntnis sich beschäftigen, d. h. unterhalten kann.

Derselbe Punkt (die kirchliche Erziehung) kommt auch noch in einer andern Hinsicht zur Sprache in einer Betrachtung des Apologeten über „Sonst und Jetzt im deutschen Methodismus." Es heißt da: „Weil wir an den Kirchen sind, so ist es auch am Platze, einen Vergleich anzustellen zwischen den Besuchern von damals und jetzt. Die ersten deutschen Methodisten waren in Deutschland kirchlich erzogen und brachten eine Ehrfurcht vor dem Hause Gottes mit, wovon die amerikanische Jugend nicht die blasseste Ahnung hat. Die Kirche war ihnen ein heiliger, gottgeweihter Ort, die man mit anderen Gefühlen betrat, als das Theater, das Opernhaus oder das Gesellschaftszimmer. Vor dem Sonntagmorgengottesdienste wurde in den unteren Zimmern oder im Predigtsaale Klasse oder Betstunde gehalten, in welcher so lebhaft gesungen wurde, daß man es einen halben Block weit hören konnte. In unserer Gemeinde wurden früher vier Klassen des Sonntagmorgens vor der Predigt gehalten, jetzt besteht noch eine, und die verblutet sich nach und nach. Statt diesen Vorbereitungsübungen unterhalten sich die Leute bei günstigem Wetter in Gruppen vor der Kirche über alle erdenklichen Gegenstände, und manchen lugen die Sonntagszeitungen aus beiden Rocktaschen heraus. Wenn dann der Glockenklang verhallt ist und die Töne der Orgel an ihr Ohr dringen, stoßen sie sich gegenseitig an mit den Worten: "Boys, it is time that we go in." Und wenn sie hineinkommen, plumpsen sie sich in die Kirchenstühle mir nichts, dir nichts. Vor Jahrzehnten knieten sich die alten und jungen Methodisten nieder oder neigten das Haupt auf die Bank und verrichteten ein stilles Gebet. Schade, daß diese schöne und gute Sitte nicht mehr allgemein ist.

Früher hatte jedes Glied ein Gesangbuch und sang mit voller Stimme mit, daß die Leute sagten: Die Methodisten singen, daß die Fenster klirren. Jetzt, lieber „Apologete" haben viele kein Gesangbuch und stehen so unbewegt da, wie die Cedern auf Libanon an einem stillen Sonntagmorgen, und halten den Mund zusammengekniffen, als wären sie im Begriffe, Nägel abzubeißen."

Diese „ersten deutschen Methodisten" die „in Deutschland kirchlich erzogen" waren, sind dort merkwürdigerweise gar nicht von Methodisten erzogen worden, sondern von Eltern, Lehrern und Pastoren, die alle den evangelischen Landeskirchen Deutschlands angehörten. Hier in Amerika hat man sie bloß „bekehrt", was in gewissen Gebieten vor 50 bis 60 Jahren noch ziemlich leicht ging, da die deutschen Einwanderer kirchlich gar nicht versorgt waren. Die heutigen Methodisten sind doch ganz gewiß auch vor ihrer Aufnahme in die Kirche „bekehrt" worden. Es scheint also nach den Mitteilungen über den deutschen Methodismus von Sonst und Jetzt, daß die kirchliche Erziehung sich als viel wertvoller herausstellt, als man das ansah, wenn man über die toten Kirchen loszog, in denen die Kinder wohl unterrichtet und konfirmiert, aber nicht „bekehrt" wurden. Die früheren Methodisten scheinen eine geistige Grundlage gehabt zu haben, auf der sich ein viel regeres und energischeres kirchliches Leben aufbauen ließ, als das bei ihren Nachkommen der Fall ist. Diese letzteren haben zwar niemals unter dem Einfluß eines nichtmethodistischen oder gar eines Staatskirchentums gestanden, sollten also in dieser Hinsicht bessere Methodisten sein und sind es höchst wahrscheinlich auch. Dennoch aber wird über die Abnahme des geistigen und religiösen Lebens geklagt und man findet, daß jene früheren Methodisten in ihrer nicht methodistischen kirchlichen Erziehung einen fruchtbaren Untergrund ihres religiösen Lebens hatten, der heute vielfach nicht mehr oder nur noch in geringem Maße vorhanden ist.

Die dreizehnte Hauptversammlung der evangelischen Diasporakonferenz hat am 16. und 17. Oktober vorigen Jahres in Dresden stattgefunden. Die Teilnahme war eine sehr rege. Bei der ersten Versammlung war auch der Kultusminister, sowie der Präsident des Landeskonsistoriums anwesend. Die Berichte über die verschiedenen Diasporagebiete wurden zum Teil von Arbeitern auf denselben erstattet. So P. Meyer aus Bukarest, wo eine deutsche evangelische Gemeinde besteht, die ein eigenes Diakonissenhaus hat und neben welcher noch zahlreiche Gemeinden in den Städten wie auf dem Lande sich entwickeln. Anschließend an diesen Bericht war der des P. Wangemann aus Rustschuk an der Grenze Bulgariens. Er schilderte die an den Armeniern von den Türken verübten Greuel, sowie die Arbeit der evangelischen Deutschen an den armenischen Flüchtlingen und den Waisenkindern in Rustschuk. Über Brasilien berichtete Pastor Neumann. Im südlichen Teile desselben im Staate Rio Grande do Sul hat seit 75 Jahren eine starke Einwanderung stattgefunden, so daß etwa ein Fünftel der Bevölkerung Deutsche sind. Dieselben waren längere Zeit kirchlich verwahrlost und die Nachwirkungen dieser Zustände machen sich immer noch geltend. Über Spanien sprach Fritz Fliedner.

Bei der zweiten Versammlung sprach Hofprediger Schubart über die Gemeinden in Transvaal, Oranje Freistaat und Natal. Ihre Anfänge gehen auf die Thätigkeit der Hermannsburger Mission zurück. Kapland hat allein zwanzig deutsche evangelische Gemeinden. In Transvaal hat Johannesburg eine starke deulsche Gemeinde mit einer Schule von 200 Kindern. Ebenso hat Pretoria eine deutsche Gemeinde. Außerdem sind noch fünf mit der Hermannsburger Mission in Verbindung stehende Gemeinden in Transvaal. Im

Oranje Freistaat sind drei von der Berliner Missionsgesellschaft ins Leben gerufene deutsche evangelische Gemeinden; in Natal sind zehn, die meist von Hermannsburg aus gegründet worden sind.

Diese Gemeinden sind nur noch insofern der Diaspora angehörig, als sie mit deutschen Landeskirchen oder Missionsgesellschaften in Verbindung stehen und von dorther ihre Pastoren erhalten; einer materiellen Hilfe bedürfen sie meist nicht. Im Anschluß an diesen Bericht wurde die Bemerkung gemacht, daß im ganzen 75 Gemeinden in dieser Weise an die preußische Landeskirche angeschlossen sind.

Ein gut besuchter Festgottesdienst, bei welchem Hofprediger Schubart über Ebr. 11, 8 ff. als Text und über: „Das Heimwehlied der Fremdlinge von der Stadt, die Gott bereitet hat," als Thema redete, bildete den Abschluß der Versammlung.

Der Gustav Adolf-Verein, den wir auch als die größte evangelische Kirchbaukasse bezeichnen könnten, hat seine 52. Versammlung in Braunschweig vom 19. bis 21. Sept. v. J. abgehalten. Auf die einzelnen Berichte einzugehen, fehlt hier der Raum. Nur das sei bemerkt, daß von der evangelischen Bewegung in Östreich eingehend berichtet wurde, außerdem ging die große Liebesgabe von 20,291 Mark an die Gemeinde in Olmütz.

Im ganzen hatte der Verein eine Einnahme von 2,466,920 Mark ($579,726). Es ist das allerdings 40,629 Mark weniger als im Vorjahre, aber die regelmäßigen Einnahmen des Vereins sind nicht zurückgegangen; es war das vorhergegangene Jahr sehr reich an Stiftungen gewesen. Es sind 35 Kirchen, Bethäuser und Kapellen eingeweiht worden. An 29 Orten wurde mit dem Bau gottesdienstlicher Gebäude begonnen. An Pfarrhäusern wurden 13 vollendet, 8 neu angefangen; Schulhäuser wurden acht fertig und mit dem Bau von zweien begonnen. Die Zahl der Gemeinden, die aus der Pflege des Vereins ausscheiden (wir würden sagen: selbständig geworden sind) beträgt 58. An neuen Unterstützungsgesuchen für die verschiedenartigsten kirchlichen Zwecke sind 1387 eingelaufen, deren völlige Befriedigung die Summe von über 22 Millionen Mark erfordern würde, also ungefähr das Zehnfache der jährlichen Einnahmen des Vereins. Derselbe wird demnach noch lange und reichlich Arbeit haben.

Die badische Generalsynode hat in Bezug auf die evangelische Bewegung in Östreich einstimmig folgende Erklärung gefaßt: „Eingedenk, daß unsere evangelische Landeskirche ein Glied der gesamten evangelischen Kirche ist und durchdrungen von der Überzeugung, daß auch die übrigen Glieder dieser evangelischen Kirche ein Recht auf unsere Teilnahme haben, spricht die Synode ihre Freude aus über die neuerdings in verschiedenen Teilen Östreichs erwachte hoffnungsvolle protestantische Bewegung und wünscht, daß dieselbe zur Stärkung der evangelischen Kirche in Östreich und zur Förderung der heiligen Sache des Evangeliums dienen möge."

Es ist das soweit die einzige Vertretung einer evangelischen Kirche, die sich offiziell anerkennend über diese Bewegung ausgesprochen hat. Ein Mitglied der Regierung der bayrischen Landeskirche hat sich zwar ebenfalls in diesem Sinne ausgesprochen, aber eben nur persönlich. Im übrigen haben alle evangelischen Kirchenregierungen eine Art Neutralität beobachtet, von der man manchmal nicht recht weiß, nach welcher Richtung hin sie eine wohlwollende ist. Die unmittelbar dem Kultusminister unterstellten Konsistorien der neupreußischen Provinzen sollen sogar eine ausdrückliche Anweisung erhalten haben, sich in keiner Weise an der Bewegung zu beteiligen. Man sollte frei-

lich denken, daß ein Konsistorium wissen könnte, was seines Amtes ist und daß diese Kirchenbehörden sich wohl schwerlich dahin verirrt hätten, in ein anderes Amt zu greifen. Das hat wahrscheinlich der Kultusminister auch gewußt, aber man wollte entweder in Wien oder in Rom sich einen Dank verdienen, und der wird auch von seiten Roms entweder in Form einer Anmaßung oder einer Forderung abgestattet werden.

Am 5. September v. J. wurde in Berlin das 50jährige Jubiläum des lutherischen Vereins innerhalb der preußischen Landeskirche gefeiert. Derselbe wurde am 10. Sept. 1849 in Wittenberg gegründet, um innerhalb der Union das Luthertum, oder wie man sagte, die „konfessionellen Rechte mit aller Kraft zu vertreten.“ Der Verein hat nach den Thesen eines seiner Referenten zwar manches erreicht, so daß „jeder Anlaß zum Austritt (aus der preußischen Landeskirche) fortgefallen ist,“ aber er wünscht noch mehr. Unter diesen Wünschen ist auch der, daß auch in der Generalsynode eine itio in partes eingeführt werden soll. Das wird allerdings geschehen, wenn es einmal keine Landeskirche mehr giebt. Dann können auch die preußischen Lutheraner, gerade wie die lutherischen Freikirchen, so oft wie sie Lust haben unter sich eine itio in partes veranstalten. Denn als gut lutherisch werden sie doch von den außerpreußischen Lutheranern nicht anerkannt. Mußte doch einer der Anwesenden berichten, daß er seinerzeit als Student in Erlangen von der Teilnahme am heiligen Abendmahl zurückgewiesen wurde, weil er kein bayrischer, sondern nur ein preußischer Lutheraner war.

Der Vorschlag eines Zusammenschlusses aller evangelischen Landeskirchen Deutschlands ist bekanntlich zum erstenmale im Jahre 1871 aufgetaucht. Infolge der Teilnahme der Lutheraner an der Versammlung, die zu diesem Zwecke berufen wurde, ist gar nichts daraus geworden. Zwanzig Jahre später, 1891, ist die Sache wieder angeregt worden, aber die Lutheraner arbeiteten sofort wieder mit aller Macht dagegen, so daß man die Sache wieder fallen ließ. Im vorigen Jahre brachte die Provinzialsynode der preußischen Provinz Sachsen den Antrag auf eine „Vereinigung der deutsch evangelischen Landeskirchen zur Wahrnehmung ihrer gemeinsamen Interessen.“ Man sollte denken, daß angesichts der Lehren, welche die Geschichte der evangelischen Kirche Deutschlands seit 1870 gegeben hat, ein solcher Gedanke überall als richtig, ja als notwendig anerkannt worden wäre und höchstens eine Meinungsverschiedenheit darüber stattfinden könne, wieweit die deutschen evangelischen Landeskirchen gemeinsame Interessen haben und in welcher Weise sie zu vertreten seien. Hat doch selbst eine bayrische Diözesansynode, deren lutherische Gesinnung niemand anzweifeln wird, den Beschimpfungen, die von Rom herkommen, gegenüber von einem Zusammengehen der evangelischen Kirchen Deutschlands geredet. Den bayrischen Lutheranern wird es fortwährend durch Regierung und Landtag fühlbar gemacht, daß sie nicht römisch katholisch sind, darum vergessen sie es auch nicht ganz, daß sie deutsch evangelisch sind.

Die königlich sächsischen Lutheraner dagegen scheinen ein Bewußtsein von irgendwelchen gemeinsamen Interessen der evangelischen Landeskirchen Deutschlands gar nicht zu haben, wenigstens benehmen sie sich demgemäß. Man kann freilich ebensowenig leugnen, daß die evangelischen Kirchen Deutschlands gemeinsame Interessen haben, als man leugnen kann, daß sie eine Sprache haben, obwohl in jedem Landstrich ein anderer Dialekt gesprochen wird. Ebensowenig kann man leugnen, daß die Stärke der Angriffe auf die evangelischen Kirchen in der Schwäche dieser liegt und daß ein Hauptgrund

ihrer Schwäche eben wieder darin liegt, daß ein vereintes Handeln nicht möglich ist, weil die Organe dazu fehlen. Das alles läßt sich nicht leugnen, und jeder Versuch, es zu thun, würde nur zeigen, daß man es ehrlicher- und verständigerweise nicht kann. Da hilft sich nun die A. E. L. Kztg. dadurch, daß sie an den politischen Partikularismus appelliert, indem sie sagt: „Die Verhandlungen der „Reichssynode" werden also nicht resultatlos verlaufen, sondern der preußische Adler wird die kleineren Vögel in seinen Fängen zerdrücken" und „der Plan geht auf nichts anderes als auf ein Großpreußen" in kirchlicher Beziehung, wie man das von mancher Seite dem politisch geeinten Deutschland zum Vorwurfe macht." — Man sieht, Rom kann immer wieder darauf rechnen, daß die Lutheraner keine Einigung der evangelischen Christen—auch nur Deutschlands—zustande kommen lassen, so lange sie irgend können.

Wie lange sie es können, das läßt sich natürlich nicht berechnen. An Zähigkeit fehlt es ihnen in dieser Hinsicht ja nicht. Gleichwohl haben sie die Sache nicht mehr allein in der Hand. Die Versammlung der Abgeordneten der deutschen Pfarrvereine hat die Frage einer Verbindung der deutschen evangelischen Landeskirchen zur Vertretung ihrer gemeinsamen Interessen auf ihre Tagesordnung für das Jahr 1900 gesetzt; und wenn auch nicht zu erwarten ist, daß sie in diesem Jahre gelöst wird, so ist auch schwerlich zu befürchten, daß sie, wie nach 1871, auf zwanzig Jahre von der Tagesordnung verschwinde. Sie wird da bleiben und ihrer Lösung wohl einen oder einige Schritte näher kommen.

Vor einiger Zeit ging eine Nachricht durch die Tagespresse, daß sich der Papst über die evangelische Kirche und ihre Ausbreitung in Italien in Worten geäußert habe, die man nur als ganz gemeine Schimpferei bezeichnen könnte.

Es erschien das um so glaublicher, als der „Osservatore Romano," das Organ der Kurie, als die Quelle dieser Nachricht bezeichnet wurde und er auch wirklich eine angebliche Ansprache des Papstes veröffentlicht hatte, in der sich solche Ausdrücke fanden.

Dem gegenüber hat nun sowohl der Gustav Adolf-Verein wie auch die Diözesansynode Nürnberg Protestbeschlüsse gefaßt. Außerdem stellte die letztere noch die Bitte an das Kirchenregiment, „es wolle in ernsteste Erwägung ziehen, auf welche Weise ein gemeinsames Vorgehen aller deutschen evangelischen Kirchenregierungen zur Abwehr derartiger unqualifizierbarer Beschimpfungen des Protestantismus erzielt werden könne."

Dieser Beschluß machte Aufsehen. Denn wenn einmal eine Versammlung von lutherischen Pastoren von einem gemeinsamen Vorgehen aller deutschen evangelischen Kirchen oder Kirchenregierungen redet, dann ist's weit gekommen. Das darf um keinen Preis geschehen. Schon dem politischen Partikularismus der bayrischen Regierung war das unangenehm und das Ministerium hat sofort die Akten der Synode eingefordert. Aber trotz aller Freundschaft für Rom war nichts zu machen. Auch in Rom scheint man darauf aufmerksam gemacht worden zu sein, daß man sich selbst am meisten schade, wenn man die Angriffe auf den Protestantismus soweit treibe, daß sogar die Lutheraner ein gemeinsames Vorgehen aller evangelischen Deutschen befürworten. Konnte man doch römischerseits immer noch mit Sicherheit darauf rechnen, daß die Lutheraner es niemals zu einer Vereinigung der evangelischen Deutschen kommen lassen würden.

Während vorher der Osservatore Romano allen Anfragen gegenüber, ob der Papst sich wirklich in so gemeiner Weise geäußert habe, beharrlich schwieg, so ließ sich jetzt der päpstliche Nuntius in München dazu herab, an die bay-

rische Regierung eine Note zu richten, die nun in folgendem Wortlaut von letzterer weiter veröffentlicht wurde: „Der Geschäftsträger des päpstlichen Stuhles hat an das königliche Staatsministerium des königlichen Hauses unter dem 18. Okt. (1899) eine Note gerichtet, in welcher derselbe die Erklärung abgiebt, daß seine Heiligkeit der Papst, die ihm bei der 52. Generalversammlung des Gustav Adolf-Vereins in Braunschweig und bei der Versammlung der letzten Diözesansynode in Nürnberg auf Grund von Zeitungsnachrichten in den Mund gelegten Worte niemals gesprochen habe und daß er, der Geschäftsträger, ermächtigt sei, dieses Dementi in der bestimmtesten und formellsten Weise der königlichen Regierung mitzuteilen. Hiernach beruhen die darauf bezüglichen Protesterklärungen einiger protestantischer Diözesansynoden und Erörterungen in der jüngsten Versammlung des evangelischen Bundes in Nürnberg auf einer irrigen Voraussetzung."

Eigenartig ist die Entschuldigung oder Verteidigung des Papstes in der Augsburger Abendzeitung. Dieselbe hat das Ergebnis einer genauen Untersuchung des betr. Artikels des Osservatore Romano dahin zusammengefaßt, daß sich der Papst in seiner Ansprache zwar in bitteren Worten über die protestantische Propaganda in Italien beklagt habe, daß aber die mannigfachen Ausdrücke, die so große Entrüstung hervorgerufen haben, nicht vom Papste herrühren, sondern vom Verfasser des Artikels im Osservatore Romano mit „einer geradezu teuflischen Kunstfertigkeit" derart mit den Worten des Papstes gemischt wurden, daß der ganze Artikel durch die Autorität des Papstes gedeckt schien. Der italienische Korrespondent desselben Blattes berichtet, daß man in Italien allgemein annahm, daß der ganze Artikel die Worte des Papstes wiedergebe und diese Annahme deswegen für richtig halten mußte, weil ihr der „Osservatore Romano" nicht widersprach.

Es ist für die Kurie doch kein Lob, wenn in ihrem Organ, dem Osservatore Romano, mit „teuflischer Kunstfertigkeit" gearbeitet wird.

Mit dem Weihnachtsfeste v. J. hat in Rom das anno santo, das Jubeljahr, begonnen, nachdem bereits im November eine Vorfeier stattgefunden. Es werden in diesem Jahre mindestens 300,000 Pilger in Rom erwartet und der Papst hat dem Kardinal Rampolla zwei Millionen Lire (etwa $400,000) zur Verfügung gestellt, um für Beherbergung ärmerer Pilger Sorge tragen zu können.

Ob der Papst an Weihnachten persönlich die berühmte heilige Thür der Peterskirche, die nur in den Jubeljahren offen steht, geöffnet hat, wissen wir noch nicht. Wahrscheinlich aber erwartet man, daß die Pilger nicht leer erscheinen, daß ihre Gaben für das Herabgehen des Peterspfennigs und ihre Anwesenheit für die antirömischen Bewegungen in Östreich, Frankreich und Spanien eine Entschädigung bildet.

Der Kongreß der anglikanischen Kirche trägt zwar keinerlei offiziellen Charakter, aber es werden auf demselben gerade solche Fragen behandelt, welche die Gemüter auch wirklich bewegen und er giebt deshalb eine lebendigere und anschaulichere Darstellung des geistigen Zustandes dieser Kirche, als manche offizielle Versammlung. Die Chr. d. chr. W. berichtet über denselben u. a. folgendes:

„Der Eröffnungspredigt des Erzbischofs von Canterbury lag zu Grunde der Text Joh. 17, 11, gewählt und behandelt mit Rücksicht auf die gegenwärtigen Streitigkeiten. Die Verhandlungen wurden dann eingeleitet durch eine Ansprache des Bischofs von London, des Präsidenten des Kongresses. Ein bei aller Nüchternheit hoffnungsvoller Ton ging durch seine Worte, die die

Verdienste und die Aufgaben der Kirche in der Welt schilderten. „Wenn wir die Strebungen um uns herum mit gerechtem Sinn beurteilen, so müssen wir eine Aufwärtsbewegung anerkennen. Niemals wurde mehr Wert auf die persönliche Lebensführung gelegt, niemals war das Pflichtgefühl weiter verbreitet. Die Welt bestrebt sich, aus eigenen Stücken gut zu handeln." Das aber ist die Frucht der Arbeit der Kirche in der Vergangenheit. „Nehmen wir irgend etwas, was heute als zum öffentlichen Wohl notwendig betrachtet wird: wenn wir auf den Ursprung zurückgehen, werden wir finden, daß es unter dem Schutz der Kirche ins Leben trat." Die Aufgaben der Kirche sind groß: Ausbreitung christlicher Zivilisation in der Heidenwelt, wozu die englische Kirche besonders berufen und verpflichtet ist, daheim die Ausbildung christlichen Charakters in den einzelnen. Der Politiker und der Philanthrop wendet sich an die Massen, an ihre Erkenntnis, ihren guten Willen, ihre Opferwilligkeit. Das sind aber keine angeborenen Eigenschaften, sondern Eigenschaften, die die Kirche in ihrer stillen Arbeit herausbildet. Dadurch leistet sie der Nation fortgesetzt die wertvollsten Dienste. Zum Schluß zeichnete der Redner in glänzenden Worten sein Ideal der anglikanischen Kirche. „Ich sehe in ihr eine Kirche, die nicht in bestimmtem Raume existiert und die auch keine Ansprüche auf Universalität erhebt aus dem Grunde, daß sie keine besondere Heimat hat, sondern eine Kirche, die in der Seele und dem Herzen des englischen Volkes ihre Wurzeln hat. Ich scheue mich nicht zu sagen, daß ich in der ganzen weiten Welt keine passendere Heimat für eine göttliche Institution finde. Von dieser Heimat kann sie mutig ausgehen und der Welt, wie sie ist, ins Angesicht sehen. . . . Fest steht diese Kirche auf ihrem Glauben und auf den Sakramenten vermöge ihres ungebrochenen Zusammenhanges mit der Vergangenheit; sie existiert, um die Wahrheit Gottes zu erhalten und sie auf die Bedürfnisse der Menschheit anzuwenden, nicht um ihre eigne Macht aufrecht zu halten. Eine Kirche für freie Menschen, die sie zur Erkenntnis wie zur Ehrfurcht erzieht, eine Kirche, die den Geist von der Form entfesselt, weil sie in lebendigem Verkehr steht mit Söhnen, die die Mutter lieben und frei heraus ihre Meinung sagen. . . . Eine Kirche, die vor nichts sich fürchtet und neue Antriebe willkommen heißt; lebendig und wachsam prüft sie alles und ist immer bereit, Rechenschaft zu geben über ihre Grundsätze und deren Anwendung. . . . Sie wurzelt in der Vergangenheit, darum ist sie stark in der Gegenwart und freudiger Hoffnung voll für die Zukunft. Denn die große Aufgabe der Kirche Christi besteht darin, die Zukunft zu gestalten und das Kommen des Reiches Gottes zu beschleunigen."

Vom Ideal in die Wirklichkeit führten die Berichte über: die Kirche in London während des letzten Jahrhunderts, erstattet von mehreren höheren Geistlichen in London. Die Hauptstadt mit ihrer Bevölkerung von etwa 4 Millionen bietet in kirchlicher Beziehung kein einheitliches Bild. Während die City 57 Kirchen hat, je eine auf 400 Seelen, giebt es im Westen Pfarreien von 10—30,000 Seelen, durchschnittlich 4000 auf einen Geistlichen. Nicht besser ist es im Norden und Süden. Freilich stand es früher bedeutend schlechter; viel ist seit den dreißiger Jahren geschehen, auch in der neusten Zeit; so wurden in Südlondon in den letzten zwei Jahrzehnten 80 Kirchen gebaut. Aber es mangeln noch immer die Arbeiter und die Mittel, um mit dem Wachstum der Bevölkerung Schritt zu halten. Als erstrebenswert wurde von einem Redner angegeben die Erhebung Londons zu einer dritten Kirchenprovinz mit einem eigenen Erzbischof und mehreren Bischöfen und die Vermehrung der Geistlichen, so daß auf einen höchstens 3000 Seelen kommen.

Am Abend desselben Tages wurde die Stellung der Laien in der Kirche besprochen. Zwei Geistliche und zwei Laien sprachen, alle verlangten eine wirkliche Repräsentation der Laienschaft, die heute weder in der Konvokation noch im Parlament zu Worte kommt, da bekanntlich in letzterem die Mitglieder nicht sämtlich der Kirche angehören. Die Vorschläge gehen auf eine synodale Verfassung mit dem ausgesprochnen Zweck, eine größere Unabhängigkeit der Kirche vom Staat herbeizuführen. Eine Reform der Kirche ist gehindert, solange das Parlament die entscheidende Stelle ist. Hat es doch 30 Jahre gedauert, ehe die gröbsten Mißbräuche des Patronatsrechtes abgeschafft werden konnten. So ist denn jetzt die hochkirchliche Partei, als deren Sprecher Canon Gore auftrat, eine eifrige Verfechterin der Rechte der Laien geworden. Die Frage ist nur: wer soll das Wahlrecht haben? Man scheut sich vielfach, es den ganz indifferenten Massen einzuräumen, und verlangt meistens die Teilnahme am heil. Abendmahl als Garantie wirklicher Zugehörigkeit zur Kirche. Bemerkenswert war die Äußerung des Präsidenten, des Bischofs von London, in seinem Schlußwort: Wenn die Laien wirklich das ernste Verlangen hätten, an der Regierung und Verwaltung der Kirche teilzunehmen, so würden sie dies Verlangen sehr bald durchsetzen.

Der Mittwoch war Vorträgen über Äußere Mission und der Behandlung einiger sozialen Fragen, wie besonders des Börsenspiels, gewidmet. Wir führen nur einige in ersteren mitgeteilte Zahlen an. Unter den 14.000 Missionaren der protestantischen Christenheit gehören 2600, nicht ganz ein Fünftel, zu den Anglikanern, unter den etwa 3,375,000 Heidenchristen 465,000, nicht ganz ein Siebentel. — Mehr als 200 anglikanische Geistliche sind ehemalige Juden.

Der dritte Tag brachte unstreitig die interessantesten Vorträge. Über Kirche und Sekten wurde am Vormittag verhandelt. Canon Overton machte interessante statistische Angaben. Anfang des 18. Jahrhunderts verhielten sich die Dissenters zu den Angehörigen der Kirche wie 1 zu 20, Anfang des 19. Jahrhunderts wie 1 zu 4. (Heute ist, wie ein anderer Redner angab, ein Drittel, vielleicht beinahe die Hälfte der Bewohner Englands den Dissenters zuzurechnen, die zudem in der englisch sprechenden Welt überhaupt bei weitem in der Mehrzahl sind.) Woher dies Wachsen der Dissenters? Die evangelikale Bewegung, obwohl nicht antikirchlich, hat ihr Teil dazu beigetragen. Sie belebte den religiösen Sinn und rief geistliche Bedürfnisse hervor, die zu befriedigen die Kirche nicht gerüstet war, schon materiell nicht, wie denn z. B. London im Anfang des Jahrhunderts bei einer Bevölkerung von 1,129,000 Seelen nur den Tausenden, aber nicht der Million Kirchenplätze bieten konnte; 70 Jahre hindurch war keine einzige Kirche gebaut worden. So ist es gekommen, daß die Methodisten, heute die stärkste Freikirche, obwohl aus der Kirche hervorgegangen, sich mehr und mehr von der Kirche zurückzogen. Redner empfahl freundliche Anerkennung des Guten in den Freikirchen, warnte aber vor Versuchen, sie durch Abschwächung der kirchlichen Grundsätze gewinnen zu wollen, nur offne Aussprache sei am Platze.

Der nächste Redner befaßte sich hauptsächlich mit dem Einfluß der Sekten auf die Kirche. Separationen sind meistens entstanden, weil die Kirche einzelne wichtige Lehrpunkte vernachlässigte. So haben sie die Kirche auf halbvergessene Lehren erst wieder aufmerksam gemacht. Ferner haben die Freikirchen die Kirche zu neuen Arbeitsmethoden getrieben, ihre gelehrten Theologen besonders in neuerer Zeit haben sich Achtung auch in der Kirche erwor-

ben, für das bei vielen einzelnen sich findende religiöse Leben kann die Kirche nur die höchste Anerkennung haben.

In einem längeren Schlußwort wies der Präsident die Hoffnungen auf eine Vereinigung mit den Freikirchen als praktisch undurchführbar ab. Mit Jahrhunderte alten Überlieferungen könne schwer gebrochen werden. Auch er stimme der Aufforderung zu, den Dissentergeistlichen möglichste Freundlichkeit zu beweisen. Aber in der Praxis sei es oft schwierig. Er könne sich nicht dazu entschließen, heute intim mit einem Manne zu verkehren und ihn als einen christlichen Bruder zu behandeln, der acht Tage darauf in öffentlicher Versammlung von geldstolzen Prälaten spricht und den Bischof von London verklagt.

Die in der Kirche vorhandenen Gegensätze platzten am heftigsten aufeinander bei dem nächsten Thema: Grundsätze und Grenzen des Rituals. Im Vorjahre, auf dem Kirchenkongreß zu Bradford, hatte man die Behandlung dieses zeitgemäßen Themas gescheut; dies Jahr ließ man die verschiedensten Ansichten zu Wort kommen. Aber nur der Geschicklichkeit und der Energie des präsidierenden Bischofs von London ist es zu danken, daß es dabei in der überaus zahlreichen Versammlung nicht zu einem Tumult kam. Lord Halifax, der Präsident der hochkirchlichen Church Union, sprach als Vertreter der Ritualisten. Er sieht das Mittelalter als die goldene Zeit des Rituals an, wie wir Kirchen nach mittelalterlichem Muster bauen, so muß auch in liturgischer Hinsicht das Mittelalter Modell sein. Die Reformatoren können nicht maßgebend sein, weil sie aus polemischen Gründen voreingenommen waren, die alte Kirche nicht, weil wir in dieser Beziehung zu wenig von ihr wissen. Für die anglikanische Kirche gehört sich das Ritual der westlichen katholischen Kirche, angepaßt der jetzigen Liturgie. Bezeichnend für die ritualistische Anschauung sind folgende Worte: „Der Gottesdienst ist nicht eine Reihe von Übungen zur Erbauung und geistlichen Besserung der Gemeinde, auch keine bloß zeremonielle Darstellung oder eine Aufführung heiliger Musik. Der Gottesdienst der Kirche richtet sich an eine Person, die uns ihre Gegenwart in unseren Kirchen verbürgt ebenso gut, wie einst auf dem Söller zu Jerusalem. (Apostelgesch. 1, 13?) Christlicher Gottesdienst ist das göttlich geordnete Mittel, vermöge dessen durch Vermittelung menschlicher Dienste Jesus Christus als das Haupt der Menschheit und unser ewiger Priester sich selbst als das ewige Opfer dem Vater aller darbringt, zum Gedächtnis an sein Leiden und Sterben am Kreuz. Der Gottesdienst ist die Huldigung, die wir unserem gegenwärtigen Könige darbringen, das Mittel, wodurch er sich mit uns vereinigt." Für solchen Gottesdienst kann kein Ritual reich genug sein; die Bischöfe sollten sich über das wachsende Verlangen nach reicherer liturgischer Ausstattung des Gottesdienstes freuen, statt es zu beargwöhnen und zu unterdrücken.

Den entgegengesetzten Standpunkt, den protestantischen, vertrat ein Geistlicher, Webb-Peploe. Auch er verlangte ein würdiges Ritual. „Aber sobald das Ritual als Ausdruck der Lehre hingestellt wird, ergiebt sich für jeden Anglikaner und besonders für die Leiter der Kirche die Pflicht, mit aller Sorgfalt darüber zu wachen, daß in unseren Kirchen keine Zeremonie zur Ausführung kommt, die Lehren ausdrücken soll, die nicht ausdrücklich im Common Prayer Book gelehrt werden oder in Gottes heiligem Wort sich finden. Zeremonien, durch die unsere Gottesdienste denen der abtrünnigen römischen Kirche angenähert werden sollen, sind auszurotten. . . . . Die anglikanische Kirche kann ebenso wenig Formen und Zerremonien der römischen Kirche in ihren Gottes-

diensten dulden, als die Fetische der Heiden." Diese und ähnliche starke Ausdrücke erregten den Unwillen der Versammlung so sehr, daß der Präsident die Ruhe wieder herstellen mußte. Andere Redner sprachen in mehr vermittelndem Sinne, doch meistens von der Voraussetzung ausgehend: die anglikanische Kirche ist die katholische Kirche in England, darum muß sie, schon zum Schutze wider römische Anmaßung, auch ihren Gottesdienst katholisch gestalten.

Der Bischof von London, ein bekannter Gegner des Ritualismus, schloß die Diskussion mit der witzigen Bemerkung: „Wir haben mancherlei Meinungen gehört; nach meiner Ansicht waren einige verständiger als andere."

Der Freitag brachte verschiedene Vorträge über Arbeiterfragen und die Stellung der Kirche zu ihnen. Der Kongreß schloß mit einer Predigt des Bischofs von London über Kolosser 1, 9."

Eine Umgestaltung der englischen Hochkirche wird bekanntlich von verschiedenen Seiten und nach verschiedener Richtung angestrebt. Die Kirche von England hat ja die hierarchische Kirchenverfassung beibehalten. Während nun die Ritualisten nicht bloß den Kultus, sondern auch die Verfassung der Kirche und ihre Stellung dem Staate gegenüber nach römischen Ideen umgestalten wollen, so wird andererseits auch darauf hingewiesen, daß die Kirche noch viel zu viel hierarchisch gestaltet sei, und es wird versucht, dem Laien auch eine Vertretung in der Regierung der Kirche zuzugestehen. Die Vertreter der Laien sollen gleiche Rechte mit den Bischöfen haben.

Dagegen wird das Recht der Pfarrwahl für die Gemeinde noch keineswegs allgemein von dieser Seite verlangt, schon aus dem einfachen Grunde, weil man in England unter den heutigen Verhältnissen nicht einmal bestimmt angeben kann, wer eigentlich zur Gemeinde im kichlichen Sinne gerechnet werden sollte und wer nicht. Denn wo den Gliedern der Kirche keine Rechte in der Verwaltung zustehen, ist es auch überflüssig, nach den Bedingungen der Mitgliedschaft zu fragen. Diesem Mangel soll aber nach einem der Vorschläge in ähnlicher Weise abgeholfen werden, wie man das in Schottland gethan hat, als den dortigen Gemeinden das Pfarrwahlrecht wieder gegeben wurde. Als berechtigte Gemeindeglieder wurden Kommunikanten und Anhänger (adherents) bezeichnet. Diesen soll nun in England wenigstens ein wirksames Einspruchsrecht gegenüber den bischöflichen Ernennungen der Geistlichen gesichert werden. Nur soll dieses Recht nicht von den einzelnen Mitgliedern der Gemeinde für sich, sondern von einer Körperschaft innerhalb der Gemeinde ausgeübt werden. Ferner wird für die Gemeinde die Befugnis gewünscht, auf die Entfernung solcher Pastoren hinwirken zu können, welche „auffallend unfähig" geworden sind, ihre Amtspflichten zu erfüllen.

Wenn außerdem noch verlangt wird, daß die ökonomischen Angelegenheiten der Gemeinde von Vertretern derselben beaufsichtigt werden sollten und daß die Laienkollegien „eine gewisse Vollmacht" haben sollten, willkürliche Änderungen des gebräuchlichen überlieferten und gesetzlich anerkannten Rituals der Gemeinde zu verhindern, so wird man sagen müssen, daß diese Wünsche sicher nicht unbescheiden sind.

Bücher und Zeitschriften.

Im eigenen Verlag erschien neu als 28. Bändchen der Ev. Jugendbibliothek, in dem bekannten roten Leinwandeinband, 103 Seiten stark, zum Einzelpreis von 20 Cents: „Glaubenshelden der böhmischen Brüdergemeinde." Eine ebenso spannende und bewegliche Geschichte der Glaubenskämpfe, welche diese Vorläufer der Herrnhuter Brüdergemeinde unter römischer Arglist und habsburgischer Tyrannei zu leiden hatte, wie die andere Erzählung im „Ritter vom heiligen Schwert", welche 100 Jahre später fällt als die in vorliegendem Bändchen. Derartige Erzählungen sind für unsere Jugend um so mehr nötig, als sie zu sehr in Gefahr steht, die Kämpfe und Leiden zu vergessen, welche es gekostet hat, um das reine Evangelium in voller Freiheit haben, lesen und hören zu dürfen.

Buchhandlung „Philadelphia" in Stuttgart: Notwendigkeit, Wesen und Ziel der Bekehrung; göttliches und menschliches Wirken dabei, von W. Bauerle. Ein Traktat, 36 Seiten stark. Preis 8 Cts. — Was lehrt die heil. Schrift über das Wachstum des geistlichen Lebens? Von P. W. Bornhak. Traktat, 34 S. Preis 8 Cts. — Biblische Gedanken von der Gnadenwahl. Vortrag auf einer Philadelphia Konferenz gehalten von H. Schiefer, Inspektor am Miss.-Haus in Neukirchen. 16 Seiten. Preis 4 Cts.

In der erstgenannten Schrift, die ursprünglich ein Referat für eine Konferenz in Chemnitz war, wird zunächst die Notwendigkeit der Bekehrung begründet unter Hinweis auf die allgemeine Sündigkeit, die Heiligkeit und Liebe Gottes, die besonders am Kreuz auf Golgatha offenbar wurde, und durch die Erinnerung, daß die Taufgnade nur selten so bewahrt wird, daß keine Bekehrung notwendig ist. Das Wesen der Bekehrung wird beleuchtet am verlorenen Sohne, dann als Buße und Glaube dargelegt. Das Zusammenwirken göttlichen und menschlichen Wirkens wird gezeigt, wobei Gottes Wirken in der Seele stets vorausgehen muß; das menschliche aber muß folgen, wenn jenes nicht vergeblich sein soll. Drei Beispiele von Bekehrungen: Kornelius, Lydia, der Kerkermeister werden besprochen. Als das Ziel der Bekehrung wird angeführt, daß wir durch das Bleiben in Christo zu befestigten Persönlichkeiten, Charakteren heranwachsen sollen, um hier erfüllt zu werden mit Früchten der Gerechtigkeit, einst aber Christo ähnlich ihm entgegen zu kommen in der ersten Auferstehung.

In der zweiten Schrift wird wieder zuerst von der Notwendigkeit des Wachstums geredet, dann als Ziel das vollkommene Mannesalter in Christo für diese Welt, die Verklärung in Jesu Bild für das Jenseits bezeichnet. Über das Mannesalter, den Stand der „Vollkommenen" wird hier ausführlich geredet (im Unterschied vom sündlosen Perfektionismus). Dann werden die Voraussetzungen und Vorbedingungen des Wachstums: die Wiedergeburt und die Geistestaufe genannt, woran sich die völlige Übergabe an den Herrn, der völlige Gehorsam, die Selbstverleugnung und die gläubige Bitte um den heiligen Geist anschließen. Fortgang des Wachstums bildet den letzten Abschnitt dieser sehr anregenden Schrift, die auch dem Geistlichen im Amt wichtige Fingerzeige giebt, wie er die Entwicklung des geistlichen Lebens seiner Pfarrkinder darzustellen und ernstlich ins Auge zu fassen hat.

Von einem ähnlichen, durchaus praktischen Standpunkt wird in der dritten Schrift die Frage der Erwählung behandelt.

Für alle, die nicht nur mit dem Namen des Christentums und den ersten Anfängen desselben sich begnügen, sondern tiefer gründen wollen in den selig machenden göttlichen Wahrheiten, sind diese Schriftchen sehr zu empfehlen.

Leipzig: A. Deicherts Verlagsbuchhandlung Nachf. (Georg Böhme),

O. Reyländer, Sup. **Die neuen epistolischen Perikopen der Eisenacher Kirchenkonferenz.** Exegetisch-homiletisches Handbuch in Verbindung mit mehreren Geistlichen herausgegeben. 1. Lieferung. 5 Bogen Lex.-8° Preis 35 Cts. — Inhalt der 1. Lieferung: Einleitung, 1.—4. Adventsonntag, 1. und 2. Weihnachtsfeiertag.

Nachdem die von der Eisenacher Konferenz zur Ergänzung der altkirchlichen Perikopen zusammengestellten Perikopenreihen für den gottesdienstlichen Gebrauch in evang. Landeskirchen zugelassen sind, wird ohne Zweifel vielen Geistlichen ein Werk willkommen sein, welches ähnlich wie Nebe und Sommer ein Hilfsmittel für die Vorbereitung bietet. Vor allem die Sommersche Behandlung der altkirchlichen Perikopen erfreut sich einer so allseitigen Anerkennung, daß ihre Anlage im großen und ganzen auch hier Anwendung gefunden hat. Im besonderen hat man sich von nachfolgenden Grundsätzen leiten lassen: Für eine gründliche Vorbereitung und fruchtbare homiletische Verwertung des Bibelwortes ist der Ausgang vom Grundtext unbedingtes Erfordernis; daher wird zunächst der griechische Text gegeben. Nach einer Erläuterung des Zusammenhanges des Textabschnittes mit dem Vorhergehenden folgt eine gute deutsche Übersetzung und eine gründliche, wissenschaftliche Exegese des einzelnen Verses, welch letztere aber auch den praktischen Momenten volle Berücksichtigung schenkt. Den Schluß bildet die homiletische Verwertung, in der ein ausführlicher Entwurf und mehrere kurze Dispositionen, die entlehnten unter Quellenangabe, geboten werden.

Die Einleitung im ersten Hefte betont zuerst die theologische Voraussetzung des Perikopensystems: Die betreff. Schriftabschnitte sollen der Gemeinde als göttliches Wort und Wahrheit verkündigt werden. Vom Standpunkt des deutschen Text- und Perikopenzwanges, obligatorischer Verpflichtung, werden da die Perikopen gefaßt; einen Standpunkt, den wir in Amerika nicht haben noch begehren. Dabei bleibt doch auch unser Gewissen an die ganze Schrift gebunden, trotz aller Freiheit der Textwahl.

Ein zweiter Abschnitt legt die Gesichtspunkte bei der Auswahl der Textwahl dar und deren Anwendung im einzelnen. Da wird zunächst Kritik geübt an dem betreff. System, dann die Grundgedanken der einzelnen Texte für die festliche Hälfte des Kirchenjahrs ausführlicher, für die festlose Hälfte kürzer, dargelegt fürs ganze Jahr, so daß also hier im voraus eine Übersicht der Texte des Jahrgangs gegeben ist.

Die Behandlung der Texte selbst ist im Programm schon angedeutet, auf das wir verweisen. Für den 1. Advent sind ein ausführlicher Entwurf und 10 Dispositionen zu dem Text: Ebr. 10, 19—25 gegeben. Für den 2. Advent außer dem Entwurf sechs Dispositionen, Text: 2 Pet. 1, 3—11. — Die erste Lieferung geht bis zum zweiten Christtag.

Wir empfehlen das Werk als eine wesentliche Hilfe zum Predigtstudium für die, welche über die betreff. Eisenacher Episteln zu predigen wünschen.

Die neueste katholische Bewegung zur Befreiung vom Papsttum. Von P. P. Bräunlich, Lic. theol. Verlag von J. F. Lehmann, München 1899. Zugleich das 1. Heft der Berichte über den Fortgang der „Los von Rom Bewegung". Preis im Eden Publ. Haus 25 Cts.— Wenn jemand einen recht lebhaften Eindruck bekommen will von der sieghaften Macht der Wahrheit wider alle Lüge, Bosheit, Tyrannei und Unterdrückung der unheiligen Allianz: Papstmacht und Staatsgewalt wider das Evangelium, dem empfehlen wir die

Anschaffung dieses Heftes. Man wird an Galiläis Trutzwort erinnert: „Und sie bewegt sich doch!" wenn man liest, wie in erzkatholischen Ländern unter den katholischen Priestern und Volk trotz aller Bosheit des Feindes sich die Wahrheit Bahn bricht. Es ist ein kräftiger Glaubenszug, der besonders in Frankreich sich Bahn bricht; dort mehr bei Priestern, in Östreich mehr bei dem Volk. Auch in Italien wacht das nicht klerikal gesinnte Volk und die untere Priesterschaft auf aus dem tausendjährigen Schlaf. Wann will endlich das deutsche Volk aufwachen und die römische Knechtschaft abschütteln, die es jetzt von neuem fühlen muß durch die schmachvolle Vorherrschaft des Zentrums im Reichstag?

Autorität und Individualität, ein Vortrag von Prof. Joh. L. Nuelsen am Kolleg zu Berea, O. Bei Curts & Jennings, Cincinnati, O. Pr. 10 Cts.— Wir haben an anderer Stelle diesen schönen Vortrag besprochen und machen hier nur kurz darauf aufmerksam.

Katechetische Zeitschrift. Organ für den gesamten evangelischen Religionsunterricht in Kirche und Schule. Herausgegeben von P. A. Spanuth in Schulenburg, Hannover. Durch Schäfer & Koradi, Philadelphia, Pa., zu beziehen. Jährlich 12 Hefte, Preis per Jahr $1.70.

Heft 7, Inhalt: Schulandacht. Zur Katechismusfrage. Treibe das Katechismusstück am meisten, das bei deinem Volke not leidet. Joseph in Potiphars Hause und im Gefängnis. Kurze Entwürfe zu Spruchkatechesen. Evangelium am 5. Sonnt. n. Trin. Die Perikopen des 9. Sonnt. n. Trin. Katechet. Lesefrüchte. Litterarische Kritiken. Aus Zeitschriften. 2c.

Inhalt des 8. Heftes. Die Bedeutung des Kirchenliedes für Leben und Schule. Etwas aus der Fraglehre, besonders über das Fragwort: Wie. Wie der Herr Jesus den Jüngling zu Nain vom Tode erweckt. Katechese über 1 Joh. 2, 15—17. Des Paulus Missionspredigt zu Athen. Verschiedenes 2c. (wie im 7. Heft).

Inhalt des 9. Heftes. Was fehlt dem Katechismusunterricht der Gegenwart? Jesus, mein Herr, zur katechet. Behandlung des 2. Art. Des Paulus Missionspredigt in Athen. Stephanus. Der Mond ist aufgegangen. Katechet. Entwurf über Matth. 11, 28—30. Schluß wie im 7. Heft. Dann noch: Die Litteratur des Konfirmandenunterrichts und der öffentlichen Christenlehre. 8 Seiten im Druck. Zusammengestellt von P. Fr. Schindler.

Es ist gar keine Frage, daß diese Schrift dem Pastor für den Konfirmandenunterricht, ihm und dem Lehrer für den Schulunterricht eine Quelle zu reicher, vielseitiger Belehrung wird und daher bestens empfohlen werden kann.

Im gleichen Verlag, bei Schäfer & Koradi, ist zu dem Preis von $2.50 zu haben die bekannte homiletische Monatsschrift: **„Mancherlei Gaben und Ein Geist."** Begründet von † Emil Ohly, fortgeführt von Adolf Ohly. — Wir geben hier ein kurzes Progamm des 39 Jahrgangs. Die altkirchlichen Perikopen werden ausnahmsweise weggelassen und dafür die Eisenacher Perikopen behandelt.

Jahrgang XXXIX von „Mancherlei Gaben und Ein Geist" wird an Perikopenreihen enthalten: 1. Kurzgefaßte Entwürfe über sämtliche Evangelien der von der Eisenacher Kirchenkonferenz festgesetzten neuen kirchlichen Perikopen. 2. Ausgeführte Entwürfe über sämtliche Episteln der nämlichen Perikopen. 3. Ausgeführte Entwürfe über sämtliche Episteln des zweiten Jahrgangs der Württembergischen Perikopen. 4. Ausgeführte Entwürfe über sämtliche Texte der Reihe IV b der neuen Perikopen für die evangelisch-lutherische Landeskirche des Königreichs Sachsen. 5. Ausgeführte Entwürfe über sämtliche Passionstexte der von der Eisenacher Kirchenkonferenz festgesetzten Perikopen.

Über sämtliche Texte der genannten Perikopenreihen bringen wir die Entwürfe lückenlos, und bieten damit in unserer Zeitschrift einen Reichtum des Stoffes, wie ihn bis jetzt keine andere Zeitschrift auch nur annähernd geboten hat. Wir werden diese Reichhaltigkeit noch dadurch fördern, daß wir an Sonn- und Feiertagen, für die es empfehlenswert erscheint, oder für die uns besonders gute Arbeiten vorliegen, auch Entwürfe über freie Texte bringen, außerdem ganze Predigten tüchtiger und mustergültiger Prediger in möglichst großer Anzahl aufnehmen. — Die Abhandlungen,

womit jedes Heft beginnt, eröffnen wir mit einem Aufsatz, der in gewissem Sinne eine Säkularschrift ist, nämlich: Franz Volkmar Reinhards Gedanken über den Rationalismus nach seinen Geständnissen in seinen Predigten aus dem Jahre 1800. Von Pfarrer Dr. Otto Siebert in Fermersleben. — Außerdem folgen noch: Entwürfe zu Bibelstunden über die Gleichnisreden Jesu, Kasualien, litterarische Kritiken, in halbjährlichen Kritiken 2c.

Verlag von Reuther & Reinhard in Berlin: **„Halte was du hast."** Zeitschrift für Pastoraltheologie. Unter Mitwirkung von Hofprediger D. F. Braun, Oberkonsistorialrat D. P. Kleinert und Oberkonsistorialrat D. H. A. Köstlin. Herausgegeben von D. E. Sachsse. XXIII. Jahrgang 1899–1900. Preis jährlich $2.25. — Inhalt des 1. Heftes (Oktober 1899):

I. Abhandlungen. Die Innere Mission. Ein Rückblick und ein Ausblick. Vom Herausgeber. — Die katechetische Weiterbildung der Geistlichen I. Von Pastor Vorbrodt.

II. Litteratur. Referat über die neueste homiletische Litteratur I. Von Konf.-Rat Prof. D. Achelis.

III. Meditationen und Predigten über freie Texte für die Adventssonntage von D. Schuster — Andel — Dr. Watson — Lic. Veit.

IV. Kasualien. Weiherede, gehalten bei der Grundsteinlegung des neuen Gebäudes für das evang.-theol. Stift in Bonn. Vom Herausgeber. — Ansprache bei der Feier des 25jähr. Bestandes der Johannesparochie in Stuttgart. Von Oberkonf.-Rat Dr. v. Braun. — Weiherede bei Neueinweihung einer Dorfkirche. Von Dekan Petzold.

Inhalt des 2. Heftes (November 1899):

I. Abhandlungen. Die liturgischen Grundsätze des Johannes Ökolampadius. Von D. Knoke. — Die katechetische Weiterbildung der Geistlichen. (Schluß.) Von Pastor Vorbrodt.

II. Litteratur. Referat über die neueste homiletische Litteratur. (Schluß.) Von Konf.-Rat Prof. D. Achelis.

III. Meditationen und Predigten über freie Texte für Advent, Weihnachten und Jahreswechsel von Sachsse — Knodt — Petzold — Sachsse — Schiller.

IV. Kasualien. Grabrede nach Weihnachten über Röm. 8, 32. Von Pfarrer Taube.

„Salvation." Ein englisches Monatsblatt im Interesse der Judenmission, in New York herausgegeben von Wm. Cowper Conant, 466 W. 151. Str. Preis $1.00 jährlich.

Wir machen besonders aufmerksam auf eine feststehende Artikelreihe: "How do we know? or Revelation as Science." Im Novemberheft finden wir unter dieser Überschrift einen Artikel: The Deluge. — In welchem Sinn und Geist diese Artikel geschrieben sind, zeigt schon der erste Satz des genannten Artikels, der also lautet:

Many things remain mysterious to us, but nothing mystical. That is, we no longer imagine that there can be any such thing as a magical or unnatural potency in a mere fiat of words, for instance, whether uttered by an enchanter, a legislature. or a God. We have plucked out the heart of many a mystery, and found it to be reason and intelligible cause. Consequently, we have learned to expect reason and intelligible cause in everything, throughout the universe, physical or spiritual, natural or supernatural. The supernatural is no longer the anti-natural. For every fact brought to our knowledge, we presume that there is some sufficient cause in the nature of things, considered as the method of Nature's God. If we cannot discover such cause, we nevertheless assume it as confidently as if we had discovered it.

Sämtliche angezeigten Bücher sind in unserm Verlag zu haben oder durch denselben zu beziehen. Man adressiere: Eden Publishing House, 1716 und 1718 Chouteau Ave., St. Louis, Mo.

Magazin
— für —
Evangelische Theologie und Kirche.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nordamerika.

Preis für den Jahrgang (6 Hefte) $1.50; Ausland $1.60.

Neue Folge: 2. Band. St. Louis, Mo. März 1900.

Zur Passions= und Osterzeit.

Wenn dieses zweite Heft des Jahrganges erscheint, treten wir in den Kreis der Passions= und Osterzeit ein. Als treue Diener Christi werden wir in der Passionszeit nicht versäumen, den Seelen Jesum Christum, den Gekreuzigten, zu predigen. Das Wort vom Kreuz gilt uns nach der 78. Frage des Katechismus als Mittelpunkt der christlichen Wahrheit.

Wir können uns aber nicht verhehlen, daß es gilt, das Wort von der Versöhnung neu und lebenskräftig zu erfassen. Eine zu äußerliche, mechanisch oberflächliche Darstellung der Lehre von der Versöhnung durch Christi Blut und Tod kann leicht das Gegenteil der Erbauung wirken bei gebildeten und des Denkens fähigen Zuhörern.

Vor allem gilt es Grund, Wesen und Ziel der Versöhnung recht zu fassen. Wenn wir vom Grund reden, so denken wir dabei zunächst an Gottes Wesen und Eigenschaften: Warum ist überhaupt eine Versöhnung nötig und warum giebt Gott uns den Versöhner? Beim Wesen der Versöhnung fragt es sich, was ist das Grunderfordernis der Versöhnung? Kann ein anderer stellvertretend eintreten für den, welcher gesündigt hat? Bei dem Zweck der Versöhnung entsteht die Frage: Ist die Rechtfertigung des Sünders vor Gott der einzige letzte Endzweck des Kommens Christi, oder handelt es sich dabei noch um mehr als das?

Es würde weit über den Rahmen eines kurzen Leitartikels hinausgehen, wie wir ihn hier beabsichtigen, wollten wir diese Fragen gründlich und vollständig behandeln. Kurze Andeutungen nur können gegeben werden, um falsche Begriffe abzuweisen. — Manche Theologen stellen das göttliche Wesen dar in einer Weise, als ob die Eigenschaften der Heiligkeit und Gerechtigkeit im Widerstreit seien mit der Liebe und Barmherzigkeit. Die Heiligkeit und Gerechtigkeit fordert Strafe, die Liebe aber fordert Selbsthingabe Gottes an den Menschen. Da meint man nun, die Heiligkeit hindere die Liebe, daß Gott sich nicht an die Welt verliere. Die Liebe wiederum muß dann die Wirkungen der

Heiligkeit einschränken, sie bringt ihr ein Opfer, um mit Hilfe einer „Sühne“ den Menschen für Gott wieder annehmbar zu machen.

Allein das trägt einen Zwiespalt in Gott selbst hinein und macht schließlich die Versöhnung zu einem Ausgleichungskampf zwischen der Heiligkeit und der Liebe Gottes. Die Heiligkeit fordert, die Liebe bringt das Opfer. Solche ungeschickte Vorstellungen vom göttlichen Wesen sind nicht geeignet, der Versöhnungslehre Freunde zu erwerben bei gebildeten Zuhörern. Heiligkeit und Liebe stehen in einem ganz anderen und durchaus harmonischen Verhältnis zu einander.

Die Liebe Gottes gründet sich auf seine Heiligkeit: Weil Gott heilig ist, darum liebt er und erweist seine Heiligkeit durch Schaffen von persönlichen Geschöpfen, die zur Gemeinschaft mit ihm und dadurch zur Seligkeit angelegt sind. Die Heiligkeit ist das erste, das Liebesein das zweite. Gott ist die Liebe, heißt: Sein Wollen nach außen ist darauf gerichtet, sein seliges Leben anderen Wesen mitzuteilen. Nun muß er aber doch erst selbst das vollkommene Leben sein, ehe er es mitteilen kann. Und das eben ist seine Heiligkeit, daß sein Leben das vollkommene, schlechthin reiche, schlechthin in sich harmonische ist. Als das heilige muß es das selige sein und die Seligkeit dieses Lebens ist das Motiv der Selbsthingabe, d. h. der Liebe. Das Gefühl unserer Armut treibt uns zur Habsucht, Neid, Selbstsucht; Gott als der unendlich reiche Gott ist auch der liebreiche.

Zu reden als hätte die Errettung der Sünder müssen durch Gottes Liebe der göttlichen Heiligkeit oder Gerechtigkeit um den Preis des Blutes Christi abgekauft werden, ist also ungeschickt. Die Heiligkeit ist es selbst, woraus Gottes Liebe und Erbarmen gegen die Sünder fließt. Statt vieler Belege vergleiche man die Stellen Hos. 11, 8 u. 9; Hes. 36, 21—27; 20, 13 u. 14, V. 21 u. 22; 39—44. Die Heiligkeit Gottes ist in diesen Stellen das Motiv der den Sünder rettenden Thätigkeit Gottes. Weil Gott heilig ist, liebt er auch die Sünder, ruft sie, so lange noch Hoffnung auf ihre Bekehrung ist, zurück zur Gemeinschaft mit ihm. Seiner Gerechtigkeit entspringt sein treues Zurückrufen der Ungerechtgewordenen zur Gerechtigkeit.

Aber wenn der heilige Gott persönliche Wesen erschafft und zur seligen Lebensgemeinschaft mit ihm bestimmt, und wenn er die von ihm Abgeirrten in seine Gemeinschaft zurückrufen will, so kann beides nur geschehen in einer Weise, die seinem Heiligsein entspricht. Der Heilige muß also den persönlichen Geschöpfen das Gesetz in das Herz schreiben, daß sie 1) ihr Fleisch regieren sollen durch ihre geistige Persönlichkeit, denn Gott ist Geist; und 2) daß sie ihr Leben in der Liebe führen sollen, denn Gott ist die Liebe. Ferner aber muß der Heilige das menschliche Leben so einrichten und regieren, daß die Abirrung von dieser Entwicklungslinie den Tod bringt. Nur ein seinem Leben abbildliches, im Gehorsam gegen ihn geführtes Leben kann bestehen, das eigenwillige verfällt dem Tode. Drittens endlich muß der Heilige die Wiederaufnahme der Abgeirrten in seine Gemeinschaft an die Bedin-

gung vorgängiger Zurücknahme des Abirrungsfrevels knüpfen, eine Zurücknahme, die ihren Ernst durch die That beweist. Kurz gesagt: Der Heilige muß seine Heiligkeit erweisen im Gesetzgeben, im Üben des Gerichts, im Fordern der Sühne. Seine Gerechtigkeit erweist er in der Treue gegen seinen eigenen Namen, auf welchen nicht der Schein fallen darf, als ob die Sünde ihm erträglich wäre. Es darf nicht der Schein entstehen, als ob Gottes Ordnung eingehalten, Gottes Name geheiligt werden könnte *oder auch nicht*; daß der heilige Weg der schönere gewesen wäre, der unheilige aber doch auch gangbar war. Darum muß klar dargethan werden *durch göttliches Gericht*, daß die Sünde schlechthin verwerflich ist vor dem Heiligen (du bist nicht ein Gott, dem gottlos Wesen gefällt ꝛc.), und daß seine Gerechtigkeit dem Unrecht sich widersetzt. Und dieses göttliche Gericht kann nicht zu Ende kommen, bis sein Ziel, die Verwerfung der Sünde durch den Sünder, erreicht ist. Das Gerechtsprechen des Sünders kann nur erfolgen nach vorgängiger Erweisung seiner richterlichen Gerechtigkeit. *Das Fordern der Sühne* ist sogar Sache der Liebe. Einem Kinde, welches die Würde der Eltern antastet, muß der liebende Verkehr versagt werden, bis es sein Vergehen gesühnt hat. Der Sünder *muß daher dahingehen ohne den Geist aus Gott*, und er *muß den Tod als Sold der Sünde erleiden*. Darin besteht das Gericht Gottes über die Sünde.

Was gehört nun zu einer wirklichen Sühne? Ist das Belastetsein mit dem Gericht an sich noch nicht genügende Sühne? Paulus schreibt: „Wenn wir uns selbst richteten, so würden wir nicht gerichtet!“ (1 Kor. 11, 31.) Nicht das Belastetsein mit Gericht hat sühnende Kraft, sondern das stille Sichbeugen unter die Last in Anerkennung der göttlichen Gerechtigkeit, von welcher sie auferlegt wird. Aber wo ist dieses Selbstgericht zu finden? Welches Murren, welche Ungeduld schon bei kleinen Leiden zeigen wir, nicht bloß die ungläubige Welt, sondern auch die Frommen! Da ist kein geduldiges Tragen des Joches, sondern ein unaufhörliches Streben, das Joch abzuwerfen. Kein Gefühl, keine Anerkennung eines heiligen und gerechten Gerichts unter der Belastung des Erdenlebens. Wo soll da die Sühne herkommen? Sie ist dem Sünder thatsächlich unmöglich. Also auch keine Möglichkeit, daß das Gericht zum Ende komme und der Sünder die Rechtfertigung erlange. Genugthuende Kraft kann nicht liegen darin, daß der Mensch einfach nur die Übel, die infolge seiner Missethaten auf ihn fallen, erträgt; rebellisches oder stumpfsinniges Tragen kann nur neue Schuld bringen. Nur solches Tragen, welches in Demut Gottes Strafe als heilig und gerecht anerkennt und damit die Schnödigkeit des eigenen Thuns bekennt, kann vor Gott gelten. Da solches uns Sündern nicht möglich war, gab Gottes Liebe uns den eingeborenen Sohn in unser Fleisch und Blut.

Er trug von Kind auf das Joch, das Gott um der Sünde willen auf die Menschheit gelegt hat. Schon sein Erscheinen in der Knechts-

gestalt des Fleisches, seine freie Opferung und Hingabe des eigenen Ichs, der eigenen Ehre, sein unbedingtes sich in den Dienst Gottes und der Menschen stellen durch den ganzen irdischen Lauf seines Lebens gehört zu dem freiwillig übernommenen Joch: „geboren von einem Weibe und unter das Gesetz gethan“ ꝛc. Diese unbedingte, freie Hingabe an Gott vollendete sich in seinem Todesleiden: „Er erniedrigte sich selbst und ward gehorsam bis zum Tode, ja zum Tod am Kreuze.“ Dem Ungehorsam des ersten Adam als Ursache des Todes steht nach Röm. 5 der Gehorsam des zweiten Adams, Christi, gegenüber als Ursache des Lebens. Die Fehllosigkeit des Lebens Christi, und daß der Antrieb, es Gott zu opfern, vom ewigen Geiste kam (Ebr. 9, 14), machte die Gabe so wertvoll.

Anders stellt sich diese Opferung dar, wenn Stellen wie Joh. 3, 14; 2 Kor. 5, 21; Gal. 3, 13 in Betracht gezogen werden. Da erscheint Christus nicht als der Thätige, sondern als der Leidende, nicht als der Wertvolle, sondern als der Unwerte (Jes. 53), seine Person von Gott belastet mit der Sünde der Welt, sein Leben zermalmt durch diese Last. — Es sind also zwei verschiedene Gesichtspunkte, von welchen aus Christi Opferung zu betrachten ist. Der erste: Diese Opferung ist eine freie, heilige, Gott preisende That Christi, nicht etwa ein Durchleidenmüssen eines bestimmten Quantums von auferlegten Strafen; das ist der eine Gesichtspunkt.

Der andere: Christi Tod ist ein göttliches Strafgericht über die Sünde der Welt; Christus ist das Lamm Gottes, welches den Tod erleidet, die Strafe, die Gott auf die Sünde gelegt hat (Jes. 53, 4, 5 u. 6). So bricht dieses Leiden als ein heiliges, unabwendbares Verhängnis, als ein göttliches Muß („δεῖ“ Joh. 3, 14) über Jesum herein. Das sind Gegensätze, wie sie in der heiligen Schrift unleugbar vorhanden sind. Die Vereinigung dieser Gegensätze in betreff der Kraft und Bedeutung des Todes Christi ist Aufgabe der Gnosis. Wie soll diese Vereinigung geschehen?

Es ist klar: keiner der beiden Gesichtspunkte kann in seiner Isolierung für sich allein genügen.

1. Die freie Hingabe und Opferung (als That Jesu) nicht: denn wie sollte der Gott des Lebens sich freuen über des gerechten Jesu Hingabe seines Lebens in den Tod. Jesu heiliges Leben wurde doch nicht erst dadurch zu Gottes Preis, daß Jesus freiwillig starb; die Hingabe in den Tod kann doch nicht an sich wertvoll sein.

2. Aber auch der zweite Gesichtspunkt, daß in Christi Tod die Sünde der Welt gerichtet, Gottes Gerechtigkeit Genüge gethan, die Strafe getragen, der Zorn getilgt sei, — genügt für sich allein nicht. Warum?

Hat denn das Gewitter des Zorngerichts Gottes, welches sich gesammelt hatte über die sündenvolle Welt, sich so völlig entladen über den Heiligen, der von Sünde nichts wußte, daß nun der Himmel wieder hell ist über alle Sünder? Giebt's jetzt keine Zorn- und Strafgerichte

Gottes mehr über die Gottlosigkeit und Ungerechtigkeit der Menschen? Hat Christus in seinem Tode quantitativ alle verdiente Strafe der Welt abgebüßt und bezahlt, wie man sonst Schulden bis auf den letzten Heller bezahlen kann (und wie z. B. Hillers Lied sich zu mechanisch ausdrückt: „Schuld und Strafe sind erlassen", wo er sagt: „Nicht ein Heller blieb mir stehen, Millionen sind gebüßt") ? Hat er die Versöhnung der Welt so völlig vollbracht, daß nun jeder Sünder als ein versöhntes und begnadigtes Gotteskind gelten muß kraft der Versöhnung? Muß nicht mehr gepredigt werden: Lasset euch versöhnen mit Gott?

Darauf muß auf Grund der Schrift mit Nein geantwortet werden! Röm. 1, 18. „Gottes Zorn vom Himmel wird geoffenbart," trotz dem Wetter, das über Christi Haupt herabgegangen. Ein Tag des Zorns steht noch bevor (Röm. 2, 5), auf welchen man sich Zornesschätze aufhäufen kann trotz der geschehenen Versöhnung.

Und obgleich Christus für alle den Tod geschmeckt (Ebr. 2, 9), so ist der leibliche Tod noch nicht aufgehoben für die Gläubigen. — Gott vergilt das aktive Lossagen des Sünders von Gott mit dem Fernetreten Gottes vom Menschen, mit der passiven Ausscheidung des Menschen aus der Gemeinschaft Gottes. Auch dieses passive Erleiden des von Gott Verlassenseins ist Jesu Christo nicht erspart worden. Aber ist durch die Verlassenheit der Seele Christi von Gott nun das Gericht der Gottverlassenheit für die Sünder absorbiert und aufgehoben? Keineswegs! Es ist nur suspendiert, hinausgeschoben auf einen späteren Gerichtstermin!

Gottes Gedanken im Todesleiden Jesu sind nicht quantitativ, nicht als einfaches Rechenexempel zu fassen, als ob Christi Tod an sich so wertvoll wäre, daß er dem Quantum der den viel tausend Millionen von Sündern gebührenden Leibes- und Seelentötungen gleichkäme. Nicht das Quantum, sondern die Qualität des Todesleidens Christi begründet die heilwirkende Kraft des Todesleidens. Genugthuende Kraft kann nur in einem solchen Tragen der göttlichen Gerichte und Strafen liegen, welches in Demut das Strafen Gottes als gerecht anerkennt und hiemit thatsächlich die Sündigkeit und Verwerflichkeit des eigenen Thuns bekennt. Menschliche Justiz muß freilich sich begnügen mit dem äußerlichen Abbüßen der Strafe; die göttliche urteilt nach dem Herzensstand. Wenn nun Gott auf den, der von keiner Sünde wußte, ein solches Gericht legt, als ob er um und um Sünde wäre, — und dieser Heilige ergiebt sich, ja erbietet sich freiwillig, solches zu leiden an der Sünder Statt, so ist klar, daß nicht das Erleiden des auf ihn gelegten Geschicks an sich, sondern nur die heilige Weise seines Erleidens (Qualität) genugthuende Kraft haben kann, wodurch er thatsächlich anerkannte, daß Gott im Recht sei, wenn er solches Geschick auf seine sündigen Brüder und nun auch auf ihn, als deren Mittler, gelegt habe.

So also faßt sich *That* und *Leiden* in eins zusammen in Christi Tod: Ein göttlicher Gerichtsakt hat sich in Christi Tod vollzogen über die Sünde der Welt; aber nur die freie Gehorsamsthat Jesu bis in den Tod, und die freie Liebeshingabe in diesen Tod („Ich lasse mein Leben für die Schafe") macht dieses Erleiden des göttlichen Gerichts zu einem wertvollen, das sühnende Kraft haben kann. — Die Frage ist nun: Wie kann Jesu heiliges Erleiden des Todes sühnende Kraft haben für die Sünder?

Diese Frage greift tief ein in den Begriff der *Freiheit*, wie in den Begriff des *Organismus* der sittlichen Wesen untereinander.

Der Gott der Freiheit und der Liebe kann, wenn er schafft, nur im Schaffen *freier* und *zur Liebe geschaffener* Kreaturen zum Ziele seines Schaffens kommen. Frei sein heißt vor allem das Vermögen der Wahl, der Selbstbestimmung haben; also auch die Kraft haben, durch das aus sich selbst erwählte Handeln etwas auszurichten. Ein erfolgloses Handeln wäre ja keines. Ausrichten können wir etwas zunächst an uns selbst und an der Welt. Wir führen das Schöpfungswerk Gottes, bildend oder mißbildend, fort an uns selbst und der Welt. — Aber der Gott der Freiheit hat uns noch höher geehrt. Nicht bloß zu uns selbst und zur Welt stehen wir in einem Verhältnis, sondern auch zu Gott. *Auch auf ihn selbst können wir wirken durch unser Bitten.* Wir können Gott bitten, so und so auf uns und die Welt einzuwirken. Und dieses Bitten, wenn es *erhörliches Bitten ist*, muß den Erfolg haben, daß Gott auf unser Bitten etwas thut, was er sonst nicht thun würde! *Erfolgreiches Bitten?* Durchkreuzt das nicht den Weltplan Gottes? Aber von den bösen Thaten all der Millionen Menschen wird er ja täglich durchkreuzt. Gott, der die Freiheit will, muß als Weltregent seinen Schöpferplan fassen und durchzuführen wissen nicht mit Vernichtung der Freiheit, sondern trotz der mißbrauchten Freiheit der Bösen; und mit Hilfe, *im Einklang der mitwirkenden Freiheit der guten, der Gebetsmenschen.* Gehilfen, Mitarbeiter Gottes sollen die Menschen werden durch rechten Gebrauch ihrer Freiheit. Das Vaterunser legt uns Bitten in den Mund, deren gottgefällige Darbringung vor Gott uns zu solchen Gehilfen Gottes macht. (Vgl. auch 1 Kor. 3, 9.) Unser Bitten, wenn es rechter Art ist, so darf es nicht nur ein Bitten für uns selbst sein, sondern auch für die Brüder. Kann ich durch Gebet ein Gut erringen, so hieße es, den Egoismus ins Heiligtum tragen, wenn meine Bitte nicht auch zur Fürbitte würde, ich muß also nach Gottes Willen *auch bittend für die Brüder eintreten. Hiermit sind wir schon bei der Stellvertretung angekommen.*

Der Gott der Liebe, welcher die Menschheit zur gliedlichen Handreichung bestimmt, hat eben damit die Ordnung gegeben, daß das, was *die edlen Glieder erarbeiten*, den übrigen zur Seligkeit dient, wenn sie es nur *schöpfen*, gebrauchen wollen. Im Begriff des Organismus liegt der Begriff des Füreinanderarbeitens, der Stellver-

tretung. — Das ist sogar im natürlichen Leben nicht anders. Was erfindungsreiche Menschen erfinden, erarbeiten, wird bald zum Gemeingut aller andern, die es sich frei zu Nutze machen wollen. Jede noch so große oder kleine Erfindung kommt denen zu gut, die davon Gebrauch machen. Und wie zum Guten, so giebt's auch eine organische Verknüpfang zum Bösen, sogar wider den eigenen Willen. Böse Thaten haben böse Folgen auf die weitesten Kreise, auf die Kinder und Kindeskinder; sie werden etwas Gemeinsames, ein Gemeinschaden für die Menschheit: Adams Sünde! Wird so das Böse zu einer verderbenschwangeren Macht, so wäre Gott ja ungerecht, wenn er den in Gott gethanen Thaten verwehrte, ein gemeinsames Gut zu werden. Sie werden dazu, indem sie als Thaten des Gebets den Segen Gottes über die Nichtbittenden bringt. Steht aber die stellvertretende Kraft von unserem und des Menschensohnes bittendem Eintreten fest, so muß auch die seines sühnenden Eintretens anerkannt werden. Kann Christus bittend für die Menschen eintreten, so kann er es auch mit der That seines heiligen Leidens thun. Nur muß der Sünder sich dieses mit Wissen und Wollen zu eigen machen.

Gesetzt, es gelänge einem Seelsorger, ein verhärtetes Sünderherz durch Gottes Wort zu erweichen, der Mensch möchte nun beten, weiß aber nicht wie, der Beichtvater betet mit ihm in seinem Namen, laut, bekennt die Sünde des Sünders, ruft Gottes Erbarmen an und der Sünder sagt dazu von Herzensgrund Amen — wird dann nicht das Gebet vor Gott gelten, als ob der Sünder selbst es gebetet hätte? Er hat es sich zu eigen gemacht: er hat es nicht selbst erfunden, aber er hat es doch gebetet!

So hat Christus, der Einzige, eine ewige Erlösung erfunden durch seine einzige That der freien Selbstaufopferung! Hallelujah!

Jesus, der von Sünde nicht wußte, hat die Mühsal des Lebens und den Tod, unter welchen Gottes richterliche Gerechtigkeit die Sünder gestellt hat, miterlebt und hat sie verstanden als Gottes gerechtes Gericht über seine Brüder und durch stilles Tragen des Gerichts die Gerechtigkeit des Gerichts thatsächlich anerkannt. Der Gläubige aber stellt sich im Geiste zu dieser Sühnungsthat Jesu ähnlich, wie jener Sünder, für den sein Beichtvater das Gebet erfunden und vorgesprochen hat. Er erkennt und bekennt: Was dieser Heilige gethan und erlitten, und wie er es gethan und erlitten, das hätte ich so thun und leiden sollen, aber ich konnte nicht und wollte nicht, damit bricht er über sich und sein Thun den Stab, stößt im Selbstgericht seine Sünde von sich ab und nimmt sie zurück, freut sich aber hoch, daß durch den Heiligen die Heiligung des von ihm entweihten heiligen Namens Gottes zustande gekommen ist. Diese Herzensstellung ist von nun an das Element, in welchem seine Seele lebt und webt, wie Paulus sagt, Gott spreche den gerecht, der aus dem Glauben an Jesum sei. Da kann und muß in Erfüllung gehen, daß Gott den nicht mehr richtet, der sich selbst richtet. (1 Kor. 11, 31.)

Eine letzte Frage, die wir oben vorangestellt haben, bleibt noch übrig: Ist die Rechtfertigung des Sünders vor Gott der einzige Zweck der Versöhnung und des Kommens Christi, oder handelt es sich dabei um mehr als das? Wir haben den Raum, den wir füllen wollten, weit überschritten und können nicht gut auf eine ausführliche Antwort darauf eingehen, zumal da diese Antwort in den Pfingstkreis gehört. Nur kurze Andeutung kann hier gegeben werden. Daß der Sünder hingehen muß ohne Gottes Geist, geschieden aus der Gemeinschaft Gottes, das ist das Grundübel der Menschheit. Soll dem sündigen Geschlecht geholfen werden, so kann das nicht durch eine bloße Vergebung geschehen. Könnte der Geist aus Gott zur Erneuerung des Menschen dem Sünder nicht gegeben werden, so würde die Gerechtsprechung inhaltlos. Die Versöhnung war somit nur Mittel zum Zweck. Der letzte, eigentliche Endzweck der Erscheinung Christi, seines Thuns und Leidens ist die Wiederherstellung der durch die Sünde zerstörten Lebensgemeinschaft des Menschen mit Gott. Diese wird aber nur dadurch erreicht, daß Jesus uns den Geist des Lebens aus Gott wieder zufließen läßt, und dieser Geist bleibend in uns Wohnung nimmt und neue heilige Lebenstriebe erweckt zu heiligem Wandel in der Furcht und Liebe Gottes (Röm. 8). Diese Geistesmitteilung hängt aber wesentlich an der Auferstehung und Verklärung (Himmelfahrt) Christi. Ohne Auferstehung ist der Karfreitag vergeblich für uns (1 Kor. 15, 17 f.). Aber ohne Himmelfahrt und Verklärung Christi gäbe es auch kein Pfingstfest für die Menschheit (Joh. 16, 7). Um Spender des Geistes werden zu können, mußte Jesus selbst zuerst verklärt werden (Joh. 7, 38 u. 39). Und hier eröffnet sich der Blick in die Hoheit und Würde der Person Jesu! Wer ist der, welcher der Menschheit den Lebensgeist aus Gott wiedergeben kann? Kann ein bloßer Mensch das thun? Nur geistige Impotenz, welche in die Tiefen dieser göttlichen Wahrheiten und ihren notwendigen inneren Zusammenhang nicht einzudringen vermag oder zu träg dazu ist, kann bei der Behauptung stehen bleiben, daß Christus auch als bloßer Mensch das leisten könnte für die Menschheit, was er thatsächlich nach Schrift und Erfahrung für uns geleistet hat. — Schließlich sei bemerkt, daß wir in Vorstehendem im wesentlichen uns an die Geßsche Darlegung der Versöhnung Christi gehalten haben, wie dieselbe in seinem Buch: „Dogma von Christi Person und Werk" dargelegt ist. Dort ist alles deutlicher und ausführlicher begründet, als es hier in einem so kurzen Artikel geschehen kann.

Siehe, das ist mein Knecht, ich erhalte ihn, und mein Auserwählter, an welchem meine Seele Wohlgefallen hat. Ich habe ihm meine Gunst gegeben und er wird das Recht unter die Heiden bringen.

Jes. 42, 1.

Mir hast du Arbeit gemacht in deinen Sünden und hast mir Mühe gemacht in deinen Missethaten. Ich, ich tilge deine Übertretungen um meinetwillen und gedenke deiner Sünden nicht. Jes. 43, 24 f.

Die Voraussetzung der Theologie und ihre Wissenschaftlichkeit.

Rektoratsrede von Professor D. J. J. P. Valeton in Utrecht. Deutsch bearbeitet von A. Schowalter in Kaiserslautern.

(Mit ausdrücklicher Erlaubnis der Verlagshandlung abgedruckt aus: „Halte, was du hast,“ No. 9 [Juni=Nummer] 1899.)

„Jede wichtige Frage von einigermaßen allgemeiner Bedeutung hat einen theologischen Hintergrund“: Dieser Satz mag paradox klingen in einer Zeit, in der noch immer viele die frühere regina scientiarum als ancilla behandeln zu dürfen meinen, und ich weiß nicht, wann und von wem er zuerst aufgestellt wurde, will's auch hier nicht untersuchen. Aber die Richtigkeit der Behauptung, daß man bei genauerem Zusehen in jeder wichtigen Frage von allgemeiner Bedeutung Theologie entdeckt, halte ich vollständig aufrecht.

Ich möchte hier keine Debatte eröffnen über die viel umstrittene Bedeutung des Wortes „Theologie“, nur soviel muß ich vorausschicken, daß ich die Auffassung nicht teile, wonach es nur den Sinn von „Religionswissenschaft“ hat. Dann wäre mir mein „Gottesdienst“, d. h. meine Religion, nur wissenschaftliches Erkenntnisobjekt meiner Theologie, während mich auch als Theologen und gerade als solchen meine Religion leitet, bestimmt und durchdringt. Persönlicher „Gottesdienst“ und Theologie stehen in engster Verbindung miteinander, und so wenig man beide identifizieren darf, so verkehrt ist es, sie in Forschung und Objekt der Forschung zu trennen. Viel eher kann man beide als Ergänzungen zu einander betrachten oder als Parallelen, die ein Stück Wegs neben einander herlaufen, Beziehung haben auf dasselbe Objekt und sich dadurch unterscheiden, daß dasselbe, was in der Religion als Stimmung, Gemütserregung und Lebenserfahrung empfunden wird, in der Religionswissenschaft Gegenstand der Untersuchung, des verstandesmäßigen Nachdenkens und soviel als möglich auch der begrifflichen Erklärung ist. Es ist dasselbe Verhältnis wie auf dem Gebiete der Natur zwischen Naturwissenschaft und einfacher Naturbetrachtung, dem Naturgenuß. Die Grundlage ist für diese beiden Bethätigungen des Geisteslebens dieselbe, nur die Art, wie das Objekt in Beziehung zu unserm Geiste tritt und von ihm erlebt wird, ist verschieden.

Mit dieser Grundlage und damit der Voraussetzung der Theologie soll sich an dem heutigen dies natalis unserer Universität meine Rektoratsrede des näheren beschäftigen.

Die Theologie gehört zu den Wissenschaften, die sich mit dem Studium des menschlichen Geisteslebens in seiner ganzen Vielseitigkeit und seinen reichen Beziehungen, in seinem Ursprung und seinen Bethätigungen, in seinem Wesen und in seinen Wirkungen, in seinen Grundlagen und seinen Erscheinungsformen berufsmäßig beschäftigen. Man spricht von litterarischer (= Exegese und Einleitungswissenschaften), historischer, dogmatischer und — der Ausdruck scheint mir

nichts weniger als glücklich gewählt — praktischer Theologie. Man denkt dabei zunächst an eine Summe von Einzeluntersuchungen auf litterarischem, geschichtlichem oder dogmatischem Gebiet; aber doch nicht daran allein. Sollen diese Untersuchungen wirklich die Bezeichnung „theologisch" verdienen, dann müssen sie auch ein theologisches Gepräge zeigen, mit anderen Worten: sie müssen zu dem Gegenstand des theologischen Denkens und Forschens in Beziehung stehen. Und dieser Gegenstand ist Gott.

Es ist nur ein anderer Ausdruck, wenn ich sage: Die Voraussetzung aller Theologie ist Gott. Mit dieser Voraussetzung steht und fällt alles theologische Denken und alle theologische Arbeit. Was mit ihr nicht in direkter Verbindung steht, ist nicht Theologie. Das kann gar nicht stark genug empfunden und deutlich und kräftig genug ausgesprochen werden. Man hat den wissenschaftlichen Charakter der Theologie retten wollen durch einen Sprung von Gott auf die Erscheinungen der Gottesverehrung, von dem außer dem Menschen Seienden auf die von ihm in den Menschen hervorgebrachten Wirkungen. Dadurch vermeidet man allerdings „unwissenschaftliche" Aussagen über Gott selbst, aber was wir durch diesen Rückzug gewinnen könnten, wäre teuer erkauft. Und wir glichen etwa einem Astronomen, dessen wissenschaftliches System sich ausschließlich aufbaut auf seinen Beobachtungen über den Einfluß der Himmelskörper z. B. auf Tier- und Pflanzenwelt, der aber vergißt, versäumt, nicht für nötig hält, vielleicht auch nicht imstande ist, das Teleskop genau zu richten und Sonne, Mond und Sterne selbst ins Auge zu fassen. Darum: wer „Theologie" sagt, muß auch „Gott" sagen. Es besteht vielfach eine große Scheu davor, diesen Namen in den Mund zu nehmen, und es ist, als ob er in wissenschaftlichen Kreisen oder noch besser: im Kreise der Wissenschaft kein Heimatrecht habe. Aber dann auch weg mit aller Theologie; dann auch weg mit der Selbsttäuschung, als könnte doch noch — ich möchte fast sagen: auf Umwegen, durch ein Hinterthürchen der Theologie der Eintritt ermöglicht und das theologische Studium als wissenschaftliches Fach gerettet werden! Es giebt nur eins von beiden: entweder ist Theologie möglich, dann muß auch ihr Gegenstand anerkannt, ihre Voraussetzung angenommen, ihr Prinzip verteidigt, ihre Methode durchgeführt werden; oder man bricht mit dem allem und giebt es auf, aber dann nur auch offen ausgesprochen und die Praxis danach eingerichtet, daß, wo es sich um die Wissenschaft handelt, keine Rede mehr sein kann von der Theologie! Wir können dann getrost ihre Erbschaft verteilen oder ihren Besitz an den Meistbietenden versteigern, denn sie ist tot. Was bisher den Gegenstand theologischer Forschung bildete, muß dann einen Unterschlupf suchen in den verschiedenen Gebieten litterarischer, historischer und philosophischer Untersuchungen, da es doch nicht mehr durch das Band einer ja nicht mehr existierenden Theologie zusammengehalten wird und seine Selbständigkeit eingebüßt hat.

Ich sage: Theologie setzt Gott voraus. Der Name „Gott" ist aber für viele nichts anderes als ein Wortklang, ein leerer Schall. Denen gegenüber kann ich Gottes Existenz nicht beweisen, und ich denke auch keinen Augenblick daran, es hier oder sonstwo zu versuchen. Was Kant hinsichtlich der Gottesbeweise festgelegt hat, läßt sich nicht ungeschehen machen. Beweise also im Vollsinn des Wortes, Beweise von durchschlagender überzeugender Kraft, die einen Menschen zum Glauben an Gottes Dasein zwingen könnten, giebt es nicht. Aber ebenso wenig lassen sich die Grundbegriffe und notwendigen Grundvoraussetzungen auf dem übrigen Gebiete der Wissenschaft beweisen. Gott setzt sich selbst. Er ist. Er steht über jedem Beweis. Wir glauben an Gott aus inneren Gründen, aus innerster Überzeugung, und der Glaube ist seiner selbst gewiß.

Die Theologie setzt diesen Glauben voraus, muß ihn voraussetzen, wenn sie sich nicht selbst aufgeben will, und kann ihn voraussetzen, ohne ihren wissenschaftlichen Charakter einzubüßen.

„Glaube" ist eines der Worte, die schillernd in allen möglichen Bedeutungen, in eine ganze Wissenschaft vielfach verwoben sind und zu allerhand Mißverständnissen dadurch Anlaß geben, daß man die Bedeutung, die sie auf dem einen Gebiete haben, unwillkürlich und unbewußt überträgt auf ein anderes. Es giebt eine fides, quae creditur, und eine fides, qua creditur. Unentbehrlich als Grundlage für eine Theologie ist die letztere. Es giebt ein „Glauben", das gleichbedeutend ist mit „Unsicherheit", das aufhört, wo das „Wissen" anfängt. Es giebt aber auch ein „Glauben", das in demselben Sinne wie z. B. die Worte „sehen, hören, fühlen" nur Mittel und Weg anzeigt, wie ein „Wissen" zustande kommt. So hier.

Ist nun ein „Wissen", das durch ein „Glauben" zustande kommt, ein unwissenschaftliches? Wenn „Glauben" Unfreiheit bedeutet, dann allerdings. Und in der That folgert man häufig so: wer glaubt, hat sich gebunden an etwas, was einmal von ihm selbst oder von anderen für ihn festgestellt worden ist, und wovon er nicht abweichen kann oder will. Dadurch ist wirkliche Forschungsfreiheit für ihn, wenigstens auf diesem Punkte, unmöglich. Ich gebe zu — wenn auch nicht ohne Einschränkung —, daß bei der fides quae creditur nur allzu oft zu einer solchen Beschuldigung Anlaß gegeben ist und wird, obschon es wahrlich nicht die Theologie allein ist, die sich gelegentlich eine unwissenschaftliche Gebundenheit zu Schulden kommen läßt. Aber andererseits: ist es nicht Recht und Pflicht — auch für den, welcher all diesen Fragen als Nicht-Glaubender gegenübersteht —, anzuerkennen, daß in dem von mir gemeinten Sinne bei dem Worte „glauben" nicht gedacht ist an die Zustimmung zu einer Summe bestimmter Vorstellungen, Lehren u. s. w., sondern an eine Beziehung zwischen dem Menschengeist und den unsichtbaren Dingen, oder, wenn man so sagen will, an den Einfluß, der von diesen Dingen auf den Menschen ausgeht? Würde dieser Einfluß notwendig unfrei machen, so müßte auch der Sehende unfrei

sein, weil er sich gebunden erachtet, nein: gebunden ist, und zwar auch bei seinen wissenschaftlichen Untersuchungen (ja da zumeist!), durch das, was er gesehen hat und sieht. Und in gleicher Verdammnis wäre der Hörende, weil in seinem Ohre die Klänge haften, die er — vielleicht schon vor langer Zeit — gehört hat, die aber doch noch sein ganzes Urteil z. B. über Klangschönheit und sein Streben danach beeinflussen. Man trifft es oft im Leben, daß Menschen, die in jeder anderen Hinsicht zu den Höchstgebildeten gerechnet werden können, die aber blind und taub sind gegen die unzählig vielen Farben- und Klangnuancen, trotzdem diese selbst von sonst weniger Gebildeten klar und deutlich wahrgenommen werden. Verdient es nun gerügt zu werden, wenn die letzteren mit ihren Wahrnehmungen rechnen, trotzdem die Allgemeinheit derselben nicht feststeht, und trotzdem sie selbst sich über die Feinheiten dessen, was sie gehört oder gesehen haben, nicht oder nur sehr unvollkommen aussprechen können? Kann denn Farbenblindheit jemals normativ sein? oder sollen das abgestumpfte Gehör und das geschwächte Gesicht als Maßstab dienen für die, welche mit einem besseren Ohr oder Auge ausgerüstet sind? Wenn nicht, dann erklären wir und halten diese Erklärung allem Unglauben und Widerspruch zum Trotz aufrecht, daß unser innerstes Wesen erfüllt ist von Wahrnehmungen, Empfindungen, Eindrücken ꝛc., die, nicht hervorgerufen durch Dinge, wie sie sich auf unserer Netzhaut abspiegeln oder unsere Gehörnerven in Schwingung versetzen oder auf unseren Tastsinn wirken, sich uns dennoch mit nicht geringerer, nein — was sage ich! — mit größerer Gewißheit als Wahrheit aufdrängen. Und all diese seelischen Empfindungen und erkenntnisvermittelnden Vorgänge fassen wir zusammen in dem Worte „Glauben“.

Dieses „Glauben“ ist also nicht identisch mit dem „Annehmen“, „möglich oder wahrscheinlich Erachten“ dessen, was man nicht weiß, also mit halber, viertelser und darum mangelnder Sicherheit, sondern es ist gleichbedeutend mit einer inneren Erfahrung, welche die absoluteste Sicherheit giebt. Muß ich nun, ehe ich darauf aufbauen kann, erst warten, bis der für diese Seite des geistigen Lebens indisponible Nicht-Glaubende und also Unsachverständige sich von der Wirklichkeit dieser Erfahrungen überzeugt hat? Nein, wir setzen ihrer Wissenschaft stolz und zuversichtlich gegenüber unsere „gläubige“ Wissenschaft. Damit will ich sagen: Wenn man kein Bedenken hat, von einem „Wissen“ zu sprechen auf Grund dessen, was man gesehen, gehört, gefühlt oder auch nachgedacht hat, dann möge man auch denen, die sich mit den feinsten und stärksten Fäden ihres Seins an eine unsichtbare Welt gebunden fühlen, das Recht des πίστει νοοῦμεν, des „Wissens durch den Glauben“ zuerkennen.

Eine auf dieser Seelenstimmung aufbauende Wissenschaft steht notwendig in Fühlung und Berührung mit Gott; denn unter diesem Namen können wir zusammenfassen, was ich eben „die unsichtbare Welt“ nannte. Theologie setzt also voraus: Glauben an Gott.

Aber damit ist diese Voraussetzung noch lange nicht vollständig und klar genug bestimmt. Denn was heißt „Gott?" Wer und was ist das? Im Alten Testament ist der gebräuchlichste Namen für diesen Begriff das Wort „Elohim". Abgesehen von der Frage, ob wir darin eine Pluralform zu sehen haben, und wie sie in diesem Falle zu erklären wäre, ist klar, daß diese Bezeichnung mehr ein nomen apellativum als ein nomen proprium enthält und also dabei weniger an ein bestimmtes Individuum als an die Gattung gedacht ist. Ha-elohim entspricht nicht genau dem, was wir mit dem Wort „Gott" auszudrücken pflegen, sondern vielmehr unserem „Göttlichen", der „Gottheit" in der allgemeinen Bedeutung des Übernatürlichen, der geistlichen Welt. Über Gottes Person und Wesen ist damit noch nichts gesagt. Und es lassen sich darüber auch kaum erschöpfende Aussagen machen, die auf allgemeine Zustimmung rechnen könnten. Es hat einmal jemand gesagt, der eine sei in den Augen des anderen immer Atheist. Und daran ist leider nur allzuviel Wahres. Es ist auch heute noch wie in den Tagen der ersten Christenheit, da die Jünger Christi als ἄθεοι verfolgt wurden von den Römern. Wo man seinen eigenen Gottesbegriff nicht wiederfindet, da fällt es einem schwer, eines andern Gottesglauben als solchen anzuerkennen. Die Regel ist, daß man nach dem Satze handelt: „Wer die Dinge nicht sieht wie ich, sieht sie nicht." Für die Theologie erwächst daraus eine große, von wissenschaftlichem Standpunkt aus fast unüberwindliche Schwierigkeit. Unser Gottesbegriff, wenn er Farbe und Leben haben soll, hängt ab von unserer Gotteskenntnis, und unsere Gotteskenntnis steht in engster Beziehung zu unserem Gottes„dienst", d. i. zu unserem religiösen Leben. Wohl bleibt auch der Gottesbegriff seinerseits nicht ohne Einfluß auf das religiöse Leben, sowohl was die darin zu tage tretenden Anschauungen als auch die dazu gehörende Gottesverehrung betrifft. Aber im allgemeinen kann man doch sagen: Unsere Theologie wird beherrscht von unserer Religion. Es giebt verschiedene Religionen, darum auch verschiedene Theologien. Eine jede Theologie aber geht aus von der Frage: Was kennst du von Gott?

Das Alte Testament giebt darauf zunächst die Antwort: Israels Gott heißt „Jahwe". Für das religiöse Bewußtsein von Israel bedeutet dieser Name — abgesehen von dem historischen Ursprung des „Er wird sein" — nach dem hebräischen Sprachgebrauch und nach dem Zusammenhang in den Stellen, wo eine Erklärung gegeben wird, soviel als: „Er wird es sein" d. h. er wird das, was er sein wird, was sich von ihm herausstellen wird, was ihr von ihm kennen lernen werdet, für euch sein. Ich kenne keinen Gottesnamen, der in einfacherer Form einen tieferen Gedanken enthielte; auch keinen, in dem mehr als in diesem gerade dasjenige ausgedrückt ist, was ich als das Eigentümliche und Wertvolle an unserer Gotteserkenntnis hervorheben möchte. Für Israel ist es nicht genug, daß „Elohim" ist; eine solche formelle Gotteserkenntnis ist ihm zu allgemein, zu wenig greifbar und real. Es will wissen, welches sein Elohim ist — denn jedes Volk hat seinen eigenen —,

und wie sein Name ist. Einerseits liegt nun in dem Namen „Jahwe" die Abweisung dieser Frage. Es genügt, zu erfahren, was Gott für Israel ist. Andererseits aber will Israel doch einen Namen für seinen Gott haben; gut, dann sei es ein solcher, in dem ohne nähere Bestimmung die Beziehung Gottes zu Israel ausgedrückt wird.

Jede Religion wird am besten erkannt aus dem Namen ihrer Gottheit; auch bei der israelitischen Religion ist das der Fall. Hier steht im Vordergrunde nicht, wer Gott an und für sich ist, sondern, was er für sein Volk ist. Der Charakter dieser Religion ist wie im Grund genommen bei jedem Gottes„dienst", der diesen Namen verdient, nicht metaphysisch-dogmatisch sondern empirisch-ethisch. In dem israelitischen Gottesnamen fand alle diese ethische Gotteserkenntnis Raum, denn mit der allseitigen Entfaltung des religiösen Lebens und der reicheren Erschließung der Gotteskenntnis wurde auch dieser Name umfassender und reicher und konzentrierte in sich auf jeder Entwickelungsstufe die religiöse Erkenntnis seiner Zeit. Eigentlich ist ja dieser Name rein formeller Art; aber wenn nun Gott zeigt, wer er ist, wenn im Lauf der Zeiten und im Gang der geschichtlichen Entwickelung immer mehr von Gott gemerkt wird und also für den, der einmal ein Auge dafür bekommen hat, die Offenbarung des großen Unbekannten stets vollkommener wird, dann ist gerade dadurch die Möglichkeit gegeben, in dem alten Gottesnamen die neue Gotteskenntnis unterzubringen. Der Name bekommt einen reicheren Inhalt, und die Wirklichkeit der Gotteserfahrung enthüllt erst nach und nach den religiösen Gehalt des „Er wird es sein". Das „Er wird sein, der er sein wird" erhält seine Vollendung in dem „Unser Vater in dem Himmel", und von nun an wird der alte Gottesname — welch merkwürdiges Zusammentreffen! — von seltenen Ausnahmen abgesehen, nicht mehr gebraucht.

Wenn ich oben sagte: „Theologie setzt Glauben an Gott voraus", so ergänze ich jetzt diesen Satz durch den Hinweis auf Israels Gott, d. h. der Gott, den die Theologie voraussetzt, ist nicht ein durch dogmatische Aussagen eng begrenzter Gott, auf den diese oder jene wissenschaftliche Definition genau zutrifft, sondern der Gott, der Grund, Bürge, Inhalt und Ziel aller religiösen Regungen ist, der größer ist als jeder Begriff und jede Formel, dessen Wesen jede Zeit bestimmt nach den ihr klar hervortretenden Eigenschaften, und von dem es nur eine allumfassende Bestimmung giebt, nämlich die: „Er wird es sein" — nämlich Gott.

Eine zweite, für jede Theologie wichtige Thatsache, die sich beim Studium des Alten Testamentes ergiebt, ist die, daß das hebräische Wort, das in der deutschen Bibel mit „erkennen" übersetzt ist, nicht in erster Stelle ein verstandesmäßiges Wissen bezeichnet, sondern soviel bedeutet als „in Beziehung stehen, Umgang haben, sich einlassen mit jemand, sich bemühen um jemand". Es wird sogar synonym mit „sorgen, Liebe hegen für jemand" gebraucht. „Gott kennen" heißt also: soviel von ihm wissen, als wir nach eigener Erfahrung von der Lebens-

beziehung zwischen ihm und uns, von dem Einfluß der unsichtbaren Welt auf uns, sagen können. Alt-Israel wendet gegen die anderen Elohim nicht zunächst das ein, daß sie nicht bestehen — andere Völker mögen ihnen immerhin dienen —, sondern das, daß weder Israel noch seine Väter je etwas von ihnen gekannt und gemerkt hat. Eine Gotteskenntnis im alttestamentlichen Sinn kann darum nur aus Offenbarung stammen: Gott muß Eindruck machen auf unseren Geist, Einfluß ausüben, etwas von sich merken lassen, das Unsichtbare muß fühlbar eingreifen in die Welt unseres Geistes, ehe wir von Gotteskenntnis reden können. Darum setzt die Theologie mit Gott zugleich Offenbarung voraus.

Dieser Offenbarung verschließt sich der Mensch durch alles, was dem Zustandekommen oder dem Erhaltenbleiben der Beziehungen und Gemeinschaft zwischen Gott und Mensch im Wege steht. Die Macht der Sinnlichkeit, die Abhängigkeit von den Dingen des irdischen Lebens und der Zeit, die Selbstsucht, die ihn bloß auf sich schauen läßt, mit einem biblischen Worte: Die Sünde macht ihn unfaßbar für geistliche Einflüsse, unempfindlich und unempfänglich für die Eindrücke des Göttlichen. Will er den geistlichen Einflüssen freien Zugang bei sich schaffen, so ist ihm vonnöten das, was Maeterlinck „le silence actif“ nennt, und das „Kämmerlein“, in das ihn die Bergpredigt weist. Theologie setzt Gebet voraus. Daraus erwächst die Stimmung, in der wir Gottes Einsprache vernehmen und von ihm uns leiten lassen. Es giebt verschiedene Stufen der Gotteserkenntnis. Der Grund dazu liegt großenteils in der größeren oder geringeren Zugänglichkeit des menschlichen Geistes oder, wenn ich so sagen darf, in der größeren oder geringeren Klarheit des Spiegels, der die in seinen Bereich tretenden Erscheinungen des Göttlichen reflektiert. Allerdings kann der Grund auch liegen in der größeren oder geringeren Entfernung des Dinges, das sich abspiegelt. Auf jeden Fall aber bestimmt die stärkere oder schwächere Empfindung des Göttlichen unsere Gotteskenntnis.

Diese persönliche Gotteskenntnis, unsere theologische Voraussetzung also, bleibt nicht ohne Einfluß auf die Behandlung der Religionsgeschichte und das Urteil über das, was religiöse Wahrheit ist. Denn wenn die Religionsgeschichte in Wahrheit ein theologisches Fach sein soll, so darf sie sich nicht begnügen mit der Sammlung und Sichtung des historischen Materials, sondern es muß ihr auch zu thun sein um Wertung, d. h. soviel als möglich um Bestimmung des Quantums von Gotteskenntnis, des „Offenbarungsgehaltes“, das in einer jeden Religion zum Ausdruck kommt. Der Theolog geht dabei aus von seiner Gotteskenntnis, in casu von seiner eigenen Religion, die ihm Maßstab und Wertmesser für seine Beurteilung ist. In dieser Hinsicht kann die Theologie nicht neutral sein, wenn sie sich auch noch so sehr der größten Unparteiigkeit und Objektivität im Mitteilen von Thaten und Sachen befleißigt. Sie unter der Drohung, ihr sonst den wissenschaftlichen Charakter abzustreiten, zwingen zu wollen, nichts anderes zu sein als

Theologie schlechthin, also nicht christliche oder israelitische oder mohammedanische oder buddhistische 2c., sondern allein wissenschaftliche Theologie: das heißt, sie unmöglich machen, ihr Wesen verkennen, sie ihrer Eigenart berauben. Hier vor allem ist das δός μοί που στῶ eine unabweisbare Forderung.

Allerdings haben wir dann keine „voraussetzungslose" Wissenschaft. Aber wo ist es denn anders? Geht nicht auch die Naturwissenschaft aus von — ich will nicht sagen: von einem bestimmten Standpunkt, der dann auch wieder die Resultate zu einem guten Teile beeinflußt, aber doch von — einer bestimmten Naturbetrachtung oder noch besser: von einer bestimmten Stellung zu dem Gegenstand ihres Studiums, die sie nicht ohne weiteres mit einer anderen vertauschen kann. Man wird doch nicht im Ernst behaupten wollen, daß die Wissenschaft einfach „Wissenschaft" ist, und daß bei „objektiver Untersuchung" die Resultate immer die gleichen sein werden, gleichviel ob man auf kopernikanischem oder vorkopernikanischem Standpunkt steht. Aber warum will man das nicht zugeben, wenn es sich um die Theologie handelt? Ist das, was das Christentum an Gotteskenntnis giebt, für den, der sich einmal darin eingelebt, der dessen herrlichste Früchte gekostet und sein Leben dadurch erneuert und verändert gefühlt hat, weniger gewiß als für den Naturforscher der Jetztzeit die nachkopernikanische Naturbetrachtung? Ich gebe die Versicherung, daß dem nicht so ist. Aber ist es dann nicht zu merkwürdig und mehr als ungerecht, wenn ein Theolog sich immer wieder sagen lassen soll, er dürfe für seine theologische Forschung nur dann den Namen „Wissenschaft" in Anspruch nehmen, wenn er etwas geben könne, das ohne Rücksicht auf das religiöse Bekenntnis als wahr anerkannt werden müsse?

Theologie ist für mich christliche Theologie. Für einen anderen ist sie je nach der Religion, der er zugehört, israelitische oder mohammedanische oder buddhistische. Welcher aber gebührt das Vorrecht? Ich gebe sofort zu, daß dieses Recht sich in abstracto nicht beweisen läßt, und daß es allein in der Überlegenheit der einen Religion über die andere enthalten ist. Aber ohne in die Untersuchung der Superiorität einzutreten: hat hier nicht auch die Geschichte ein Wort mitzureden? Ich stehe und lehre inmitten eines Volkes, das seine Existenz und seine Entwicklung dem Christentum verdankt, dessen Schichten christlicher Geist, wenn auch in sehr verschiedenem Maße, durchdringt und belebt, dem das Christentum auch heute noch, wenn auch in sehr unvollkommener Ausprägung, seinen Stempel aufdrückt. Ich denke nun nicht an die einzelnen Individuen und übersehe für einen Augenblick die Bedenken, ob wir alle, ob wir noch, ob wir bereits Christen sind, aber dann darf ich wohl auch ohne Anmaßung von unserm Volke — dasselbe als großes Ganzes betrachtet — behaupten, daß es ein christliches Volk ist und der christlichen Religion dient. Und ich sollte nicht das Recht haben, in theologicis, auch bei wissenschaftlicher Untersuchung, ohne weiteres ausgehen zu dürfen von der Gotteskenntnis, die mir

durch diese Religion in ihrer höchsten Offenbarung an die Hand gegeben wird?

Von diesem christlichen Standpunkt aus läßt sich die ganze Gotteserkenntnis, welche von der Theologie vorausgesetzt werden muß, zusammenfassen in den unübertrefflich einfachen und tiefgründigen Gedanken des vierten Evangelisten: „Und das Wort ward Fleisch und wohnete unter uns.“ In diesem Satze liegt die ganze Theologie. Ich kann nicht im Verlaufe einer Rede die Tiefe der Lebenserfahrung entwickeln, aus der ein solcher Ausspruch geboren ist, und die nötig ist zu seiner völligen geistigen Aneignung; ich weise auch nur kurz darauf hin, daß die Auswirkungen dieses Gedankens nicht nur die Theologie, sondern auch das ganze christlich-philosophische Denken, die Lebens- und Weltanschauung mehrerer Jahrhunderte beherrscht haben. Entstanden im Zusammenhang mit jüdischen Anschauungen und ausgestaltet unter dem Einfluß der hellenistischen Spekulation, giebt dieses Wort gegenüber der heidnischen Gnosis der christlichen Gotteskenntnis, d. h. der christlichen Idee selbst einen scharfen und kurzen Ausdruck, sozusagen die klassische Formel dafür. Vor allem liegt darin ausgedrückt, was man sich an Christus zu besitzen bewußt war, von dem der Evangelist freudig bekennt: „Wir sahen seine Herrlichkeit als des eingeborenen Sohnes vom Vater, voller Gnade und Wahrheit.“ Aber auch die Frage nach dem Verhältnis von Gott und Mensch, von Unendlichem und Endlichem, von Ewigkeit und Zeit, die Frage, ob das Ideal allein in einem zukünftigen Himmel zu suchen ist, oder ob es bereits in die gegenwärtige Erscheinung der Dinge hinreicht, ohne allerdings darin aufzugehen, die wichtige Frage nach dem Verhältnis von Idee und Geschichte: all das wird durch dieses religiöse Bekenntnis unter einen ganz bestimmten Gesichtspunkt gerückt. Gotteserkenntnis beeinflußt Welterkennen und Welturteil. Vielen unserer Zeitgenossen und darunter oft gerade solchen, die auf manchen Gebieten des Lebens den Ton angeben, klingt allerdings solch ein Wort wie ein Ruf aus einer fremden, versunkenen Welt, unbegreiflich und sinnlos für den Menschen des 19. Jahrhunderts. Würden sie doch statt achselzuckend daran vorübergehen als an veralteter Spekulation, lieber es zu verstehen suchen teils aus der Terminologie des Hellenisten- und Judentums, teils aus der christlichen Lebenserfahrung, die, ringend um den sprachlichen Ausdruck, sich nicht anders verständlich machen konnte als mit Hilfe von bloß teilweise passenden Kategorien! Den Christen, und also auch den christlichen Theologen, zwingt dieses Wort, eine entschiedene Stellung einzunehmen gegenüber den theosophistischen, neuplatonischen und modern-manichäischen Ideen, die in der Gegenwart neu aufleben und die Theologie nahe berühren. Denn darin wird eine klare Abweisung zuteil sowohl der Anschauung, die das Böse in der Materie als solcher sucht, als auch derjenigen, in welcher im Grunde genommen die Materie in nichts aufgelöst wird, und derjenigen, in welcher sie als das Höchste, um nicht zu sagen: als ein und alles betrachtet wird. Der Inhalt

dieses einen Wortes ist auch im 19. Jahrhundert noch nicht erschöpft. Und ebenso ist's mit theologischen Anschauungen, die zu Beginn unserer Zeitrechnung in den Kreisen des jungen Christentums lebendig waren, in mannigfacher Weise praktisch verwertet wurden und nach mehr als einer Seite hin sich wirksam bethätigten; sie reden auch jetzt noch ein Wort mit und beherrschen die Geister, mehr wohl, als sich in dem Geräusch des Lebens und unter der Detail-Forschung der mit besonderer Betonung „wissenschaftlich" genannten Laboratorien vielfach wahrnehmen läßt. Die in der christlichen Lehre vorliegende Zusammenfassung und Verarbeitung einer tief durchdachten Erfahrung ist der Ausgangspunkt einer völlig neuen Entwickelung geworden. Darum tritt der Theologe an seine Untersuchung nicht voraussetzungslos heran; aber Theologie bleibt deshalb doch Wissenschaft, und zwar eine Wissenschaft voll fruchtbarer geistiger Anregung und sittlicher Bildungselemente für den Kreis der übrigen Wissenschaften. Das Grundproblem der Theologie, die Frage nach Gott, kehrt auch in ihnen wieder in anderer Form und bestimmt ihren Ausgangspunkt oder ihre Tendenz und ihr Ziel.

(Schluß folgt.)

Die spanischen Missionen in Texas und die Ursachen ihres Niederganges.

Von P. H. Bode.

Wer die Gegend des südlichen Texas bereist, welche der romantische San Antonio-Fluß befruchtend durchfließt, findet an seinen schattenreichen Ufern, inmitten fruchtbarer Felder und Gärten, alt gewordene, halbzerfallene Gebäude, von mönchisch-mittelalterlichem Stile, die einen festungsartigen Klosterbau unschwer erraten lassen. Und auf die Frage nach diesen Gebäuden erhält der Reisende die Antwort: Das sind die spanischen Missionen von Texas. Hier haben unter diesem südlichen Himmelsstrich vor nahezu 200 Jahren, in der Errichtung ihrer Kapellen und Klöster, im Schweiße ihres Angesichts spanische Mönche Steine behauen und Balken gesägt. Hier haben sie in der Einsamkeit der bewaldeten Ufer eintönig ihr Breviarium gemurmelt, während die leicht hinfließenden Wasser des San Antonio die Romantik urwäldlicher Ufer umlullten und unbelauscht unter dichtbelaubten Bogengängen dahin plätscherten. Hier haben die Mönche die wilden Söhne der freien Natur europäische Gesittung lehren wollen und das freimachende Evangelium in dem düstern Gewande klosterhafter Enge den Indianern, diesen Naturkindern, gepredigt. Interessant ist die Geschichte dieser Missionen; lehrreich die Ursachen ihres Niederganges. Erstere zu geben und letztere zu erforschen, haben wir uns im folgenden unterwunden zu thun.

Der Charakter dieser spanischen Missionen war ein militärischer. Die spanische Staatsgewalt war auf Vermehrung ihres Ländergebietes bedacht, und die römische Kirchengewalt von dem stolzen Gedanken

beseelt, unter den zahllosen Völkern des länderreichen Amerikas ihre Alleinherrschaft zu begründen. Im festgeschlossenen Bunde miteinander wollten beide zugleich ihre Ziele erreichen. Waffenrock und Meßgewand, Schwert und Kruzifix, Pulverdampf und Weihrauch, gingen gepaaret miteinander. Wenn nun die Soldaten zogen, dann erhob sich auch der Rauch des Weihekessels; und wo immer diese ruhten, da ließ sich auch der Weihrauch nieder. Und so nur zogen sie. Die Soldaten waren Schutz und Trutz. Die Mönche Mittel und Zweck. Dies ist der eigenartige Charakter der spanisch-katholischen Missionen in Texas.

Wenngleich schon im Jahre 1689 der Gouverneur der Provinz Coahuila, Mexiko, Alonzo de Leon, auf einer Expedition, dem Laufe des San Antonio-Flusses folgend, 120 Meilen landeinwärts drang und an der Stelle, wo jetzt die Stadt San Antonio ihre Häusergevierte ausbreitet, bei seinem Weiterzug eine kleine Besatzung zurückließ, aus welcher später die Praesidio de Bexar entstanden, so sind doch die Anfänge der texanischen Missionen nicht an den Quellen des San Pedro und den mesquite-bewaldeten Ufern des San Antonio-Flusses, sondern an dem Rio Grande-Strom zu suchen. In seinem Gefolge hatte Alonzo de Leon einen Franziskaner-Pater, Namens Damian Manzanet, der ein Eiferer war für seinen Orden und seine Kirche. Auf ihrem Zuge waren sie durch das Land der Asinais gekommen, eines Ackerbau treibenden und Herden weidenden Indianerstammes, der schon 1686 dem Franzosen La Salle und seinen Leuten große Freundschaft erwiesen, und auch jetzt die Spanier freundlich begrüßte. Die stets wachsamen Augen der römisch-katholischen Missionare hatten hier bald ein geeignetes Gebiet für ihre Thätigkeit erkannt, da die Asinäsen von vorneherein eine Willigkeit zeigten, die Lehren des Christentums anzunehmen. Damian Manzanet glühte vor Begeisterung. Wieder heimgekehrt, wußte er in solch glänzenden Farben die Erfolge eines Missionsunternehmens unter diesem Volke zu schildern, daß er die begeisterte Mithilfe weltlicher und kirchlicher Autoritäten erhielt.—Spanien hatte zwei Klöster des Franziskaner-Ordens in Mexiko gegründet, zu Queretaro und Zacatecas. Aus ersterem erhält Manzanet seine Gehilfen, und am 27. März 1690 ziehen ihrer fünf aus von Monclava, Mexiko, denen nachgerühmt wird, daß sie von dem brennenden Eifer wären beseelt gewesen, der die Glieder in der Gründungsperiode des Ordens auszeichnete. Etwa Mitte Mai desselben Jahres erreichten sie das Land jener friedlichen Indianer, wurden mit Freuden aufgenommen und gründeten die Station San Franzisco de los Tejas. Im Jahre 1691 folgten acht weitere Patres nach. Und im Jahre 1700 that man Schritte, um hier am Rio Grande vier andere Stationen zu errichten. Die Gründungsjahre derselben sind: San Franzisco Solano 1703, San Ildefonso 1712, San Jose 1713, San Antonio 1718. Die erste Taufeintragung der Station Solano, unterzeichnet von dem damaligen Präfekten, liest sich also:

Am 6. Okt. 1703 taufte ich Maria vom Kreuz. Weil sie sehr krank war, habe ich ihr die Privattaufe gegeben. Taufzeuge war Rogue de

los Santos, Gouverneur. Ihre Eltern sind Heiden. Zum Zeugnis dafür setze ich meine Unterschrift an oben genanntem Tag und Jahr. Es sei bemerkt, daß sie erwachsen gewesen und weder Chrisam noch heiliges Öl empfangen hat. Fray Franzisco Esteves.

Die Erfolge dieses Missionsunternehmens blieben hinter den Erwartungen zurück. Man ist durch die vorgefundenen Notizen anzunehmen genötigt, daß die so glänzend ins Werk gesetzte Mission, trotz großer Anstrengungen, kaum ein kurzes Aufblühen erlebte, nur geringe Resultate erzielte und bleibende Erfolge gar nicht aufzuweisen hat. Die Taufregister weisen folgende Eintragungen auf: Für das Jahr 1704 sind 143 Taufen und für die vier folgenden Jahre 158 Taufen eingetragen, was, wenn man die römische Art und Weise Mission zu treiben, erwägt, beinahe einem gänzlichen Fehlschlag des Unternehmens gleich zu rechnen wäre. Es kann sich nur noch eine der fünf Stationen halten, San Franzisco Solana, und die hat für 1710 und 1711 je zwei Taufen, und für 1712 zehn, 1713 neun eingetragen. Nach 28 Jahren mußte das Unternehmen hier aufgegeben werden. Die noch vorhandenen Kräfte versetzte man 1718 nach San Antonio und fing an h i e r einen Zentralpunkt zu schaffen, ebenfalls unter einem freundlichen Indianerstamme, der schon den Alonzo de Leon, bei seinem Erscheinen unter ihnen Anno 1689, mit dem Rufe grüßte: „Texia! Texia!“ Freunde! Freunde! Und so finden wir die Missionen des Rio Grande, unter anderem Namen, an den Ufern des San Antonio-Flusses wieder, rastlos, angestrengt arbeitend, jene stolze Idee zu verwirklichen: die vielen Völker des weiten Texasgebietes dem päpstlichen Stuhle und der spanischen Krone zu unterwerfen.

Bei dem ersten Ansatz am Rio Grande zur Evangelisierung von Texas scheint die religiöse Begeisterung im Vordergrunde gestanden zu haben. Bei dem zweiten finden wir den militärischen Geist vorherrschend. Das hatte seine natürlichen Ursachen. Am Rio Grande war durch das willige Entgegenkommen eines friedlichen Volkes das herrschsüchtige Schwert der spanischen Krone nicht herausgefordert worden. Am San Antonio dagegen galt es zunächst dem Vordringen der Franzosen ein militärisches „Halt“ entgegenzusetzen, und die Raubgelüste der umliegenden, mehr kriegerischen Stämme durch Waffengewalt im Zaum zu halten. Im Jahre 1718 legte man, nahe an dem Ort, wo die Quellen des San Pedro munter aus den Felsenspalten sprudeln und der San Antonio noch murmelnd durch die Triften zieht, den Grund zur ersten Mission, San Antonio de Valero, unter den Indianerstämmen der Sanes und Payes und anderen. Um dieselbe Zeit wurde beschlossen, vier weitere (Stationen) Missionen wechselseitig an dem Ufer des Antonio nach Süden hin anzulegen, welcher Beschluß auch in den folgenden zwanzig Jahren zur Ausführung gelangte. Die Ruinen dieser Missionen sind es, die in unsern Tagen das Fragen der Fremden erregen, nämlich: S a n J o s e y San Miguel de Aguayo, etwa 5 Meilen von der ersten entfernt, errichtet Anno 1720 unter den Pampopas,

den Mesquite und anderen. San Juan Capistrano, etwa 2½ Meilen unterhalb von San Jose, unter den Pamaques, Quijanes und anderen. Purisima Concepcion de Acuna, zu welcher man den Grundstein am 5. März 1731 legte, unter den Sanipaos, Tocanes und anderen, etwa 3 Meilen von der ersten entfernt. San Franzisco de la Espada, etwa 9 Meilen von der ersten, unter den Pecos, Maraquitas und anderen.

Sehen wir uns einmal diese Stationen äußerlich näher an. Um einen geräumigen, im Quadrat abgemessenen freien Platz, die Plaza de Armas, reihen sich die Gebäulichkeiten: die Vorratshäuser, die Gefängnisse, die Wohnungen für Offiziere, Soldaten und Mönche. Die Kapellen mit ihren Klostergängen und Verschließen sind mit kleinen, hochangebrachten Fenstern versehen, haben Türme mit Glocken, dicke, massive Mauern, und dienen im Fall eines feindlichen Angriffes als letzte Zufluchtsstätte. Das Ganze umzieht ein Wall, der an den wichtigsten Punkten mit einer Bastei gekrönt ist, welche überstehend sich halbkreisförmig auf dem Wallgange erhebt und ringsum mit kleinen Öffnungen versehen ist für Kanonen und andere Waffen. Es sind mehr Soldatengarnisonen, festungsartige Gehöfte, als Missionsstationen, daher sie auch den Namen „Presidien" tragen.

Die Mönche, die durch Waffengewalt und dicke Mauern geschützt, das Werk der Bekehrung der umliegenden Heidenvölker übernommen, waren die Brüder des Franziskanerordens. Herangebildet zu dieser Arbeit wurden sie in dem Missionskloster zu Queretaro, Mexiko, und in dem anderen, von dem Pater Antonio Margil gegründeten zu Zacatecas, Mexiko, welches letztere den ganz besonderen Zweck hatte, Sendlinge auszurüsten zur Bekehrung der Indianer.

Es läßt sich die Geschichte der spanischen Missionen in Texas nach ihrem natürlichen Entwicklungsgange und endlichen Ablauf in drei Abschnitte zerlegen:

I. Die Gründungsperiode von 1718 bis etwa zum Jahre 1746.

Auch erkennt man in dieser wie in den anderen Perioden zwei (in sich) verschiedene Abschnitte: a) Die Zeit der französischen Invasion von 1719—1721. b) Die Zeit der äußeren Einrichtung zum bleibenden Wohnen im Lande.

a) Der erste Protest von seiten einer fremden Macht, der den Spaniern das Recht, hier sich anzusiedeln, wegstritt, sollte nicht von den Einwohnern des Landes kommen, sondern von einer europäischen Macht. Die Franzosen, in jenen Tagen seßhaft in der westlichen Grenzfestung des damaligen Louisiana, Natchitoches, beanspruchten Texas nach dem Rechte der Entdeckung, und versuchten, die Spanier, welche dieses Stück Erde nach dem Rechte der Eroberung in Anspruch nahmen, zu hindern, am San Antonio festen Fuß zu fassen. Es gelang ihnen von vornherein nicht. Und auch spätere vereinzelte Versuche, diesen hier quer durchs Land gezogenen Festungsgürtel der Missionen zu

durchbrechen, waren erfolglos. So fing man denn nun an, in dem stolzen Bewußtsein, den feindlichen Ansturm einer gefürchteten fremden Macht siegreich zurückgewiesen zu haben, sich zu stärken und es tritt ein

b) die Zeit der äußeren Einrichtung 2c. Dies ist eine rege Zeit, wo eine kräftige Begeisterung wirklich etwas Materielles zustande bringt. Soldaten, Mönche, Priester und zur Arbeit genötigte Wilde legen eifrig Hand an die Ausführung des gefaßten Planes. Die Flußwaldungen lichten sich und liefern das Bauholz. Die seit Jahrtausenden in massiver Ruhe gelegenen Steinschichten werden zerbrochen und ihre Quadern zu Kapellen und Bogengängen auferbaut. Künstler in Holz- und Steinarbeit schmücken Fassaden mit sinnvollen Verzierungen, und Maler bemalen die Wände der Heiligtümer mit Bildern, dem mit Absicht imponierenden Kultus entsprechend, aber in solch echten Farben, daß sie noch der Jetztzeit erhalten sind. Man fängt an die Haustiere einzuführen, die auf den heimatlichen Gehöften das Wohnen traut und freundlich gestalteten. Man läßt Sämereien kommen, legt Gärten und Wiesen an und bepflanzt sie mit den heimatlichen Saaten. Bewässerungskanäle zieht man durchs Land. Man legt unterirdisch gewölbt ausgemauerte Wasserleitungen an, welche die auf neun Meilen sich erstreckenden Missionen untereinander mit Wasser versehen, von solcher Solidität, daß sie zum Teil jetzt noch erhalten und im Gebrauche stehen, und in solchem Umfange, daß, wie gesagt wird, die Mönche auf leichtem Ruderschifflein bei Kerzenlicht innen hin- und herfuhren.

Zwar wurde auch in diesem Zeitraum, wo alle Kräfte zur wohnlichen Einrichtung im Lande angestrengt wurden, missioniert, aber nicht in größerem Maßstab. So hat z. B. die Missionsarbeit unter den Volksstämmen der Hierbipiamos in fünf Jahren von 1721—26 nur 34 Taufeintragungen zu verzeichnen. Als man sich nun aber einigermaßen eingerichtet hatte und nach menschlicher Weise nach außen hin Trotz bieten konnte, wurde der eigentlichen Missionsarbeit ein größeres Interesse zugewandt, das auf diesem Gebiete eine Blütezeit anbrechen ließ. Daher der

II. Abschnitt: Die Blüteperiode der Missionen von etwa 1746 bis 1762.

Es ist die Zeit, wo die Missionen in Texas in erfolgreicher Arbeit stehen und der Verwirklichung ihres stolzen Planes fast nahe rücken. Sie trennt sich ebenfalls in zwei Teile, a) in den der geistlichen Erfolge und b) in den, wo man reich wird an irdischen Gütern. Diese Abschnitte wie die Perioden überhaupt sind nicht streng abgegrenzt. Sie greifen ineinander und bedingen einander, die eine wurzelt in der andern, zieht Nahrung und Kräfte aus ihr und gewinnt allmählich ihre Gestaltung.

a) Die missionierende Thätigkeit der Presidien am Antonio erstreckte sich östlich und nordöstlich über das Gebiet der Flüsse: Guadalupe, Colorado, Brazos, Trinity und Neches, in deren mit Wasser

gesegneten Niederungen ungezählte Indianervölker ihre Wohnsitze aufgeschlagen hatten. Etliche der Indianerstämme, mehr denn 62, werden in dem Register von San Antonio aufgeführt. Die Indianer von Texas hatten keine Schulen oder feste Städte mit Tempeln, wie die von Mexiko, auch verfertigten sie keine Kleider und bebauten nicht regelrecht den Acker. Sie hatten abgegrenzte Wohnsitze, ein jeder Stamm mit seinem Häuptling, Sitten und Sprache. Das Thal des San Jacinto bewohnten die Cenis, deren Hauptdorf am Trinity-Fluß gelegen war. Die Franzosen, welche 1686 zu diesem Stamme kamen, schildern die Leute als gastfrei und gütig, mit großen, volkreichen Dörfern, deren Häuser aus dicht nebeneinander gepflanzten Bäumen bestehen, denen man die Äste und Kronen ineinandergewunden und mit Gras bedeckt hatte. Sie pflanzten Korn und erhandelten durch die Comanches Pferde, Gold- und Silberwaren von Mexiko. Die Ascenas wohnten zwischen dem Neches- und Sabine-Fluß, ebenso die Adaes und Aes, Teile der großen Caddo-Nation, in Gewohnheit und Sitten den Cenis gleich. Die Wacos hatten ihren Zentralsitz und ihr Hauptdorf in dem im Innern gelegenen Thal des Brazos-Flusses. Die Bedais wohnten am Trinity und die Anaquas in der Gegend, wo jetzt die Stadt Goliad steht. Die Comanches und Kiowas, mehr im mittleren Texas, etwa 100 Meilen von den Presidien entfernt, waren ein mordgieriger, diebischer, blutdürstiger Stamm, und zogen auf ihren schnellen Pferden von Ort zu Ort, je nach Neigung oder Interessen. Andere Stämme hatten bewegbare Dörfer oder führten ein richtiges Nomadenleben.

Dies war demnach das Material, welches geistlich verarbeitet und also zugestutzt werden sollte, daß es in den mächtigen Bau der römischen Kirche eingefügt werden könnte. Zu dem Zweck hatte man angefangen, und zwar schon bis etwa 1746 mit gutem Erfolg, ein Netz von Missionen über das ganze dichtbevölkerte Land zu spannen, dessen Fäden in den Presidien am San Antonio zusammengingen. Hier sammelten sich die Flüchtlinge, wenn entfernt gelegene Stationen unter räuberischen Einfällen zerstört wurden. Von hier aus wurden die Unternehmungen geleitet, die zwar auch wieder der Aufsicht von Mexiko und dem Mutterlande Spanien unterstanden. Der große, in seinem Eifer sich verzehrende Apostel-Missionar von Mexiko und Texas, Antonio Margil, hatte schon 1716 im Verein mit anderen Priestern sechs Stationen im nordöstlichen Teil von Texas gegründet. Und schon vor ihm hatte Terran mit neun Franziskaner-Brüdern nördlich bis an die Ufer des Red River Missionen gegründet. Die Missionare durchzogen das Land hin und her und tauften Tausende von Indianern.

Es war Brauch bei den Spaniern, bei der formalen Besitzergreifung eines Ortes, daß das Kreuz aufgepflanzt, Messe gelesen und Kommunion celebriert wurde. Dann wurden alle Einwohner, die sich zu der Zeremonie herbeiließen, getauft. Temporäre Hütten wurden errichtet, und wenn der Ort sich als gelegen erwies, in der Folgezeit in verteidigungsmäßigen Zustand verwandelt und Soldaten zur Deckung

beigegeben. Dann bebaute man das Land ringsum und legte sich auf Viehzucht. Der Bestand mancher Missionen war ja unsicher wegen der zum Wandern geneigten Bevölkerung. Man suchte aber diejenigen, die sich heranließen, an die Missionen zu binden. Unverheiratete beiderlei Geschlechts wohnten in getrennten Hütten abseits, die des Nachts verschlossen wurden. Man verlangte von ihnen ein gewisses Maß Arbeit und strikte Befolgung der religiösen Zeremonien. Jede Vernachlässigung wurde mit körperlicher Strafe geahndet. Wie sehr der Einfluß dieser weitverzweigten, nach wohlberechnetem System ausgeführten Missionsthätigkeit auf die indianische Bevölkerung einwirkte, erkennen wir daraus, daß etwa um 1746 die Bidays und andere Stämme, welche das Evangelium von Mönchen gehört, nach San Antonio sandten und um Missionare baten, und daraufhin unter ihnen auf Befehl des Vizekönigs von Mexiko mehrere Missionen gegründet wurden. — In dem jetzigen Menard County hatten Mönche von Santa Fe, N. M., 1734 zum geistlichen Wohle der Comanches erfolgreiche Missionen gegründet.

Diese kurze Skizze giebt in etwa einen Blick in die grundlegende Arbeit, welche der Blütezeit der Missionen voraufging und die Elemente kreierte, aus denen die Blütezeit hervorging. Der Anbruch der Periode ist gekennzeichnet durch das Auftreten hervorragender Charaktere auf dem Schauplatze der Texas-Missionen. Rühmend wird hier eines Maria Francis de las Dolores gedacht, dessen Feuereifer dem Werke eine um sich greifende Belebung einhauchte. Wie ein echter Missionar zieht er durch die Lande, durchwandert unwegsame Wüsten, setzt über reißende Ströme, trotzt den Winden und Wettern, den Sonnengluten und allen Gefahren, und tritt predigend auf unter wilden und unbekannten Völkern. Fray Pedro Ramirez, Präsident aller texanischen Missionen zeichnet sich durch Umsicht und Thatkraft aus. Seinen Bemühungen ist zum großen Teil der Ausbau und die schmuckvolle Vollendung der Missionen am San Antonio zuzuschreiben. Die beiden Patres Bartholomäus und Joseph Guadalupe Prado, leisten entsagungsvolle Arbeiten, so daß sie gegen das Ende der Blütezeit aufgezählt werden als würdige Veteranen dieses heiligen Krieges der Missionen. — Diese aggressive Art zu missionieren, wie auch hier und da zügellose Ausschreitungen der Soldaten, reizen die schlummernde Mordgier kriegerischer Stämme. So gingen am 11. Mai, an einem Himmelfahrtstage, sechs Mönche aus, in Begleitung eines Spaniers, ihre Brüder zu besuchen, als sie plötzlich von den Cocos angegriffen wurden. Der Spanier wird gleich niedergemacht, und als Vater Gonzabal den Indianern zuruft, ihnen zu bedeuten, wer sie seien, wird er von einem Pfeil ins Herz getroffen. Am 16. Mai 1757 wird Vater Silvan von Indianern ermordet. Auf der San Saba Mission unter den Comanches, wo ergiebige Silberminen in Betrieb sind, demoralisiert das Luderleben der Soldaten die Indianer. Am 16. März 1758 hatte hier Alonzo de Terreros eben die Frühmesse beendet und San-

tiestevan sein Priestergewand angezogen, als draußen vor den Thoren das Geheul eines wilden Indianerhaufens erscholl. Terreros wird erschossen und Santiestevan, der sich in einen Schuppen verkrochen hatte, wird aufgefunden und totgeschlagen. Danach ermorden die Indianer alle Soldaten und brennen die Mission nieder.

Schon im Anfang dieser Periode hatte das Evangelisationswerk eine solche Ausdehnung und guten Bestand, daß der Bischof von Guadalajara, dessen Diozöse das ganze Texas zuerteilt war, sich veranlaßt fühlte, dem Lande die kirchlichen Festtage durch ein Edikt anzusetzen: nämlich alle Sonntage des Jahres, Ostern und Ostermontag, Pfingstsonntag, Himmelfahrt, Corpus Christi, Beschneidungsfest, Epiphanien, Mariä Verkündigung, Mariä Reinigung, Mariä Himmelfahrt, das Fest der Geburt des Johannes, das Fest des Petrus, des Paulus und Jakobus, das Fest Allerheiligen, das der Unbefleckten Empfängnis, Weihnachten und das Fest des Stephanus. In 1759 besuchte Bischof Tejada die fünf Hauptstationen und im Jahre 1760 die übrigen Missionen, welche er alle zu Pferde durchritt. Auf dieser Visitationsreise holte er sich eine Erkältung, die seinem Leben am 20. Dezember ein Ende machte.

Derartige uns überlieferte Thatsachen lassen erkennen, daß die römische Kirche mit Erfolg gearbeitet hatte, wohl den größten Teil der Einwohner unter die Gewalt ihres Einflusses gebracht und auf texanischem Boden festen Fuß gefaßt hatte. Der amerikanische Geschichtsschreiber Bancroft giebt uns in seinem XV. Band, Seite 631 und 632, die Zahl der Taufeintragungen jener fünf Hauptstationen bis zum Jahre 1762: San Antonio de Valero 1972 Taufen, Purisima Concepcion de Acuna 792 Taufen, San Jose 1054 Taufen, San Juan Capistrano 847 Taufen, San Franzisco de la Espeda 815 Taufen.

b) Mit diesen geistlichen Erfolgen ging, sie fördernd, Hand in Hand die materielle Blüte und die Missionen wurden reich an irdischen Gütern. Nach Bancroft hatte die erste oben genannter Hauptstationen, Anno 1762 eine Einwohnerzahl von 275 Seelen, und einen materiellen Reichtum von 1200 Rindern, 300 Pferden, 1300 Schafen, und Gebäulichkeiten im Werte von $28,000. Die zweite zählte 207 Seelen, hatte 600 Rinder, 300 Pferde 2200 Schafe und ein Kircheneigentum nebst anderen Gebäulichkeiten von $35,000. Die dritte zählte 350 Indianer, 1500 Joch Ochsen und hatte ein Kircheneigentum von $40,000. Die vierte hatte eine Einwohnerzahl von 203 Seelen, 1000 Rinder, 500 Pferde, 3500 Schafe und ein Kircheneigentum von $4,500. Die fünfte zählte 207 Einwohner, 1200 Rinder, $4000 wert Schafe und ein Kircheneigentum von $4000.

Also war der an die Wasserbäche San Pedro und San Antonio gepflanzte Baum gewachsen. Er hatte gut Wurzel geschlagen und seine Äste kräftig weithin in die Lande ausgebreitet. Die Völker kamen, fanden Wohnung, Ruhe und Frieden in seinen Zweigen. Aber es war ein ausländisches Gewächs und in seinem Mark fraß die Fäulnis. Die Missionen trieben der

III. Periode, der der Auflösung, entgegen.

Wir bemerken hier zunächst a) Die auffällige Abnahme aller Kräfte; b) die Einziehung der geistlichen Besitzungen durch die mexikanische Regierung.

a) Aus irgend welchen Gründen zogen sich die Mönche des Klosters zu Queretaro von der Missionsarbeit in Texas zurück und überließen das Werk denen von Zacatecas. Die geistliche Tüchtigkeit dieser Mönche, wie auch ihre Befähigung, dem Werke allein vorzustehen, ist offenbar damals anerkannt gewesen. Das Zurücktreten der Sendlinge des erstgenannten Klosters mußte, der Zahl nach, dem Werke Kräfte entziehen. Aber auch die Qualität der Arbeiter überhaupt ist eine andere geworden. Die Veteranen, welche in der Kraft ihres Eifers Thaten gethan, waren heimgegangen und ihr beeinflussender Geist mit ihnen. Die Nachkommenden pflegten des Wohllebens und etliche eines frivolen Sinnes. Wie sehr die fünf Hauptstationen im Abnehmen begriffen sind, zeigt nach Bancroft folgende vergleichende Tabelle:

Im Jahre 1762 hat San Antonio 275 Einwohner; nach 23 Jahren 52 und wieder nach 8 Jahren 43.

Im Jahre 1762 hat Puriss. Concepcion 207 Einwohner; nach 23 Jahren 71 und wieder nach 8 Jahren 41.

Im Jahre 1762 hat San Jose 350 Einwohner; nach 23 Jahren 106 und wieder nach 8 Jahren 114.

Im Jahre 1762 hat S. J. Capistrano 203 Einwohner; nach 23 Jahren 58 und wieder nach 8 Jahren 34.

Im Jahre 1762 hat S. F. Espeda 207 Einwohner; nach 23 Jahren 57 und wieder nach 8 Jahren 46.

Die letzte Mission die gegründet wurde, war Refugio, 1790, an dem Ort, wo jetzt die Stadt gleichen Namens steht. Im Jahre 1794 hörten die Missionen ganz auf zu missionieren. Vom selben Jahre findet sich ein Dokument vor, in welchem der spanische Kommandeur von San Antonio folgende Angabe macht: Zwölf hier stationierte Priester, welche jeder $450 Gehalt jährlich beziehen, haben unter ihrer Pflege etliche Indianer-Missionen, nebst der Mission von Nacodoches. Der Missionsgeist ist so sehr aus dem Werke entflohen, daß im Jahre 1794 der mexikanische Generalkommandant der nordöstlichen Provinzen, wozu auch Texas gehörte, den Befehl zur Säkularisation aller unter seiner Jurisdiktion stehenden Missionen erließ, und den Priestern nur noch gestattet war, als Hirten bei ihren Herden zu bleiben. Von 1794—1804 trieben in Antonio ganz verweltlichte frivole Priester ihr leichtsinniges Spiel. Zu welch einer Höhe diese Frivolität gewuchert war, läßt ein gewisser Servandus Mier erkennen, der, sich als Bischof von Baltimore aufspielend, umherzog und Messe celebrierte mit einem Whisky der Eingeborenen, Mescal genannt. Derartige Abnahme aller Kräfte lockte mehr und mehr die kriegerischen Commanches und Lipans zu feindseligen Streifzügen gegen die Missionen, den Bau von außen zerbröckelnd. Die Taufregister der Mission San Jose wie auch ihr

Trauregister sind bis zum Jahre 1823 und die Sterberegister bis zum Jahre 1824 geführt.

b) Im Jahre 1825 wird die gänzliche Säkularisation aller indianischen Missionen von der mexikanischen Regierung vollzogen. Den Kirchen werden ihre Wertsachen genommen, brauchbare Sachen werden fortgetragen und die Indianer verjagt, von denen etliche nach Mexiko hinüberziehen, andere jedoch vorziehen, in der Nähe der alten Missionen zu weilen. Die Nachkommen dieser Mischlinge wohnen noch jetzt um die zerfallenen Ruinen jener stolzen Gebäude, religiös umnachtet, befriedigt von dem toten Zeremonien-Kultus der römischen Kirche.

Die uns erhaltenen Urkunden, welche Nachrichten über die Missionsthätigkeit des Franziskanerordens in Texas der Jetztzeit überliefert, sind mangelhaft. Es läßt sich nicht genau feststellen, wie tiefgreifend der Einfluß ihrer Mission zur Blütezeit auf die gesamte indianische Bevölkerung gewesen ist, noch läßt sich genau sagen, welche Ausdehnung sie damals genommen hatte. Eins wird von der Geschichte bestätigt, daß die Mönche selbstlos, mit Hingebung und Eifer gearbeitet haben. Um so mehr berührt uns der tragische Ausgang des mit so großem Eifer in Scene gesetzten Unternehmens. Wo jetzt dunkle Ruinen verwittern, in denen Fledermäuse und Feldkäuze Wohnung suchen, da drängten sich einstmals Scharen Andächtiger zur Anbetung heran, bezaubert von dem Schaugepränge einer stolzen Kirche. Während in Mexiko, Peru und Chili die Kolonisations- und Evangelisations-Arbeit der Spanier in einem noch jetzt jene Länder bewohnenden Mischvolke weiter vegetiert, das den Stempel der römischen Missionsarbeit jener Tage trägt, ist hier alles hin. Die Indianer sind fort, und von dem Einfluß einer 150jährigen Mönchsmission ist in dem texanischen Volksleben keine Spur mehr zu finden. Dieser totale Untergang der spanischen Missionsarbeit in Texas hat offenbar seine besonderen Ursachen. Die römische Kirche sagt, die mexikanische Regierung ist die Ursache allein darin, daß sie den Befehl zur Säkularisation derselben gegeben und leugnet, daß innere Ursachen den Zerfall herbeigeführt. Wir erlauben uns in diesem Stücke anderer Meinung zu sein und meinen darthun zu können, daß nicht äußere Ursachen, sondern innere Schwäche den gänzlichen Niedergang verschuldete.

(Fortsetzung folgt.)

Einen andern Grund kann niemand legen außer dem, der gelegt ist, welcher ist Jesus Christus. So aber jemand auf diesen Grund baut Gold, Silber, Edelsteine, Holz, Heu, Stoppeln, so wird eines jeglichen Werk offenbar werden, der Tag wird's klar machen. . . . . Wird jemandes Werk bleiben, das er darauf gebaut hat, so wird er Lohn empfangen; wird aber jemandes Werk verbrennen, so wird er des Schaden leiden; er selbst aber wird selig werden, so doch, als durchs Feuer. 1 Kor. 3, 11—15.

Ich bin dazu geboren — die Wahl des irdischen Berufs nach Gottes Wille, Bestimmung und Ausstattung.

Von P. H. Eppens.

Pilatus frug Jesus: Bist du ein König? Jesus antwortet: Ich bin dazu geboren 2c. Jesus wußte und erkannte seinen Beruf, seine Bestimmung und Aufgabe. König sollte er sein, König Himmels und Erden, dazu war er geboren und in die Welt gekommen. Keine Macht der Erde, keine Macht der Hölle konnte den Herrn von diesem Beruf abbringen, trotz Leiden und trotz des bittern Kreuzestodes ist er eingesetzt als König auf seinem heiligen Berge und herrschet als Herr aller Herren und als König aller Könige, und alle Feinde müssen sich beugen zum Schemel seiner Füße, bis alle Reiche unsers Gottes und unsers Heilandes geworden sind und er herrschen wird von Ewigkeit zu Ewigkeit.

Könnten wir Menschen in Bezug auf unseren irdischen Beruf, unsere Bestimmung und Aufgabe so deutlich erkennen, wie müßte sich unsere Thätigkeit und Wirksamkeit, sei's im kleinen oder im großen, harmonisch, freudig und segensreich gestalten! Diese klare Erkenntnis, dies beruhigende Bewußtsein in Bezug auf unsern irdischen Beruf wird aber selten angestrebt und noch seltener erlangt, so daß infolgedessen das Leben des Menschen in seinem irdischen Beruf sich auch gar oft nicht zu einem harmonischen, freudigen und segensreichen gestalten kann. Verhältnismäßig sind es wohl wenig Menschen, die in Bezug auf ihren irdischen Beruf sagen können: Ich bin dazu geboren. Warum? Weil in jüngeren Jahren bei der Wahl des Berufs das Verlangen, Gottes Willen und Absicht, sowie die eigene Anlage und Begabung zu erkennen, nicht so vorherrschend ist. Der junge Mann wird durch Umstände und Verhältnisse, oft ohne besonderes Fragen: passe, tauge ich dazu? in diesen oder jenen Beruf hineingeführt, und wir Menschen haben es dem verborgenen Schalten und Walten der allein weisen, wenn auch dunklen, geheimnisvollen Führung und Zulassung unseres Gottes zuzuschreiben, daß Beruf und Bestimmung nach dem Willen Gottes und unserer Anlage sich decken, und es heißen kann: Ich bin dazu geboren.

Daß Gott mit jedem Menschen in Bezug auf seinen irdischen Beruf eine bestimmte, göttliche Absicht hat, und es auch an der Ausstattung, Begabung für den speziellen Beruf nicht fehlen läßt, wer wollte das bezweifeln? Daß aber der Mensch in seinem Teil, besonders in jüngeren Jahren, den Hauptfehler begeht, die Frage: wozu hat mich Gott bestimmt? wozu taug ich? außer acht zu lassen, liegt auf der Hand. Daher kommt es wohl, daß der Mensch so oft in seinem ganzen irdischen Berufsleben die Folgen seiner Gedankenlosigkeit, seiner Unüberlegtheit in jüngeren Jahren bitter zu kosten hat. Die Erfüllung des Berufes mag da sein, auch an Segen im Beruf mag es nicht fehlen durch Gottes besonderes Hinzuthun, der ja immer sozusagen gut

machen will und muß, was wir Menschen verdorben haben; aber zu einem wirklich freudigen Heimischsein im Berufsleben kommt es nie.

Ich bin dazu geboren. Wozu? Ist hier ein besonderer Beruf gemeint? Ja, beim Herrn wohl. Beim Menschen, bei einzelnen Menschen kann auch von einem besondern Beruf die Rede sein. In gewissen Zeitperioden sind gewisse Menschen besonders berufen und besonders begabt und ausgebildet, eine Stellung auszufüllen, die ein anderer nicht wohl ausfüllen könnte. Bei Dr. M. Luther z. B. als Reformator des 16. Jahrhunderts konnte es wohl heißen: Ich bin dazu geboren. Ebenso bei einem Bismarck im deutschen Reich zu seiner Zeit. Auch könnte hingewiesen werden auf Abraham Lincoln als Präsident der Vereinigten Staaten zu Anfang des Bürgerkrieges. Auch Männer mit großem Unternehmungsgeist, mit besonderer Erfindungsanlage, mit besonderer Energie ꝛc. kommen hier in Betracht. Gott hat von jeher zu besonderen Zeiten dafür Sorge getragen, daß Menschen das besondere Bewußtsein hatten und in solchem Bewußtsein gestärkt wurden: Es ist der Wille Gottes, ich bin dazu bestimmt, auch dazu ausgestattet, eine besondere Aufgabe zu erfüllen zur Verherrlichung und zum Preise Gottes und zum Wohle der Menschheit. Im allgemeinen aber kommt hier jeder Beruf, sei derselbe auch noch so gering und unscheinbar, in Betracht. Gott kann und will jeden Menschen brauchen, eine besondere Aufgabe, einen besonderen Zweck zu erfüllen. Sind 1,600,000,000 Menschen in der Welt, so sind 1,600,000,000 Aufgaben zu erfüllen, so viel verschiedene Arten der Arbeit zu thun, so viel angeborne Anlagen, durch welche sich der einzelne auszeichnen kann. Wie müßte das Gesamtwirken der Menschheit in und durch den einzelnen sich harmonisch und segensreich gestalten für Zeit und Ewigkeit, könnte der einzelne in seinem Beruf, Amt und Stand sagen: Ich bin dazu geboren!

Wie aber kommt der einzelne Mensch bei Erwählung seines Berufs oder in seinem Beruf, den er bereits erfüllt, zu der Überzeugung: Ich bin dazu geboren? Das ist nun eine sehr heikle Frage, und die Antwort auf diese Frage will uns schwer erscheinen. Der Mensch in seinem 15., 16., 17., 18. Lebensjahr fragt: Was soll ich thun? Was soll ich werden? Wozu bin ich bestimmt? Wozu hab ich besondere Anlagen? Ganz natürlich will es erscheinen, daß der einzelne sich beeinflussen läßt in der Wahl seines Berufs durch Umstände und Verhältnisse, durch seine Umgebung, seine Herkunft, durch die Reputation, Erfolge oder Mißerfolge seiner Vorfahren ꝛc., ja nicht selten sich beeinflussen läßt durch Temperament, den Ort seiner Geburt, religiöse oder nichtreligiöse Erziehung ꝛc. So annehmbar und gerecht auch diese Rücksichten erscheinen mögen, so verwerflich sind dieselben am Ende doch; denn was hat der einzelne sich zu kümmern um das, was nicht zu ändern ist, wie sollte er sich durch Mißverhältnisse, die bestehen, an denen er nicht schuld ist, leiten lassen? Die Hauptsache ist für den ein-

zelnen bei der Wahl seines Berufs, die Vergangenheit, ja auch gewissermaßen die Zukunft außer acht zu lassen und in allem Ernst die Frage erwägen: Bin ich dazu bestimmt? Hab ich Anlage, Lust und Liebe dazu? resp. Bin ich dazu geboren?

In den Kinderjahren, besonders bei Knaben, macht sich beim Spiel eine Lieblingsneigung geltend, bald für dieses, bald für jenes. (Bei den Mädchen giebt es eigentlich nur eine Lieblingsneigung; wenn unter dem Spielzeug die Puppe fehlt, fehlt da nicht alles, wenigstens die Hauptsache? Der Beruf ist damit angegeben und es kann kein Zweifel obwalten: Ich bin dazu geboren.) Kinder, wenn sie oft ganz allein sind und gar nicht beeinflußt werden, zeichnen Schiffe, Häuser, Vögel oder sonst etwas, andere sind daran, Rätsel zu lösen rc., wieder andere finden ihre Lust daran, mit Werkzeug zu hantieren, wieder andere sind überaus eifrig darin, einen kleinen Tausch oder Handel mit Messer oder sonstigen kleinen Gegenständen zu treiben rc. Auf diese Lieblingsneigungen sollte mehr Rücksicht genommen werden bei der Wahl des Berufs sowohl von seiten des einzelnen, des Jünglings besonders, und auch der Jungfrau, als auch von seiten der Eltern und Vormünder. Überhaupt sollte streng darauf gesehen werden, daß von seiten der Eltern oder Vormünder kein Zwang angewandt wird in Bezug auf die Wahl des irdischen Berufs.

Bin ich dazu geboren? Bin ich dazu berufen? Bin ich dazu fähig? Diese Fragen sollten vor allen Dingen ihre Erledigung finden durch genaue Prüfung der besonderen Lieblingsneigungen und Anlagen im frühesten Jugendalter, sowie ganz besonders durch das Gebet zu dem, der uns Menschen das Dasein gegeben und uns ausgerüstet hat zu besonderer Thätigkeit und Wirksamkeit in der großen Familie der Menschheit. In der Wahl des irdischen Berufs, besonders von seiten des männlichen Geschlechts, sollte das Ratfragen im Gebet **nie fehlen,** um die Weisung von oben zu erlangen.

Nur auf diese Weise, durch ernstes, anhaltendes Gebet, wird der christliche Jüngling zu einem Entschluß kommen. Der Vorsatz wird im Aufblick zu Gott, in Gott und durch Gott gefaßt: Ja, diesem oder jenem Beruf willst du dich widmen, für diesen oder jenen Beruf willst du dich besonders weihen und deine ganzen Kräfte einsetzen im Vertrauen auf Gottes Beistand und Hilfe. Von seiten Gottes wird es dann gewiß nicht fehlen, daß er den einzelnen so führt und im Leben alles so lenkt und ordnet, daß der Mensch in den bestimmten Beruf hineinkommt, zu dem er passend und zu dem er von Gott bestimmt ist, so daß es heißen kann: Ich bin dazu geboren. Menschlicherseits wird dann die Zufriedenheit, der Erfolg in dem betreffenden Beruf das herrlichste Resultat sein.

Wohl dem, der in seinem Beruf, Amt und Stand sagen kann: Ich bin dazu geboren, es ist so Gottes Wille, seine Bestimmung; auch Gottes Ausrüstung stimmt mit dem Beruf, den ich erwählt habe!

Eine stellvertretende Kreuzigung.

Ebr. 2, 17 u. 18; 4, 15; 5, 2.

Die Schrift betont es mit großem Nachdruck, daß Jesus Christus auch darum uns gleich werden mußte in der menschlichen Natur, um gleichermaßen wie wir durchs Leiden versucht zu werden. Durch das Leiden sollte die schon zuvor in ihm vorhandene Menschenliebe zur Vollkommenheit reifen, sie sollte die höchst mögliche Vollendung erreichen (vgl. Ebr. 2, 9 u. 10). Es wohnt der menschlichen Natur zuweilen eine unglaubliche Härte und Gefühllosigkeit inne. Auch Christen können unglaublich hart und gefühllos sein und urteilen selbst über solche, mit denen sie sonst durch Bande der Liebe verbunden sind. Das rechte christliche Erbarmen für unsere Mitmenschen ist, wie Hilty mit Recht sagt, etwas, das gar nicht in unserer Natur liegt, sondern was wir erst lernen müssen und gewöhnlich spät und auf sehr schweren Wegen kennen lernen. Er sagt dazu schön und wahr: „Ein großer Teil der menschlichen Leiden hat offenbar diesen Zweck, das Gold des völlig unegoistischen und von aller Sentimentalität freien Erbarmens zu Tage zu fördern und von allen Schlacken und Beimischungen zu reinigen. Es weiß das aber nur, wer es selbst erfahren hat; alle Menschen sind hart und in diesem besten Sinn mitleidslos, welche nicht selbst viel gelitten haben. Diese Härte wird mitunter bei den allerbesten angetroffen, und das darf uns doch nicht ganz an ihnen irre machen. Das Erbarmen ist eben ein sechster Sinn, der dem Menschen durch Leiden aufgeht und ihm vorher ganz versagt war.“ (Glück, II., 239.)

Welche Versuchung und Erprobung aber das Leiden, insbesondere das unschuldige Erleiden der Kreuzigung, dem Leidenden auferlegt, welche furchtbare Erprobung der Liebe damit verbunden ist, das kann uns klar werden, wenn wir folgenden ergreifenden Bericht lesen über einen aus wirklicher Liebe übernommenen Kreuzestod, welcher der allgemeinen Missionszeitschrift von Dr. Warneck entnommen ist.

*
* *

Eine chinesische Kreuzigung.

Die strengste aller Strafen für das nach chinesischer Ansicht größte aller Verbrechen.

„Was ist nur heute los?“ rief eines Morgens Missionar D. Davis dem Lehrer entgegen, der ihn in der chinesischen Sprache unterrichtete, so lange er Missionar in Amoy war. Der letztere erzählte weiter also: „Der Mann war so erregt, daß er sich erst sammeln mußte, ehe er mir antworten konnte. Endlich stieß er in abgebrochenen Sätzen hervor:

„Schreckliche Entdeckung! Eine Leiche beraubt und unter freiem Himmel liegen gelassen! Schauerlich! Und noch dazu in nächster Nähe meiner Wohnung! Dicht vor der Stadt! Glücklicherweise ist man dem Thäter auf der Spur. Gelingt es, seiner habhaft zu werden, so entgeht er der verdienten Strafe nicht, soviel ist gewiß!“

„Was wird mit ihm geschehen?" fragte ich.

„Was mit ihm geschehen wird? Natürlich wird er das Verbrechen mit dem Leben büßen müssen!" antwortete der Lehrer.

„Auf welche Weise wird in einem solchen Falle die Todesstrafe vollzogen?"

„Entweder werden ihm die Glieder einzeln abgehauen, bis schließlich durch Verletzung eines edleren Teiles der Tod eintritt, oder er wird gekreuzigt."

„Ist's möglich? In so grauenhafter Weise wird hierzulande ein derartiges Verbrechen bestraft?"

„Giebt es denn auch ein schrecklicheres Verbrechen?"

„Meiner Ansicht nach ist es doch viel schlimmer, einem Menschen das Leben zu rauben!"

„Das finde ich nicht. Ein Lebender kann sich verteidigen, nach Hilfe rufen, um Erbarmen bitten; das alles kann ein Toter nicht, sondern er muß machtlos alles über sich ergehen lassen."

„Was kann ihm das denn im Grunde schaden, wenn er doch nichts davon spürt?"

„Was ihm das schaden kann?" wiederholte der Lehrer, den meine Frage augenscheinlich befremdete. „Wenn der Leib eines Menschen in seiner Grabesruhe gestört wird, muß da nicht notwendigerweise auch der Geist darunter leiden? Was sollen andere Bewohner der Geisterwelt von ihm denken, wenn er keine Freunde auf Erden hat, die sein Grab vor frevelhaften Händen schützen? Nein, nein, das steht außer aller Frage — Leichenschändung ist das schlimmste Verbrechen und muß demgemäß bestraft werden."

„Wird der Thäter also wirklich gekreuzigt, falls seine Schuld erwiesen ist und man seiner habhaft werden kann?"

„Ich zweifle keinen Augenblick daran, wenn ihm nicht, wie schon erwähnt, vielleicht die Glieder abgehauen werden. Meiner Ansicht nach wäre die Kreuzigung hier ganz am Platz; bei einer andern Todesart haben die Angehörigen des Verbrechers so leicht Gelegenheit, den Henker zu bestechen."

„Werden hier in Amoy auch Leute gekreuzigt?"

„Heutzutage kommt es nur selten vor, aber früher war die Kreuzigung eine ganz gewöhnliche Strafe."

Wir wollen diese Unterredung nicht bis zu Ende mitteilen, auch wurde jener Leichenräuber, von dem eben die Rede war, nicht gekreuzigt, da er, um der grauenvollen Strafe zu entgehen, seinem Leben vorher selbst ein Ende machte. Doch beschrieb ein älterer Missionar Herrn Davis eine Kreuzigung, die er vor Jahren einmal mit angesehen hatte. „Wenn ich," sagt Davis, „auch seine Worte nicht wiederzugeben vermag, so kann ich wenigstens den Verlauf der Exekution in ihren wesentlichen Zügen nacherzählen, sowie die für China höchst charakteristische Geschichte, welche der Exekution zu Grunde lag:

Das Grab einer wohlhabenden Dame in China war geplündert worden, und der Mann, Namens Lin, auf den der Verdacht fiel, wurde verhaftet. Die That konnte ihm zwar nicht nachgewiesen werden, aber da das Volk stürmisch nach Sühne des Verbrechens verlangte, so wurde der Unglückliche unbarmherzig zum Tode, und zwar zum Tode am Kreuze verurteilt. Alle, die ihn kannten, hielten ihn für unschuldig und seine Angehörigen thaten ihr Möglichstes, um seine Freisprechung zu erlangen, aber vergeblich. Eine Gnadenfrist von wenigen Tagen war die einzige Vergünstigung, die sie erreichen konnten, und diese benutzten sie, um möglicherweise den Schuldigen zu entdecken. Nachdem dieses bekannt worden war, kam eines Tages ein junger Mann zu einem Freunde des Verurteilten und fragte ihn:

„Was würden Sie einem Manne geben, der sich des Verbrechens anklagte, für das Herr Lin zum Tode verurteilt ist?"

„Wissen Sie, wer das Verbrechen begangen hat?"

„Das nicht; aber ich weiß jemand, der bereit wäre, die Schuld auf sich zu nehmen, wenn eine genügende Summe dafür gezahlt würde."

„Wie heißt der Betreffende?"

„Der Name thut nichts zur Sache. Die Frage ist: Wollen Sie auf einen derartigen Handel eingehen oder nicht?"

„Ja."

„Was würden Sie einem Ersatzmann bieten?"

„Zuerst muß ich wissen, wer er ist."

„Ich bin es selber. Wenn ein genügender Preis bezahlt wird, will ich bekennen, das Verbrechen begangen zu haben."

„Haben Sie wirklich das Grab geplündert?"

„Nein; ich kenne auch nicht den Thäter; doch macht dies keinen Unterschied. Die Mandarine wollen um jeden Preis ein Opfer haben; wer sich dazu hergiebt, ist ihnen einerlei. Seit einiger Zeit fühle ich, daß meine Gesundheit nachläßt; voraussichtlich lebe ich nicht mehr lange, und es wäre mir ein beruhigender Gedanke, meinen armen Eltern durch meinen Tod einen sorgenfreien Lebensabend zu sichern. Wenn Sie also darauf eingehen, mir 1000 Dollars zu zahlen, nämlich 100 für mich und 900 für meine Eltern, so erkläre ich mich bereit, mich als den Schuldigen zu bekennen und an Herrn Lins Stelle den Tod zu erleiden!"

„Tausend Dollars! Ihrem Aussehen nach leben Sie keine zwei Jahre mehr und können demnach kaum mehr als 100 Dollars vor Ihrem Tode verdienen. Sobald Sie ein vernünftiges Gebot anzunehmen bereit sind, will ich weiter mit Ihnen reden."

„Und die Schmerzen, vor allem aber die Schmach eines solchen Todes — sollen diese gar nicht in Betracht kommen?"

„Ach was! Der Schmerz ist bald vorüber und wenn Sie einmal tot sind, wissen Sie nichts mehr von Schmach."

„Wenn Sie glauben, in der Geisterwelt fühlte ich die Schmach nicht, irren Sie gewaltig. Und meinen Sie, meine armen Eltern

litten etwa nicht darunter? Soll ich ihnen umsonst Schande machen? Wer wird den Vater oder die Mutter eines Gekreuzigten je achten?"

Nach vielem Hin- und Herreden wurde endlich der Handel abgeschlossen und der junge Mann erklärte sich bereit, die Stelle des Verurteilten einzunehmen, unter der Bedingung, daß ihm 50 Dollars ausbezahlt würden, sobald er in Gegenwart von Zeugen ein volles Geständnis des Verbrechens abgelegt habe. Weitere 250 Dollars sollten die Eltern unmittelbar vor der Exekution in Empfang nehmen. Hingegen kamen sämtliche Beteiligte darin überein, die Sache geheim zu halten, bis auf den letzten Tag vor Ablauf der Gnadenfrist; der Verurteilte und seine Angehörigen versprachen aber, ihr Möglichstes zu thun, um zu erwirken, daß die Kreuzigung in eine weniger grausame Todesart umgewandelt werde. — Der Lohn eines Arbeiters in Amoy betrug durchschnittlich nicht über 50 Dollars jährlich, und vor nicht allzu langer Zeit gab es dort noch manche Familie, die es bei großer Sparsamkeit zuwege brachte, mit der Hälfte dieser Summe ihren ganzen Lebensunterhalt zu bestreiten. Der Zinsfuß stand damals auf 10 bis 20 Prozent, oft sogar noch höher, so daß der Mann auf diese Weise seinen Eltern nicht nur ein notdürftiges Auskommen verschaffte, sondern ihnen eine sorgenfreie Existenz sicherte.

Wie verabredet, nahm er also am letzten Tage die Stelle des Verurteilten ein, während dieser in Freiheit gesetzt wurde. Die versprochene Summe wurde ausgezahlt und Herr Lin, sowie dessen Angehörige thaten ihr Möglichstes, um die Kreuzigung in eine milde Strafe umzuwandeln — aber vergeblich. Wie gesagt, die Chinesen betrachten den Leichenraub mit solchem Abscheu, daß Leute, welche sich dieses Verbrechens schuldig machen, bei ihnen auf kein Erbarmen rechnen dürfen; ja einer, der sich freiwillig eines solchen Vergehens anklagt, gilt in ihren Augen für viel strafwürdiger als der wirkliche Thäter, weil sie ihn für so verhärtet halten, daß er nicht einmal die Größe seiner Schuld zu erkennen vermag.

Am nächsten Morgen, nachdem die Summe von 300 Dollars für die Stellvertretung bezahlt worden war, wurde der junge Mann in Begleitung seiner Freunde in aller Frühe zur Richtstätte hinausgeführt und ohne weiteres ans Kreuz genagelt. Letzteres wurde dann aufgerichtet und in die Erde geschlagen, worauf der Unglückliche allen Qualen eines langsamen Todes, wie man ihn sich nicht schrecklicher denken kann, anheimgegeben wurde.

Viele sahen dem schrecklichen Schauspiele zu, machten sich über die Qualen des armen Mannes lustig und gaben auf alle Weise zu erkennen, wie sehr sie mit der Strafe einverstanden waren. Die einen fragten, wie es ihm da oben gefalle, ob er von seinem erhöhten Standpunkte aus die Menge übersehen könne, ob ihm das Gräberplündern viel eingetragen habe? u. s. w. Andere sahen schweigend zu und vergaßen über dem Mitleid mit dem unglücklichen Opfer ihren Abscheu vor der Greuelthat, wenn sie auch nicht wagten, diesem Gefühle Ausdruck zu

geben, um nicht des Einverständnisses mit dem Verbrecher beschuldigt zu werden.

Neben dem Kreuze standen die trauernden Eltern. Ihren kummervollen Mienen sah man es an, wie furchtbar sie mit dem Sohne litten, wie seine Qualen ihnen durch Mark und Bein gingen; in dem liebevollen Blick, mit dem sie unverwandt an des Sohnes schmerzverzerrten Zügen hingen, spiegelte sich aber zugleich noch ein ganz anderes Gefühl, mächtiger noch als Schmerz und Mitleid — das Gefühl unbegrenzter Bewunderung für den heldenmütigen Sohn, der sein Leben für seine Eltern gab. Schweigend rieb der alte Vater mit seinen runzeligen Händen sachte die Glieder des Sohnes, während die Mutter seine Füße badete und mit thränenerstickter Stimme bald ihrem Mitleid und Schmerz, bald ihrer Bewunderung Ausdruck gab. Dazwischen schalt sie wohl auch die schaulustige Menge über ihre Herzlosigkeit und erklärte laut des Sohnes Unschuld, indem sie erzählte, daß er freiwillig an eines andern Stelle den Tod erlitt, um seinen alten Eltern einen sorgenfreien Lebensabend zu bereiten und sie vor Not zu schützen. Mit beredten Worten schilderte sie alsdann, wie ihr Sohn für seine Selbstaufopferung und edle Kindesliebe zu Ehre und Ansehen gelangen und den wohlverdienten Lohn empfangen werde, während sie alsdann von der Hölle zu ihm aufblicken und ihn bitten müßten, Mitleid mit ihrer Qual zu haben. —

Der Unglückliche versuchte seine Leiden mit Geduld zu tragen; aber die furchtbaren Qualen standen auf seinem Gesicht geschrieben und erpreßten ihm schließlich laute Schmerzensrufe. Er flehte die Umstehenden an, ihn doch von der namenlosen Pein zu befreien, erklärte laut, daß er unschuldig sei und an eines anderen Statt leide, und bat die anwesenden Freunde, den Mandarinen den wahren Sachverhalt zu offenbaren und ihn von seiner Qual zu erlösen. Sehnlichst verlangte er nach dem Tode, man möge ihn erschießen oder erstechen, nur auf irgend eine Weise den entsetzlichen Qualen ein Ende machen. Dieses Jammergeschrei wechselte ab mit kläglichen Rufen nach Wasser.

Während der Vater alle bisherigen Bitten mit einem dumpfen Schmerzenslaut beantwortet hatte, ließ er alles im Stich, sobald das Verlangen nach Wasser sich den Lippen des Unglücklichen entrungen hatte. So schnell ihn seine alten Füße tragen konnten, holte er eine Stange herbei, befestigte einen mit Wasser gefüllten Becher daran und bot dem bald Verschmachteten die einzige Erquickung, die er imstande war zu geben. Nur wenige Tropfen konnte der Ärmste auf diese Weise erhaschen; aber sie verschafften ihm doch eine kleine Erleichterung, und für den alten Vater war es eine Beruhigung, den brennenden Durst wenigstens für einen Augenblick zu stillen.

Auch der Mutter Hinweis auf das sorgenfreie Alter, welches seine Leiden den Eltern erkauften, sowie deren wiederholte Versicherung, daß die Götter solche Kindesliebe nicht unbelohnt lassen würden, schienen ihm momentanen Trost zu gewähren, wenigstens verstummte darauf-

hin zuweilen das Jammergeschrei. Auf ihre Vorstellungen, wie bald nun seine Leiden zu Ende seien, und daß er alsdann in der Geisterwelt den wohlverdienten Lohn empfangen werde, den seine Eltern nicht aufhören wollten für ihn zu erflehen, stieß er unter herzzerreißendem Stöhnen hervor: „Wahrhaftig, für meine Eltern ist mir nicht leicht etwas zu viel; aber diese Schmerzen sind unerträglich. Wenn nur der Tod nicht so lange auf sich warten ließe! Wenn ihr mich lieb habt, so beschleunigt ihn auf irgend eine Weise. Gebt mir Gift, oder ersticht mich, damit endlich diese entsetzlichen Qualen ein Ende nehmen." —

Den ganzen Tag über lösten sich die Zuschauer ab, so daß das Kreuz immer von einer Menge Menschen umringt war. Lange schon waren die Schmähungen verstummt, man hörte nur noch Worte des Mitleids und der herzlichsten Teilnahme. Die es am längsten am Fuße des Kreuzes ausgehalten hatten, empfanden das größte Mitleid; sie waren es auch, welche Späterkommenden etwaige Spottreden verwiesen. Es müßte auch einer ein Herz von Stein gehabt haben, um nur eine einzige Stunde solche Qualen mitansehen zu können, ohne tiefstes Mitleid zu empfinden. Die wiederholte Versicherung der Mutter: ihr Sohn sei unschuldig und sterbe freiwillig an eines anderen Statt, um seinen Eltern ein sorgenfreies Alter zu verschaffen, blieb auch nicht ohne Wirkung. Besonders als solche, welche den Sachverhalt genau kannten, die Wahrheit solcher Versicherung verbürgten, wurde mancher anfangs feindlich Gesinnte zum theilnehmenden Freunde und zollte dem edlen Sohne aufrichtige Bewunderung und Verehrung. Kindesliebe findet nämlich in China allgemeine Anerkennung und wird auf das sorgfältigste gepflegt, so daß Beispiele wie das eben angeführte, gar nicht so ungewöhnlich sein dürften. Dennoch fiel es keinem ein, den Mann zu befreien. Das Verbrechen war erwiesen: der unglückliche junge Mann hatte sich bereit erklärt, die Strafe zu tragen, folglich war nichts für ihn zu thun. So großes Mitleid die Umstehenden auch fühlen mochten, hätte doch keiner es gewagt, das elende Opfer eines grausamen Herkommens der Strafe zu entziehen.

Mit wenig Unterbrechungen dauerte das herzzerreißend Jammergeschrei des Unglücklichen den ganzen Tag fort; gegen Abend traten längere Pausen ein, die Schmerzenslaute drangen nicht mehr so Mark und Bein erschütternd durch die Luft, der Ruf nach Wasser ertönte nur noch mit schwacher Stimme, allem Anschein nach hatten die Kräfte bedeutend nachgelassen. — Die Menge war mit einbrechender Dunkelheit in die Stadt zurückgekehrt, und als es dunkel wurde, standen nur noch zwei einsame Wächter am Fuße des Kreuzes. —

„Endlich sind sie fort," kam es da mit fieberhafter Hast von den Lippen des Sterbenden; „laßt mich nicht noch länger warten!"

„Es steht schon lange bereit," erwiderte die Mutter mit leiser Stimme, doch so, daß der Sohn sie verstehen konnte. „Der Vater wird dir's sogleich geben." Und diesmal war es nicht Wasser allein, welches ihm mit Hilfe der Stange hinaufgereicht und dem sehnsüchtig Harren-

den einige Minuten vor den Mund gehalten wurde. Nachdem der Vater die Stange wieder heruntergezogen hatte, blieb das Elternpaar schweigend am Fuße des Kreuzes stehen, nur mit den Händen zärtlich die ersterbenden Gliedmaßen des Sohnes reibend.

Seine Klagerufe drangen nicht mehr hinaus in die Nacht, das Stöhnen wurde schwächer und immer schwächer, bis es gänzlich erstarb. Ein letzter Seufzer entrang sich den bleichen Lippen. Die Gestalt des Sterbenden erbebte leise; dann war alles still. Der Trank hatte seine Wirkung gethan, der Todeskampf war vorüber, der Gekreuzigte endlich von seinen Qualen erlöst.

Als der Morgen graute, saßen die beiden treuen Wächter immer noch unter dem Kreuze und blickten wohl wehmütig, aber doch mit unverkennbarem Stolze in das bleiche Antlitz ihres toten Sohnes. Ihnen war er mehr als ein geliebtes Kind; sie verehrten ihn beinahe wie einen Gott. Und doch war es nur ein Chinese, einer jener halbzivilisierten Wesen, von denen die Welt nur mit Verachtung spricht." —

Wer das Sterben dieses Chinesen vergleicht mit dem Sterben des Herrn am Kreuz, wird daraus erkennen, daß hier am letzten Ende noch einmal alles auf dem Spiel stand. Wäre die Freiwilligkeit des Leidens Christi auch nur ins Wanken gekommen, wäre seine Geduld erschüttert worden, wäre etwas wie Reue in seinem Herzen aufgetaucht, so stände der *sittliche Wert* des Opfers Jesu in Frage und leicht hätte die beabsichtigte Erlösungsthat mit einer grauenvollen Katastrophe enden können, deren Folgen für die Menschheit nicht auszudenken sind. Um so mehr Ursache haben wir zu danken, daß der Herzog unserer Seligkeit durchs Todesleiden vollkommen gemacht und darum mit Preis und Ehre gekrönt wurde. Wer das recht überdenkt, wird von Herzen einstimmen in das Wort:

Tausend-, tausendmal sei dir,
Liebster Jesu, Dank dafür!

Nicht jeder, der sich zur Wahrheit des Evangeliums bekennt, bekennt sich zu dem *Heiland*, welcher des Evangeliums Mittelpunkt ist. Das Bekenntnis zum Evangelium — ich könnte auch sagen zur Orthodoxie — bedeutet: Dies ist die Wahrheit, welche man der Welt verkündigen und bewahren muß. *Das Bekenntnis zum Heiland aber bedeutet: Dies ist der Mann, ohne welchen ich verloren bin.* Dort bleibt deine Person noch aus dem Spiel; hier muß sie daran. Dieses letzteren Bekenntnisses schämen sich nur diejenigen nicht, welche den von Paulus gewiesenen Weg gegangen sind, erlebt haben dieses Evangeliums seligmachende Kraft, empfangen haben die Offenbarung der Gerechtigkeit aus Gott durch das Evangelium. Es giebt Leute, welche laut beklagen, daß so vieles Volk an der Erbauung durch die Bibel vorübergeht und denen es doch eine Verlegenheit wäre, beim Lesen der Bibel zu ihrer eigenen Erbauung betroffen zu werden. Die Herzen erobernd, Leben zeugend, ist nach der Erfahrung nur jenes persönliche Bekenntnis zur Wahrheit, das aus dem Erleben ihrer Gotteskraft entspringt. — (Geß, zu Röm. 1, 16.)

Das Fest der Palmen.

Eine Palmsonntag-Predigt von P. S. A. John.

Text: Psalm 118, Vers 24 u. 26.

Der Palmsonntag ist der Anfang der Leidenswoche unseres Herrn Jesu Christi. — Sie beginnt mit dem Jubelruf der Menge, mit dem Jauchzen des Volks und schließt mit dem Engelruf: Jesus lebt! Und doch, trotz Palmenschwingen und Hosianna, trotz Freudengetümmel und Jubelhymnen, ist's für den Herrn Jesus ein trauriger Ritt in die Thore Jerusalems. Durch das Freudengeschrei hört er im Geiste das furchtbare: Kreuzige, kreuzige! Über dem Palmenwald sieht er den kahlen Hügel Golgatha! Unter den Kleidern, die auf den Weg gebreitet sind, seine eigenen Blutstropfen. Auch der Palmenweg ist ein Leidensweg für Jesum. So lassen wir das Fest der Palmen in drei Bildern an uns vorüberziehen.

Erstes Bild: Die jubelnde, jauchzende Menge.

Beschreibung des Einzugs Jesu in Jerusalem. Matth. 21, 1—9. War dieser Jubel und diese Ehrenbezeugung echt? War diese Begeisterung eine ehrliche! Oder war es alles nur Schein, gemacht und geplant, um Jesum zu verhöhnen? Ohne Zweifel war alles echt. Eine heilige Begeisterung hatte alle ergriffen. Endlich war er da, der Messias — man fragte nicht, wo er herkam, man fragte nicht nach dem Zorn und Mißfallen der Priester und Pharisäer, — man sah nur den Mann, der der Messias sein wollte, und das war genug. —

Auch heute umwogt den Herrn Jesum im ganzen Christenreich die jubelnde Menge. Palmen und Blumen füllen die Kirchen mit Frühlingsglanz und Duft. Festlich gekleidete Bundesglieder singen Hosianna um Hosianna. Weit sind die Thüren der Kirchen aufgethan und die Festversammlung wogt zum Altar des Herrn. Auch in unserer Kirche ist alles festlich — es ist Palmsonntag. Die große Gemeinde, der herrliche Schmuck, die Hosianna der Gemeinde, alles zeigt an, daß wir ein großes Fest begehen. Weit haben sich die Thüren geöffnet. Mancher sitzt seit Wochen oder Monaten zum erstenmal wieder im Gotteshaus. Und sagt: Seid ihr nicht ergriffen von heiliger Begeisterung, haben eure Lippen nicht den Hymnus zur Ehre des Königs aller Könige angestimmt? Wie dort auf der Straße zu Jerusalem, tönt's wieder und wieder: Hosianna! Gelobet sei, der da kommt in dem Namen des Herrn! Ja, wahrlich, dies ist der Tag, den der Herr macht, laßt uns freuen und fröhlich darinnen sein! Es ist Palmsonntag! —

Aber, Hand aufs Herz! Ist der Jubel ehrlich! Ist die Begeisterung echt! Oder ist's nur ein momentanes Aufleuchten eines besseren Gefühls in euren Herzen! Sind's nur die Gesänge, der festliche Schmuck, die weißgekleideten Kinder, die euren Mund fröhlich gemacht und eure Herzen aufjauchzen läßt! O gewiß nicht, — ihr meint's ehrlich! Nicht diesem äußerlichen Festglanz, nicht dem Festtag allein, gelten eure Lieder, gilt eure Begeisterung, sondern gewiß dem, der da kommt,

reitend auf einem Esel und dem Füllen der lastbaren Eselin, eurem Heiland, Retter und Messias gilt eure Anbetung! — Euer Herz sagt's euch: Es ist schön zu loben Gott im Hause des Herrn, es ist herzerhebend in der Gemeinde den heiligen Gott zu preisen! Ihr wollt ihn treuer lieben, der euch geliebet, ihr wollt ihm treuer dienen, der euch bis zum Tode gedient, ihr wollt ihm treuer leben, der sein Leben für euch gelassen, — ihr wollt bessere Menschen, bessere Christen werden — gewiß, das ist euer Wille, darum: Wir segnen euch, die ihr vom Hause des Herrn seid. — Ja, und wen der Herr segnet, der ist gesegnet. —

Und ihr, geliebte Kinder, wie froh ihr seid! Palmen und Blumen habt ihr dem Meister gestreut. Festlich gestimmt seid ihr ins Gotteshaus gekommen. Es ist euer Tag, der Tag der Palmen! Ganz besonders für euch gilt das Wort: Dies ist der Tag, den der Herr macht. Lasset uns freuen und fröhlich darinnen sein! Und wahrlich, ihr dürft fröhlich sein, denn Gott der Herr will euch von neuem einen Beweis geben, daß „ihr vom Hause des Herrn seid". Euer Heiland kommt, kommt ganz besonders zu euch! Wollt ihr ihn vorbeigehen lassen? Wollt ihr stumm dastehen, wenn er zu euch kommt, „sanftmütig und demütig?" Nein, gewiß nicht! Euer Auge ist so leuchtend, euer Mund so überströmend von Lob, eure Begeisterung, sie zeugt davon, daß ihr ihn, der da kommt, als euren Heiland und Messias empfangen wollt. Öffnet ihm die Herzensthür, daß er eingehe; schwingt ihm die Palmen der Anbetung, legt eure Leiber, euer Leben ihm zu Füßen; werdet seine ihm treu ergebenen Jünger bis zum Grabe, — ja, ihr Lieben: „Wir segnen euch, die ihr vom Hause des Herrn seid!"

Zweites Bild: Der demütige König.

Warum aber all der Jubel, all die Hosianna am Feste der Palmen? Zieht der Statthalter Pontius Pilatus ein in Jerusalems Thore? Ist's etwa Herodes mit seinem prangenden Hofe? Ist's der Cäsar mit seinen unüberwindlichen Legionen? — Nein? — Aber wozu der königliche Empfang? — Siehe hin, inmitten des Volkes ein Mann, reitend auf einem Esel. Sein Kleid ist kein königlicher Purpur, sondern ein von langer Reise bestaubtes und verblaßtes Gewand; nicht eine goldene Krone trägt er auf dem Haupt, aber Hoheit und Heiligkeit strahlt von seiner Stirn. Nicht ein prunkender Hofstaat umgiebt ihn, nur zwölf Fischer aus Galliläa sind seine Begleiter; nicht das Schwert hat er in seiner Hand, sondern eine Friedenspalme trägt er. — Und seinetwegen hat Jerusalem seine Einwohnerschaft ausgesandt, seinetwegen schwingt die Menge Palmen und breitet Kleider auf den Weg, seinetwegen erschallt das Hosianna aus tausend Kehlen? Ist es dennoch ein König, der Einzug hält? — Ja, wahrlich, — mehr denn Pilatus, mehr denn Herodes, mehr denn Cäsar, — der Messias, der Sohn Gottes, der Herr Himmels und der Erde, der König aller Könige zieht in Jerusalem ein! Niemand sieht sein staubiges Gewand, niemand stößt sich an dem kronenlosen Haupt, niemand vermißt das Schwert und den

Hofstaat — sie sehen nur Jesus, den Retter, den Erlöser, den Messias Gottes.

Lieber Freund, das ist auch dein König, der heute seinen Einzug hält in die ganze christliche Welt. Siehst du auch nicht die Mächtigen, Weisen und Reichen dieser Welt in seinem Gefolge, — er ist dennoch ein König! Siehst du auch keine Krone weltlicher Macht und Herrschaft auf seinem Haupte, sondern nur eine Krone aus Dornen, — er ist dennoch ein König! Ist's auch nicht irdischer Glanz und Herrlichkeit, die ihn umgiebt — er ist dennoch ein König, — auch auf dem Eselsfüllen, im unscheinbaren Gewand der barmherzigen, rettenden Liebe, umgeben von den Scharen erlöster und befreiter Sünder, — ist dein Jesus ein König, dem kein König gleicht!

Und das, lieben Kinder, ist auch euer König! Im Namen des Herrn kommt er zu euch und fordert euch auf, ihm nachzufolgen und gesinnet zu sein, wie er gesinnet war. Der königliche Adel eines Herzens ist mehr als königliches Geschlecht, königliche Gesinnung mehr denn königliche Pracht. — Demütig und sanftmütig, so zieht er in seine Stadt ein, — demütig und sanftmütig muß euer Wandel sein zum himmlischen Jerusalem. Gehorsam war seine Tugend, und Gehorsam gegen ihn wird euer Triumph sein. Trachtet nicht nach hohen Dingen; die Welt wird euch oft genug es nahe legen, äußerlich groß zu werden. Bleibt klein, und er wird euch, wenn's sein Wille ist, groß machen. Königlichen Geschlechts seid ihr, weil Jesus euer Bruder geworden ist; wandelt in seinem Geiste, so werdet ihr königlich wandeln, Wir segnen euch, die ihr vom Hause des Herrn, vom Hause des himmlischen Königs seid!

Drittes Bild: Golgatha.

Inmitten dieser jubelnden Schar, der wehenden Palmen und des brausenden Hosianna ist e i n stiller, trauriger Mensch — Jesus. Warum ist sein Antlitz so unendlich traurig — warum füllen Thränen seine Augen? Ach! vor seinem allsehenden Auge taucht auf ein anderes Bild, als er jetzt sieht: — Gebunden und gefesselt, umgeben von Kriegsknechten, wandelt ein Mann die Straße hinauf. Im Dunkel der Nacht steht er vor dem Hohenrat, gebunden wird er zum Richthaus geführt. Wieder umwogt ihn eine Menschenmenge — aber diesmal wehen keine Palmen, brausen keine Hosianna. „Kreuzige, kreuzige!" tönt's tausendstimmig in schaurigem Chor. — Mit einer Krone von Dornen — endlich ist der König doch gekrönt, — wankend unter der Last des Kreuzes, wird er zur Stadt hinausgeführt nach Golgatha. Drei Kreuze — und die spottende, johlende Menge — sieht er — und — nein — die barmherzige Nacht deckt das Ende!

Wie kann Jesus froh sein, wie kann er Genugthuung an dem Jubel finden, da er weiß, daß dasselbe Volk, das jetzt die Palmen schwingt und Hosianna singt, in wenigen Stunden ihn zum Tode am Kreuz verdammen wird.

Sind wir wie jenes Volk? Werden vielleicht Tage, Monate oder Jahre vergehen und unser „Hosianna" ein „kreuzige" werden? Blickt der Herr vielleicht auch tieftraurig in unser Gotteshaus — wo die Palmen wehen und die Hosianna erklingen, — weil über Nacht das „kreuzige" von manches Lippen erschallen wird? O hüten wir uns, daß wir nicht ihn, unsern König, mit unseren Sünden kreuzigen! Laßt die Begeisterung eine bleibende sein. Nicht nur jetzt, im Gotteshause, dem Herrn zujubeln, nicht nur heute seine königliche Majestät fühlen und ihn bekennen, nicht nur wenige Wochen oder Monate seine Jünger sein, sondern bis zum Tod. —

Ihr Kinder, wie viele von euch werden das „Hosianna" in ein „kreuzige" verwandeln, wie viele werden den Herrn Jesum verleugnen und treulos ihn vergessen! O haltet fest an ihm, bleibet bei ihm, seid ihm treu. — Vergeßt in allem Jubel nicht Golgatha, schaut da hinauf, das ist unseres Königs Thron, das ist auch unser Ehrenplatz, nicht nur Jesu entgegenjubeln, sondern auch, und das ist schwerer, mit ihm und für ihn l e i d e n! Nicht nur Palmen schwingen, sondern auch die Palmen erringen durch einen guten Kampf.

„Dies ist der Tag, den der Herr macht, lasset uns freuen und fröhlich darinnen sein," aber lasset unsere Freude die sein, daß Jesus uns geliebt bis in den Tod. Dem natürlichen Herz bereite ein Golgatha täglich — dann wird ein Gloria erschallen, wenn wir endlich einziehen dürfen in die ewige Gottesstadt. O welch ein Tag wird das sein! Auch ein Palmentag, wenn die unzählbaren Scharen, die ihre Kleider gewaschen haben im Blute des Lammes, mit Palmen, die am Strome des Lebens gewachsen sind, in ihren Händen, werden stehen vor dem großen weißen Thron, und ein tausendfaches Hosianna, in das die Engelscharen mit einstimmen werden, wird erbrausen wie das Brausen eines großen Wassers, dem zu Ehren, der da sitzt auf dem Throne. O welch ein Tag, da dem Lamm gebracht wird Lob, Preis, Ehre und Anbetung von Ewigkeit zu Ewigkeit! Wirst du auch an d e m Fest der Palmen sein? — Amen.

Predigt am heiligen Osterfest.*)

„H a l l e l u j a! Singet dem Herrn ein neues Lied, die Gemeinde der Heiligen soll ihn loben" (Ps. 149, 1). Das ist mein Kanzelgruß an dich, geliebte Gemeinde, heute am Ostermorgen.

Halleluja! Singet dem Herrn ein n e u e s Lied! — Anbetend sind wir gekniet an der Krippe zu Bethlehem, in heiliges Staunen versunken über die wunderbare Kunde, die dort uns geworden. „Kündlich groß ist das gottselige Geheimnis: Gott ist geoffenbaret im Fleisch!" Das war damals unser Bekenntnis; und unsere Frage war die: „Was will aus dem Kindlein werden?" — Tiefer Bewunderung voll sind wir dem

*) Aus dem Predigtbuch: „Von hoher Warte" v. Pfr. E. Jul. Diez, weiland Pf. in der Ramsau, Steiermark, Östreich. Das Buch ist leider im Buchhandel vergriffen, um so mehr dürfte der Abdruck einzelner Predigten wünschenswert sein.

Propheten gefolgt, als er sein Lehramt antrat und predigte gewaltig und nicht wie die Schriftgelehrten, und that Zeichen, wie man sie bisher nicht gesehen. „Groß von Rat und mächtig von That,“ das bist du, o Herr! — haben wir ausgerufen mit dem Propheten Jeremia (32, 19) und eingestimmt in das Ehrenzeugnis derer von Galiläa: „Der Herr hat's alles wohl gemacht (Mark. 7, 37)!“ — Thränenden Auges haben wir ihn begleitet, den großen Hohenpriester, auf seinem Leidens- und Todesgang, da wir ihn sahen als den allerverachtetsten und unwertesten, voller Schmerzen und Krankheit, bis wir endlich, erbebend unter den gewaltigen Eindrücken auf Golgatha, ausbrachen in den tiefempfundenen Preis des Sehers auf Patmos: „Das Lamm, das erwürget ist, ist würdig zu nehmen Kraft, und Reichtum, und Weisheit, und Stärke, und Ehre, und Preis, und Lob!“ (Offb. 5, 12) — Immer und überall, wo wir dem Herrn begegnet sind, in sein Antlitz geschaut, seine Lehre gehört, seine Thaten bewundert, seine Schmerzen empfunden haben, haben wir ihm auch das Lied gesungen, das je und je unserer Empfindung entsprechender Ausdruck war. — Heute aber heißt es: „Halleluja; singet dem Herrn ein neues Lied!“ — Der Weihnachtsjubel galt einem göttlichen Kind; — der Thatenpreis einem erlauchten Propheten; — die Karfreitagsthränen einem unschuldigen Opferlamm. Das Halleluja am Ostermorgen aber gilt dem Lebensfürsten, dem Sieger über Tod und Grab, dem göttlich beglaubigten Erlöser der Menschheit. — Da bedarf's freilich eines neuen Liedes, eines Liedes im höhern Chor. Hat sich der Ratschluß der göttlichen Liebe von der Krippe bis zum Kreuz immer herrlicher entfaltet, um am Ostermorgen im hellsten Glanze zu leuchten; hat der Heiland vom Tauftag im Jordan bis zum Karfreitag auf Golgatha immer himmlischer sich uns geoffenbaret, um am Ostermorgen vor uns zu stehen als König des Lichtes und des Lebens: so soll auch unser Kindeslallen des Stückwerks heut werden zum Seraphklang der Vollkommenheit, zu einem Halleluja! — singet dem Herrn ein neues Lied!

„Halleluja! singet dem Herrn ein neues Lied!“ — Das reine Kind in der Krippe hat uns gemahnt an ein verlorenes Paradies. Der Mann ohne Sünde und Fehler hat uns unser täglich Fehlen und Fallen zum drückenden Bewußtsein gebracht. Der Anblick des unschuldigen Opferlammes hat uns die Bergeslast unserer großen Gesamtschuld vor die Seele gewälzt. Der auferstandene Heiland aber gewährt uns zum erstenmal das Hochgefühl erlöster Gotteskinder. Die Ostersonne zeigt uns nicht nur des Heilandes offenes Grab, sondern auch der Menschheit zerrissenen Schuldbrief; darum: Halleluja! lobe den Herrn, meine Seele, am Ostermorgen. Singet dem Herrn ein neues Lied!

„Halleluja! singet dem Herrn ein neues Lied!“ — ruft unser Psalm und setzt hinzu: „die Gemeinde der Heiligen soll ihn loben!“ Wohlan, geliebte Gemeinde, so gehorche diesem Psalmruf, dem

Dollmetsch der Osterfreude; laß denn erschallen auch **dein** Halleluja am Ostermorgen:

Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren;
Stimme, du Seele, mit ein zu den himmlischen Chören!
Kommet zuhauf; Psalter und Harfe wacht auf,
Lasset den Lobgesang hören!

Lobe den Herren und seinen hochheiligen Namen,
Lob ihn, was in mir ist, mit dem erkorenen Samen!
Er ist dein Licht; Seele, vergiß es ja nicht!
Lob ihn in Ewigkeit! Amen.

Text: Matth. 28, 1—10. (Man lese nach!) „Halleluja! Singet dem Herrn ein neues Lied!" So haben wir uns vorhin ermuntert. Der verlesene Text giebt fast in jeder Zeile Stoff zu solcher Ermunterung. So trüb das Herz war vom Karfreitag her und so thränenschwer das Auge: Die Dinge, die sich hier vollziehen auf göttliches Geheiß; die Botschaft, die hier ertönt aus Engelsmund; das Begegnen mit dem Herrn, wie es hier geschildert wird —, das alles ist so außerordentlich, so hochbeseligend, so wonnig und herrlich, daß sich unser ganzer inwendiger Mensch auflösen muß in Dank und Freude, in Preis und Jubel. Darum kann's auch nur ein Halleluja! sein, mit dem auch wir auf solch einen Text antworten. Ja, laßt uns dieses Halleluja heut zum Gegenstand unserer Betrachtung machen. Laßt uns unter Gottes gnädigem Beistand jetzt ins Auge fassen:

Das Halleluja am Ostermorgen.

Wir fragen: **1. Wer singt's? 2. Wohin dringt's?** dieses Halleluja am Ostermorgen.

1. Wer singt's? Wir antworten darauf: Die nicht, die einen Toten hüten, wohl aber die, die einen Heiland suchen.

Die einen Toten hüten, die singen kein Halleluja am Ostermorgen. Text V. 2—4. Wenn wir zurückgreifen in die Passionsgeschichte, so lesen wir dort, daß nach der Kreuzesabnahme und Beisetzung Jesu im Garten des Joseph von Arimathia die Hohenpriester und Pharisäer sämtlich zu Pilato gingen und zu ihm sagten: „Herr, wir haben gedacht, daß dieser Verführer sprach, da er noch lebte: ich will nach dreien Tagen auferstehen. Darum befiehl, daß man das Grab verwahre bis an den dritten Tag, auf daß nicht seine Jünger kommen und stehlen ihn und sagen zu dem Volk: er ist auferstanden von den Toten und werde der letzte Betrug ärger, denn der erste (Matth. 27, 63 u. 64)." Pilatus willfahrte diesem Ansuchen, gab die Hüter und so ward das Grab verwahret und versiegelt. — Nach diesen Mitteilungen erblicken wir also in den Hütern am Grab die Vertreter des guten (?) Gewissens, das die Pharisäer und Hohenpriester haben, selbst nachdem der Herr tot ist und im Grabe liegt. Es muß doch etwas Besonderes an diesem Propheten gewesen sein, daß man auch sein Grab noch hüten muß. — Doch die Hüter sind jetzt da; zudem ist das Grab versiegelt. So ist auch das in Ordnung und nichts mehr

zu besorgen. Vergnügt gehen diese würdigen Zionswächter heim und freuen sich nun ungetrübt ihres herrlichen Sieges und ihrer umsichtigen Weisheit, die auch für die Zukunft noch vorgebaut hat. Der Karfreitag vergeht, der Sabbat bricht an — alles ist in Ordnung. Die Wachen werden gewechselt — keine beunruhigende Nachricht. Der Sabbat geht zur Rüste — das Siegel ist unversehrt, die Hüter sind auf ihrem Posten. Die Hohenpriester und Pharisäer haben sich nicht enthalten können, noch einmal nachzusehen. Aber es geht über Erwarten gut; sie können sich getrost zur Ruhe legen. Auch von den sogenannten Jüngern Jesu hat sich keiner sehen lassen. Die Stadt ist still und die kleine Aufregung der gestrigen Todesstunde wird bald vergessen sein: dann sind wir wieder die unumschränkten Herren der Situation, die Löwen des Tages, die alleinigen Gebieter der Herzen und Gewissen. — So mögen sie kalkuliert haben die Helden des Karfreitags, die Siegestrunkenen am Sabbat. Lassen wir sie in ihrer Siegesfreude und Sabbatruhe und kehren wir zurück zum Grab des Herrn.

Die Hüter wachen. Sie zählen die Stunden der Nacht; sie harren des Morgens; sie freuen sich der baldigen Ablösung. Schon graut's im Osten — da: was war das? Es wankt der Boden; es bebt die Erde; es flammt der Himmel: Hören und Sehen vergeht den Hütern. Es ist ihnen als sänken sie hinab, unaufhörlich hinab in die Tiefe. „Die Hüter aber erschraken und wurden, als wären sie tot.“ Und sobald sie wieder zu sich kommen, flüchten sie zitternd von dannen und berichten, was sie gesehen, was sie gehört haben. „Himmelsglanz—Erdbeben — Lichterscheinung — das Siegel gelöst — der Stein weggewälzt — das Grab leer“ — so stoßen sie vielleicht hastig und verworren heraus, das Ereignis des Ostermorgens. — Die Hohenpriester hören's — und sind wie gelähmt. Heiß steigt's ihnen auf, kalt läuft's ihnen hinab. Es faltet sich die Stirne; es umdüstert sich der Blick; es erbleicht die Wange; es stockt in den Pulsen; es erbeben die Lippen vom verbissenen Fluch und unter Zähneknirschen stöhnt es die Wut: Also doch — *auferstanden*!! Da hieß es fürwahr abermals: „Die Hüter aber erschraken und wurden als wären sie tot!“ Der kurze Siegesreigen kam gar schnell ins Stocken und die brütende Lüge begann alsbald wieder ihr finsteres Geschäft. Ein *Halleluja am Ostermorgen* —: *hier* dürfen wir es *nicht* suchen!

Die Karfreitagsgeschichte und die Osterbotschaft sind seither gar vielen Feinden begegnet und haben manchen Kampf zu bestehen gehabt. Die Kreuzigung lassen sich zwar alle gefallen. Daß aber am Kreuz der Menschheit Sünde getilgt und der Sünder Erlösung erstritten worden sei, das ist vielen eine Thorheit und andern ein Ärgernis. Und weil diese Karfreitagsthat ohne die Osterbotschaft einem Bauwerk gleichen würde, das ohne schützendes Dach zerstörenden Stürmen und Wettern preisgegeben ist, so soll eben der Bau kein Dach, das Werk keine Krone haben; so soll der Gekreuzigte im Grab bleiben; so soll es kein fröhlich Ostern geben, damit die Stürme und Wetter des Zeit-

geistes den Glauben an die Erlösung um so leichter, um so rascher verheeren und zerstören können. Und so hüten denn heute auch viele noch den Toten, damit er tot bleibe. — Aber siehe, jedes neue Osterfest ruft's aufs neue durch die Lande; jeder erwachende Frühling stellt's aufs neue vor Augen: „der Stein ist weggewälzt, das Grab ist leer, der Herr ist auferstanden!" Auch die Spötter und Leugner, die Grabwächter unserer Tage, sie sehen's, sie hören's. Auch ihr Herz erbebt, aber — im Zorn darüber, daß die Christenheit noch immer ihr Ostern feiert! Und mit neuer Wut erklären sie dem Auferstandenen den Kampf und mit neuen Beweisgründen der Vernunft wollen sie die ewige Wahrheit wieder hinabzerren in des Grabes Tiefe! — Und so können wir freilich auch bei diesen Hütern unserer Tage keinen Beifall finden und hoffen für die Osterbotschaft, denn: die einen toten Christus hüten, die singen kein Halleluja am Ostermorgen.

Wohl aber die, die einen Heiland suchen im Grab. Text: V. 1, 5 u. 6. (Man lese nach!) Schweren Herzens, banger Sorge voll, betäubt noch von dem dumpfen Schmerz des Karfreitags, schreitet dieses Marienpaar hinaus zum Grab. Den treuen Seelenfreund, den heißgeliebten Sohn wollen diese Frauen noch einmal sehen und seinen Leichnam mit duftender Würze übergießen, um ihn zu wahren vor rascher Verwesung. Die Armen! Sie ahnen nicht, daß das Psalmwort (16, 10): „Du wirst nicht zugeben, daß dein Heiliger die Verwesung sehe" — an ihrem Freund schon selige Erfüllung geworden war. So kommen sie in ernstem Austausch oder wohl auch in schweigendem Ernst in die Nähe des Grabes. Da — was sehen sie? Das Grab — geöffnet — gähnt leer sie an. Dafür eine blendende Lichtgestalt darüber, die, mit ihrem Kummer gar wohl vertraut, ungefragt die Antwort giebt: „fürchtet euch nicht" — laßt euch nicht grauen, hängt auch nicht mehr eurem Schmerz nach —, nein, gebt eurem Kummer, euren Sorgen, eurem Jammer den Abschied! Fürchtet euch nicht, ich weiß, daß ihr Jesum, den Gekreuzigten, suchet. Ja, ich weiß es, daß ihr ihn suchet, daß ihr Sehnsucht nach ihm habt und heiliges Verlangen. Nun, für die suchenden Seelen giebt es am Ostermorgen frohe Botschaft; die Botschaft: „Er ist nicht hier, er ist auferstanden, wie er gesagt hat." — Die Frauen hören's; die Frauen sehen's und eilen davon, bebend vor Furcht und Freude. Aber die Freude behält die Oberhand, — wenn schon sie in diesem Augenblick mehr freudige Verwirrung als klare Herzenserfahrung ist, — die Freude behält die Oberhand, wie es unser Text ausdrücklich betont, wenn es da heißt: „und sie gingen eilend zum Grabe hinaus mit Furcht und großer Freude." Und diese große Freude, — was war sie anders, als ein tief empfundenes Halleluja am Ostermorgen!?

Ein Halleluja am Ostermorgen — das fehlt auch heute nicht, darf nicht fehlen auf den Lippen aller derer, die verlangend und sehnend einen Heiland suchen. Die Botschaft: „der Herr ist auferstanden!" sie

bietet ja auch heute noch dem Christenherzen in wenig Worten das ganze Himmelreich. Was am Weihnachtstag so lieblich geklungen, so trostvoll gelautet hat: „Also hat Gott die Welt geliebt!“ — das wird am Ostermorgen erst recht zu einer Engelsmusik; denn am offenen Grabe erst begreift die Seele die ganze Tiefe und Breite und Höhe dieser Gottesliebe, weil inzwischen das Blut des Gerechten auf Golgatha geflossen ist zur Vergebung der Sünden und der Auferstandene ebenso von dem angenommenen Karfreitagsopfer Zeugnis giebt, als er das neue Leben aus Gott und mit Gott widerspiegelt. Am Ostermorgen, ja da begreifen wir auch das Pauluswort Römer am sechsten: „So sind wir je mit ihm begraben durch die Taufe in den Tod, auf daß, gleich wie Christus ist auferwecket von den Toten durch die Herrlichkeit des Vaters, also sollen auch wir in einem neuen Leben wandeln.“ Hat's am Karfreitag geheißen: „Das Alte ist vergangen — die Sünde ist getilgt: Gott war in Christo und versöhnete die Welt mit ihm selber und rechnete ihnen ihre Sünden nicht zu“; — so heißt es am Ostermorgen: „Siehe, es ist alles neu geworden: Wer will nun die Auserwählten Gottes beschuldigen? Gott ist hier, der gerecht macht: wer will verdammen? Christus ist hier, der gestorben ist, ja vielmehr — merke dieses bedeutungsvolle ‚vielmehr‘ — ja vielmehr, der auch auferwecket ist, welcher ist zur Rechten Gottes und vertritt uns (2 Kor. 5, 19; Röm. 8, 33)!“ So ergänzt und bestätigt und vervollkommt der Ostermorgen die Karfreitagsthat. Darum sagen wir, wer einen Heiland sucht, wer einen Erlöser braucht — und wer brauchte ihn nicht? — der kann erst recht froh werden am Ostermorgen. Denn der Auferstandene bringt die unerhörte Kunde: „Der Tod — der Sündensold — ist verschlungen in dem Sieg!“ Und was will das anders heißen, als eben wiederum: Die Strafe liegt auf ihm, auf daß wir Frieden hätten und durch seine Wunden sind wir geheilet. Nur daß diese Strafe am Ostermorgen auch von ihm wieder genommen ist, zum Zeugnis: Der Sendungszweck des Sohnes ist erfüllt, das Opfer ist angenommen, die Schuld getilgt, und wie der Sohn den Vater verklärt hat in seiner Gerechtigkeit, so verkläret jetzt der Vater den Sohn in seiner Heiligkeit. Der Osterengel, die Ostersonne thun dabei den ersten Dienst. Und aller suchenden Seelen Halleluja am Ostermorgen ist mit ein Verklärungsdienst für den Auferstandenen.

Laßt des Dankes Harfe klingen,
Daß die Seele freudig bebt!
Laßt uns, laßt uns mächtig singen
Dem, der starb und ewig lebt,
Daß das Herz vor Wonne bebt!
Preis und Ehre laßt uns bringen
Dem, der starb und ewig lebt!
Dem, der starb und ewig lebt!

Mit solchem Preis aber stehen wir schon auf dem Punkt der zweiten Frage:

2. Wohin dringt's — das Halleluja am Ostermorgen? Wir antworten textgemäß: himmelan dringt es als Dankes-

psalm und in die Welt hinaus bringt es als Siegeskunde.

Himmelan als Dankespsalm. Text V. 8 Schluß u. V. 9. Als den beiden Frauen durch die Begegnung mit Jesus und durch seinen freundlichen Herzensgruß die Thatsache seiner Auferstehung zur frohen Gewißheit geworden war, umfaßten sie, überwältigt vom Hochgefühl ihrer Freude, seine Füße und fielen vor ihm nieder. Was sie da im Staube gethan haben? — wer kann noch fragen danach? Ein Dankespsalm aus tiefstem Herzensgrund ist da gewiß aufgestiegen als köstliches Osteropfer; ein inniges, tief empfundenes: „Lobe den Herrn, meine Seele, und vergiß nicht, was er dir Gutes gethan hat!"

Und du, mein Christ, wohin willst du mit deinem Halleluja am Ostermorgen? Doch auch hinauf vor allem, himmelan soll's schallen zuerst als Dankespsalm: Man singet mit Freuden vom Sieg in den Hütten der Gerechten. Die Rechte des Herrn behält den Sieg, die Rechte des Herrn ist erhöhet, die Rechte des Herrn behält den Sieg! Das ist vom Herrn geschehen und ein Wunder vor unseren Augen! Ja, der Herr hat Großes an uns gethan, des sind wir fröhlich! „Nun wir sind gerecht geworden durch den Glauben, haben wir Friede mit Gott durch unsern Herrn Jesum Christum, durch welchen wir auch einen Zugang haben im Glauben zu dieser Gnade, darinnen wir stehen und rühmen uns der Hoffnung der zukünftigen Herrlichkeit, die Gott geben soll." (Psalm 118, 15. 16. 23; 126, 3; Röm. 5, 1 u. 2.) — So laß ihn himmelan wallen deinen Dankespsalm. Aber vergiß nicht, dabei zu umfassen die Füße deines Heilandes in anbetendem Dank; vergiß nicht, auch ihm dich zu beugen in demütiger Hingebung: „Dir—o Jesu, mein auferstandener Heiland—Jesu, dir ergeb ich mich, dein zu bleiben ewiglich!"

Ist so das Halleluja hinaufgestiegen im Dankespsalm, so soll's um euch hinausdringen in die Welt als Siegeskunde.

Die beiden Marien erhalten den Auftrag von dem Engel: „und gehet eilend hin und saget es seinen Jüngern, daß er auferstanden sei von den Toten." Und der Herr selbst spricht zu ihnen: „Gehet hin und verkündiget es meinen Brüdern, daß sie gehen in Galiläam, daselbst werden sie mich sehen." Und das eigene Herz trieb die Beglückten nicht minder zur Mitteilung dessen, was sie erfahren hatten am Ostermorgen. So gingen sie eilend hin und brachten die frohe Kunde dem stillen, schmerzgebeugten Jüngerhäuflein in Jerusalem. Da gab's denn freilich auch erst einen Kampf zwischen zweifelndem Bangen und fröhlicher Hoffnung, bis selige Erfahrung auch die Jüngerherzen freudig verklärte gleich einem neuen Lebensstrom, der durch einen siechen Leib fährt. Nun sie sich aber wieder fühlten als Glieder an einem lebendigen Haupt, und bald darauf der Pfingstgeist das neue Leben in ihnen vertieft und geläutert hatte, scholl es auch in alle Lande, vom Pontus bis zur Adria: „Der Herr ist auferstanden,

er ist wahrhaftig auferstanden! Halleluja! Singet dem Herrn ein neues Lied! Die Botschaft vom Ostermorgen ward zum Ostergruß in aller Christen Mund. Da half kein Hüten und kein Wachen, kein Lügen und kein Trügen, kein Dräuen und kein Stäupen: Das Halleluja vom Ostermorgen war stärker als der Hohenpriester Verdikt, ja stärker als Römermacht, Germanentrotz und Slavenschwert. Man sang nun mit Freude vom Sieg. Und verstummten auch tausend Kehlen auf Blutgerüst und Flammenherd, so sangen's Zehntausend, die aus der Asche und dem Blut dieser Märtyrer geboren wurden, um so kräftiger, um so lauter: „Halleluja! Singet dem Herrn ein neues Lied! Der Herr ist auferstanden!"

Und sollte das Halleluja am Ostermorgen heute verstummt sein? Nein; ihr alle, die ihr des Zeugen seid, die ihr's erfahren habt, was es ist um Sündennot und Gottesfrieden und Heilandsgnade; ihr alle, die ihr heut Ostern feiert mit Hörerandacht und Sangesfreudigkeit; ihr alle sollt nun auch euer Halleluja am Ostermorgen, euer Lob zu Ehren des Auferstandenen, hinaustragen ins Leben: Zeugnis davon geben vor aller Welt dadurch, daß ihr mit Christo, dem Auferstandenen, nun auch in einem neuen Leben wandelt, feststehet im Glauben, erglühet in der Liebe, vertrauet auf Gott und rein euch erhaltet im Wandel! Dann wird der Herr euer Halleluja, das Leben und That geworden, auch erwidern mit einem freundlichen: seid gegrüßet! — wird segnend euch nahen, so lang ihr im Leben wallet; wird liebend euch empfahen, wenn ihr von hinnen scheidet und das Ostergewand himmlischer Verklärung euch schenken am Tage der großen Auferstehung!

Rufst du die zerfallnen Glieder
Dann aus dunkler Grabesnacht,
Daß der Deinen Asche wieder
In verklärtem Glanz erwacht:

So wird dort im ewgen Leben
Unsre dankerfüllte Brust
Dann mit engelgleicher Lust

Deinen Sieg, o Herr, erheben,
Und wir sprechen auch allda:
Gott sei Dank! Halleluja! Amen.

Die Auferstehung, eine historische Thatsache handgreiflichster Art, die eine Anzahl von Menschen, ja sogar 500 auf einmal, mit leiblichen Augen gesehen haben wollen (1 Kor. 15, 6), das ist eine Zumutung an den Glauben der nachkommenden Geschlechter, um die auch mit keinen Mitteln des Denkens und der Exegese herumzukommen ist. Daran ärgern sich daher heute noch viele, die an Christus im allgemeinen zu glauben behaupten, und kommen damit zum Stillstand auf ihrem Glaubenswege, dem meistens ein Rückgang folgt. Und doch ist diese historische Thatsache ursprünglich das ganze Christentum gewesen. Niemals hätten die Apostel den Mut gehabt, es vor der Welt zu verkünden, wenn Christus für sie am Kreuz und im Grabe geendet hätte.—(Hilty.)

Die evangelischen Bewegungen im katholischen Frankreich.

Eine der hoffnungerweckendsten Erscheinungen an der Wende der Jahrhunderts sind die Regungen evangelischen Geistes innerhalb der katholischen Kirche. Dieselben sind freilich nichts Großartiges, das, wie der Krieg in Afrika oder die Pariser Weltausstellung, alles andre Interesse zu verdrängen suchte, sondern sie gleichen den vom flüchtigen Auge noch kaum bemerkten, zarten Hälmlein, die das winterlich kahle Feld mit dem ersten Anfluge des Grün überziehen; noch kann sie der nächste Frost wieder vernichten, aber sie können auch unter Gottes Schutz zum fruchttragenden Ährenwalde heranwachsen. Im ganzen zeigt das neunzehnte Jahrhundert auf kirchlichem Gebiete die bemerkenswerte Erscheinung, daß der Katholizismus in denjenigen Ländern, die sich in der Reformation seiner Alleinherrschaft entzogen haben, Fortschritte gemacht hat, daß er dagegen in überwiegend katholisch gebliebenen Ländern stagniert und Zeichen des Verfalls kundgiebt. Unter dem Schutze eines wesentlich von protestantischem Geiste durchdrungenen Volksgeistes und staatlichen Regiments und heilsam eingeschränkt durch dasselbe vermag der Katholizismus, sozusagen, die bessere Seite seines Wesens, seine Energie, seine Klugheit, sein Organisationsgeschick geltend zu machen; unter Nationen von katholischem Naturell sinkt er auf das Niveau des Nationalen herab, wird verweltlicht, wird Parteisache, vermag nicht das Volksleben von innen heraus zu veredeln und zu weihen, sondern schlägt es von außen in Ketten des Formeltums, ruft durch tyrannisches Auftreten die Opposition alles selbständigen Denkens hervor und stürzt die Nation in den segenslosen Kampf zwischen bigottem Aberglauben und radikalem Unglauben. Das hat sich insonderheit in der Geschichte Frankreichs in den beiden letzten Jahrhunderten gezeigt.

Die Franzosen sind unzweifelhaft, wie die Geschichte lehrt, eine für religiöse Eindrücke sehr empfängliche Nation. Die großen Reformationen des mittelalterlichen Mönchtums, die cluniacensische und die cisterziensische, sind von Frankreich ausgegangen, die Kreuzzugsbegeisterung hat in Frankreich ihre Heimat gehabt, in seinen Kämpfen mit dem liberalistischen Ghibellinentume hat der Antäus des Papsttums sich stets vom Boden Frankreichs neue Kräfte geholt. In der Reformationszeit hat die völkerbewegende Idee von der Rechtfertigung aus Gnaden ohne hierarchische Vermittelung allein durch den Glauben ein kräftiges Echo französischen Lautes erweckt; das Evangelium ist international, aber wie das Luthertum sein deutsches Gepräge nicht verleugnen wird, so ist der calvinische Hugenottismus, obwohl auch auf andre Nationen übertragen, doch spezifisch französischen Charakters. Der Herrscher, der die Franzosen zur grande nation gemacht hat, der hat auch den Katholizismus zur französischen Nationalreligion restauriert. Das Edikt von Nantes mit seiner Religionsfreiheit erklärte Ludwig XIV. für aufgehoben, denn: „es giebt in Frankreich keine

Hugenotten mehr." Desgleichen wurden die auf eine Verinnerlichung der Frömmigkeit gerichteten Bestrebungen des Jansenismus mit roher Hand unterdrückt, und von nun ab ist Frankreich dem unheilvollen Einflusse des Jesuitentums widerstandslos ausgesetzt. Die Folgen davon blieben nicht aus, Stagnation des religiösen Lebens trat ein, der Zusammenhang der Religion mit der fortschreitenden Bildung der Nation ward zerrissen, des Lichtes der Wahrheit beraubt schwankt das Volk zwischen Bigotterie und Unglauben oder den trüben Mischungen beider.

Die neue Aera Frankreichs in der Revolution begann mit der Absetzung des Christengottes, mit der Inthronisierung der Madame Momoro als Göttin der Vernunft. Aber der Schwindel konnte nicht lange anhalten, er war zu sehr allem Menschlichen hohnsprechend, und schon Robespierre mußte beim alten Kirchenglauben eine bescheidene Anleihe machen: le peuple francais reconnait l'existence d'un être suprême. Napoleon war klug genug, zu erkennen, daß der Atheismus nicht stark genug sei, allein die Stütze seines Thrones zu bilden, er bedurfte der Kirche als Mittel zum Zweck, und die katholische Kirche fand sich darein, als eine Dienerin des empire zu fungieren. Dann folgte nach Napoleons Sturze in der Restaurationszeit der romantische Katholizismus, der mit seiner schwärmerischen Verehrung für das ritterliche fromme Mittelalter die römische Kirche mit einem so sehr unverdienten Glorienschein umhüllte. Den Profit von dieser Glorificierung genoß der Ultramontanismus, die Jesuiten gewannen neuen Einfluß, die Erinnerung an die gallikanische Kirchenfreiheit galt als Ketzerei, die Unduldsamkeit gegen den Protestantismus als Frömmigkeit. Auf der andern Seite hat es in Frankreich bewußte Nichtchristen und überzeugte Atheisten in ununterbrochener Folge gegeben, und der Antagonismus zwischen Bigotterie und blödestem Aberglauben auf der einen und krassestem Unglauben auf der andern Seite hat das ganze Jahrhundert hindurch gewährt. Unter Napoleon dem dritten und der frommen Eugenie gelangte die ultramontane Frömmigkeit mit ihrem Wallfahrtsfieber, ihrer Mariolatrie zur höchsten Blüte. Da kam die Katastrophe von 1870 und in der dritten Republik kam die unkirchliche Richtung zum politischen Siege. Belehrt durch die Erfahrung eines Jahrhunderts verfiel man nicht mehr auf den tolldreisten Versuch von 1792, die christliche Religion zu bekriegen, sondern die Losung war: dieselbe totzuschweigen. Unter Napoleon war der Katholizismus als die Religion der Mehrheit der Franzosen anerkannt, davon ist jetzt nicht mehr die Rede, keine staatliche Kundgebung nimmt auf die Religion Rücksicht; in des Ministers Paul Bert Moralkatechismus, der in den öffentlichen Schulen eingeführt ist, kommt der Name „Gott" nur einmal vor, indem auf die Frage, was von Gott zu halten sei, die Antwort gegeben wird, das lasse sich nicht genau sagen.

Hat die Politik des Totschweigens ihren Zweck erreicht? Für die einen war vielleicht dies der Zweck, daß nach nun 30 Jahren die reli-

giöse Frage auf Frankreichs Boden ganz ausgestorben sein, kein Mensch sich mehr um Religion bekümmern sollte; für andere war vielleicht die bessere Hoffnung da, daß das religiöse Leben im Volke sich in stiller, friedlicher Entwicklung entfalten werde. Beide Erwartungen sind nicht erfüllt. Die Dreyfusaffaire hat das Ergebnis aufgedeckt. Frankreich, das die Religion totschweigen wollte, ist in religiöser Beziehung aufs tiefste gespalten. Jesuitentum und Reformjudentum streiten sich um die Beute.

Aber unter dem von zwei Seiten geführten Aushungerungskriege ist das religiöse Leben doch noch nicht erstorben, und was von der einzelnen Menschenseele gesagt ist, daß aus dem Sturm der Leidenschaften und aus dem niederziehenden Druck irdischer Gesinnung hervor immer wieder aus dem Innersten das Bedürfnis nach Gott schreit, das gilt auch von der Volksseele, auch der Frankreichs: „Fecisti nos ad te et inquietum est cor nostrum, donec requiescat in te.“ Noch giebt es auf der einen Seite eine blühende, lebenskräftige französische reformierte Kirche. Aber auch in den Reihen der römischen Priesterschaft regt sich das religiöse Gewissen, und seit etlichen Jahren darf man von einer eigentlichen evangelischen Bewegung innerhalb derselben reden. Es bewahrheitet sich hier wieder das Sprüchlein vom Kruge, der so lange zu Wasser geht, bis er bricht. Das religiöse Gewissen der französischen Katholiken, namentlich der jesuitisch erzogenen Priesterschaft, hat sich viel gefallen lassen; endlich aber hat ein über das Maß hinausgehender grober Affront den Anlaß zum Widerspruch gegeben. Der von Leo Taxil jahrelang getriebene und dann aufgedeckte berüchtigte Teufelsschwindel, in welchem unter allerhöchster Genehmigung des heiligen Stuhls der Protestantismus als Teufelswerk geschmäht ward, hat den Krug zum Zerbrechen gebracht. Immer lauter erschallt aus dem Lager der katholischen Priesterschaft das klagende Bekenntnis: wir sind betrogene Betrüger, wir sind nicht aus der Wahrheit; wir wollen aber die Wahrheit, und bei uns finden wir sie nicht.

Ein hervorragender katholischer Geistlicher, Abbé Charbounel, schrieb 1897 in der p r o t e s t a t i s c h e n Revue Chrétienne:

„Seit Jahren befindet sich der römische Katholizismus sichtbar in einer Entwicklung der Frömmigkeit, die in schlimmen Täuschungen endigen muß. Erscheinungen, Wallfahrten, wunderbare Enthüllungen, Prophezeiungen, neue Kulte und Andachtsübungen nehmen den größten Raum ein in den Manifestationen des religiösen Lebens in der römischen Kirche. Man fängt an, an die heilige Jungfrau von La Salette und von Lourdes zu glauben, und man endet mit dem Glauben an Diana Vaughan. Der Katholizismus hat entschieden ein wenig Protestantismus nötig.“

Die bedeutendste Kundgebung aber war das öffentliche Bekenntnis des Abbé Philippot. Derselbe, von den Carmeliten erzogen, war Präfekt einer Hochschule, hatte verschiedene Berufungen an katholische Lehrstühle der Theologie ausgeschlagen. Als Pfarrer setzte er seine Studien eifrig fort, die ihm immer mehr Klarheit über die Irrtümer der römischen Kirche brachten. Die günstige Beurteilung des Protestantismus in einer Konferenzarbeit brachte ihn in Konflikt mit seinem Bischof, der ihm jede weitere Veröffentlichung seiner Ansichten verbot.

Darauf überreichte der mutige Mann seinem Bischof eine offene Erklärung seines evangelischen Glaubensstandpunktes. Es heißt darin:

„Ich bin Christ, weil ich durch den Glauben mit Christo vereinigt bin und in ihm und durch ihn Vergebung meiner Sünden und die unmittelbare Gemeinschaft mit meinem himmlischen Vater habe. Ich stelle das Evangelium Jesu Christi über jedes menschliche Wort und beurteile alles nach dem Evangelium. ... Ich glaube an die göttliche Offenbarung, die sich in folgendem zusammenfaßt: Jesus Christus vorbereitet und angekündigt im Alten Testament; Jesus Christus in seinem Erdenleben das Heil der Menschen verkündigend; Jesus Christus in seinem verklärten Leben seinen Geist den empfänglichen Seelen mitteilend.... Ich glaube an die ewige Seligkeit, deren Bedingungen unwiderruflich durchs Evangelium festgestellt sind. Die Bedingungen des Heils laufen zurück auf eine einzige, den Glauben an Jesum den Christ; aber dieser Glaube ist nicht ein einfach verstandesmäßiger Glaube, er ist ein unbedingtes Vertrauen, eine völlige Hingabe der Seele an die Leitung Jesu Christi....

Ich glaube an den heiligen Geist, der durch den Sohn vom Vater gekommen ist, der der Stellvertreter Jesu Christi ist.... Ich glaube an das Wort Gottes, das enthalten ist in den kanonischen Schriften des Alten und Neuen Testaments. Die Bücher der heiligen Schrift sind nicht vom Himmel gefallen, sie sind nicht wörtlich ihren Verfassern diktiert; der *Seele* der Patriarchen und Propheten, der *Seele* Christi und der Apostel, der Seele aller begeisterten Menschen hat der heilige Geist den Gedanken und Willen Gottes eröffnet.... Ich glaube an das in den heiligen Schriften nicht geschriebene Wort Gottes, die göttliche Überlieferung, welche der heilige Geist in der Kirche erhält, und welche die Kirche unter Kontrolle der heiligen Schrift dem Volke zu lehren hat.... Ich glaube an eine heilige, katholische und apostolische Kirche.... die römische Kirche ist nicht die allgemeine Kirche, sie ist nur der beträchtlichste Teil derselben. Die Apostel und die ersten Missionare haben von einander unabhängige Kirchen gegründet, dieselben waren allein durch die Liebe und den Glauben an Jesum Christum geeint. Später haben sich die Kirchen freiwillig unter die Autorität des Bischofs von Rom gestellt; das Papsttum ist also eine menschliche Einrichtung, und heute wie einst sind alle Kirchen gleich vor dem Evangelium; 200 Millionen Menschen, die an Christum glauben, den Namen Christen verweigern ist eine Lästerung.... Ich glaube an die Unfehlbarkeit des göttlichen Worts, das enthalten ist in der heiligen Schrift und in der Lehre der Kirche. Aber die Unfehlbarkeit ist eine Eigenschaft, die Gott keiner Kreatur mitteilen kann. Die Propheten haben, trotz ihrer Inspiration, sich getäuscht, die Apostel haben sich getäuscht, wenn sie erwarteten, ihre Zeitgenossen würden das Ende der Welt sehen; warum soll der Papst unfehlbarer sein als die Propheten und die Apostel?.... Ich glaube, daß in der Kirche eine Lehrautorität, eine offizielle Lehre nötig ist; aber die Wahrheit drängt sich nicht auf, sie bietet sich dar; der einfache Gläubige hat das Recht, sich auf seinen Hirten zu verlassen und zu erwarten, daß er von ihm die Wahrheit hören werde. Der Pastor, der auf Befehl lehren würde, ohne sich von dem *Werte* seiner Lehre überzeugt zu haben, wäre so verwerflich, wie der Droguenhändler, der Heilmittel und Gifte ohne Unterschied verhandeln würde. Ich beanspruche also das Recht, anders zu denken als meine Vorgesetzten, da es meine Pflicht ist, die Wahrheit zu suchen. Wenn ich so handle, so halte ich mich so weit als möglich fern von Ketzerei. Ein Ketzer ist, wer das Wort von Menschen über das Wort Gottes stellt. Der ‚Andersgläubige‘ stellt das Wort Gottes über das der Menschen. Was die ‚Rechtgläubigen‘ betrifft, so teilen sie sich in zwei Klassen, die Naiven, welche glauben, Gott habe der Kirche ein unausgefülltes Formular gegeben, und im voraus alles unterschrieben, was der Papst noch einmal lehren kann, und zweitens die Schlauen, die wissen, woran sie sind, die öffentlich alle dogmatischen Formeln unterschreiben, im geheimen aber sie anders verstehen als die Kirche. Ich habe zuviel über religiöse Fragen nachgedacht, um naiv geblieben zu sein, und mein Gewissen untersagt mir, in das Lager der Schlauen überzugehen.... Ich bin und will nichts anders sein als ein Prediger des Evangeliums; ich bin ebenso unfähig, ein heuchlerisches Schweigen zu beobachten, als zu lügen. In jeder Lage, geehrt oder erniedrigt, bin ich entschlossen, das Evangelium zu predigen, meinem Gewissen gehorchend. Wehe mir, wenn ich das Evangelium nicht predigte.“

Die Antwort, welche dem kühnen Priester sein Bekenntnis seitens seines Bischofs einbrachte, war, wie kaum anders zu erwarten, die Amtsentsetzung und die große Exkommunikation. In seiner Wirkung aber auf die Stimmungen des französischen Volks läßt sich das Glaubensbekenntnis Philippots mit den 95 Thesen Luthers vergleichen; ob freilich die Wirkung eine gleich nachhaltige sein wird, muß erst die Zukunft zeigen. Jedenfalls trat in Veranlassung dieses Schreibens die

schon längst unter der französischen katholischen Geistlichkeit verbreitete evangelische Bewegung aus ihrer Verborgenheit ans Licht. Eine Anzahl Priester trat im Oktober 1897 in Paris zusammen zur Gründung einer Zeitschrift: „Der französische Christ.“ Im Vorworte derselben heißt es:

„Wir sind alle Priester, Weltpriester, Mönche und Ordensgeistliche, die einen schon ausgetreten aus der römischen Kirche, die andern noch in ihrem Schoße und unter der Hierarchie, wollen wir alle eine religiöse Reform, einen verjüngten Katholizismus, ein Christentum, wie es die Apostel aufgerichtet haben, die einzigen authentischen Ausleger Jesu.

Das Papsttum ist für uns nichts als eine menschliche Einrichtung, ehrwürdig, wenn es verzichten will auf eine Vergangenheit voll von Irrtümern und dogmatischen Erfindungen, verwerflich, wenn es sich verstockt in dem Stolz seiner antichristlichen Vorrechte. Die Einheit ist ein Übel, wenn sie sich auf den Trümmern christlicher Liebe und der Vereinigung in Jesu Christo erhebt. Wir appellieren an Katholiken und Protestanten, an alle, welche eine religiöse Annäherung auf apostolischer Grundlage erstreben, welche am Heile Frankreichs mit Hilfe des Evangeliums arbeiten wollen.“

Der Aufruf des Chrétien francais hat unter der katholischen Geistlichkeit Frankreichs viel Anklang gefunden; von den 4000 Exemplaren, welche zu Anfang unter dieselbe verteilt wurden, sind nur sieben zurückgeschickt worden. Die Seele der hochbedeutsamen Bewegung ist der glaubenseifrige, begeisterte Abbé Bourrier aus Marsaille, der die Redaktion der Zeitschrift Chrétien francais übernommen hat. Man sieht, daß es in der Bewegung nicht speziell auf einen Übertritt und auf eine Hinüberleitung zum Protestantismus abgesehen ist, sondern auf eine Rückkehr und einen Weckruf zum ursprünglichen Christentum. Das kann natürlich unsere protestantische Sympathie für die Bewegung nicht vermindern, und es ist ja auch gut so, denn gerade auf diese Weise findet das Wort der überzeugungstreuen Männer viel eher Widerhall in den Herzen der französischen Priesterschaft. Die Austritte aus der Priesterschaft mehren sich; der Eclair, ein katholisches Blatt, schrieb: „Der Exodus dauert fort, die Sache ist unbestreitbar sehr ernst und muß die Kirchenobern besorgt machen; es vergeht kein Monat oder nicht einmal eine Woche, ohne daß irgend ein Priester mit mehr oder weniger Eklat aus dem Klerus austritt.“ Manche von den Austretenden sind in andre Berufsarten, z. B. zur juristischen Karriere übergegangen, andere nähren sich von ihrer Hände Arbeit, etliche lassen sich zum protestantischen Predigtamte ausbilden. Für eine große Anzahl aber ist vermöge ihres Alters und der Art ihrer Vorbildung der Eintritt in fast irgend eine andere Karriere geradezu verschlossen, und sie stehen nach ihrer Verstoßung aus dem Priesteramte völlig hilflos da. Das Pfarrhaus Bourriers, der zum Prediger der reformierten Kirche ordiniert worden ist, ist für viele der heimatlos Gewordenen eine Zufluchtsstätte geworden. Das Hilfswerk aber hat größere Ausdehnung annehmen müssen, weitere Zufluchtshäuser sind von Freunden des Chrétien francais eröffnet worden. Statutengemäß wird nur denen Beistand gewährt, die das Joch der römischen Kirche aus Gründen des Gewissens abschütteln. Je nach ihrer Qualifikation werden solche hilfesuchenden Priester ausgebildet zu Pastoren, Missionaren,

Evangelisten, Lehrern, oder, wenn hierzu nicht brauchbar, in Geschäften, Komptoiren, als Polizeikommissäre u. dgl. untergebracht. Ein Liebeswerk ist hier im Gange, das die Teilnahme der ganzen evangelischen Christenheit beansprucht. Vor sanguinischen Hoffnungen wird man sich zu hüten haben; des Herrn Werk wird auch hier im kleinen, unter Druck, Kreuz und Märtyrertum vor sich gehen; aber gewiß ist: von der kräftigen Fortführung dieses Werkes ist die geistige Zukunft Frankreichs in großem Maße abhängig. Entweder wird Frankreich aufhören, sich von der bigotten Priesterschaft gängeln zu lassen, die aus der Religion eine Regierungskunst, ein Mittel zur Herrschaft, ein Werkzeug zur geistigen und sozialen Unterdrückung, ein System der Unduldsamkeit macht; oder es wird den Weg gehen, zu dem Rom alle seine treuen Völker zu führen pflegt, Polen, Östreich, Spanien, Mittel-Amerika. Vestigia terrent. E. O.

Prof. Dr. C. Hilty, „Glück," III. Band.

Wenn Prof. Nülsen in seinem Vortrag zeigt, daß das Naturgesetz und die göttliche Weltordnung mit unentrinnbarer Notwendigkeit die natürliche und die geistige Welt beherrschen und daß die Individualität nur die Wahl hat, entweder diesen von dem Schöpfer gesetzten Ordnungen frei zu dienen und in der Harmonie damit zum äußeren und inneren Wohlstand und Befriedigung zu kommen,—so führt das herrliche Buch von Dr. Hilty einen Schritt weiter.

Es zeigt allerdings auch, wie vergeblich alles und jedes Streben nach Glück ist, wenn es nicht am rechten Ort und auf die rechte Weise gesucht wird. „Gottesnähe und Arbeit" bezeichnet er als die „Hilfskonstruktionen des Lebens", die vorhanden sein müssen, wenn das wahre Herzensglück sich einstellen soll. In ähnlicher Weise wie Dr. Valeton in seinem Vortrag weist er darauf hin, daß Gottes Nähe müsse erfahren, erlebt werden. Der wahre Glaube an Gott gründet sich auf das, was der Mensch in der Gemeinschaft mit seinem Gott erfährt und erlebt. Und hier deutet er, sicher aus eigener Erfahrung—denn das kann man aus Büchern nicht lernen —, die zarten Gesetze an, gleichsam die Physiologie des geistlichen Lebens in der Gemeinschaft mit Gott, welche das innere Herzensleben in der Gemeinschaft mit Gott regulieren, wie ein innerer Friede, eine Freudigkeit, ein inneres Wohlsein sich einstellt, wenn keine Hemmung und Trübung des Verhältnisses mit Gott vorhanden ist; wie ein festes Vertrauen auf die göttliche Hilfe das Herz der Sorgen entledigt und nicht etwa dumpfe Resignation oder Traurigkeit, sondern ein freudiger und zufriedener Geist das innere Leben erheitert. Dieses innere Lebensglück, diese Ruhe und Freudigkeit verdüstert sich aber sofort, sobald der Mensch eigene Wege zu gehen versucht, etwas anderes neben Gott begehrt und erstrebenswert findet. Wer auf diese inneren Symptome der Verdüsterung achtet, hat daran die Mahnung zurückzukehren. Wer aber acht-

los darüber hinweggeht, dem verdüstert sich wieder der Lebensweg, Friede und Freude weht und er sinkt zurück in den ruhelosen Stand eines gottfernen Herzens. Alle diese schönen Gedanken werden nicht in abstrakt theoretischen Lehrsätzen vorgetragen, sondern in lebhaften, das Gemüt ergreifenden und womöglich überzeugenden Worten.

Pädagogisches.

Joseph in Potiphars Hause.*)

Katechetischer Entwurf für die Oberstufe, von Otto Zuck, Hauptlehrer in Atzendorf.

(Aus Katechetische Zeitschrift: siehe Anzeige am Schluß.)

A. Vorbereitung.

Ziel: Wir wollen heute sehen, wie es Joseph weiter ergangen ist.

Wohin führten die Kaufleute den Joseph? Das war ein weiter Weg. Beschreibe ihn! Joseph mußte durch den heißen Wüstensand neben den Kamelen herlaufen; war er todmüde, und konnte er nicht mehr weiter, so setzte man ihn auf ein Tier. — Wie mag es auf dieser Reise in dem Herzen Josephs ausgesehen haben! Er gedachte seines Vaters, der es mit ihm allezeit so lieb und gut gemeint hatte — an die Heimat, in der es ihm bisher so wohl ergangen war — seiner bösen Brüder, die so schlecht an ihm gehandelt hatten — an die Zukunft: wie wird es mir in Ägypten ergehen, werde ich je meine Heimat wiedersehen? Bei solchen Gedanken wurde sein Herz sehr betrübt und traurig, er weinte heiße Thränen. — Es stiegen aus dem Herzen Josephs aber auch Gedanken anderer Art auf. Woran wird er nämlich gedacht haben — denkt an die Veranlassung, welche die Brüder zu der bösen That trieb? Er sagte sich: ich bin an meinem Elende auch mit schuld, durch meinen Hochmut ist so großes Unglück über mich gekommen. Gott hat mir die Trübsal zur Züchtigung und Besserung auferlegt. Welchen Vorsatz wird Joseph gefaßt haben? Ich will alles geduldig ertragen und fortan besser sein; dann wird der Herr auch in Ägypten mit mir sein, wie er einst mit meinem Vater in dem fremden Lande gewesen ist. — Das Reiseziel ist erreicht. Wohin werden die Kaufleute Joseph gebracht haben? Auf den Sklavenmarkt. Bald kommt ein vornehmer Ägypter daher und kauft Joseph. Wie mag es bei diesem ergangen sein? Er wurde der niedrigste der Sklaven, hatte allerlei Übels von den Aufsehern zu erdulden, kannte die Sprache nicht u. s. w. Joseph ertrug dies alles mit Geduld. Welchen Schluß kannst du daraus ziehen? Gott nahm sich Josephs an; sein Herr machte ihn zum Aufseher und setzte ihn danach über sein ganzes Haus (Oberinspektor); denn was Joseph that, dazu gab der Herr Glück. Über Joseph kam

*) Veranlassung zur Wiedergabe dieses Entwurfes war die Frage No. 11 in No. 3 des Magazins und mag dieselbe hierdurch teilweise ihre Beantwortung finden. R.

aber noch einmal große Trübsal. Wie dies alles geschah, wollen wir jetzt hören.

B. Darbietung.

I. Joseph im Hause Potiphars. — Joseph ward nach Ägypten geführt, und Potiphar, der Kämmerer (d. i. ein Hofbeamter) und Hofmeister (d. i. ein Oberster der königlichen Leibwache) des Königs Pharao kaufte ihn von den Ismaeliten. Der Herr war mit Joseph und gab ihm Kraft, in stiller Ergebung und Geduld seine Leiden zu tragen und die Pflichten seines Dienstes in gottseliger Treue zu erfüllen. Da Joseph sich willig der Leitung Gottes fügte, so war der Herr ihm auch ferner mit seiner Hilfe nah; denn zu allem, was Joseph that, gab der Herr Glück. Da das Potiphar sah, fand er an Joseph Wohlgefallen und erhob ihn von einer Dienststufe zur andern, und als er seine Brauchbarkeit mehr und mehr kennen gelernt hatte, setzte er ihn über sein ganzes Haus, machte ihn zu seinem Haushofmeister und vertraute ihm mit dieser Würde nicht nur die Oberaufsicht über das Gesinde, sondern auch die Verwaltung seiner ganzen Wirtschaft an, wozu auch der Betrieb einer bedeutenden Ökonomie gehörte; denn in Ägypten war die Kriegerkaste von jeher mit umfangreichen Ländereien ausgestattet. Der Herr segnete des Ägypters Haus um Josephs willen.

II. Joseph wird versucht und ins Gefängnis geworfen. — Es begab sich, nachdem Joseph mehrere Jahre bei Potiphar Haushofmeister gewesen war, daß Potiphars Weib Joseph lieb gewann und ihn zur Untreue, zur Sünde gegen das siebente Gebot, verführen wollte. Joseph aber weigerte sich, ihr zu gehorchen und sprach: „Wie sollte ich ein so großes Übel, Unrecht thun und dadurch auf die schwerste Weise wider Gott sündigen? Sollte ich Gott und deinen Mann so schwer beleidigen, nachdem ich von ihnen so viel Gutes empfangen habe?" Das Weib aber ließ von ihrer Verführung nicht ab, sondern redete täglich zu Joseph solche verführende Worte; aber er gehorchte ihr nicht. Nun verwandelte sich des Weibes sündhafte Liebe zu Joseph in glühenden Haß. Da verklagte sie Joseph bei ihrem Manne und sprach: „Du hast uns den ebräischen Mann ins Haus gebracht, daß er uns Unglück bringe, denn er hat mich zur Untreue gegen dich verführen wollen." Da ward Potiphar sehr zornig und warf Joseph in das Gefängnis, wozu er als Oberster der Leibwache, mit welchem Amte zugleich die Oberaufsicht über das Staatsgefängnis verbunden war, das Recht hatte. Aber der Herr war mit Joseph und ließ ihn Gnade finden vor dem Amtmann (d. i. der Kerkermeister) über das Gefängnis, daß er ihm alle Gefangenen übergab und ihn zum Aufseher über diese machte. Was Joseph that, dazu gab der Herr Glück, so daß der Kerkermeister ihm zuletzt die Beaufsichtigung aller Gefangenen und die Leitung des ganzen Gefängnisses übergab.

C. Vertiefung.

Wie wird es in dem Herzen Josephs während der langen Wüsten-reise ausgesehen haben? Recht trübe Gedanken zogen gewiß durch seine Seele. Er gedachte seines lieben Vaters, der es allezeit so gut mit ihm gemeint, und an die Heimat, in der es ihm bisher so gut er-gangen war; er gedachte seiner bösen Brüder, an den Jammer und alles Elend, welches sie über den Vater und über ihn gebracht, an die Tage der Sklaverei, darinnen er fortan sein Leben werde zubringen müssen, und an die Unmöglichkeit, jemals den Vater und die Heimat wieder zu sehen. Gewiß aber dachte er auch daran, daß er durch seine Eitelkeit und seinen Hochmut die Veranlassung zu all dem Unglück ge-geben habe. Über solche Gedanken rinnen heiße Thränen über seine Wangen, und tiefe Seufzer entquillen seinem Herzen, er kommt zu der Erkenntnis: ich bin schuld an meinem Elend — mein Stolz, meine Eigenliebe, mein Hochmut! Gott hat mir das Unglück zur Strafe und zur Besserung auferlegt. Deshalb will ich alles willig tragen und fortan besser sein; dann wird der Herr auch in der Fremde mit mir sein, wie er einst mit meinem Vater in dem fremden Lande gewesen ist. — Das Reiseziel ist erreicht. Die Kaufleute bringen Joseph auf den Sklavenmarkt. Wer wird ihn sich aussuchen! Da kommt Potiphar, ein Oberster der Leibwache des Königs Pharao (so nannten die Ägypter ihre Könige; „Pharao" ist daher kein Eigenname), er findet Gefallen an dem schönen Jünglinge und kauft ihn von den Sklavenhändlern. Zunächst wird er der niedrigste Knecht, er muß allen anderen Knechten gehorchen, ja, er ist ihrer Willkür ganz anheim gegeben, und manche bittere Stunde mögen sie ihm bereitet haben! Joseph erträgt alles mit Geduld und Sanftmut. Da lenkt der Herr Potiphars Herz, daß Joseph Gnade vor seinen Augen findet. Potiphar wird gerührt von Josephs Geduld, er sieht seine Geschicklichkeit und seinen Fleiß, und giebt ihm nach und nach höhere Stellungen, ja, er macht ihn endlich zu dem Haushofmeister seiner Güter. Da segnete der Herr erst recht Josephs Fleiß, so daß Potiphar immer reicher wurde. — „Es ist ein köstlich Ding, geduldig sein und auf die Hilfe des Herrn harren. Der Herr verstößt nicht ewiglich; er betrübt wohl, aber er erbarmt sich wieder nach seiner großen Güte; der Herr ist freundlich dem, der auf ihn harret, und der Seele, die nach ihm fragt." Das hat Joseph mit-ten in seiner Trübsal erfahren. — Zehn Jahre hatte er bereits in dem Hause Potiphars gedient und war 27 Jahre alt geworden, als durch Potiphars Weib eine schwere Versuchung, d. i. eine Verführung zum Bösen über ihn kam. Das rechtmäßige Weib des Potiphar entzieht ihrem Manne die Liebe, hält diesem die gelobte Treue nicht, hängt ihr Herz an Joseph und sucht ihn zum Ehebruch zu verleiten. In dem Herzen Josephs aber ertönt eine Stimme: das darfst du nicht thun, du mußt Gott gehorchen, darfst den nicht betrüben, der dich so lieb hat und gegen dich allezeit so treu und gut gewesen ist. Und diese Stimme gewinnt den Sieg. Joseph weist mit Entschiedenheit die

frechen Zumutungen des Weibes zurück. „Josephs Sieg in seiner Versuchung zeigt, wie der Mensch, namentlich der Jüngling, die Versuchungen überwinden soll, nämlich durch einen Wandel in der Allgegenwart Gottes, durch Meiden der Gelegenheit und Entschiedenheit um jeden Preis, wenn es sein muß, mit Verlust des guten Namens, der Freiheit und selbst des Lebens. Dadurch ist Joseph das uralte Musterbild der Keuschheit geworden."

Als Potiphars Weib sieht, daß sie trotz aller angewandten List nichts erreicht, wird sie zornig auf Joseph, und statt der sündlichen Liebe entbrennt in ihrem Herzen wilder Haß, der sie zur Rache antreibt. In lügnerischer Erfindung schildert sie ihrem Manne den Vorgang in der Weise, als ob Joseph der Verführer sei, und als habe sie die an sie herangetretene Versuchung mit großer Entrüstung zurückgewiesen. Potiphar hat gewiß, trotz der frechen Verleumdung seines Weibes, den wirklichen Sachverhalt geahnt, aber um der Ehre seines Hauses willen opfert er den treuen Knecht. Wäre Potiphar von Josephs Schuld überzeugt gewesen, so würde er, vermöge seiner Macht, die Todesstrafe über Joseph bewirkt haben, so aber begnügt er sich damit, Joseph in das Gefängnis zu werfen.

So war Joseph unschuldig in bitteres Leid gekommen; kein Verbrechen, sondern seine Frömmigkeit hatte ihn ins Gefängnis gebracht. Und doch wird er es nicht einen Augenblick bereut haben, daß er der verlockenden Stimme der Versucherin den entschiedensten Widerstand entgegengesetzt hat; „denn mit seinem guten Gewissen lag er hier doch weicher gebettet als mit schuldbeladenem Herzen in dem reichsten Prunkbette seines Herrn." An Anfechtungen zwar wird es ihm auch nicht gefehlt haben. Mußte es ihm doch scheinen, als ob der Gott seiner Väter sich nicht um ihn kümmere; ja, eine Stimme wird ihm zugeflüstert haben: „Soll es denn umsonst sein, daß mein Herz unsträflich lebt und ich meine Hände in Unschuld wasche!" (Ps. 73, 13.) Joseph hatte die weit größere Versuchung siegreich bestanden, er geht auch als Sieger aus diesen Anfechtungen hervor. — Rombach bemerkt sehr treffend: „Die Liebe von Potiphars Weibe war Joseph weit gefährlicher, als seiner Brüder Haß." Versuchungen sind überhaupt gefährlicher und schwerer zu überstehen, je scheinbarer und annehmlicher sie sind. Herberger sagt zu dieser Stelle: „Joseph läßt den Mantel fahren, aber das gute Gewissen hält er fest; Gott wird ihm ein seidenes Kleid dafür schenken."

D. Verwertung.

Zeige, wie Joseph in eine schwere Prüfung kam! Nenne andere Personen, die auch zum Bösen verführt werden sollten! (Adam, Eva Jakob.) Was thut Adam und Eva? (Sie lassen sich verführen. Sie bestehen die Versuchung nicht.) An wen dachten sie nicht, als die Schlange sie zu verführen suchte? (Nicht an Gott.) Sie hatten Gottes Gebote nicht vor Augen und im Herzen; sie fürchteten Gott nicht, deshalb fielen sie in die Sünde. Zeige, wie Joseph handelte, als

die Verführerin zu ihm kam! Joseph hatte Gott vor Augen und im Herzen, er fürchtete Gott. Wen wollte er durch die Sünde nicht betrüben? Weshalb nicht? (Weil er Gott liebte.) — Auch euch kann es ähnlich gehen, wie es Joseph ergangen ist. Konkrete Beispiele! Böse Menschen wollen euch zum Diebstahl, zur Lüge, zum Betruge, zum Behalten des Gefundenen, zur Augenlust, Fleischeslust und zu hoffärtigem Wesen verleiten. In solchen Fällen denkt an Joseph und handelt wie er. Wie sollt ihr mit ihm sprechen? („Wie sollte ich ein so großes Übel thun und wider Gott sündigen?") Wann aber werdet ihr nur so sprechen können? (Wenn wir Gott vor Augen und im Herzen haben.) Wann ist dies nur möglich? (Wenn wir ihn über alle Dinge fürchten und lieben.) Deshalb vergeßt nie das Wort des alten Tobias: „Dein Leben lang habe Gott vor Augen und im Herzen, und hüte dich, daß du in keine Sünde willigest, noch thust wider Gottes Gebot" (Tob. 4, 6).

Joseph fürchtete Gott und fürchtete sich nicht vor den Menschen, obgleich diese schweres Herzeleid über ihn brachten. — Wenn wir Gott über alle Dinge fürchten, so brauchen wir uns vor den Menschen nicht zu fürchten. Wenn die Versucher auch mächtiger sind als wir (Herrschaft, Meister u. s. w.), wenn sie uns auch strafen und züchtigen können, sollen wir ihren bösen Willen nicht thun, sondern wissen, daß Gott mächtiger ist als sie, und daß, wenn alles hinfällt (wir alles verlieren), seine Gnade nicht von uns weichen, sondern uns in aller Not erhalten wird. — „Es sollen wohl Berge weichen, und Hügel hinfallen, aber meine Gnade soll nicht von dir weichen, und der Bund meines Friedens soll nicht hinfallen, spricht der Herr, dein Erbarmer" (Jes. 54, 10).

Potiphar hatte mit seiner Gemahlin einen Bund geschlossen. Wie nennen wir den Bund, den Mann und Frau schließen? Welches Versprechen geben sie sich dabei? (Sich zu lieben, einander treu zu sein.) Wer hat den Ehebund eingesetzt? Mit welchen Worten hat er das gethan? Es ist nicht gut —.) Was giebt Gott zu diesem Bunde? (Seinen Segen.) Wie lange sollen Mann und Frau in diesem Bunde bleiben? (Für das ganze Leben.) Was ist demnach die Ehe? (Die Ehe ist ein von Gott gestifteter, heiliger Bund, der Mann und Weib für das ganze Leben miteinander verbindet.) Wiederhole! Was sagt der Herr Matth. 19, 6? (Was Gott zusammengefügt hat, —.) Mit welchen Worten drückt das siebente Gebot diesen Gedanken aus? (Du sollst nicht ehebrechen.) Wer darf also den von Gott gestifteten, heiligen Bund nicht eigenmächtig lösen? (Wir Menschen.) Nun denkt zurück an unsere Geschichte! Welches Versprechen hatte Potiphars Weib ihrem Manne gegeben? (Ihn zu lieben, ihm treu zu sein.) Wie lange hat sie das Versprechen — den Ehebund — gehalten? (Bis Joseph in ihr Haus kam.) Gegen wen richtet sich nun ihre Liebe? (Gegen Joseph.) Wem entzieht sie ihre Liebe? Was bricht sie ihrem Manne? (Die Treue.) Gleichgültigkeit, Verachtung, Haß gegen ihren Mann zieht

mehr und mehr in ihr Herz. Welcher Sünde macht sie sich in ihrem Herzen schuldig? (Potiphars Weib beging den Ehebruch des Herzens.) — Daß das siebente Gebot auch den Ehebruch des Herzens verbietet, bezeugt Christus in seiner Auslegung dieses Gebotes. Wie spricht er Matth. 5, 28? (Wer ein Weib —.)

Die Kinder werden erinnert an die Geschichte von Herodes und Herodias, welche ihnen aus dem vorigen Jahre bekannt ist. Es wird zunächst darauf hingewiesen, daß auch Herodes den Ehebruch des Herzens begeht. Dann weiter: Herodes und Herodias fallen noch tiefer in die Sünde des Ehebruchs. Ach, daß sie nach dem Ehebruch des Herzens doch in ihrem innersten Gewissen über ihre Sünde erschrocken und umgekehrt wären von dem Wege, den sie betreten!

Was die heilige Schrift schreibt, das schreibt sie uns zur Lehre; sie sagt uns: „Thue das!" oder: „Thue das nicht!" Was lehrt sie uns durch die Geschichte des Herodes und der Herodias? — Ach, daß unser deutsches Volk auch aus dieser Geschichte lernen möchte! Daß du, Mann und Weib, doch die Ehe heilig halten und des Eides gedenken möchtest, den du deinem ehelichen Gemahl geschworen hast! Ach, daß Liebe und Vertrauen, Aufrichtigkeit und Treue in jedem Hause zu finden wäre, auf daß von unserem Volke wieder gesagt werden könnte, was von den alten Deutschen gerühmt wird: Die Ehe war ihnen heilig! — Die heilige Schrift berichtet uns über das Ende jenes Herodes und der Herodias nichts. Das aber wissen wir, daß auch an ihnen das Wort erfüllt ist: „Irret euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten; was der Mensch säet, das wird er ernten!" Es wird aber auch in unsern Tagen an allen denen wahr werden, die die Ehe nicht als eine von Gott eingesetzte anerkennen und sie nicht heilig halten: jeder erntet, was er säet! (Zusammenfassung!)

Erinnert euch wieder an Josephs Geschichte! Von seinen Brüdern verkauft, wird er nach Ägypten hinabgeführt und auf den Sklavenmarkt gestellt. Da kommt Potiphar, ein Oberster der Leibwache des Königs; er findet Gefallen an dem schönen Jünglinge und kauft ihn. Zunächst wird Joseph der niedrigste Knecht; er muß allen andern Knechten gehorchen, und manche bittere Stunde mögen sie ihm bereitet haben, um so mehr, weil er mit ihren bösen, schmutzigen Worten und Werken nichts zu thun haben will. Ihre losen Reden, ihre unzüchtigen Worte und gemeinen Werke treiben ihm die Schamröte ins Angesicht; er flieht ihre Nähe, so weit es ihm möglich ist. Da lenkt der Herr Potiphars Herz, daß Joseph Gnade vor seinen Augen findet. Potiphar wird gerührt durch Josephs Geduld und Wohlerzogenheit, er freut sich über den keuschen und züchtigen Jüngling, und er giebt ihm nach und nach höhere Stellungen, ja er macht ihn endlich zu dem Haushofmeister aller seiner Güter. — Zehn Jahre hatte Joseph bereits im Hause Potiphars gedient und war 27 Jahre alt geworden, als durch Potiphars Weib eine schwere Versuchung über ihn kommt. Das rechtmäßige Weib Potiphars entzieht

ihrem Manne die Liebe, hält ihm die gelobte Treue nicht, hängt ihr Herz an Joseph und sucht ihn zum Ehebruch zu verleiten. Joseph widersteht; er gehorcht dem Weibe nicht. Und als sie ihn mit ihren unzüchtigen Worten weiter verfolgt, flieht er vor ihr und läßt lieber sein Kleid in ihrer Hand, als daß er sein Herz verunreinigt. Eine Stimme in ihm ertönt: „Das darfst du nicht thun, du mußt Gott gehorchen, und der hat gesagt: Du sollst keusch und züchtig leben in Worten und Werken. Der dich so lieb hat und allezeit gegen dich so gut und treu gewesen ist, den würdest du betrüben, wenn du die Sünde thust." Diese Stimme gewinnt den Sieg. — Zu welchem Gebote gehören die soeben gefundenen Gedanken? Wie lautet die Erklärung des 7. Gebotes? Sage die Schlußworte noch einmal! (Und daß ein jeglicher sein Gemahl mit ganzer Treue liebe und ehre.) Wozu war Potiphars Weib verpflichtet? (Ihren Mann zu lieben und zu ehren.) Womit hange ich jemand an, den ich liebe und ehre? (Mit meinem ganzen Herzen.) Womit sollen auch Mann und Weib einander anhangen? Was sollen sie miteinander tragen? (Freud und Leid.) Dies drückt ein alter Vers also aus: „Dein Leid, mein Leid, meine Freude, deine Freude, deine Not, meine Not, mein Brot, dein Brot." Zeige, wie Potiphars Weib diesen Spruch nicht erfüllte! Wo es aber in Wahrheit so heißt, da findet sich die rechte Liebe und Verehrung zwischen Mann und Weib, da besteht eine innige Herzensgemeinschaft.

Von einer solchen, von Gott begonnenen und unter seinem Beistand geführten Ehe singt der Dichter: „O selig Haus, wo man dich aufgenommen, Du wahrer Seelenfreund, Herr Jesu Christ, Wo unter allen Gästen, die da kommen, Du der gefeiertste und liebste bist; Wo aller Herzen dir entgegenschlagen, Und aller Augen freudig auf dich sehn; Wo aller Lippen dein Gebot erfragen, Und alle deines Winks gewärtig stehn. — O selig Haus, wo Mann und Weib in einer, In deiner Liebe eines Geistes sind, Als beide eines Heils gewürdigt, keiner Im Glaubensgrunde anders ist gesinnt; Wo beide unzertrennbar an dir hangen In Lieb und Leid, Gemach und Ungemach Und nur bei dir zu bleiben stets verlangen An jedem guten wie am bösen Tag."

Das Gebot gilt aber nicht allein für die Eheleute; es erstreckt sich auf alle Menschen, auch auf euch. Welche Worte der Erklärung weisen darauf hin? Welche doppelte Forderung stellen diese an euch? Die Keuschheit ist eine der schönsten Tugenden. Das Wort Keuschheit bedeutet soviel wie Reinheit. Wie ist ein keusches Herz? Zeige, daß Joseph ein keusches Herz hatte! Die schmutzigen Worte und gemeinen Werke seiner Mitknechte, sowie die unkeuschen Reden jenes Weibes trieben ihm, dem Reinen, die Schamröte ins Antlitz, er wandte sich mit Abscheu von diesen unreinen Menschen hinweg. Ach, daß doch alle Menschen von Joseph lernen möchten! — Ja, liebe Kinder, wem die Schamröte auf seinem Antlitz brennt, wer sich hinwegwendet, wenn

unreine, schmutzige Worte über die Lippen schamloser Menschen kommen, der ist keusch und zugleich auch züchtig, d. h. wohlerzogen. Ein züchtiger Knabe und Jüngling, ein züchtiges Mädchen, eine züchtige Jungfrau sind angenehm und wohlgelitten bei Gott und Menschen. O, daß ihr euch allezeit keusch und züchtig halten möchtet in Worten — aber auch in Werken! Das ist die zweite, große Forderung des siebten Gebotes an alle Menschen.

Wie sprach Joseph, als Potiphars Weib ihn zu den Werken der Unzucht verführen wollte? Wovor scheut sich Joseph? (Das Böse zu thun.) Welche groben Sünden hat er vermieden? — Und nun prüfe dich, wie steht es mit dir? (Pause.) Hast du zuweilen unreine Gedanken in deinem Herzen, die niemand wissen dürfte, ohne daß du darüber errötetest? Liest du in schlechten Büchern, die schmutzige, unreine Worte und Erzählungen enthalten! Stimmst du mit ein, wenn schamlose Menschen unzüchtige Lieder singen, vor denen ein keusches, ein züchtiges Kind schamrot wird! Beschmutzest du Thüren und Wände auf Straßen und Aborten mit schändlichen, gemeinen Bildern und Zeichnungen! Hast du an diesem allen Freude und Wohlgefallen, dann ist dein Herz kein keusches, kein züchtiges mehr. — Ach, vielleicht steht es bei diesem oder jenem von euch noch schlimmer. — (Pause!) Gott wolle es verhüten! Vielleicht hat das unreine Herz den einen oder den andern bereits zu unkeuschen Thaten getrieben — zu Werken, die im Finstern schleichen, das Mark des Lebens verzehren, Siechtum, Jammer und Elend zur Folge haben. Ach — merket auf! (mit erhobener, von heiligem Ernst durchzitterter Stimme!) Sollte einer unter euch so tief gesunken sein, dem rufe ich im Namen des heiligen Gottes zu: „Eile und errette deine Seele!" —

Meine lieben Kinder! Bewahret die Keuschheit, die Schamhaftigkeit als das teuerste aller geistigen Güter! Je köstlicher aber ein Gut ist, desto größerer, ernsterer Kampf ist erforderlich, es zu bewahren. Welches ist das köstlichste aller geistigen Güter? Willst du diesen Schatz nicht verlieren, so gilt es, täglich um den Besitz zu kämpfen. Solange du im Elternhause lebst, wachen Eltern und Lehrer über dich — und trotz dieser Wachsamkeit giebt es so viele Kinder mit unkeuschen Herzen. Ihr könnt aber nicht daheim bleiben, sondern müßt hinaus ins Leben, hinein in die Welt — vielen von euch steht diese Stunde ja nahe bevor — dann treten sicherlich bald die Versucher an euch heran, die euch das reine Herz rauben wollen. Wohl dem, der die Gefahren erkennt, die ihm drohen, und sich beizeiten gegen sie wappnet. Oft aber geschieht es, daß man an den Versuchern mehr Gefallen findet — und ihnen folgt. Ach, viele Tausende, die das Elternhaus mit reinem Herzen verließen, sind den Versuchungen gar bald erlegen. Ich habe zu euch oft von den Gefahren geredet, welche der Jugend besonders in den Großstädten drohen. Gilt es für einen Jüngling schon einen redlichen Kampf, dort ehrlich, treu, wahr zu bleiben, so gilt es einen Riesenkampf, in den Großstädten sich ein reines, keusches

Herz zu bewahren. — Potiphars Weiber schleichen dort in den Straßen und an heimlichen Örtern zu Tausenden umher und suchen Seelen zu verderben.

Willst du dir ein reines Herz bewahren, so mußt du Gott alle Tage darum bitten. Ach, daß ihr an keinem Abende eure Augen schließen möchtet, ohne zuvor den Herrn um seinen Beistand angefleht zu haben! Daß ihr alle und jeder einzelne für sich doch immer und immer wieder an jenes Wort, welches der fromme Tobias seinem Sohne mit auf den Lebensweg gab, gedenken möchtet! Wie lautet es (Tob. 4, 6)? (Dein Leben lang habe Gott vor Augen und im Herzen.)

Dann werdet ihr euch ein keusches Herz bewahren und züchtig leben in Gedanken, Worten und Werken; dann wird sich auch an euch die Verheißung erfüllen: „Selig sind, die reines Herzens sind, denn sie werden Gott schauen.“

Multiplikation mit Fingern.

Ein polnischer Lehrer der Mathematik, Procopovitsch, hat für den Elementar-Unterricht im Rechnen ein neues System erfunden, wonach sich die Multiplikationen zweier ein- oder zweistelliger Zahlen auf einfache Weise vermittelst der zehn Finger der Hand ausführen lassen. Ursache zu der Erfindung gab die von vielen Rechenlehrern gemachte Erfahrung, daß das Kind die Produkte der Ziffern von 2 bis 6 mit ziemlicher Leichtigkeit gewinnt und im Gedächtnis behält, daß dagegen über die Ziffer 6 hinaus die Multiplikation größere Mühe macht und über 12 hinaus, auf dem Gebiete des „Großen Einmaleins“, dazu nötigt, Papier und Stift zur Hand zu nehmen. Procopovitsch beobachtete nun öfter, daß Kinder bei schwierigen Aufgaben, die sie im Kopfe lösen sollten, ihre Finger zu Hilfe nahmen, und diese Wahrnehmung ließ ihn zu seinem System gelangen.

Danach werden die Finger von jeder Hand als Repräsentanten von Ziffern betrachtet. Die beiden Daumen stellen je 6 vor, die Zeigefinger 7, die Mittelfinger 8, die Goldfinger 9, die kleinen Finger 10. Sollen nun zwei Zahlen miteinander multipliziert werden, so legt man die beiden Finger der entsprechenden Ziffern mit den Spitzen aneinander. Beispielsweise: Es soll 8 und 9 multipliziert werden. Dann wird der Mittelfinger der einen Hand mit dem Ringfinger der andern Spitze an Spitze gelegt. Die oberhalb der zusammengelegten Spitzen befindlichen Finger, jene mit eingeschlossen, stellen dann Zehner dar, die Finger unterhalb der beiden vereinigten Finger (miteinander multipliziert) sind die Einer. In unserem Falle bleiben oben 7 Zehner gleich 70, unten einmal zwei als Einer gleich 2. In Summa 72.

Will man 7 und 9 multiplizieren, so legt man die Spitze des linken Zeigefingers an diejenige des rechten Goldfingers, oder auch den rechten Zeigefinger an den linken Goldfinger. Und nun zählt man wieder: oberhalb der vereinigten Finger, jene mit hinzugerechnet, giebt 6 Zehner gleich 60, unterhalb 3 mal 1 gleich 3 Finger als Einer, zusammen 63.

Bis hierher hat das System, mit den Fingern der Hand zu multiplizieren, nur für das Kind Wert, das sich in den ersten Jahren des Unterrichts befindet. Unter den Erwachsenen giebt es ja, wenn auch manche so aussehen, als könnten sie nicht bis 3 zählen, doch nur ganz wenige, denen die Produkte zweier einstelligen Zahlen nicht ganz geläufig sind. Anders, wenn es sich um die Multiplikation zweistelliger Ziffern handelt, wenn das „große Einmaleins" erforderlich wird. Das haben die meisten einmal gekonnt, aber viele darunter haben es glücklich wieder verschwitzt. Bitte, rasch, wieviel macht 13 mal 14? Wer sich bei einer solchen Frage länger besinnen muß, dem giebt die Methode Procopovitchs ein willkommenes Mittel „an die Hand", sich zu helfen. Er numeriere jetzt seine Finger wie folgt:

Die beiden Daumen je 11, die beiden Zeigefinger je 12, die beiden Mittelfinger je 13, die beiden Goldfinger je 14, die beiden kleinen Finger je 15.

Nun werden wieder, wie oben, die Finger, welche Multiplikator und Multiplikant darstellen, Spitze an Spitze gelegt. Oberhalb der vereinigten Spitzen, diese mitgerechnet, befinden sich wieder die Zehnerfinger, 7 an der Zahl, macht 70. Die Finger unterhalb der Vereinigung kommen aber hier nicht in Betracht, vielmehr werden nun die soeben als Zehner gezählten oberen Finger noch einmal als Einer multipliziert und hierzu die konstante Zahl 100 addiert. Das giebt 3 mal 4 gleich 12, 100 hinzu macht 112, hierzu das oben gewonnene Zehnerprodukt 70 macht 182 als Produkt der Zahlen 14 und 13.

Nach einer anderen, nicht ganz so einfachen Methode, repräsentieren die Finger oberhalb der vereinigten Spitzen Zwanziger, die übrigen (unteren) Finger Zehner, schließlich werden dann noch die oberen Finger als Einer multipliziert, woraus sich im genannten Falle als Produkt von 14 und 13 ergäbe:

7	mal	20	gleich	140
3	mal	10	gleich	30
4	mal	3	gleich	12
				182

Will man zwei Ziffern multiplizieren, die höher als 15 sind, so müssen die Finger neu nummeriert werden. Nämlich: die Daumen mit je 16, die Zeigerfinger mit je 17, und so fort bis zu den kleinen Fingern gleich je 20. In dieser Serie werden die oberen Finger nicht als Zehner, sondern als Zwanziger gezählt, das Produkt der übrig bleibenden unteren Finger ergiebt die Einer, und als Konstante wird die Zahl 200 addiert. Will man demnach das Produkt von 16 und 17 ermitteln, so ergiebt die Methode folgende Lösung:

3 Zwanziger-Finger	gleich	60
4 mal 3 Einer-Finger	gleich	12
Konstante	gleich	200
		272

Nach dem „Scientific American“, dem wir diese Ausführung entnehmen, läßt sich die Methode auch auf höhere zweistellige Zahlen ausdehnen, unter der Bedingung, daß Multiplikator und Multiplikant einer und derselben Reihe von 5 aufeinander folgenden Zahlen angehören. Aber andererseits schränkt diese Bedingung die praktische Bedeutung des Systems bei höheren doppelstelligen Zahlen sehr ein, andererseits wird die Sache durch die wechselnden Vorschriften über die Verwendung der oberen und der unteren Finger recht kompliziert und unbequem. Bis zu 15 dagegen ist die Methode leicht einprägsam und verwendbar.

Hat sie recht?

Eine amerikanische Zeitung sagt: Willst du einen Mann beurteilen, so beobachte ihn in seinem eigenen Haus. Viele davon sind der Meinung, sie können ihren Frauen gegenüber jede Rücksicht schwinden lassen und sie behandeln, wie sich sonst niemand behandeln lassen würde. Damit drückt der Mann der ganzen Häuslichkeit den Stempel des Egoismus auf, während es doch seine Schuldigkeit wäre, in seinem Hause seine besten Tugenden zu üben. Kein Mann hat das Recht, von seinem Weibe Rücksicht zu verlangen, wenn er ihr gegenüber nicht gleichfalls Rücksicht übt. Wer von Natur nicht dazu angelegt ist, sollte sich darin üben, bis er eine gewisse Fertigkeit erlangt hat. Nicht nur er und sein Weib leiden unter Rücksichtslosigkeit, auch die Kinder wachsen in dem Glauben auf, daß es sich so gehört und übertragen denselben Ton auch in ihr späteres Leben.

Eitles Klagen und Wimmern
Wird dir die Not nur verschlimmern,
Lege nur gleich die Hände an,
So hast du das Schlimmste schon gethan.

Paßt auch auf den Lehrer in der Schule. — R.

Zeichne, was du willst.

In London errregt jetzt eine Ausstellung von Schülerzeichnungen großes Interesse, die das Ergebnis einer neuen einfachen Methode des Zeichenunterrichts zeigt. Die Bewegung geht aus von der „Royal Drawing Society of Great Britain and Ireland“. Wie der Vorsitzende der Gesellschaft, Ablett, erklärte, geht die neue Methode darauf aus, anstatt das Kind nach Zeichenvorlagen oder Gypsmodellen zeichnen zu lassen, es anzuhalten, was ihm gefällt und nach dem Gedächtnis zu zeichnen. Jeder Gegenstand, der auf das Kind einen großen Eindruck gemacht hat, wird von ihm getreu nachgebildet, nachdem es ihn vorher genau angesehen hat. So zeigt zum Beispiel der Lehrer in einer Klasse von fünfjährigen Kindern einen Schlüssel, legt ihn dann fort und läßt die Kinder ihn zeichnen; darauf nimmt er den Schlüssel wieder vor, erklärt genau die Einzelheiten seiner Konstruktion, ihre Bedeutung und ihre Aufgabe, legt ihn dann wieder fort und läßt die Schüler von

neuem die Zeichnung beginnen. Der Erfolg dieses Unterrichts ist überraschend. Dieselbe Methode wird auch auf das Malen angewendet. Unter den Zeichnungen befinden sich solche von Kindern in jedem Alter. Das eine Kind, das auf dem Lande wohnt, zeichnet Pferde, die über Barrieren springen, ein anderes, das Ratten sich hat balgen sehen, stellt diesen Kampf dar, und der Lehrer ermutigt jeden Schüler, den Weg zu verfolgen, auf den ihn sein Geschmack führt.

Kirchliche Rundschau.

Die Presbyterianer werden wohl oder übel auch einen Ketzerprozeß gegen McGiffert haben. Die Generalversammlung derselben hat voriges Jahr alles gethan, um einen solchen zu vermeiden, indem sie durch einen Beschluß die Anschauungen McGifferts mißbilligte. Damit glaubte man sich beruhigen zu können, um so mehr, als auch die Generalversammlung nicht über das Union Seminary verfügen kann, sondern dies nur den Behörden desselben zusteht.

Nichtsdestsweniger ist McGiffert doch von Rev. Birch bei dem New Yorker Presbyterium angeklagt worden. Die Klageschrift legt ihm den Bruch seines Ordinationsgelübdes im allgemeinen und noch vier besondere Ketzereien zur Last. Was auch der Ausgang der Anklage vor dem New Yorker Presbyterium sein wird, appelliert wird in jedem Fall und die Generalversammlung wird sich mit der Frage befassen müssen, wenn nicht McGiffert jeder weiteren Erörterung derselben dadurch aus dem Wege geht, daß er aus der Presbyterianerkirche austritt.

Die Methodistenkirche ist im allgemeinen nicht mit Ketzerprozessen beunruhigt. Der Grund davon liegt nicht darin, daß die Methodisten orthodoxer wären als die Angehörigen anderer Kirchengemeinschaften, sondern in ihrer eigentümlichen Organisation und in dem Umstand, daß die theologischen Lehrfragen erst in zweiter Linie stehen.

Immerhin aber ist in Boston eine Anklage wegen Ketzerei erhoben worden und zwar von neun Studenten der „Boston University" gegen einen der Professoren. Der erste Punkt der Anklage war, daß Prof. Mitchell die Allwissenheit Christi leugne; der zweite, daß er behaupte, daß der Glaube an die Gottheit Christi nicht notwendig sei zur Seligkeit, und der dritte, daß er lehre, die Erlösung wäre nicht vereitelt worden, wenn die Juden Buße gethan und Jesus als den wahren Messias anerkannt hätten, anstatt ihn zu kreuzigen.

Gegen den ersten Anklagepunkt wurde eingewendet, daß Christus nicht allwissend gewesen sein könne, wenn die Evangelien erklärten, daß er an Weisheit zugenommen habe und daß er den Tag und die Stunde des Weltendes nicht wisse. Außerdem erkläre Popes Kompendium, daß während der Erniedrigung Christi eine Selbstentäußerung von den göttlichen Eigenschaften bis nach seiner Himmelfahrt stattgefunden habe.

In Bezug auf den zweiten Punkt wurde dargethan, daß Wesley dasselbe gelehrt habe. Was über den dritten vorgebracht wurde, ist aus dem Bericht nicht klar zu ersehen. Es wurde nur gesagt, daß weder irgend ein Hyperkalvinist noch ein Pantheist eine so entsetzlich unmethodistische Lehre [wie die Ankläger] vorgetragen habe, und daß diese Studenten zu ketzerisch wären, als daß man sie an irgend einem gesund methodistischen Seminar dulden könnte.

Dieselben hatten zwar ihre eigene Sache von vornherein im Stich gelassen, indem sie nach Einbringung der Anklage austraten. Da sie zur Erhebung der Anklage von einigen Pastoren verleitet worden sind, so ist die Maßregel, welche man gegen sie ergriff, daß ihnen nämlich durch Verweigerung eines Zeugnisses der Eintritt in eine andere methodistische Lehranstalt verschlossen wurde, doch etwas hart.

Man scheint übrigens an der Boston University viel Zeit zu haben; sonst würde man sich wohl schwerlich mit so imaginären Fragen abgeben, wie die, welche im dritten Anklagepunkt berührt wurde. Es mag zwar interessant sein zu wissen, was nicht geschehen wäre, wenn etwas geschehen wäre, was nicht geschehen ist. (Das ist die allgemeinste logische Form der angegebenen Frage.) Es wäre das um so interessanter, als schon die Scholastiker viel Zeit auf die Lösung derartiger Fragen verwendet haben, ohne damit fertig zu werden und als dazu die sog. scientia media nötig wäre, vermöge welcher mit Sicherheit Dinge beurteilt werden können, welche weder sind noch nicht sind, aber unter irgendwelchen Bedingungen entweder gewesen sein würden, oder nicht gewesen sein würden. So gelehrt auch die Scholastiker waren, so waren sie dennoch klug genug dieses Wissen nicht für sich in Anspruch zu nehmen, sondern es Gott zuzuschreiben.

Die kirchlichen Blätter Deutschlands beschäftigen sich gegenwärtig viel und lebhaft mit der Amtsenthebung des P. Weingart in Osnabrück. Derselbe hatte nämlich auf der Kreissynode Osnabrück in einem Referat sich in scharfer Weise gegen eine agendarische Vorlage des Konsistoriums ausgesprochen. Daraufhin wurde das Disziplinarverfahren gegen ihn eröffnet, in dessen Verlauf er aufgefordert wurde, auch noch einen halben Jahrgang Predigten einzuliefern. Das Urteil der ersten Instanz lautete auf einen scharfen Verweis. Gegen dieses Urteil wurde nun von seiten des Vertreters der Anklage, Konsistorialrat Meyer, auf Weisung des Konsistoriums, Berufung eingelegt, und nachdem das geschehen war, ebenfalls von dem Angeklagten.

Die Anklage lautete auf bekenntniswidrige Lehre. Die zu Grunde liegende Rechtsvorschrift war die in Osnabrück geltende Predigerordnung vom Jahre 1688, welche die Prediger verpflichtet, „reine und gesunde Lehre zu führen nach dem Corpore doctrinae alter unveränderter augsburgischer Konfession, wie die dero Kayserliche Majestät Carolo Quinto Höchstseligstens Andenkens auf dem Reichstage zu Augsburg Anno 1530 überreicht worden, dazu wir und unsere Gemeine uns bekennen, in dem Verstandt, wie sie in der darauf erfolgten Apologia, item Formula Concordiae Anno 1580 aufgerichtet, wie auch denen Schmalkaldischen Articulen im Großen und Kleinen Catechismus Lutheri, dann auch in libro Concordiae ausgelegt und erklärt werden und nichts, was denselben zuwider sein möchte, in einigerlei Weise zu lehren, sondern vielmehr vor widrigen Irrtümern mit möglichstem Fleiß die Gemeine zu warnen."

Es ist wohl ohne weiteres klar, daß auf Grund dieser Lehrordnung keine Visionshypothese in Bezug auf die Erscheinungen des auferstandenen Christus auf der Kanzel gelehrt werden darf; auch keine „objektive Visionstheorie", wie sie der angeklagte P. Weingart in einer Osterpredigt vertreten hatte. Denn das Konkordienbuch ist nach Inhalt und Form verbindliche Lehrnorm für die hannoversche Landeskirche; was nicht im Konkordienbuch gelehrt wird, darf auch auf der Kanzel nicht gepredigt werden. Wenn sich auch schließlich die Streitfrage zwischen Weingart und seinen Anklägern um das vere resurrexit

des III. Artikels der Augustana drehte, so ist, an dem Maßstab der für Hannover geltenden Lehrvorschrift gemessen, Weingart mit seiner Auffassung des vere im Unrecht. Ob seine Opponenten im Rechte sind, das läßt sich nicht mit Bestimmtheit behaupten, sie haben zwar eine Auffassung des vere vertreten, die von der „heutigen gläubigen" Theologie fast allgemein angenommen wird, die aber in den Bekenntnisschriften der lutherischen Kirche nicht ausgeführt wird, weil eben eine Streitfrage über diesen Punkt in jener Zeit nicht aufgeworfen wurde. Würde freilich das vere des III. Artikels der Augustana nach dem verum des ersten sächsischen Visitationsartikels ausgelegt, dann würden auch die hannoverschen Konsistorialräte nicht bestehen können.

Es hatte zwar selbst der Vertreter der Anklage erklärt: „Pastor Weingart ist ein guter frommer Christ"; aber daraus ergab sich eben keine Änderung der Lehrordnung für die Provinz Hannover und die Stadt Osnabrück. Der Angeklagte hatte sich auf Autorität von J. P. Lange berufen, wonach sich die Verpflichtung auf das Bekenntnis auf das Wesen, aber nicht auf alle Einzelheiten desselben beziehe. Das mag wohl in Bonn angehen, aber die hannoversche Lehrordnung weiß nichts davon, sondern verweist für die Auslegung der Augustana auf das Konkordienbuch. So wurde denn über den Angeklagten anstatt des scharfen Verweises in der ersten Instanz die Amtsenthebung mit Belassung der ihm zustehenden Pension verhängt.

So wenig auch die gesetzliche Berechtigung des Urteils angefochten werden konnte, so hat es doch keine allgemeine Billigung gefunden und zwar gerade auch von seiten solcher, welche die theologische Auffassung des P. Weingart nicht teilen.

So sagt z. B. die D. E. Kztg. (das Organ Stöckers), die noch niemals, auch nur das geringste, für den theologischen Liberalismus übrig gehabt hat: „Eine andere Frage ist, ob die zweite Instanz nicht richtiger gehandelt hätte, es bei dem Verweise zu belassen. Die objektive Visionstheorie ist freilich theologisch unhaltbarer als jede andere, weil sie Gott etwas zum Schein thun läßt, was seinem Wesen widerspricht. Aber sie statuiert ein Wunder und setzt den Glauben an einen lebendigen Gott voraus. Manche Professoren stehen viel weiter links, auf dem Boden der subjektiven Visionstheorie oder des Mythus. Eine Kirche, die solche Lehrer gutheißt, kann sich nicht wundern, wenn Geistliche, die bei solchen Lehrern studiert haben, das Bekenntnis verleugnen."

Die D. E. Kztg. versteht unter dem „Bekenntnis" allerdings etwas ganz anderes, als was nach der osnabrückischen Predigerordnung von 1688 darunter zu verstehen ist. Denn ginge es nach dieser, so müßte Stöcker ebensogut seines Amtes enthoben werden, wie viele, ja wahrscheinlich die meisten der gegenwärtig in Hannover amtierenden Pastoren. Daher haben auch die Anhänger Weingarts eine Zuschrift an das Oberkonsistorium gerichtet, in welcher gefordert wird, daß der Konsistorialrat Düsterdieck wegen Verletzung der Lehrvorschriften angeklagt und abgesetzt werde. Das wird natürlich nicht geschehen und es wird von betr. Antragstellern auch nicht erwartet, daß das Oberkonsistorium aus Leuten neugebildet wird, welche die Lehrordnung von 1688 in aller Strenge vertreten und durchführen. Es würde sich freilich bald zeigen, daß sie das so wenig könnten, als es möglich wäre, den heutigen Postverkehr nach den vor hundert Jahren geltenden Vorschriften zu regulieren.

So wie die Dinge thatsächlich liegen, wird die Lehrordnung in einzelnen Fällen durchgeführt, in andern nicht, je nachdem das Konsistorium die Abweichungen zu groß oder nicht groß genug findet. Das macht den Eindruck,

entweder der Willkür oder der bloßen Anwendung der Macht zu kirchenpolitischen Zwecken, oder auch aus kirchenpolitischen Gründen. Was den letztern Punkt betrifft, so vertritt ihn eine lutherische Kirchenzeitung in aller Naivität. Sie erklärt im Hinblick auf die Erregung, welche die Absetzung Weingarts hervorgerufen hat, daß man sich darüber nicht weiter zu beunruhigen brauche. Weingart sei nicht bedeutend genug, um einen größeren Kreis von Anhängern dauernd an sich zu fesseln.

Daraus läßt sich doch schließen, daß dieses Blatt die Anwendung der Disziplinargewalt der Kirchenbehörde von Opportunitätsgründen abhängig macht. Wäre zu befürchten, daß eine weitgehende Spaltung in der hannoverschen Landeskirche durch die Absetzung des Angeklagten verursacht werde, dann wäre das Verfahren des Konsistoriums zwar kein Unrecht, aber ein Fehler gewesen, so aber ist es recht, weil man die Macht hat, es auch durchzuführen. Läßt nun schon ein Blatt, das mit der Handlungsweise des Konsistoriums völlig einverstanden ist, diese in kirchenpolitischer Beleuchtung erscheinen, so bildet nach der Darstellung einer politischen Zeitung die Kirchenpolitik die Grundlage des ganzen Verfahrens. Sie sagt: „Das hannoversche Kirchenregiment . . . . hatte sich durch den von ihm durchgesetzten finanziellen Anschluß der hannoverschen Geistlichkeit an die preußische Landeskirche das Mißtrauen der welfischen Orthodoxie zugezogen. Außerdem hatte bei den letzten Wahlen zur Landessynode eine gemäßigtere Richtung einen überraschenden Erfolg aufzuweisen gehabt, so daß einige Heißsporne ihren Erbsitz in der Synode eingebüßt hatten. Es liegt am Tage, daß der schroffe Akt der Kirchendisziplin, dem Weingart zum Opfer gefallen ist, wie wir bereits beim ersten Auftauchen des „Falles“ hervorhoben, lediglich der Befestigung der kirchenregimentlichen Macht dienen soll, er soll dazu dienen, die mißgestimmte welfische Orthodoxie, welche auch die Absetzung einiger ihrer Getreuen aus Anlaß der Zentennarfeier noch nicht verschmerzt hat, zu versöhnen und zugleich den andrängenden gemäßigteren Elementen ein Quos ego zurufen.“

Es ist zwar nicht anzunehmen, daß die hannoversche Kirchenregierung in ihrem Verfahren von solchen Gesichtspunkten ausgegangen ist, aber sie hat den Schein gegen sich, daß ihr Verhalten nicht in allen Fällen durch die Lehrvorschriften der hannoverschen Landeskirche, sondern durch andere Rücksichten bestimmt sei. Wenn man dann noch die Thatsache dazu nimmt, daß die Einleitung des Disziplinarverfahrens erst stattfand, nachdem die hannoversche Pastoralkorrespondenz einen scharfen Artikel gegen Weingart veröffentlicht hatte, in welchem u. a. auch gesagt wurde: „Wir sind gespannt, wie die Behörde sich jetzt zu den neuesten Kundgebungen des Referenten stellen wird,“ so läßt sich dieselbe ja leicht so deuten, als ob das Vorgehen der Kirchenbehörde auf das Drängen des betr. Blattes hin erfolgt sei.

So befindet sich freilich das hannoversche Kirchenregiment in einer üblen Lage. Ganz durchführen kann es die alte Lehrordnung nicht; setzt sie dieselbe nur in besonderen Fällen durch, so setzt es sich dem Vorwurf einer willkürlichen Handlungsweise aus.

Auch das Organ der positiven Union, die „Kirchliche Monatsschrift“, der so wenig wie der D. E. Kztg. eine Voreingenommenheit für die liberale Theologie zugeschrieben werden kann, ist mit dem Verfahren des Oberkonsistoriums nicht einverstanden. Sie giebt zwar zu, daß die Amtsenthebung berechtigt war, hält aber unter den gegenwärtigen Zeitverhältnissen diese Strafe für zu hart. Sie sagt u. a.: „Daß ein junger Geistlicher in dem Bericht der Evange-

lien nichts als legendäre Ausschmückung die bildliche Verkörperung oder Vergröberung der Auferstehungsidee sieht, kann bei dem gegenwärtigen Stande unserer Theologie nicht wunder nehmen. Aber auch dann hätte seine psychologische Einsicht ihm sagen müssen, daß für den ‚einfältigen' Gläubigen Bild und Sache untrennbar zusammen gehören, und daß die Kanzel nicht der Platz zur Bilderstürmerei sei. — Übrigens möchten wir uns der D. E. Kztg. in der Meinung anschließen, daß es wohl angebrachter gewesen wäre, ... wenn man es bei einer milderen Strafe hätte bewenden lassen. Die Schwierigkeiten für unsere jungen Theologen, denen die theologische Wissenschaft fast ausschließlich in der Gestalt der negierendkritischen Theologie entgegentritt, sind unendlich groß. Dem Christen darf man einfach den Entschluß des Glaubens zumuten; der Theologe aber muß die Zweifel des Verstandes auch denkend zu überwinden versuchen. Und in der mangelnden Fähigkeit begrifflichen Denkens, in der ungenügenden philosophischen Schulung sind sich die gegnerischen Richtungen in der heutigen Theologie so ziemlich gleich."

Da die Kirchl. Monatsschrift auch für das hannoversche Konsistorium keine Ausnahme feststellt, so scheint sie demselben die Andeutung machen zu wollen, daß es auch keine klare theologische Stellung einnehme. Das mag sein. Nur ist nicht gesagt, wie es aus seiner unklaren Stellung herauskommen kann.

Die Thatsache, daß die unter der geistigen Herrschaft Roms stehenden Völker gegenwärtig ohne Ausnahme im Niedergang begriffen sind, ist zwar unleugbar, aber von römischer Seite werden natürlich andere Erklärungsgründe dafür angegeben. Nichtsdestoweniger dringt doch bei vielen die Erkenntnis durch, daß es gerade die Herrschaft Roms ist, welche gebrochen werden muß, wenn diese Völker wieder emporkommen wollen. So hat z. B. der „Siècle", eines der bedeutendsten politischen Blätter Frankreichs, eine Anzahl Artikel von Hyacinthe Loyson über „den Verfall der katholischen Nationen" veröffentlicht, in welchen es u. a. heißt: „Wenn es in der Geschichte ein Gericht Gottes giebt, so ist es dasjenige, das wir seit mehr denn drei Jahrhunderten sich vollziehen sehen, nämlich die Erhebung derjenigen Nationen, welche Christus frei, und die Erniedrigung derjenigen, welche der Papst zu Sklaven gemacht hat."

Kurz nach dem Erscheinen dieser Artikel veröffentlichte der Hauptredakteur des genannten Blattes, der zwar nominell Katholik, sonst aber Freidenker ist, eine längere Abhandlung über: „Die Notwendigkeit religiöser Konkurrenz." Diese, inzwischen als besondere Schrift veröffentlichte Arbeit, bezeichnet als erstes Erfordernis, daß die Macht der römischen Kirche gebrochen werde. Das Hauptmittel dazu sei die Aufhebung des Konkordats, wodurch der sich auf dasselbe gründenden römischen Bedrückung anderer Kirchen ein Ende gemacht würde. Dadurch würde der Konkurrenz auf religiösem Gebiete freie Bahn geschaffen. Diese würde dann das Volk davor bewahren, immer zwischen den Extremen des Ultramontanismus auf der einen, und des Radikalismus und der Freigeisterei auf der andern Seite, hin und her zu schwanken. „Wenn wir," sagt der Redakteur des „Siècle", „die gegenwärtige Organisation des Katholizismus zerstören und gegen ihn die Möglichkeit der religiösen Konkurrenz aufrichten, so müssen wir offen erklären, daß wir das zu Gunsten des Protestantismus thun und daß wir auf den Protestantismus zählen, um Frankreich dem Katholizismus zu entreißen."

Eine ganz andere Auffassung der Sache vertritt allerdings das Organ der Kurie, der „Osservatore Romano". Derselbe sprach auch vom Gedeihen

protestantischer Völker und sagte dann, ihr Glück sei nur vorübergehend und ihr späteres Schicksal werde um so schrecklicher sein, da die unsterblichen Götter denen, an welchen sie sich künftig zu rächen gedächten, zuerst Glück und Gedeihen zu schenken pflegten, damit sie dann durch den Wechsel der Dinge um so empfindlicher zu leiden hätten, wie schon Julius Cäsar gesagt habe.

Hierauf antwortete dann, nicht ein evangelisches, sondern ein von Katholiken herausgegebenes Blatt: „Kann man als Christ und Katholik zugeben, daß Gott, der seinen Sohn auf Erden sandte, damit er für die Menschheit sterbe, sich damit befaßt, die unsterblichen Götter Cäsars nachzuahmen? Ist es glaublich, daß der Gott der Liebe und des Erbarmens den protestantischen Nationen nur darum Dinge und Reichtümer schenkt, um sie nachher desto empfindlicher leiden zu lassen? O, ihr Theologen, prüft euer Gewissen, denn ihr seid nicht nur schlecht gegen eure Nächsten, ihr seid unverschämt gegen Gott, wenn ihr ihm Gefühle unterschiebt, die des raffiniertesten Kannibalen würdig wären."

Es ist natürlich nicht nötig, über die Anschauung, welche der Schreiber des „Osservatore Romano" von den unsterblichen Göttern hat, noch ein Wort hinzuzusetzen. Dagegen erregt er selbst unser Interesse. Er dürfte selbstverständlich nicht am Organ der Kurie arbeiten, wenn er nicht ein gläubiger, römischer Christ wäre. Er glaubt sicherlich alles, was die römische Kirche lehrt, und wenn es derselben beliebte, viel mehr zu lehren, so würde er es sicher sofort glauben. Und doch ist er allem Anschein nach praktisch Atheist. Die Idee Gottes ist ihm nur ein Gegenstand, der sich nach dem Zweck gestaltet, zu dem er gebraucht werden soll. Hier will er bei seinen Lesern im Hinblick auf das endliche Geschick der Protestanten ein frommes Gruseln erzeugen, und zu diesem Zweck führt er nun „die unsterblichen Götter" in einer solchen Gestalt und Färbung vor, daß sie den Gläubigen seines Schlages als sittliche Ungeheuer erscheinen müssen, vor denen man nur im Schoße der alleinseligmachenden Kirche einigermaßen sicher ist. Oder sollte er wirklich an eine solche Gottheit glauben? Dann ist er überhaupt kein Christ, sondern steht auf einem Standpunkt, den selbst die heidnische Gotteserkenntnis zu überwinden imstande gewesen ist.

Die Behauptung, daß der Katholizismus an wissenschaftlichen Leistungen hinter dem Protestantismus zurückbleibt, wird nicht bloß von Protestanten, sondern auch von manchen Katholiken als richtig anerkannt. Die letzteren suchen den Grund davon meist nicht im Romanismus selbst, sondern in irgendwelchen zufälligen und vorübergehenden, oder wenigstens bei gutem Willen überwindbaren Zeitumständen. So hat es der Würzburger Professor Schell gethan, der aber durch seine eigenen Erfahrungen eines Besseren hätte belehrt werden können, und vielleicht auch belehrt worden ist, aber in diesem Falle so klug ist, diese Perle seiner Erkenntnis nicht vor die Säue zu werfen.

Ein bayerischer Ultramontaner, Freiherr von Hertling, schreibt die Schuld an der bezeichneten Erscheinung der Aufhebung der Klöster zu. Dadurch sei der Katholizismus seiner Bildungsstätten beraubt worden; denn im System der römischen Hierokratie liege es durchaus nicht, die wissenschaftliche Forschung zu beengen. Der katholische Kirchenhistoriker, Prof. Kraus in Freiburg, bezeichnet v. Hertlings Schrift über diesen Gegenstand als „in mildem Geiste geschriebenes Idyll" und weist zugleich nach, wie wenig dasselbe der Wirklichkeit entspricht. Er sagt u. a.: „Herr v. H. lebt hinreichend in der Welt und hat wohl Fühlung genug mit theologischen Kreisen, um genau zu

wissen, wie stark und weitverbreitet die Vorstellung ist, es gebe heute für den katholischen Gelehrten auch nicht das bescheidenste Maß mehr von freier wissenschaftlicher Bewegung. Ich lasse ganz dahingestellt, ob diese Vorstellung berechtigt ist oder nicht. Thatsächlich würde aber die Behauptung, als könne die katholische Forschung und Geistesarbeit sich wenigstens auf dem vom Dogma freigelassenen Wissenschaftsgebiete frei und speziell nach den Gesetzen des heutigen naturwissenschaftlichen und historischen Wissens bewegen und frischen Mutes arbeiten, von sehr vielen unter uns als ein Schlag ins Gesicht der Wahrheit empfunden werden. Man hört gegenwärtig nur zu oft die Äußerung, ein wirklicher Gelehrter könne sich heute in der Kirche überhaupt nur halten, wenn er erstens auf jede Aktion in derselben verzichte, und zweitens alles für sich behalte, was er denke. Die Personen, welche so urteilen, können als Beleg für ihre Ansicht jedenfalls die unsagbaren Roheiten anführen, denen sie bei jeder Meinungsäußerung schutzlos seitens der sogenannten katholischen Presse ausgesetzt sind. Sie könnten aber auch ernstere Argumente anführen, mit denen sich die Ansichten des Herrn v. H. über das dem katholischen Gelehrten verbliebene Maß von Freiheiten nicht vereinigen lassen."

Herr v. H. hatte u. a. auch gesagt, „kein Verständiger wünsche wieder die Wiederkehr des Staatszwangs in Glaubenssachen und der Bestrafung des Abfalls vom Glauben als staatliches Verbrechen." Darauf wird ihm von Prof. Kraus erwidert: „Nicht um den Staatszwang handelt es sich, sondern um die Befugnis und das Recht, ja die Pflicht der Kirche, durch körperliche Strafen das Crimen haereticae pravitatis (Verbrechen der Ketzerei) zu ahnden. Dieses Recht ist aber durch zahllose geistliche Erlasse, selbst eines so liberalen Papstes wie Benedikt XIV., und auch noch in allerneuster Zeit in Anspruch genommen und dokumentiert worden (durch Pius VI. 1691 und durch den Syllabus 24); es ist außerdem sichergestellt durch den Artikel des Syllabus (23), welcher die Meinung verwirft, als habe je ein Papst die Grenzen seiner Befugnis überschritten, ja es ist die Leugnung dieser Befugnis wahrscheinlich auch jetzt noch mit Zensuren belegt, so daß Herr v. H. allein schon wegen seines für die Inquisition durchaus unehrerbietigen Satzes verdient hätte, auf dem Campo dei fiori förmlich und feierlich verbrannt zu werden."

Daß aber die Hierarchie oder genauer gesagt, diejenige Macht, welche in der römischen Kirche die Herrschaft und zwar auch über die Hierarchie hat, thatsächlich jeder selbständigen wissenschaftlichen Thätigkeit feind ist, tritt in den folgenden Sätzen hervor:

„Seit fünfzig und mehr Jahren geschieht von einer gewissen Seite alles, um diese Fakultäten (die theologischen Fakultäten der deutschen Universitäten D. R.) zu unterminieren, herabzusetzen, zu denunzieren und in ihrer Aktion völlig lahm zu legen. So gut die Katholiken Deutschlands diesem unwürdigen Schauspiel ruhig zusehen, so gut werden sie auch der Zerstörung dieser Bildungsanstalten, ohne ein Glied zu regen, beiwohnen. Es ist sonderbar genug, daß Herr v. H. kein Wort darüber verliert, daß die wirklichen Feinde unserer katholischen Fakultäten weit eher intra als extra muros zu suchen sind, und daß ihm verborgen geblieben scheint, daß der Untergang dieser Fakultäten an maßgebender Stelle eine beschlossene Sache ist. Die Überzeugung, daß ein „gebildeter Klerus zu den vornehmsten staatserhaltenden Faktoren gehört," kommt da nicht in Betracht, wo auf die Erhaltung dieses Staatswesens kein Wert gelegt wird."

Es hätte freilich auch hinzugefügt werden dürfen, daß ein gebildeter Klerus ebenso und noch viel mehr kirchenerhaltend wirkt. Es muß das aber richtig verstanden werden. Nicht die Kirche im Sinne geistlichen Leibes Christi (des corpus mysticum Christi); in diesem Sinne wird sie nicht durch den Klerus, sondern durch die wahren Gläubigen erhalten, sondern im Sinne der geschichtlichen Bildung, die durch die Wirksamkeit geistiger Kräfte zustande gekommen ist. Diese wird durch einen gebildeten Klerus geistig lebendig und thätig erhalten, nicht bloß konserviert oder gar munifiziert. In demselben Maße, als ein Klerus imstande ist, das eigentümliche Wesen seiner Kirche mit den Mitteln der geistigen Bildung seiner Zeit zu erfassen, in ihren Formen darzustellen und es ihrem geistigen Leben einzuflößen, in demselben Maße vermag er diese Kirche als eine geistig lebendige Organisation zu erhalten. Darum handelt es sich allerdings bei der römischen Kirche schon längst nicht mehr. Der Klerus ist ihren Machthabern nur noch das Werkzeug zu glänzender Schaustellung (pompa religiosa), zur Ausübung politischen Einflusses und zur Aufbringung materieller Mittel. Zu diesen Zwecken kann man unter Umständen einige Gelehrten mitbenutzen, aber einen durchweg gebildeten Klerus nicht brauchen. Außerdem arbeitet die politische Macht Roms überall auf den Umsturz der heutigen Verhältnisse hin, indem sie vermöge ihres Glaubens an die Unzerstörbarkeit der Kirche in dem Wahne befangen ist, als würde dieser allgemeine Umsturz ein Zurückfallen der Welt um vier Jahrhunderte ergeben, in welchem sie allein überbleiben und sich allein als unumstürzbar erweisen würde. Darum kann man einen gebildeten Klerus, d. h. Leute mit einer wirklichen Einsicht in die geistigen Weltverhältnisse und einem selbständigen geistigen Streben inmitten der heutigen Weltzustände nicht gebrauchen und will ihn nicht haben.

Wenn man die Klerikalen in Östreich des Mangels an Bildung anklagt, so mag allerdings der Parteigegensatz auch mit ins Spiel kommen; aber immerhin lassen sie sich Dinge zu schulden kommen, die sich ganz gut als Beweise für jene Anklage verwenden lassen. So brachte der Wiener Volksbote, dessen Herausgeber der Ortsschulrat König ist, einen Theaterbericht, in welchem als Verfasser des Schauspiels „Der Kaufmann von Venedig" der östreichische Dichter Grillparzer genannt wird. Daraufhin ging dem Volksboten folgendes Schreiben zu: „Geehrter Herr Redakteur! Ich wäre Ihnen sehr verbunden, wenn Sie die Freundlichkeit hätten, in Ihrer nächsten Nummer richtig zu stellen, daß der ‚Kaufmann von Venedig' nicht, wie Sie in Ihrer letzten Nummer angaben, von Grillparzer, sondern von mir ist. Ein Stück mit so stramm antisemitischer Tendenz hätte dieser waschlappige Liberale doch nicht übers Herz gebracht. Wien, 7. Nov. 1899. Ihr ergebener William Shakespeare."
Wirklich veröffentlichte auch König diesen Brief im Volksboten, indem er demselben die Bemerkung vorausschickte, daß es allerdings ein grober Irrtum sei, dem „Freimaurer" Grillparzer zuzumuten, daß er ein so streng antisemitisches Stück geschrieben habe. — Demnach scheint der Wiener Ortsschulrat König sich immer noch für einen Zeitgenossen von William Shakespeare zu halten.

Wenn seinerzeit Livius etwas ironisch von einer „Punica fides" redete, so könnte man heute die „Romana fides" die Zuverlässigkeit der Kurie dafür setzen. Einige Pariser Blätter haben neuerdings eine treffliche Illustration derselben veröffentlicht. Die Sache greift allerdings über zwei Jahrzehnte zurück. Im Jahre 1878 wurde von den belgischen Bischöfen eine Massenagi-

tation gegen den Minister Frère Orban aus Anlaß eines Unterrichtsgesetzes ins Werk gesetzt. Der Minister wandte sich an den päpstlichen Nuntius in Brüssel, Msgr. Nina, mit der Bitte, die Bischöfe zu einem versöhnlicheren Verhalten zu veranlassen. Nina versprach, sich bei dem Papst zu Gunsten des Ministers zu verwenden. Bald darauf erließ er auch wirklich auf Befehl Leos XIII. ein Rundschreiben an die belgischen Bischöfe, worin er eine versöhnliche Politik dem Ministerium gegenüber empfahl. Aber merkwürdigerweise kehrten sich die Bischöfe nicht im mindesten an den päpstlichen Befehl, sondern fuhren fort in der heftigsten Weise gegen den Minister zu agitieren. Endlich erfuhr man doch des Rätsels Lösung. Der Bischof von Tournai, Msgr. Dümont, entzweite sich mit dem Papste, wurde mit dem Interdikt belegt und seines Bischofsstuhls enthoben. Zur Rache dafür veröffentlichte er die geheime Korrespondenz zwischen dem päpstlichen Nuntius und den belgischen Bischöfen aus den Jahren 1878—1880. Aus diesen Aktenstücken, deren Authentie nicht bestritten wird, ergiebt sich, daß der päpstliche Nuntius offiziell zur Versöhnlichkeit aufforderte, während er im geheimen zum Widerstand aufhetzte. Das ist die römische Kurie und die fides romana.

Ein französischer Gelehrter, H. Constant, hat die Grundlinien einer Religion der Zukunft entworfen, von der er erwartet, daß sie demnächst das Christentum verdrängen werde. Sie setzt sich aus Elementen zusammen, die „der erhabenen Philosophie des Neuplatonismus und den Lehren des fernsten Ostens" entnommen sind, versetzt mit „der männlichen Intelligenz und dem Geiste des Westens", sowie mit physischer Wissenschaft, Spiritualismus und neuer Metaphysik".

Es werden dann acht — wir wollen sagen — Glaubensartikel aufgestellt, von denen der erste den Gott dieser neuen Religion als die höchste Intelligenz bezeichnet, welche die Welten regiert. „Diese Intelligenz ist das bewußte Ich des Universums. Im Universum, für das Universum und durch das Universum wird das göttliche Denken objektiviert."

Artikel zwei bis sieben beschäftigt sich mit dem Glauben an die Entwicklung. „Alle Schöpfungen entwickeln sich in aufsteigender Reihe ohne eine Unterbrechung ihrer Stetigkeit." In diesem Falle ist freilich diese neue Religion nicht unter die „Schöpfungen" zu rechnen, denn ein Zurückgehen auf den Neuplatonismus, Buddhismus und Brahmanismus vom Ende des 19. Jahrhunderts aus ist keine stetige Entwicklung, sondern ein arger Bruch derselben.

Weiterhin werden wir belehrt, daß es eine doppelte Entwicklung giebt, eine materielle und eine spirituale, die einander parallel laufen, „indem das Leben nichts anders ist als eine Manifestation des Geistes, die als Bewegung erscheint."

Die Entwicklung der Seele beginnt mit der Krystallbildung, steigt durch die Pflanze und das Tier auf, erlangt im Menschen Bewußtsein und kann niemals wieder zurückgehen, sondern hat eine unendliche Entwicklung vor sich, wie der vierte Artikel lehrt.

Die körperliche Existenz ist nötig, bis die Seele eine gewisse Vollkommenheit erreicht. Dazu genügt aber eine einzige körperliche Existenz nicht. Daher nimmt die Seele immer wieder neue Körper an und jede neue Existenz bringt wieder neuen Fortschritt.

Merkwürdigerweise ist aber, nach dem sechsten dieser Glaubensartikel, die Reihe der körperlichen Existenzen durch eine ebensolche Reihe spiritualer Existenzen durchbrochen, indem je eine körperliche und eine spirituale Existenz

miteinander abwechseln. Diese spirituale Existenz ist allerdings nichts weniger als angenehm, denn sie bildet—um die Sache in einer bekannten Größe auszudrücken — eine Art Fegfeuer, das der Seele ihren Mangel an Vollkommenheit durch seine Qualen fühlbar macht. Infolge davon faßt die Seele starke Entschlüsse und steigt, wenn die Zeit dazu gekommen ist, wieder in einen neuen Körper herab, um sich durch Arbeit und Studium zu bessern. Dabei bleibt der Seele eine unbestimmte Empfindung der vor ihrer jeweiligen Geburt gefaßten Entschlüsse.

Endlich aber erreicht die Seele — ihr Ziel — keineswegs! Sie erreicht die Stufe des Fortschritts, welche der Zustand einer Welt zuläßt und sie verläßt diese, um in einer andern Welt inkarniert zu werden. Wenn die Inkarnation in einem materiellen Körper der Seele nichts mehr nützt, so hört sie auf und die Seele lebt nun ein gänzlich spirituales Leben. Auch da ist wieder Fortschritt. Kommt die Seele auf dem Höhepunkt des Fortschritts an, dann hat sie die höchste Glückseligkeit erreicht, indem sie „unter die Räte des Allmächtigen aufgenommen worden ist.“ Im letzten dieser Artikel wird gesagt, daß die Seele einen aus einem Fluidum bestehenden Körper hat, dessen Substanz in das universale oder kosmische Fluidum hineingezogen wird, das ihn bildet und nährt. Dieser Seelenleib ist ein Mittelding zwischen Seele und Körper, das die Wechselwirkung zwischen beiden herstellt.

Es ist wohl schwerlich zu besorgen, daß eine solche Religion sich demnächst an Stelle des Christentums setzen wird. Nicht etwa deswegen, weil diese „Glaubensartikel“ weder systematisch noch logisch, weder wahr noch klar sind, weder das Denken noch die Phantasie befriedigen, weder das Gemüt erheben noch dem Willen eine Richtung geben können, sondern, weil die christlichen Völker auch unter den entartetsten Formen des Christentums noch nicht hinreichend degeneriert sind, um sich eine solche Religion aufbürden zu lassen, deren Wesen der Glaube an eine ewige Sklaverei des Individuums ist, die jede Hoffnung auf Freiheit aufgiebt und aller Menschlichkeit und Menschenliebe das Lebensmark aussaugt. Immerhin ist es bemerkenswert, daß derartige Zukunftsreligionen gerade in Paris auftauchen.

Die Gläubigen einer solchen Religion bilden keinen einheitlichen Organismus mehr; sie sind nicht ein Leib, an welchem bei dem Leiden eines Gliedes alle Glieder mitleiden, oder eine Brüderschaft, die einen Meister hat, sondern nur eine endlose Prozession, bei der jeder in seiner Reihe ins Unendliche fortmarschiert, fortgedrängt und fortgestoßen wird, je nachdem. Jeder für sich, keiner für einen andern. Vorn der Brahmine, der im Occident vermöge seines Geldes, seiner Macht, seines Ansehens oder um sonst eines zufälligen Umstandes willen als der so weit Fortgeschrittene erscheint, daß er es nicht mehr nötig hat, durch Arbeit fortzuschreiten. Hinter ihm die noch auf niederer Fortschrittsstufe Stehenden, die noch nicht durch so viele Existenzen Hindurchgeschrittenen, auf denen noch die Arbeit und Last des irdischen Daseins liegt. Keiner aber geht den andern etwas an; keiner braucht dem andern zu helfen, und keiner kann dem andern helfen, wenn er es auch wollte. Eine solche Religion wäre nur eine Religion der idealisierten Selbstsucht, der sittlichen Schwäche und der ewigen Sklaverei; denn das Ziel, zu dem ein unendlicher Weg führt, wird erst im Unendlichen, d. h. niemals erreicht.

Bitte! Das homiletische Material fehlt fast ganz. Bitte die Brüder, die Redaktion mit kurzen Predigten oder Entwürfen, oder Homilien und dergleichen zu versorgen.

Bücher und Zeitschriften.

Vorbemerkung. Das Manuskript geht in der Regel ungefähr fünf Wochen, ehe das Blatt fertig zu erscheinen hat, in die Druckerei, um dem Verlag und dem Redakteur Zeit zu geben zur Fertigstellung der Korrektur. Schriften und Bücher, welche nach Abgang des Manuskripts einlaufen, müssen daher liegen bleiben bis zur nächsten Nummer.

Bei der Redaktion sind folgende Bücher und Zeitschriften eingegangen und werden hier teils ihrem Inhalt nach angezeigt, teils, so weit thunlich, besprochen.

Bücher.

Glück. Von Prof. Dr. C. Hilty 3 Teil, 11.—15. Tausend. Wir haben schon bei früherer Gelegenheit auf Dr. Hiltys Schriften hingewiesen (vgl. September- und Novemberheft 1899). Besonders auf Seite 368 f. im vorigen Jahrgang möchten wir aufmerksam machen, um dort Gesagtes hier nicht wiederholen zu müssen. Die drei Bände des Werkes, dem er den Titel „Glück" giebt, sind eigentlich nur Sammlungen von Gelegenheitsvorträgen (soweit das dem Fernerstehenden ersichtlich ist), die unter sich in keinem Zusammenhang stehen und also auch keinen bestimmten systematischen Gedankenfortschritt zeigen. Damit hängt zusammen, daß manche Wiederholungen, z. T. ganz wörtliche, in einzelnen Abschnitten vorkommen, die bei verschiedenem Auditorium am Platze waren, in einem Buche kritische Geister zur Kritik ermuntern. Wir können uns aneignen, was ein anderer Rezensent von diesem dritten Band schreibt, ohne dabei seine Kritik gutzuheißen, die, nach unserem Gefühl, nicht berechtigt ist.

„Wahrlich, kein unbedeutendes Buch! In edlem und vornehmem Stil geschrieben bietet es uns nebst einer oft vortrefflichen Hygiene des Leibes und (**besonders** R.) der Seele eine Fülle von feinen und oft tiefen Gedanken. Besonders schön sind die Abschnitte über Gottes Führungen, Leid und Krankheit, und an treffenden Bemerkungen über Menschenumgang und Lebensklugheit ist der dritte Band, wie seine zwei Vorgänger, reich." Was von hier an folgt, ist nur teilweise richtig. Es ist wahr, daß der Verfasser offenbar zu seinen Vorträgen ein Publikum hatte, das dem Christentum, wie es die Kirche vertritt, gelind gesagt, kritisch gegenüberstand. Dr. Hilty ist auch kein Freund des in Formen, Schablonen und theologischen Spekulationen erstarrten, oft so lieb-, herz- und glaubenslosen Christentums, das nur in Bekenntnis und schönen Theorien und Worten besteht. Den Theorien ist er abhold. Mit eindringender Schärfe aber zeigt er, was echter Glaube, echte Liebe zu Gott, echtes Gottvertrauen, echte Heiligkeit ist, das heißt, wie das alles praktisch im Leben sich bewährt im Vertrauen auf Gottes Führung, in einer heroischen Selbsthingabe an Gott und das Wohl der Brüder 2c.

Besonders kann der Seelsorger, der viel mit Kranken, Leidenden, Betrübten 2c. umzugehen hat, viel lernen für diese so schwierige Seite seines Amts. Dafür ist namentlich der Abschnitt „Krankenheil" sehr beachtenswert. Auch für Diakonissenhäuser würde das Buch eine vorzüglich bildende Lektüre für die Schwestern; und für gebildete Kranke, die doch noch dergleichen lesen können, wäre Seelenarznei in diesem Buche zu finden.

Wir schließen mit Angabe des Inhaltsverzeichnisses. 1. Duplex est beatitudo. 2. Was ist Glaube? 3. Wunderbar soll's sein, was ich bei dir

thun werde. (Handelt von den Führungen Gottes!) 4. Qui peut souffrir, peut oser. Anhang: Krankenheil. 5. Moderne Heiligkeit. 6. Was sollen wir thun? 7. Heil den Enkeln. 8. Exelsior.

Das Buch ist in feiner Ausstattung auf starkem Papier gedruckt, umfaßt 335 Seiten. Es ist im Eden Publishing House zu haben zum Preis von $1.40.

Vom Verlag von Curts & Jennings (Western Method. Book Concern), Cincinnati, kamen uns zu:

„Verborgene Klippen" von Dr. Fr. Munz. Feiner Leinwandband mit aufgeprägtem Titel und Bild: Ein Leuchtturm auf dem Felsen, ein Schifflein auf brandender See. 128 Seiten. Preis, portofrei: 50 Cts.

Das Buch behandelt: „Die weltlichen Vergnügungen in der Wagschale des christlichen Gewissens", unter folgenden Abschnitten: Ein sonniges Gemüt. Arbeit und Erholung. Die Jugendzeit und ihre Wendepunkte. Die Vergnügungsfrage und das Gewissen. Der Tanz. Das Theater. Das Kartenspiel. Der Tabak. Berauschende Getränke. Verderbliche Schriften. Böse Gesellschaft.

Ein Buch, das jeder Jüngling und jede Jungfrau besitzen, lesen und beherzigen sollte. Ein treuer und zuverlässiger Führer für den, der sich ein heiteres, fröhliches Gemüt und dabei „unbefleckt von der Welt erhalten" will. Die Kapitel über Tabak und berauschende Getränke vertreten den Standpunkt der völligen Enthaltsamkeit.

Von gleichem Verlag kommen: Biographische Bilder aus der heiligen Geschichte. I. II. Von Franz L. Nagler. Bücher in feiner Ausstattung, auf prächtigem Papier, 306 resp. 320 Seiten. Preis: feinere Ausgabe, portofrei $2.00; in zwei Bänden: billigere Ausgabe $1 25.

Diese Bücher gehören zu einer ganzen Serie von 12 Bänden: Neue historische Bibliothek. Die ersten zwei Bände enthalten Weltgeschichte; die nächsten zwei sind die oben genannten; dann folgt Kirchengeschichte (2 Bde.); Mission; Entdeckungen und Erfindungen; Litteratur (2 Bde.); Kunst; Philosophie und Naturforschung.

Die vorliegenden Bände bilden ein Werk für sich. In der Vorrede heißt es: „Das Ziel des Verfassers war, in den vorliegenden biographischen Bildern die in der heiligen Schrift enthaltenen geschichtlichen Thatsachen im Anschluß an ihre hervorragendsten Träger im Zusammenhange zu geben, allerdings überall in gedrängter Kürze. — Des besseren Verständnisses wegen wird der Leser die Geschichte der Reiche Israel und Juda von einander getrennt aufgezeichnet finden und nicht von einem Reiche zum andern springend, wie das in den Büchern der Könige und Chronika der Fall ist. Vor Jahren arbeitete der Verfasser unter Zuhilfenahme einer ganzen Reihe einschlägiger Werke an einer Evangelienharmonie und schrieb zu dem Zwecke ein Leben Jesu in den Worten der Evangelisten. Diese Arbeit, die nicht für den Druck bestimmt war, wurde dem in diesem Werke (2. Bd.) sich befindenden Leben Jesu zu Grunde gelegt. Der vorliegende Versuch einer Evangelienharmonie macht keinen Anspruch auf Unfehlbarkeit, denn jeder, der sich mit dieser Sache eingehend beschäftigt hat, kennt die Schwierigkeiten, die sich einer bis ins Einzelne gehenden Harmonierung der Evangelien in den Weg stellen. — Daß die zum Teil schwierigen Fragen in Bezug auf Zeit, Umstände und Autorschaft der biblischen Bücher in diesem Werke unberücksichtigt gelassen wurden, braucht kaum erwähnt zu werden. Der Verfasser hielt sich an die Geschichte, wie er sie in der Bibel vorfand, und versuchte nirgends, weiser zu sein, als das ge-

schriebene Wort." Das Buch ist nach Art der „biblischen Geschichten", deren es ja eine ganze Anzahl giebt, bearbeitet, nur viel ausführlicher und vollständiger. Namentlich aber werden die Data nach dem Exil bis zu Christi Geburt und die jüdische Geschichte unter der Römerherrschaft bis zum Untergang Jerusalems schon im ersten Bande abgehandelt. Der zweite Band bietet ein schön geordnetes Bild des Lebens Jesu in elf bedeutungsvollen Abschnitten und einer Schlußbetrachtung. Dann folgt: Die Apostel und ihre Mitarbeiter in drei Abschnitten.

Das ist ein prächtiges Buch, allen, alt und jung, sehr zu empfehlen, dazu in feiner Ausstattung, starkem glänzend weißem Papier, prächtigem Leinwandband mit Goldpressung und auch einzelne Bilder eingefügt in beiden Bänden.

Von A. Deicherts Verlag in Leipzig kam uns zu das 2. Heft von: O. Reyländer, Sup., Die neuen epistolischen Perikopen der Eisenacher Kirchenkonferenz. Wir verweisen auf unsere Anzeige im Januar-Heft, Seite 78. Diese zweite Lieferung setzt das Werk fort bis zum dritten Sonntag nach Epiphanien.

Zeitschriften.

Im Verlag von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart erscheint seit Oktober 1898 eine hochfeine, ausgezeichnete Monatsschrift, die allen Gebildeten, nicht bloß den Theologen, dringend zu empfehlen ist.

„Der Türmer". Monatsschrift für Gemüt und Geist. Herausgegeben von: Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß. Preis für den Jahrgang $5.00. Der Türmer gehört sicher zum besten, was an bildenden Zeitschriften im alten Vaterland erscheint und orientiert den Leser in allen wichtigen Tagesfragen. Der Herausgeber ist eine originelle, selbständige Persönlichkeit, giebt sein Urteil unparteiisch mit großem Freimut, ohne Rücksicht, ob er damit nach rechts oder links anstoßen möchte. „Ein hochedles Unternehmen gesunder Opposition gegen den flachen Zeitgeist."

Jedem Heft wird eine Kunstbeilage beigefügt, Photogravüren aus der Kunstanstalt Bruckmann in München, Bilder, die der feinen Ausstattung und dem vornehm edlen Charakter des Blattes entsprechen.

Der Redaktion liegen vier Hefte vor, Oktober bis Dezember 1899 und Januar 1900. (2. Jahrgang). Der Inhalt wird hier kurz skizziert, um dem Leser eine Andeutung zu geben über die Gegenstände des Blattes.

1. Heft, II. Jahrg., Oktober 1899. Weltanschauungen am Jahrhundertende. — Der freie Wille glühte für die Kraft (Gedicht). — Die Halben (ein Roman vom Herausgeber, wird in den anderen Heften fortgesetzt). — Keine Rast (Gedicht). — Die Sintflut. — Byron und seine letzte Liebe. — Mondnacht (Gedicht). — Ein Brief (Novelle). — Gottsuchers Herbstlied (Gedicht). — Unsere Kinder und unsere Märchen. — Kritik: Der Dichter Heinr. v. Treitschke. — Wengerow, Grundzüge der Geschichte der neuesten russischen Litteratur. — Henning, die Totalisatorfrage. — Rundschau: Papst Leo XIII. in seinem Privatleben. — Der Bankrott der Erde. — Hans Thoma zum 60. Geburtstage. — Chopin. — Zu seinem 50. Todestage. — Stimmen des In- und Auslandes: Willib. Alexis bei Göthe. — Ein „Römer" von heute. — Rassenverschlechterung durch Menschlichkeit? — Deutschland als Vorbild Englands. — Dramat. Kunst in Italien. — Offene Halle: „Weibliche Ärzte", sind sie wirklich nötig. — Türmers Tagebuch: Ein Nervenarzt über Lektüre. — Darwin für die Poeten. — Der „neurasthenische" Schopen-

hauer und der „pathologische" Göthe. — Der „Neurastheniker" über den „Pathologischen". — „Der Mondgeiger" (zu dem Bilde). — Briefe.

2. Heft, November 1899. Das Geld und die sittliche Freiheit (von Pet. Rosegger). — Nachglanz (Gedicht). — Die Halben. — Ernstes Mahnen (Gedicht). — Der tote Meister. — Warten. — Der Betrogene spricht (Gedicht). — Die Insel der Seligen. — Die Bibelleserin (Gedicht). — Justinus Kerner und die „Seherin von Prevorst". — Mutterglück (Gedicht). — Versammlungsbilder. — Kritik. — Rundschau (mit verschiedenen Artikeln). — Offene Halle: Glauben Sie, daß die meisten Künstler schlechte Ehemänner sind? — Türmers Tagebuch: Das moralische Zeitalter. Der „Gentleman" der Harmlosen. — Vom sozial-demokrat. Ketzergericht. — Ein Bild aus dem Zukunftsstaat. — Ketzereien zur Schulreformfrage. — Briefe. — Kunstbeilage: Villa am Meer.

3. Heft, Dezember 1899. Weihnachtserinnerung. — Die Halben. — Die Flucht nach Ägypten. — Ein Frauenlos (Gedicht). — Ein Jahrhundert nach Washingtons Tod. — Der Erlöser. — Auf ein Menschenkind (Gedicht). — Die Boeren und wir. — Ein Christusbild (Gedicht). — Gabr. Max. — Die Abendglocken (Gedicht). — Kritik (verschiedene Aufsätze). — Rundschau: Die Technik am Jahrhundertende. — Waldhornklänge. — Evangelische Konfirmationspraxis. — Universität und Theologie. — J. Chr. Brandes und seine Schule. — Stimmen des In- und Auslandes: Eine Verkannte. — Das amerikanische Mädchen. — Offene Halle: Das Schriftstellerheim. — Die Irvingianer und der Weltuntergang. — Türmers Tagebuch: Englischer als die Engländer. — Der politische Bettlerstandpunkt. — Aus der polit. Kinderstube. — Der Durchschnittsdeutsche. — Die Politik der Strafen. — Wirklichkeit und Ideal. — Briefe. — Kunstbeilage: Mater amabilis.

4. Heft, Januar 1900. Neujahr. Eine Laienpredigt von Otto von Leixner. — Die Halben. — Calderon de la Barca. Von Dr. Gustav Diercks. — Ein Wort zur Beruhigung. Von F. Vetter. — Schwarz und Weiß. Ein Winterbild aus Lappland. Von Stig Stigson. — Ernst Häckel und die Religionsfrage. Von Hanns von Gumppenberg. — Mein Schmerz (Gedicht). — Der Dutzendmensch. Von C. von Regin. — Die Lungenschwindsucht. Von Dr. med. E. Schlegel. — Heimliches Leid (Gedicht). — Kritik. — Rundschau: Die Planetenentdeckungen im 19. Jahrhundert. Von Dr. Bruno Borchardt. Die zukünftige Weltsprache. Von C. Müller. Schlaraffenland. (Von den Berliner Bühnen.) Von Rudolf Presber. — Stimmen des In- und Auslandes: Irrenfürsorge. Frauenjournale vor hundert Jahren. Von Frhrn. O. v. Schleinitz. Verdursten oder Ertrinken? Eine Wiederbelebung der Amphitheaterkunst. — Offene Halle: Weibliche Ärzte — Frauenemanzipation. Von O. Elster. „Weibliche Ärzte — sie sind wirklich nötig." Von Frau Irmgard Weylandt. Zum Problem der „Seherin von Prevorst". Von Dr. Walter Bormann. — Türmers Tagebuch: Vom neuen Jahrhundert. Aller Rätsel Lösung. Soziale Schwärmer. Der Geschäftsmann comme il faut. Ein güldenes Erinnerungsblättchen. Soziale Entdeckungsreisen. Des Türmers Wunsch für das neue Jahrhundert. — Kunstbeilage: Don Pedro Calderon. (Photogravure.)

Ein Überblick über diese Inhaltsanzeigen giebt einen Begriff von der Mannigfaltigkeit und Vielseitigkeit des Stoffes.

Im gleichen Verlag erscheint (aber von Schäfer & Koradi uns zugesandt) die schon mehrfach angezeigte: Katechetische Monatsschrift von P. August Spanuth. Erscheint monatlich. Preis per Jahrgang, portofrei $1.70.

10. Heft, 2. Jahrg. Die verschiedenen Methoden der Behandlung des Kirchenliedes. — Die sogenannten Christenlehren ꝛc. — Zum Reformationsfeste. — Eine feste Burg ist unser Gott. — Jesus hebt die Autorität unter den Menschen auf. — Katech. Lesefrüchte. — Litter. Kritiken. — Aus Zeitschriften.

11. Heft. Derselbe Anfang wie vorhin. — Die Katechet. Behandlung des 3. Gebots. — Katechet. Behandlung von Matth. 7, 7. — Das alte, das neue und das ewige Leben. — Katechesen. — Litt. Kritiken. — Aus Zeitschriften.

Im Verlag von Reuther & Reinhard, Berlin, erscheint: „Halte, was du hast. Zeitschrift für Pastoraltheologie. Unter Mitwirk. v. Hofpred. D. F. Braun, Oberkons.-Rat D. P. Kleinert und Oberkons.-Rat D. H. A. Köstlin. Herausgegeben von D. E. Sachsse. XXIII. Jahrgang 1898/9. Preis $2.25.

Inhalt des 3. Heftes (Dezember): I. Abhandlungen. Christentum und Kultur nach ihrem ethischen Verhältnis. Von Kons.-Rat Prof. Dr. Sieffert. — Ein fränkischer Bauernprediger. Von Pfarrer Schnizer. — II. Litteratur. Schriften über kirchliche und pfarramtliche Fragen. Von Oberpfarrer Wächtler. — III. Meditationen und Predigten über freie Texte für die Epiphaniaszeit: Joh. 1, 35—39. — Joh. 1, 35—51. — Joh. 3, 22—30. — Matth. 9, 35—38. — Joh. 4, 3—15. — Joh. 4, 16—30 von Keil — Mäcklenburg — Niehus — Haft und Sachsse. — IV. Kasualien. Biblische Ansprache über Joh. 15, 15 bei Eröffnung einer Prediger-Konferenz. Von Superint. a. D. Siegmund-Schultze. — Kaisers-Geburtstags-Festpredigt. Sprüche Salom. 20, 28. Von Militäroberpfarrer Bock. — Ansprache am Bescheerabend in einer Kleinkinderschule. Von Pfarrer Batzmann.

Inhalt des 4. Heftes (Januar): I. Abhandlungen. Geschichte der Neujahrsfeier in der christlichen Kirche. Von D. Kleinert.—Die Bewegungen in der evangelischen Kirche Deutschlands. Vom Herausgeber. — II. Litteratur. Die Litteratur des Jahres 1899 zur sozialen Frage. Von Stadtpfarrer Dr. Wurster. — III. Meditationen und Predigten über freie Texte für die Passionszeit: 11, 16 — Matth. 16, 21—23 1 Petri 2, 21 — Matth. 27, 15—26 von Maurer — Splittgerber — Hafner — Albertz. — IV. Kasualien. Eides-Rede vor der Vereidigung der Rekruten. Psalm 103, 17. 18. Von Militäroberpfarrer Bock.

Diesem Verlag verdanken wir die Erlaubnis zum Abdruck des Artikels: „Die Voraussetzung der Theologie und ihre Wissenschaftlichkeit."

Von Schäfer & Koradi kamen ferner uns zu: „Dienet einander!" Eine homiletische Zeitschrift mit besonderer Berücksichtigung der Kasualrede, herausgegeben von Dr. W. Rathmann. Jährl. 10 Hefte mit über 30 Druckbogen, nebst Litteraturbericht v. demselben Herausg. Preis $1.00

Inhalt des 1. Heftes (VIII. Jahrg.): Reformationsfestpredigt. — Zur Trauerfeier im Hause über Ebr. 12, 11. — Bibelfestpredigt. — Entwurf zur Erntefestpredigt über Jerem. 5, 24. — Entwürfe zu den alttestamentlichen und zu den evangelischen (Eisenacher) Texten: Je zwei für die vier Advente, die zwei Weihnachtstage, einen für Sont. nach Weihn. — Blütenlese zum Proph. Jeremias. — Dispositionen zu den altkirchlichen Episteln I. und den bairischen Evangelien I. — Litterar. Beiblatt.

Magazin
— für —
Evangelische Theologie und Kirche.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nordamerika.

Preis für den Jahrgang (6 Hefte) $1.50; Ausland $1.60.

Neue Folge: 2. Band. St. Louis, Mo. Mai 1900.

Für die Pfingstzeit.

Nun er durch die Rechte Gottes erhöhet ist und empfangen hat die Verheißung des heiligen Geistes vom Vater, hat er ausgegossen dieses, das ihr sehet und höret.—Ap.-Gesch. 2, 23.

Petrus hatte es doch gut, daß er in seiner Pfingstpredigt inmitten einer spottenden oder unentschieden zweifelnden Menge auf etwas so thatsächlich wahrnehmbares hinweisen konnte: „Sehet, dies hat er ausgegossen, das was ihr sehet und höret, ist aus keiner andern Ursache zu erklären, als aus der Einwirkung unseres erhöhten Messias auf uns." Wir Prediger des Evangeliums und wir Christen überhaupt haben auch, namentlich in dieser Zeit des Kirchenjahres, unser Zeugnis abzulegen von den Wirkungen des Hinganges unseres Heilandes, von den Folgen der Ereignisse auf Golgatha und im Garten Josephs von Arimathia. Aber wir sind zu gutem Teile nicht in der Lage wie Petrus. Dort lockte ein ungewöhnliches, noch nie erlebtes Ereignis die Menge zusammen, man wurde bestürzt und fragte: was kann das bedeuten? was will das werden? Heute sind die Erscheinungen und Bewegungen, die wir aus dem Fort- und Nachwirken des Todes und der Auferstehung Christi zu erklären haben, mit einem Worte, ist die Existenz des Christentums etwas Alltägliches geworden, das niemandes Verwunderung mehr auf den ersten Blick erregt, und es gehört eine umfassendere und eindringendere Anschauung dazu, um überhaupt darauf aufmerksam zu werden, daß aus Tod und Auferstehung Jesu von Nazareth weltgeschichtliche und in die Ewigkeit reichende Folgen entstanden sind, gleichwie ein zarterer Sinn dazu gehört, um im täglichen Aufgang der Sonne und in dem jährlichen Wiedererwachen des Frühlings ein immer neues Wunder zu erblicken. Für die meisten Menschen hat doch die Verkündigung vom heiligen Geiste wenig Bedeutung und wenig Reiz; es ist schwerer, die Stimmung der Anbetung und der Hingabe, wie sie dem Menschen dem Göttlichen gegenüber gebührt, gegenüber dem heiligen Geiste zu erwecken, als gegenüber dem Vater und dem Sohne; es ist verhältnismäßig leichter, durch den Hinweis auf die Wunder der Schöpfung und das Walten der Vorsehung die Stimmung der Andacht vor dem allmächtigen und allweisen Vater hervorzurufen, leichter, durch den

Hinweis auf das makellose Opfer der heiligen Liebe am Kreuze das Herz zur Gegenliebe zu rühren, als dem Walten des heiligen Geistes Ehrfurcht und Dankbarkeit zu gewinnen. Sind es auch heutzutage wohl wenige in der Christenheit, die mit den Johannesjüngern in Ephesus sagen können: wir haben auch noch nicht gehöret, daß ein heiliger Geist ist, so sind es wohl um so mehr, die sagen müssen: wir wissen nicht, was wir uns unter dem heiligen Geiste denken sollen.

Noch in anderm Sinne aber ist unsere Lage von der des Petrus als Pfingstprediger verschieden. Mit freudiger Unbefangenheit und Gewißheit konnte jener die Ueberzeugung aussprechen, daß das, was man an seinen Genossen sah und hörte, eine reine Erfüllung der Gottesverheißung, eine reine Auswirkung der vom erhöhten Christus ausgehenden Kraft sei; da war nichts aus unlauterem Quell Nebeneingeflossenes: „Diese sind nicht trunken, sondern das ist's, was durch den Propheten gesagt ist." Wenn wir aber Umschau halten auf das, was sich heute Christentum nennt, und was doch auch wirklich so gut wie anderes Anspruch darauf hat, sich Christentum zu nennen, weil es in nachweisbarem historischem Zusammenhange mit dem Wirken Christi steht, dann können wir dem Gefühle der Betrübnis und Beschämung nicht entgehen; so vieles, was in den Verheißungen Gottes als Wirkung der Erlösung durch Christum genannt worden ist, ist in den zu Tage tretenden Erscheinungen unseres Christentums nicht zu finden, und so vieles, was am Leben und Wirken des Einzelnen sowohl wie der Gemeinde und der ganzen Kirche zu sehen und zu hören ist, das ist nicht aus der Kraftwirkung des erhöhten Christus herleitbar, sondern aus dem trüben Quelle des natürlichen Menschenwesens und der Sünde. Und dennoch darf und soll das Zeugnis aufs neue erhoben werden: Ich glaube an den heiligen Geist.

Zur rechten Beschaffenheit eines Zeugnisses gehört, abgesehen von seiner Uebereinstimmung mit der objektiven Wahrheit, vor allem das persönliche Ueberzeugtsein des Zeugenden selbst. Darum bleibt freilich die Hauptsache, daß wir um den heiligen Geist bitten und uns seinen Einwirkungen eröffnen; aber es gehört auch nüchterne Untersuchung dazu, daß wir uns klar werden, um anderen klar machen zu können, was wir damit meinen, wenn wir sagen: ich glaube an den heiligen Geist. Wir lassen unsere Kinder im Katechismus lernen: „wir glauben, daß der heilige Geist ist die dritte Person in der heiligen Dreieinigkeit", u. s. w. Das ist ja wohl schön und wahr, aber wir müssen doch gestehen, daß es über den Horizont der Fassungskraft nicht blos der Kinder gänzlich hinausgeht, mindestens ebenso, wie wenn in der Rechenstunde gelernt wird: zehntausendmal fünfhunderttausend sind fünftausend Millionen. Auf der andern Seite ist der lutherische Katechismus viel einfacher; der redet gleich davon, was der heilige Geist gethan hat: „er hat mich durch das Evangelium berufen" u. s. w.; er sagt uns aber gar nicht, wer und was dann dieser heilige Geist ist, der dies alles an mir gethan. Warum sagen wir nicht: „der liebe Gott" hat mich durch das Evangelium berufen" u. s. w., da doch dies für ein kindliches Verständnis dasselbe sein würde?

Daß der heilige Geist der Geist Gottes ist, daß Gott selbst Geist ist, und daß er keinen andern Geist haben und kein andrer Geist sein kann, denn ein heiliger, das ist ja, unbeschadet des unergründlichen Inhalts dieser Gedanken, uns selbstverständlich; aber es ist doch nicht die Meinung des dritten Artikels: „ich glaube an einen allgegenwärtigen Gottesgeist", sondern es handelt sich im Gedankengange des Glaubensbekenntnisses offenbar überall um die Erlösung, um ihren Urgrund, ihre Verwirklichung und ihre Aneignung. Es ist also zwischen dem Geiste Gottes und dem heiligen Geiste ein Unterschied zu machen; nicht so, daß es zwei verschiedene Geister wären, sondern der heilige Geist ist der Geist Gottes in einer näheren, engeren Bestimmtheit; Gottes Geist wirket in der ganzen Schöpfung, der heilige Geist hat sein Wirken nur in der Menschheit. Aber auch nicht die Menschheit in ihrem ganzen Umfange ist die Sphäre seines Wirkens, sondern nur soweit sie in Beziehung zu der von Christo gestifteten Erlösung steht. Ist Erlösung im vollen, nicht blos negativem sondern auch positivem Sinne Vereinigung des Göttlichen und des Menschlichen zu einem gottmenschlichen, menschlich göttlichem Leben, so ist der heilige Geist die göttliche Wesenheit oder Wirksamkeit, (beides ist ja in Gott eins,) durch welche diese Einswerdung, diese Aufnahme des Menschlichen in das Göttliche, im einzelnen mit Christo geeinigten Menschen und in der ganzen mit ihm geeinigten Christenheit vollzogen wird. Damit das Ziel, die Vereinigung des Göttlichen und Menschlichen, unsere Seligkeit, erreicht werde, muß zu den Thaten des Vaters und des Sohnes noch eine dritte göttliche Erweisung hinzukommen, und diese göttliche Wesenheit oder Wirksamkeit i s t vorhanden, das meinen wir mit dem Worte: „ich glaube an den heiligen Geist."

Alle Kräfte des Lebens und der Liebe, die zur Veranstaltung wie zur Vollendung der Erlösung nötig sind, ruhen, oder vielmehr sind thätig, im Wesen Gottes des Vaters, er selbst ist der Gott des Heils, Gott unser Heiland; aber: „Der Vater richtet niemand, sondern er hat alles Gericht dem Sohne übergeben," „Wer den Sohn nicht hat, hat den Vater nicht," „Es ist in keinem andern Heil" u. s. w. So liegt auch aller Reichtum der Gaben zur Beseligung in der Hand des Sohnes, der sich selbst geheiligt hat für die Seinen, auf daß auch sie geheiligt werden, der aufgefahren ist zur Höhe, und hat den Menschen Gaben gegeben; aber: „Wer Christi Geist nicht hat, der ist nicht sein," und: „Niemand kann Jesum einen Herrn heißen ohne durch den Geist Gottes." Darum nennt unser Katechismus denselben den Herrn und Austeiler aller Gaben.

In die Menschheit hat Gott durch ihre Erschaffung nach seinem Bilde die volle Empfänglichkeit gelegt, sein Wesen in sich aufzunehmen und wiederzuspiegeln; aber auch abgesehen von der Störung der Menschheitsentwickelung durch die Sünde ist es nicht die reine Konsequenz der gottgeschaffenen Menschen n a t u r , daß der Sohn Gottes habe aus ihr hervorgehen m ü s s e n , daß die durch ihre Erschaffung in der Menschheit eingepflanzten Kräfte in ihrer rein geschichtlichen Entwickelung, allein unter behütender Abwehr der schädlichen Einflüsse sündiger Umgebung, ausgereicht hätten, den Sohn

Gottes als höchste Blüte ihrer Entwickelung aus sich zu erzeugen; sondern die Erscheinung des Sohnes in der Welt wird überall in der Schrift aufgefaßt als die Folge einer göttlichen Sendung, als ein Ausgehen vom Vater, als eine neue That der göttlichen Liebe.

So ist auch durch das Leben und Wirken Christi ein neues Lebenselement in die Menschheit eingepflanzt worden, das unaufhörlich fortwirkt. Ich bin die Wahrheit, spricht er, und: ohne mich könnt ihr nichts thun, und: ich bin bei euch alle Tage. Aber es ist doch nicht so, daß das durch Christum innerweltlich gewordene göttliche Leben nun, in die Menschheit aufgenommen, innerhalb derselben auf rein geschichtlichem und psychologischem Wege sich ausbreite und fortwirke, gleichwie die Erfindungen und die Ideen genialer Menschen das Gemeingut späterer Generationen werden; sondern es bedarf dazu einer neuen Selbstbethätigung Gottes, einer Einwirkung von Oben. Was aus ihr selbst hervorgegangen ist, kann die Menschheit sich auch aneignen und selbstthätig verarbeiten, aber was uns in Christo gegeben ist, das ist zu hohen Ursprungs, und es bedarf einer unsere Natur umwandelnden Kraft, um es gelehrt auszudrücken, eines Prinzips der Wiedergeburt, das ist der heilige Geist.

Allerdings ist nun auf der andern Seite das sich offenbarende Göttliche von der Sphäre seiner Offenbarung nicht zu trennen. Ἀχωρίστως καὶ ἀμερίστως, ἀτρέπτως καὶ ἀσυγχύτως, d. h. untrennbar und unteilbar, aber auch unwandelbar und unvermischbar, haben die Väter des chalcedonensischen Konzils gesagt, sei die göttliche mit der menschlichen Natur in Christo verbunden, so daß man nicht sagen könne, eine Zeit lang sei er menschlicher, und eine andere Zeit göttlicher Natur gewesen, oder zu einem Teile göttlicher, zum andern menschliche Natur, aber auch nicht so sei die Vereinigung, daß das Göttliche, um sich mit dem Menschlichen zu verbinden, sich herabgestimmt zu einem Mindergöttlichen, oder das Menschliche sich erhoben zu einem unwahr Uebermenschlichen, oder daß ein Mittelding aus der Vermischung der beiden Naturen geworden. So ist's mit dem heiligen Geiste auch. Mit der erneuerten Menschheit, d. h. mit der unter dem Einflusse von Christi Wort und Sakrament stehenden Christenheit, so sehr diese auf der andern Seite mit Welt und Sünde im Zusammenhange steht, ist auch der heilige Geist also verbunden. Der heilige Geist ist der göttliche Bürge, daß das von Christo der Menschheit anvertraute Gut nicht umsonst dahingegeben, nicht einmal durch menschliche Thorheit und Untreue ganz und gar versteckt, verschleudert und abgewiesen sein wird. Die Wahrheit, die Christus in Wort und Leben bezeugt, wird als Wahrheit bewahrt und geglaubt werden, so sehr auch der Erkenntniskreis der Menschheit sich erweitert und verschiebt, die Liebe, die er gelebt hat, wird nie unerwidert und völlig unnachgeahmt bleiben, die Gnade und der Friede, die er erworben, werden immer das teuerste Gut der Menschheit sein. So schließt der Glaube an den heiligen Geist auch in gewissem Sinne den Glauben an die Menschheit ein, an die Macht, die das Göttliche, das Gute und das Wahre, innerhalb desselben gewonnen

hat und behaupten wird, jenes Vertrauen, das zur freudigen Mitarbeit an der Förderung des Reiches Gottes so notwendig ist.

Auf dem Glauben an den heiligen Geist beruht auch das edlere Selbstgefühl des Gläubigen, das mit der Demut wohl verträglich, ja von ihr unzertrennlich ist: „Was Christus mir gegeben, das ist der Liebe wert."

Was aus dem Glauben an den heiligen Geist alles folgt, das ist ja in den weiteren Worten des dritten Artikels gesagt; um uns, in und auf uns, und endlich über uns hinauf lassen uns die Worte des Artikels blicken mit dem triumphierenden Schlußworte: „Und ein ewiges Leben. Amen."

Möge allen Prediger der Pfingstbotschaft Freudigkeit zu zeugen gegeben sein, in dem Sinne: „Ich glaube, darum rede ich." E. O.

Das Jubiläum des Predigerseminars.

Von Prof. W. Becker.

Wenn auch in diesem Blatt etwas zur Jubiläumsfeier unseres Seminars erscheint, so kann das natürlich nicht den Zweck haben, die Leser erst auf ein Ereignis aufmerksam zu machen, das im andern Fall vergessen oder übersehen worden wäre. Ebensowenig wollen wir die Seiten unseres Blattes in Anspruch nehmen, um der Stimmung Ausdruck zu geben, welche ein solches Erlebnis in unserem Innern wachrufen muß. Noch weniger aber wollen wir unser Seminar mit einem bloßen Kompliment abfertigen.

Es ist etwas anderes, worauf wir bei dieser Gelegenheit unsern Blick richten wollen: nämlich die Bedeutung und die Aufgabe, welche unser Predigerseminar für unsere Synode hat.

Wenn wir nur darauf hinweisen wollten, daß diejenigen Pastoren unserer Synode, welche aus unserem Predigerseminar hervorgegangen sind, den größten Teil derselben bilden, so zeigt sich schon darin die Bedeutung, welche dasselbe für das äußere Wachstum der Synode gehabt hat und auch für die Zukunft behalten wird. Ja gerade in dieser Hinsicht ist die Bedeutung unserer Lehranstalten ohne alle Frage noch im Steigen begriffen, denn weitaus die meisten der gegenwärtig in den Dienst an den Gemeinden eintretenden Pastoren gehen aus demselben hervor.

Wir sind nun freilich nicht der Ansicht, daß jemand, der für das geistliche Amt ausgebildet werden soll, bloßes Material in den Händen der theologischen Lehrer ist, die aus ihm machen könnten, was sie wollen. Das wäre freilich manchmal sehr angenehm, wenn es immer möglich wäre, aber es wäre doch kein evangelisches, sondern ein römisches Ideal. In dieser Kirche ist der Klerus nur der Stoff, der die hierarchischen Formen ausfüllt und der Apparat, welcher die Gedankenkonstruktionen der leitenden Geister in die Wirklichkeit menschlichen Handelns umsetzt. Die Kleriker sind und sollen nur Werkzeug ihres Willens und Repräsentanten ihrer Herrlichkeit sein.

Dazu wollen wir unsere Pastoren nicht ausbilden; und wenn wir es auch wollten, wir würden es nicht können. Schon die im Proseminar erlangte Vorbildung bringt unsere künftigen Pastoren in eine Berührung mit

dem Wissen und den Anschauungen des gegenwärtigen Zeitalters, die auf ihr ganzes Leben und Denken von Einfluß ist und es auch bleiben soll. Außerdem sind sie, obwohl unsere beiden Anstalten Internate sind, nicht auf den Verkehr mit dem kirchlichen und geistigen Leben dieser Anstalten beschränkt, sondern es wirken auch von außen her manche Einflüße zur Gestaltung ihres geistigen und sittlichen Lebens mit. Die Wirkungen solchen Einflusses sind zwar nicht immer erwünscht, aber zu versuchen, dieselben durch vollständigen Abschluß gegen die Außenwelt aufzuheben, wäre ebenso unmöglich als unnütz. Einem Geist kann man durch Zuschließen der Thür den Eingang nicht wehren; er muß geistig überwältigt werden. Aber wenn es auch möglich wäre, die künftigen Pastoren von allen unliebsamen geistigen Strömungen durch äußere Abschließung während ihrer Studienzeit fernzuhalten, so würde ja das mit der Entlassung ins Amt ein Ende finden. Sollte es sich auch noch im Amte fortsetzen, so wäre das nur möglich, wenn man an die Stelle einer lebendigen Ausbildung eine geisttötende Dressur setzte, die den Sinn und das Interesse für die geistigen Vorgänge und Zustände der Welt sowie für die Beobachtung des Geistes der Zeit auf dem Gebiete des Weltlebens wie in den verschiedenen kirchlichen Kreisen abstumpfen und zuletzt völlig zerstören würde. Dann bleibt allerdings nur noch die Fähigkeit übrig, blindlings zu verwerfen oder blindlings anzunehmen. Das geschieht aber dann auch rein nach äußern und äußerlichen Merkmalen. Der Zaun der um das eigene kirchliche Gebiet gezogen ist, wird zugleich auch als die Grenze des Reiches Gottes, der Wahrheit und des Heils angesehen. Man scheint dabei freilich sehr sicher zu gehen, denn sogar der Blinde kann sich zum Führer aufwerfen, weil er sicher ist, den Zaun auch durch Tasten finden zu können und weil er, wenn er vorausgeht, immer als der erste an den Zaun stößt und so den andern als einer erscheint, der mehr merkt wie sie, und darum ob seiner Weisheit von ihnen gepriesen wird, obwohl er ebenso blind ist wie sie selber.

Einer Methode, welche dieses Ziel erstrebt, wird der Erfolg niemals ganz fehlen, weil es im allgemeinen viel leichter ist, die Menschen zu blenden, als sie sehend zu machen. Daß sie evangelisch ist, wird niemand behaupten können. Das schließt aber nicht aus, daß sie auch außerhalb der römischen Kirche befolgt wird, wenn auch in kleinerem Maßstab.

Wenn es sich aber auch von selbst versteht, daß ein evangelisches Predigerseminar sich von diesem Extrem (wodurch es zum Priesterseminar im schlimmsten Sinne des Wortes würde) fernzuhalten hat, so versteht es sich ebenso von selbst, daß es auch nach der andern Seite hin die Begrenzung seiner Aufgabe kennen muß. Unser Seminar ist eine kirchliche Anstalt, nicht eine weltliche oder staatliche Bildungsanstalt allgemeinen Charakters, die auch einen Zweig für christliche Religionswissenschaft hätte. In diesem Falle würde man einfach alle dort verfügbaren Bildungselemente zusammenwirken lassen, um dann das Resultat als eine unvermeidliche Folge dieser Ursachen hinzunehmen. Es wäre wohl zu erwarten, daß auch in diesem

Falle einzelne sich zu Predigern des Evangeliums ausbilden würden; für die meisten aber würden wohl die historischen und philosophischen Probleme, auf welche die geschichtliche Entwicklung des Christentums geführt hat, im Vordergrunde stehen bleiben, und wenn es ihnen gelungen wäre dieselben richtig zu erfassen, so wären sie wohl imstande, allerlei gelehrtes Material zur Behandlung dieser Probleme zusammenzutragen und die verschiedenen Methoden und Mittel zur Lösung derselben zu erörtern, ja vielleicht auch neue vorzuschlagen; ob sie aber dadurch für die Arbeit des geistlichen Amtes, wie sie gerade in unsern Verhältnissen sich gestaltet, von einer solchen Ausbildung einen besonderen Gewinn hätten, das wäre freilich eine andere Frage.

Die beiden dargestellten Extreme sind die Zielpunkte zweier Wege, die gegenwärtig thatsächlich eingehalten werden und zwischen denen viele hin und her schwanken, oder auch ratlos stehen bleiben. Es handelt sich aber für uns darum: Was ist das Richtige? Diese Frage wäre verhältnismäßig leicht zu beantworten, wenn beide Wege im allgemeinen in derselben Richtung lägen und man nun einfach die Mitte zwischen beiden einhalten könnte. Das ist aber nicht der Fall; sie weichen nicht bloß von einander ab, sondern sind einander entgegengesetzt, und wenn wir unser Ziel nicht selber erkennen und unsern Weg nicht selbständig verfolgen könnten, so wären wir ratlos.

Wir nennen uns Evangelisch. Der Ausdruck hat für viele freilich nur negative Bedeutung. Der Katholik, Lutheraner, Reformierte, Methodist, Baptist u. s. w. hört aus dieser Bezeichnung meist nur das heraus, daß wir seiner Kirche nicht angehören, und damit glaubt er uns hinlänglich zu kennen oder hält sich jeder weiteren Mühe erhoben, uns kennen zu lernen. Das verübeln wir ihm auch nicht weiter, vorausgesetzt, daß er uns das gleiche Existenzrecht zugesteht, das er für sich in Anspruch nimmt. Anders wird die Sache, wenn uns in Verbindung mit dieser blos negativen Kenntnis das Existenzrecht abgesprochen wird. Dann werden wir sagen müssen, daß in solchem Fall das Wesen des Christentums nur nach einer besonderen, äußeren, kirchlichen Form beurteilt und zu Gunsten derselben verleugnet wird. Denn Evangelisch sind wir, weil das Entscheidende für uns das Evangelium oder das Wesen des Christentums ist und sein soll. Wir wollen auch innerhalb der christlichen Kirche selig werden, aber nicht durch dieselbe, sondern durch Christum und im Glauben an ihn. Das Kirchentum — auch das unsrige — ist und soll auch im besten Fall immer nur die Form sein, in welcher sich unser Christentum ausprägt; es ist aber niemals und nirgends die absolute Garantie des Christentums. Nun ist es für ein jedes Glied der wahren Kirche wesentlich, daß es ein Christ ist, daß es im lebendigen Glauben an Christum steht, daß die Kraft des Evangeliums in seinem Herzen und Leben wirksam ist. Das ist Christentum. Dagegen die Fähigkeit darzulegen, was der Glaube zu seinem Inhalt und Gegenstand hat, worauf er ruht, wie er sich zeigt und bethätigt, wie er sich gegen Aberglauben und Unglauben, gegen das bloße äußere Kirchenwesen, gegen das Weltwesen verhält: diese Fähigkeit soll eben durch die Ausbil-

dung zum evangelischen Prediger erlangt werden. Danach wird sich die Aufgabe unseres Predigerseminars klar ergeben. Zunächst handelt es sich darum, darzustellen und nachzuweisen, worin das Wesen des Christentums besteht, sodann, welchen Wert die geschichtlich gewordenen Formen des Christentums für die Ausprägung desselben haben oder auch gehabt haben. Auf Grund der so gewonnenen Erkenntnis ist dann die Frage zu beantworten, welche Aufgaben das Predigtamt hat und wie sie zu lösen sind.

Die Frage, worin das Wesen des Christentums bestehe, scheint für einen wahren Christen eine ebenso müssige zu sein als für einen Lebenden die Frage, worin das Wesen des Lebens bestehe. Das mag ganz richtig sein; es ist aber kein Einwand gegen das vorhin gesagte. Denn jeder wahre Christ muß das Wesen des Christentums, das Geheimnis des Glaubens in reinem Gewissen haben und in sich tragen. Darauf beruht die Lebenskraft und die Gesundheit seines Christentums. Wie es aber für einen Arzt nicht blos nötig ist, daß er lebe und gesund sei, sondern auch, daß er wisse, wie das Leben normal zu verlaufen hat und was Gesundheit ist, so ist es für einen evangelischen Prediger nicht blos nötig, daß er in Glauben und Leben ein Christ ist, sondern daß er auch wisse, worin das Wesen des Christentums besteht, damit er nicht im Gewirre des heutigen Kirchenwesens ratlos, und in dem Getriebe des Weltwesens kraftlos dastehe, oder gar hilflos mitgetrieben werde.

Es hat sich zwar zu allen Zeiten in den Kämpfen und Arbeiten, welche um des Evangeliums willen ertragen und gethan wurden, darum gehandelt, das Wesen des Christentums, gegenüber dem bloßen Schein desselben geltend zu machen; aber man glaubte doch lange Zeit in den Symbolen der alten Kirche eine Darlegung des christlichen Glaubens zu haben, über die sich nicht streiten lasse, und über die man sich auch wirklich zunächst nicht gestritten hat. Merkwürdigerweise aber erfreute sich die heilige Schrift nicht allseitig der gleichen Anerkennung. Für uns dagegen ist es gar nicht zweifelhaft, daß die Frage nach dem Wesen des Christentums aus der heiligen Schrift beantwortet werden muß und vollständig beantwortet werden kann. Damit stehen wir auf dem Boden, auf den sich alle Reformatoren gestellt haben und auf dem alle evangelischen Theologen für alle Zeiten stehen bleiben müssen. Aber die Frage nach dem Wesen des Christentums ist heutzutage eine umfassendere und tiefergehende geworden als vor etwa 300 —400 Jahren und zwar nach zwei Seiten hin.

Erstlich darin, daß man in der heiligen Schrift auch die geschichtlichen Grundformen des Christentums erkennt, nicht blos das Material, das von der Theologie durch Anwendung logischer und philologischer Methoden in die Lehrformeln einer Kirche hineinzugießen oder hineinzupressen ist. Diese Wahrheit ist freilich auch in den Reformatoren wirksam gewesen, aber sie ist dem Bewußtsein der folgenden Zeiten wieder abhanden gekommen, weil die Schrift nur das Material sein sollte für den Aufbau eines völlig korrekten theologischen Systems, das man dann der Nachwelt zur unversehrten Erhaltung überweisen wollte. Daß das eine Täuschung war, ist nur denen

verborgen geblieben, für welche die Geschichte nur dazu da ist, daß man nichts daraus lernt.

Das Christentum ist von Anfang an eine Lebensmacht gewesen und wird es immer bleiben, und die heilige Schrift ist das Zeugnis von dieser Lebensmacht, wie sie in Christo erschienen ist (1 Joh. 1, 2), und wie sie sich in den Aposteln (1 Joh. 1, 3) und der christlichen Gemeinde erwiesen hat in Lehre und Wandel. Haben wir dieses Zeugnis erfaßt und verstanden, und können wir es faßbar und verständlich darlegen, so daß wir weder uns selbst, noch unsere Theologie, noch unsere Kirche, sondern Christum predigen, wie er in uns selbst, in unserer Theologie und in unserer Gemeinde das Licht und die Kraft unseres Lebens geworden ist, immer noch wird und immer werden soll, dann können wir nach dieser Seite hin gegenüber allem äußeren Kirchenwesen die richtige Stellung finden und unserer Aufgabe als evangelische Prediger gerecht werden.

Die andere Seite, nach der die Verhältnisse der heutigen Zeit die Frage nach dem Wesen des Christentums erweitert haben, ist durch das gegeben, was wir mit einem Wort als die heutige Weltanschauung bezeichnen können. Von dieser Seite her hat man dem Christentum vielfach ein baldiges Ende in Aussicht gestellt. Die Welt biete keinen Raum mehr für den Himmel, die Natur keine Möglichkeit für ein göttliches Walten und für das Kommen des Reiches Gottes, und in der ihrer Freiheit bewußt werdenden Menschheit werde keine Willigkeit mehr zur Nachfolge Christi bleiben. Nicht bloß die überlebten aus früheren Jahrhunderten stammenden Formen des kirchlichen Lebens und der theologischen Lehre gingen ihrem Untergang entgegen, sondern auch das Wesen des Christentums selbst werde sich auflösen oder genauer gesagt, es werde sich zeigen, daß das Christentum etwas wesenloses sei, ein bloßer Schein oder vielmehr ein Schatten, welchen die von dem Lichte der richtigen Welterkenntnis abgewandte Menschheit vor sich her geworfen habe und dem sie nachjage, bis sie sich vollständig umkehre und zu der Erkenntnis komme, daß alle ihre Lebensgüter — wenn es überhaupt solche gebe und wenn sie überhaupt erlangt werden können — eben in dieser Welt liegen.

Es ist zwar für einen wahrhaften Christen wie für einen etwas scharf blickenden Weltmann das Klügste, wenn er solchen Weissagungen ein kurzes: Wir werden sehen, entgegensetzt; aber ein Theologe sollte doch solche Erscheinungen, in denen sich Wirkliches und Imaginäres, Beobachtetes und Erfundenes oft blendend mischen, etwas genauer beurteilen können. Das ist ja richtig, daß sich die Weltanschauung auch der Masse der heutigen Menschheit (nicht blos der Christenheit) mit — man kann wohl sagen — unwiderstehlicher Kraft umbildet. Die Kenntnis des Natur- und Geisteslebens hat sich erweitert und umgestaltet und dem Menschen stehen infolge davon eine Menge Güter und Kräfte zu Gebote, die er früher gar nicht kannte. Hinge der Bestand des Christentums davon ab, daß seine Bekenner auf die Weltanschauung beschränkt bleiben, welche bis nach der Reformationszeit

die herrschende war, so wäre es freilich aufs stärkste bedroht. Es sind zwar die Christen noch nie ohne eine Weltanschauung gewesen, so wenig als sie ohne Kleider gelebt haben, aber das Wesen des Christentums besteht nicht in einer Weltanschauung, so wenig als es in einer bestimmten Kleidung besteht. Ob ein Mensch den Frieden besitzt, welchen die Welt nicht geben kann, ob er in der Geistesgemeinschaft mit Christo das Leben hat, welches durch das Ende seines irdischen Daseins nicht vernichtet werden kann, ob er das Geisteszeugnis hat, das ihn seiner Gotteskindschaft gewiß macht, das hängt nicht von der Weltanschauung ab, die ihm als die richtige erscheint, sondern umgekehrt: wo das Evangelium seine göttliche Kraft im Leben des Menschen bewährt, da fällt auf jede Weltanschauung ein Licht, das einerseits vielen blendenden Schein verblassen läßt, andererseits aber auch das Dunkel durchdringt, das keine Weltanschauung zu beseitigen vermag, und das ein jeder Mensch, der nicht auf sein geistiges Wesen und damit auf seine wahre Menschheit verzichtet hat, immer wieder zu durchschauen versucht. Dieses Bedürfnis des Menschenherzens und Menschengeistes wird durch keine bloße Weltanschauung befriedigt und darum wird auch das wahre Christentum durch keine Weltanschauung unmöglich oder überflüssig gemacht werden. Wenn auch von antichristlicher Weltanschauung geredet wird, und man gern den Materialismus vor allem als antichristlich hinstellt, so ist es leicht zu zeigen, daß es auch einen antichristlichen Idealismus giebt, und daß der Gegensatz gegen das Wesen des Christentums weder in den Dingen und Erscheinungen der Welt noch in den Erkenntnissen liegt, die sich dem menschlichen Geiste als unleugbare Thatsachen aufdrängen, sondern entweder in dem Mißverständnis, als ob das Wesen des Christentums in einer beschränkten Weltanschauung bestünde, oder in dem Widerwillen, welchem das Evangelium von jeher bei einem Teile der Menschheit unter jeder Weltanschauung begegnet ist und immer begegnen wird. Joh. 15, 18 ff.

Die nächste Aufgabe der evangelischen Theologie ist die Beantwortung der Frage nach dem Werte der verschiedenen geschichtlichen Formen des Christentums. Man könnte vielleicht einwenden, es gehe dieser Frage noch die nach dem Werte des Christentums selbst voran. Das wäre und ist da der Fall, wo die Theologie nur die Ausfüllung eines abstrakten Schemas ist; es ist aber überflüssig, wo sie in steter Berührung mit dem wirklichen Leben bleibt. Denn derjenige, bei welchem die Verwerfung des Christentums mit der Erkenntnis des Wesens desselben verbunden ist, verwirft es kraft seines Willens und derjenige, welchem diese Erkenntnis fremd ist, wird den Wert des Christentums in irgendwelchen äußeren Dingen finden, die mit demselben nur in zufälliger Verbindung stehen.

Wichtig und unabweisbar dagegen ist für jeden Pastor die Frage nach dem Werte der geschichtlichen Formen des Christentums, denn die Kirche in deren Gemeinschaft und Dienst er steht, für deren Ausbreitung und Befestigung er zunächst wirkt, ist eben auch eine dieser Formen. Für diejenigen freilich, welche nicht gelernt haben und nicht lernen wollen, Wesen und Form

zu unterscheiden und darum ihre Formen des Christentums als das Wesen desselben ansehen, und denen infolge davon und als Gericht darüber die Formeln und Formalitäten zum Wesentlichen werden, besteht diese Frage nicht. Wir Evangelischen können sie aus verschiedenen Gründen nicht umgehen. Schon unsere kirchlichen Gegner, namentlich die lutherischen, sorgen dafür, daß es bei uns nicht geschieht. Sie suchen immer wieder ihren Gläubigen und womöglich auch uns klar zu machen, daß man nicht ein guter Christ sein und zugleich der evangelischen Kirche angehören könne. Das thun sie aber nur weil sie selbst nicht imstande sind, die Möglichkeit von etwas zu begreifen, was tausendfach Thatsache ist und fortwährend geschieht.

Wenn jener Hauptmann in Jerusalem (Apgesch. 22, 28) zu arm gewesen wäre, um die Summe, welche zum Erwerb des römischen Bürgerrechtes nötig war, aufzubringen, oder zu geizig, um sie dafür aufzuwenden, so hätte er nicht begreifen können, wie er selbst römischer Bürger werden könne, wenn er aber erklärt hätte, weil er es nicht könne, so könne es niemand, so wäre das eine große Beschränktheit gewesen, und wenn er vollends behauptet hätte, auch das mit der Geburt erlangte römische Bürgerrecht sei mit so großen Geldopfern verbunden, daß es niemand erwerben könne, so wäre er ausgelacht worden. Gleichwohl wäre seine Behauptung nicht unsinniger gewesen als die unserer konfessionalistischen Gegner.

Wir, d. h. weitaus die meisten von uns, sind evangelisch geboren und wir haben uns nicht erst mühsam zu der Erkenntnis (die ihnen so not thut) durcharbeiten müssen, daß es für unsern christlichen Glauben und unser christliches Leben kein Verlust sondern ein Gewinn wäre, wenn wir evangelisch würden, noch haben wir uns entschließen müssen, irgendwelche konfessionalistischen Vorurteile um der Einheit des Glaubens willen aufzugeben. Wir wissen's aus unserer eigenen Lebenserfahrung, und aus der vieler Tausender unserer evangelischen Mitchristen, daß das wahre Christentum und die evangelische Kirche einander gar nicht ausschließen. Wenn wir freilich über den Wert der beiden altprotestantischen Konfessionen kein selbständiges Urteil hätten, so würden wir allerdings infolge der Behandlung, welche uns unsere lutherischen — Gegenchristen — wollen wir sagen — angedeihen lassen, nur zu dem Schluß kommen, daß die Form des Luthertums nicht blos wertlos, sondern geradezu vernichtend für die Entwicklung des christlichen Glaubens und Lebens und die rechte Nachfolge Christi sei. Alle derartigen Angriffe unserer Gegner haben uns nur um so fester in der Erkenntnis gemacht, daß die Formen, in denen sich das Christentum bei uns ausgestaltet hat, jedenfalls besser sind, als die in welchen das ihrige sich bethätigt.

Es wäre aber schlimm, wenn wir das Urteil über den Wert des evangelischen Christentums nur darauf gründen könnten, daß der Konfessionalismus sicher nicht wertvoller für uns ist. Wir haben in den Bekenntnissen beider Reformationskirchen zwei Pfunde empfangen, die wir nicht bloß hüten sollen, daß sie nicht weniger werden, sondern mit denen wir arbeiten sollen, damit sie an Wert gewinnen. Da können wir nun mit gutem

Gewissen sagen, daß unsere Arbeit nicht vergeblich gewesen ist. Zunächst hat sich uns die Erwartung bestätigt, daß wenn verschiedene im rechten Glauben stehende und vom Geiste Gottes getriebene Christen die Schrift aufrichtig im rechten Sinn und mit den rechten Mitteln der Erkenntnis erforschen, sie nicht auf wesentlich verschiedene Auffassungen des Wesens des Christentums kommen werden. Geschähe dies, dann würden die reformatorischen Grundsätze von der Genugsamkeit (Sufficienz) und Deutlichkeit der heiligen Schrift unrettbar dahinsinken, und es bedürfte das Christentum in der That einer wesentlichen Ergänzung, sei es durch Luthertum oder Kalvinismus oder Methodismus oder sonst etwas, damit es zur erkennbaren und bestimmten Wahrheit werde. Das ist der dem modernen Konfessionalismus zu Grunde liegende Gedanke, der eigentlich nur das moderne Gegenstück zu der römischen Lehre vom Versöhnungsopfer Christi bildet, nach welcher es auch einer fortgehenden Ergänzung fähig und bedürftig ist, um eine immerwährende Versöhnung bewirken zu können.

Sodann aber liegt der Hauptgewinn des Besitzes und der geistigen Verarbeitung der beiderseitigen Bekenntnisse darin, daß ihre wesentliche Einheit ans Licht gebracht wird, indem man die durchgängigen formalen Gegensätze weder verschleiert, noch abstumpft, oder nur äußerlich auszugleichen sucht, sondern indem man sie klar und scharf erfaßt und lernt, sie vermittelst tieferer und vollerer Erkenntnis der ihnen gemeinsam zu Grunde liegenden Wahrheit wirklich zu überwinden, um dem Eph. 4, 13 gesteckten Ziele immer näher zu kommen. Daher sind für uns die reformatorischen Bekenntnisse wertvoll; wir verwerfen sie nicht, sondern verwerten sie in einem viel höheren Grad und mit viel mehr Gewinn für unsere Erkenntnis, als diejenigen, welche sie blos zu hüten suchen, damit ja die in ihnen liegenden Keime einer volleren Erkenntnis des Christentums nicht hervorsprossen, wachsen und Früchte tragen.

Diese Früchte sollen aber nicht bloß auf dem Gebiete der Theologie, sondern auch in unserem eigenen Leben und im Leben unserer Gemeinden zum Vorschein kommen. Das führt uns auf die Frage nach den praktischen Aufgaben des Predigtamtes (Joh. 15, 16). Diese sind nun damit noch lange nicht gelöst, daß man auch darlegen kann, wie man zu predigen, zu katechesieren, die Sakramente zu verwalten, eine Gemeinde zu leiten und Seelsorge zu üben habe. Ein gewisses Maß von Wissen und Können auf diesem Gebiet ist allerdings die unerläßliche Voraussetzung zum Eintritt in das Predigtamt, aber auch nur zum Eintritt. Ist es schon kein gutes Zeichen für das geistige Lebens eines Pastors, wenn er mit seinem Austritt aus dem Predigerseminar seine systematischen, historischen und exegetischen Studien abschließt, so ist es geradezu verhängnisvoll, wenn er meint, für das ganze Amtsleben auf praktischem Gebiet fertig ausgerüstet zu sein. Es ist wohl keiner in unserem Predigerseminar, der so von sich denkt, aber doch muß immer wieder darauf hingewiesen werden, daß das Seminar hier nur die ersten, festen Tritte lehren kann und soll, und daß zur Beantwortung

der Frage, wie denn unsere Erkenntnis des Christentums im Predigtamte verwertet werden soll, weder der eingehendste Unterricht, noch die glänzendste Examensarbeit, noch das ausführlichste Lehrbuch ausreicht. Ja auch selbst die Antwort, die durch ein pflichtgetreues, von der Liebe zu Christo gesegnetes Amtsleben gegeben werden kann, ist immer nur Stückwerk. Wenn dies Stückwerk seinen ewigen Gehalt in der Liebe Christi hat, wird es zwar auch aufhören, aber nur um dem Vollkommenen Raum zu geben, welches das letzte Ziel unseres Christenlebens, wie unserer Seminararbeit ist und bleiben wird.

Die Voraussetzung der Theologie und ihre Wissenschaftlichkeit.

Rektoratsrede von Professor D. J. J. P. Valeton in Utrecht. Deutsch bearbeitet von A. Schowalter in Kaiserslautern.

(Mit ausdrücklicher Erlaubnis der Verlagshandlung abgedruckt aus: „Halte, was du hast,“ No. 9 [Juni-Nummer] 1899.)

(Schluß.)

Aber fehlt nicht der theologischen Bildung die wissenschaftliche Einheit, die organische Entwicklung? Sehen wir nicht überall in der christlichen Theologie Spaltung, Streitigkeiten, kleinliches Gezänk, Gehässigkeiten und Parteien statt Wissenschaft von Gott oder Gotteskenntnis? Gewiß, die Geschichte der christlichen Kirche, innerhalb deren die christliche Theologie ihr Leben entfaltet, ist eine Geschichte fortwährenden Streitens, sie bietet einer nur äußerlichen Betrachtung kein liebliches Bild, denn unter sündigen Menschen wird auf sündige Weise gestritten, und optimi corruptio pessima. Aber einerseits: ein Baum, der aufblüht in voller Kraftentfaltung, setzt Aeste und Zweige und Blätter an, und die Fülle seiner breiten, nach allen Seiten sich ausbreitenden Krone kann den Stamm verdecken; aber dieser ist doch da. Und andererseits: oberflächliche Verschwommenheit, wissenschaftlicher Pharisäismus und eine nichts weniger als volle Schadenfreude haben das odium theologicum sprichwörtlich gemacht, indem sie die Gehässigkeiten in möglichst krasser, übertriebener und äußerlicher Weise darstellten und ein wirkliches Eingehen auf die Streitpunkte ebenso vermieden wie eine ehrliche Würdigung der Streitfragen. Doch, ich will nicht entschuldigen, oder abschwächen, ich will nicht hinweisen auf analoge Zustände auf allen Gebieten selbst des heutigen Lebens, gleichviel ob Wissenschaft oder Kunst, Politik oder Litteratur, — ich gebe offenbar zu, daß auch durch die Theologie viel gesündigt und verdorben wurde. Aber das bleibt doch wahr, und das muß noch viel entschiedener ausgesprochen und anerkannt werden, daß auch bei den minutiösesten und auf die Spitze getriebenen Streitfragen, die dem unbeteiligten Zuschauer unbedeutend, vielleicht sogar lächerlich erscheinen müssen: daß da trotz aller Leidenschaft, die sich einmengt, trotz aller Politik, die dabei ihren Vorteil sucht, trotz aller Intriguen, die um persönlicher Interessen willen mitspielen, doch immer eine Lebensfrage zu Grunde liegt. Es ist die religieuse energie, wie man es genannt hat, die auch die umstrittensten Lehrstücke inspiriert hat.

Selbst bei dem Streit um den e i n e n Buchstaben "i" im Kampfe um

das ὁμοούσιος und das ὁμοιούσιος — ich spreche absichtlich über längst vergangene Zeiten — war ein Lebensprinzip, ein persönliches Verhältnis gegenüber Gott in Frage. Dialektik führte das Wort, Politik spielte hinein, Streitigkeiten allerlei Art kamen dazu, — aber im Grunde handelte es sich um etwas anderes und mehr. Der persönliche Glaubensstandpunkt ist's, der sich in diesem theologischen Kampfe Geltung verschaffen wollte. Und so ist's noch gar oft gewesen. Im Streit mit den Ikonoklasten des achten Jahrhunderts war es das tief religiöse Verlangen, Gott in Bild und Symbol dem Menschen näher zu bringen, was sich mit aller Macht den mehr nüchtern verstandesmäßigen Bestrebungen derer widersetzte, die, um dem Muhammedanismus den Grund zu seinen heftigsten Anklagen gegen das Christentum zu entziehen, auf Entfernung aller Bilder aus den Kirchen und damit auf eine, wie es hieß, geistigere, in Wirklichkeit aber mehr deistische Gottesverehrung drangen. — In dem bekannten „Cur Deus homo?" des elften Jahrhunderts wird das Mysterium der Erlösung in der Form eines juridischen Prozesses dargestellt, und die Art und Weise, in der das geschieht, wird auch dem rechtgläubigen Christen unserer Zeit fremd vorkommen. Und doch, wie spricht sich auch darin unverkennbar das tief empfundene Bedürfnis aus, Gottes Heiligkeit ihr Recht widerfahren zu lassen, ohne deren volle Anerkennung auf die Dauer kein wirkliches Leben mit Gott möglich ist! Und andererseits: es waren wahrhaftig nicht Motive vornehmlich dialektischer Art, welche in früherer und späterer Zeit viele dazu brachten, Anselms Theorie abzulehnen und sowohl ihre Einseitigkeit wie die juristische Schematisierung zu bekämpfen. Lebenserfahrung und Gotteskenntnis waren die treibenden Kräfte auch des Widerspruchs. — In dieser Weise könnte ich die ganze Dogmengeschichte durchgehen. Die Reformation des sechzehnten Jahrhunderts z. B. war ein Notschrei des Gewissens, ein sich ohne priesterliche Vermittlung unmittelbar Gott gegenüber Stellen-wollen und Gestellt-wissen. Dem Unterschied zwischen römischer und protestantischer Dogmatik ebenso wie innerhalb der letzteren den lutherischen und reformierten Differenzen liegt eine Verschiedenheit in der Welt- und Lebensanschauung — in der Gotteskenntnis zugrunde. Dieselben Gegensätze, die sich in allen anderen prinzipiellen Fragen geltend machen, kehren auf dem theologischen Gebiete mit doppelter Schärfe wieder. In allen Grundfragen handelt es sich um Gott, und je nach der Stellung, die man zu Gott einnimmt, steht man auch den prinzipiellen Fragen auf dem Gebiete der Wissenschaft, Kunst, Politik, Sittlichkeit, oder, was man sonst noch nennen will, anders gegenüber. Eine lebendige Gotteskenntnis nimmt die Aeußerungen einer zu anderen Resultaten kommenden Gotteskenntnis nicht stillschweigend hin.

Ich rede den Sonderlichkeiten nicht das Wort, die in früheren Zeiten Existenzberechtigung gehabt haben mögen, nun aber ihre Bedeutung verloren haben und nur noch durch die Macht der Gewohnheit oder des Geldes gehalten werden. Aber es giebt auch tiefer liegende Verschiedenheiten, und jede Zeit bringt auch auf dem Gebiete des religöſen Lebens ihre Spaltungen mit

sich. Wohl giebt es eine allgemeine christliche Kirche, die eine Schöpfung des christlichen Lebensprinzips ist; wohl giebt es ein Christentum über aller Glaubensverschiedenheit. Aber der *Weg zu einer Verständigung innerhalb der Theologie ist nicht das Verkennen und künstliche In-den-Schatten-stellen dessen, was trennt, sondern die gerechte Würdigung anderer Prinzipien, die Aufzeigung und Ueberwindung der in ihrer konsequenten Durchführung liegenden Einseitigkeit.* Es giebt auf religiösem Gebiete ein *Sich-Hinwegsetzen über alle Verschiedenheit, das der Tod alles wirklichen Lebens ist, und woran nicht teilnehmen kann, wer selbst zu Gotteskenntnis, zu persönlicher Gewißheit, zu wahrhaftem Glauben gekommen ist.* Römische, die keine Römischen sind, Protestanten, die keine Protestanten sind, Christen, die keine Christen sind, haben auf ihrem Standpunkt es allerdings leicht, die Einheit zu finden, von Neutralität zu sprechen und sich erhaben zu dünken über Glaubensdifferenzen. Aber das geht auf Kosten des Prinzips, d. h. des Lebens; der Preis, der dafür gezahlt werden muß, ist mir zu teuer. Wahre Glaubensüberzeugung steht einer anderen Glaubensüberzeugung *kämpfend* gegenüber; eine Einheit besteht deshalb doch, — eine *innere* Einheit durch den einfachen Glauben an dieselbe Thatsache, eine Einheit im *Ideal*, im Blick auf die vollkommene Kenntnis, die einst unser Teil werden soll. Die *Gefahr ist nur die, dabei weiter zu gehen, als das Prinzip notwendig mit sich bringt, und sündiger Leidenschaftlichkeit zu unterliegen.* Ein Theolog aber, der seine Glaubensüberzeugung preisgäbe, um „voraussetzungslose" Wissenschaft zu treiben, um nicht gehindert zu sein, „unbefangen" allen religiösen Erscheinungen gegenüberzutreten, würde damit *seine* d. h. für uns: die *christliche* Theologie aufgeben.

Der Theologie ist es darum zu thun, zu erkennen, was Gott von sich geoffenbart hat. Theologie setzt darum *Glauben* voraus, Glauben an *Gott*, Glauben an einen Gott, der sich selbst den Menschen *geoffenbart* hat. Von dem Kampfe um das Verständnis seiner Offenbarung ist darum die Geschichte der Theologie durchzogen. Ich füge nun noch hinzu: *Theologie setzt eine Gemeinschaft voraus*, in der sich nach einer bestimmten Seite hin das Leben des Glaubens aussprechen kann: *Theologie* und *Kirche* gehören zusammen.

Ich weiß, daß in der Praxis eine Menge Schwierigkeiten dieser Verbindung hindernd in den Weg treten. Es herrscht gar oft zwischen Kirche und theologischer Wissenschaft ein gespanntes Verhältnis. Zum großen Teil trägt die Schuld daran die Verquickung politischer, gesellschaftlicher und kirchlicher Interessen, die alle zusammen durch den Namen „Kirche" gedeckt werden. Wir leiden an den Folgen einer geschichtlich ja leicht erklärlichen, aber keineswegs idealen Entwicklung. Daß auch die theologische Wissenschaft nicht schuldlos ist, wird wohl allgemein zugegeben. Nun ist es aber — bei

unseren hochdeutschen Nachbarn noch mehr als bei uns — bereits dahin gekommen zwischen die Begriffe „wissenschaftliche" und „kirchliche" Theologie ein „Entweder-oder" zu stellen. Und was man hier und da von Eingriffen kirchlicher Autoritäten in das Gebiet der freien Wissenschaft hört, scheint diese Gegenüberstellung nur allzu sehr zu rechtfertigen. Aber das alles beweist nichts gegen das Prinzip. Ich trage deshalb kein Bedenken, es offen als meine Ueberzeugung auszusprechen, daß es ein Mißgriff, beinah würde ich sagen: eine Missethat, war, als im Jahre 1877 in unserem Vaterlande für die theologischen Vorlesungen auf den Universitäten eine Scheidung eingeführt wurde zwischen den Fächern, die von Staats wegen und denen, die von wegen der Kirche doziert werden sollen. Eine Theologie, die nicht in Dogmatik endigt, vorausgesetzt daß dieses Wort recht verstanden wird, eine Theologie also, deren ernstes Streben es nicht ist, die Gotteserkenntnis, von der sie ausgeht, systematisch darzulegen in organischem Zusammenhang, in klaren Ausdrücken, in einer Form, die den Verstand befriedigt und auf der Höhe der philosophischen wie allgemeinen wissenschaftlichen Entwicklung steht, und mit Berücksichtigung der Geistesströmungen der Zeit: solch eine Theologie ist eine Theologie ohne Haupt, die in Wirklichkeit ihren Namen nicht mehr verdient. Ebenso aber ist eine Theologie, die nicht wurzelt im Glauben, d. i. in der Gotteskenntnis eines bestimmten Kreises, nenne man ihn nun Kirche, Gemeinde, Brüderschaft oder wie man will, ist eine Theologie ohne Boden, der die Lebenszufuhr fehlt, — eine trostlose „Wissenschaft". Sie ist nichts anders mehr als eine Zusammenfassung von allerhand an und für sich ja nicht unwichtigen Kenntnissen, aber ohne wirkliche Einheit; ihr Charakter als Theologie geht verloren, ihr Tod ist gewiß.

Die Pflege und Entwicklung der Gotteskenntnis innerhalb des ihr zugewiesenen Kreises, innerhalb ihrer Kirche: das ist die Aufgabe der Theologie. Man beschuldigt sie sehr häufig und sehr heftig, daß sie sich nicht auf ihr natürliches Gebiet beschränke, sondern mit ihren Machtsprüchen übergreife auf andere, ihr vielleicht verwandte, aber doch nicht zugehörige Gebiete. Es ist wahr: sie hat sich dieses Vergehens thatsächlich schuldig gemacht; sie hat bewußt oder unbewußt über die ihr gezogenen Grenzen wenigstens hinweggesehen, hat Urteile abgegeben, Vetos ausgesprochen und bestimmte Erklärungen abgegeben über Dinge, die enge mit religiösen Vorstellungen zusammengewachsen waren und darum als zu ihrem Gebiet gehörig betrachtet wurden, über die man aber ohne ganz andere Vorstudien nicht hätte urteilen dürfen, weil sie auf anderem Gebiete Gegenstand einer umfassenden und eingehenden Detail-Untersuchung geworden waren. Nun ist wohl auch zu bedenken, daß kein Studienfach dieser Versuchung so ausgesetzt ist wie die Theologie, und daß andererseits z. B. die Naturwissenschaften, die Geschichtsforschung mit ihren historisch-kritischen Untersuchungen, die Politik u. s. w. derselben Versuchung gar oft erlegen sind. Aber für die Theologie ist es eine Lebensbedingung, sich auf ihr Gebiet zu beschränken, denn nichts schadet ihr mehr als eine unberechtigte Ausdehnung. Die Theologie ist für die Kirche da.

Die Theologie geht aus von der Kenntnis Gottes. Es ist ihr zu thun um das Absolute; sie beruht auf dem, was davon, d. i. von Gott, offenbar geworden ist im Geiste des Menschen, in Natur und Geschichte und — ich bin christlicher Theologe, und darum füge ich bei: — und vor allem in Jesus Christus, in dem die Christenheit die höchste Offenbarung Gottes erkennt. Aber bei dem Besprechen, dem Ausgestalten und Verarbeiten dieses Offenbarungsstoffes ist sie gebunden an Ausdrücke, die dem Endlichen entnommen sind. Verschmolzen mit den in bestimmten Zeiten herrschend gewesenen Vorstellungen auf dem Gebiete der Naturwissenschaften sowohl als dem der Geschichte, der politischen Verhältnisse sowohl als der kulturhistorischen, kann sie nicht ohne weiteres die dorther entlehnten Formen abstreifen. Die Ausscheidung des Ewigkeitsgehaltes aus dem vergänglichen Zeitprodukt der äußeren Form ist Sache wissenschaftlicher Untersuchung. Reicheres Wissen ist dabei nicht nur nicht ausgeschlossen, sondern ist die Vorbedingung des erfolgreichen Betriebes; denn reicheres Wissen bringt Aenderungen im Verständnis, Vorstellung und Formulierung.

In dieser Arbeit darf die Theologie durch ihre sonstigen Voraussetzungen nicht gehindert werden, wenn sie nicht unter das allgemeine wissenschaftliche Niveau ihrer Zeit sinken soll. F r e i h e i t in dieser Beziehung ist ebenfalls eine Voraussetzung der Theologie. Beispiele sollen das deutlicher machen: Der Glaube an G o t t e s S c h ö p f e r t h a t ist in unseren Tagen nicht weniger als in früheren Jahrhunderten ein Postulat des christlichen Lebensprinzips. Aber nachdem nun unsere Kenntnis von dem Weltall, von unserer Erde, von der Natur, auch bezüglich ihrer Vergangenheit und ihrer Entwicklung, allmählich eine völlig andere geworden ist, als sie vor Jahrhunderten war, so muß selbstverständlich diese neue Kenntnis auch zur Geltung kommen in der Art und Weise, wie wir uns diese Schöpfungsthat Gottes und ebenso auch die fortdauernde Beziehung Gottes zur Welt denken. — Sich diesem Prozeß zu widersetzen, wie es vielfach versucht wird, heißt nicht nur, der Theologie das Siegel geistiger Impotenz aufdrücken, sondern auch, sie ausschließen aus dem Kreise menschlicher Beachtung und Würdigung. — Ebenso breitet sich die Kenntnis der Geschichte von Jahr zu Jahr aus, sowohl an Tiefe wie an Umfang. Die Kenntnis anderer Religionen hat sich der israelitischen und christlichen Religion zur Seite gestellt, und auch innerhalb des Kreises der letzteren haben sowohl Litterar- wie Dogmengeschichte eine Ausdehnung gewonnen, die man früher nie erwartet hätte. Postulat des christlichen Lebensprinzips ist G l a u b e an — ja mehr als das: persönliche G e w i ß h e i t inbezug auf — die O f f e n b a r u n g G o t t e s. Aber die Art und Weise, wie diese stattgefunden, ihr Fortgang, ihre innere Entwicklung, ihre Ausbreitung: all das sieht der, welcher Geschichte kennt, in einem ganz anderen Lichte als der, welchem geschichtliches Wissen abgeht. — Ferner: früher dachte man sich vieles als ohne Zwischenursachen vor sich gegangen, was nun in seinen Zwischenursachen offenbar geworden ist, und wer kann sagen, wo hier das Ende ist? Postulat des christlichen Lebensprinzips sowohl als seine Voraussetzung ist die Anerkennung des U e b e r n a t ü r-

lichen. Aber auch die Ansicht darüber, was übernatürlich genannt werden kann und was nicht, ändert sich infolge genauerer Untersuchungen stets. Das alles stellt an die Theologie große Anforderungen inbezug auf Wachsamkeit, Vorsicht, Selbstbeschränkung und Selbstverleugnung, Unterscheidung und Prüfung und auf die Bereitwilligkeit, alles Erworbene und für einen Augenblick in feste Formen Gebrachte wieder in den Schmelztiegel zu werfen und die passendste Form für den Neuguß zu acceptieren. Die Theologie hat es zu thun mit dem Ewigen, aber vielleicht giebt es kein Gebiet — ach, warum ist unsere Theologie in diesem Stück so oft nur die Karikatur von dem, was sie sein sollte? —, auf dem man so auf der Höhe der Zeit sein muß.

Nun lebt aber unsere Zeit so rasch. Eine Theorie verdrängt die andere. Was gestern ausgemacht schien, ist's heute nicht mehr und wird vielleicht morgen als veraltet auf die Seite gelegt. Das zwingt zur Vorsicht, — auf jedem Gebiet. Was für Enttäuschungen haben wir nur z. B. mit vielgepriesenen Neuerrungenschaften der Wissenschaft erlebt! Es ist darum nicht Undank gegen die Fortschritte, die uns die Wissenschaft in ihren verschiedensten Zweigen gebracht hat, wenn man zur Vorsicht mahnt gegenüber Theorien, die vielleicht auf sehr ungenügenden Voraussetzungen aufgebaut, durch eine einzige Entdeckung des folgenden Tages umgestoßen werden können. Gerade wer wissenschaftlich arbeitet, wird in immer steigendem Maße mißtrauisch gegen neue Ergebnisse. Soll nun, so fragt man, die Theologie all diese Wandlungen mitmachen? Soll sie, die für große Kreise die Trägerin und Predigerin und soviel als möglich auch die Verteidigerin des Ewigen ist, sich bestimmen lassen — wenigstens in ihren Formen und Formeln — durch etwas, was sich nach kurzer Zeit als ephemer erweisen kann? Machtsprüche im Namen der Wissenschaft helfen gegen diese Bedenken nicht. Woher hat man überhaupt das Recht, von „der" Wissenschaft zu sprechen? Wo ist sie denn, die eine unfehlbare Wissenschaft, die dem Streit der Meinungen ein Ende machen könnte und darum Anspruch hätte auf bedingungslose Unterwerfung? Zumal, wenn man bedenkt, wie der Theologie vorgeworfen wird, daß sie sich in so vielen und darunter so verschiedenen Meinungsäußerungen gefalle, dann kann man sich wahrlich nicht darüber wundern, daß in theologischen Kreisen viele, die schlechte Erfahrungen gemacht haben und den Unterschied zwischen feststehenden Resultaten und aufsehenerregenden Hypothesen nicht selbst klar zu sehen vermögen, sich, sei es auch oft mit Unrecht, weigern, sich bei der Formulierung ihrer Glaubensüberzeugungen von dem Strome der Wissenschaft mitführen zu lassen, und lieber fern von ihm stehen bleiben. Mögen sie es thun! Wenn sie nur bleiben auf eigenem Terrain, nicht verurteilen, nicht herrschen wollen, sondern abwarten, was sich als Wahrheit ergeben wird, und empfänglich sind für jeden Lichtstrahl, der uns in irgend welcher Hinsicht weiter bringen kann!

Der Theolog braucht, um Theolog sein zu können, Gewißheit inbetreff des Gegenstandes seines Glaubens. Und man darf ruhig sagen, daß die Furcht, die so viele abhält, Aenderungen in überlie-

ferten Vorstellungen zuzustimmen, in umgekehrtem Verhältnis steht zu dem Maße dieser Gewißheit. Wer seines Glaubens gewiß ist, hängt nicht ängstlich an der Form. Es giebt aber nur so wenige, die den Eindruck erwecken, daß sie wirklich nach allen Seiten hin und in jedem ihrer Ausdrücke Ernst machen mit dem großen Gedanken: „Das Wort ward Fleisch und wohnte unter uns."

Ich begann meine Rede mit einem Hinweis auf den inneren Zusammenhang zwischen Theologie und der übrigen Geistesarbeit. Auf dem Grunde einer jeden Frage finden wir Theologie. Was Gegenstand ihrer Betrachtungen und also auch die Triebkraft ihres Auftretens ist, ist die Grundlage aller Offenbarung und jeder Erscheinungsform des menschlichen Geisteslebens. Wir stehen nun einmal zwischen zwei Ewigkeiten, und bei allen Fragen der Zeit kann sich die wissenschaftliche Detail-Untersuchung nur ausdehnen auf die Erscheinung der Dinge, nicht auf ihr Wesen. Auch die positivste Forschung fordert also Glauben. Nicht allein der buddhistische oder christliche, der römische oder protestantische Glaube, sondern auch das, was als entschiedenster Unglaube auftritt, gehört zu der Kategorie „Glaube" — ich möchte es nennen: „den Glauben des Ungläubigen" —, und es giebt keinen Menschen, der sich auf irgend einem Gebiete wissenschaftlicher Arbeit, falls sich diese nicht auf die Untersuchung der Erscheinungen beschränkt, davon losmachen könnte.

Der Christ ist, von seinem Glauben losgelöst, nicht denkbar; für ihn ist das Ewige nahebei gekommen in Jesus Christus. Der Theolog, der das Leben der Gemeinde Christi mitlebt, nimmt darin seinen Ausgangspunkt. Der Weg, den er einschlagen muß, geht von innen nach außen, nicht umgekehrt. Erst „Gottesdienst" (— Religion), Gotteserkenntnis (Gotteserfahrung), Glaube, dann Theologie. Von dem lebendigen Mittelpunkt, Christus, aus dringt sein Blick hindurch zu den ewigen Dingen. In Natur und Geschichte, in Kunst und Wissenschaft, im Leben des Einzelnen und der Gemeinschaft lernt er merken auf den ewigen Seins- und Hintergrund, Gott. Und durch all die Mißklänge, die vorerst noch nicht harmonisch ausklingen, hört er deutlich hindurch das Lied der Anbetung: Soli Deo Gloria!

In der Verdolmetschung dieses Liedes liegt mit seine Aufgabe. Hoch ist sein Ziel, aber herrlich. O, daß doch in unseren Tagen und unter unseren Theologen doch mehr gerechnet würde mit dem, was schließlich doch die Voraussetzung aller wahren Theologie ist: „Gott geoffenbart in Jesus Christus".

„Die Welt hasset sie" (Joh. 17, 14). „Wer sind diese „sie"? Die lieben, armen Apostel, Petrus, Paulus u. s. w. Das sind die schändlichen verdammten Leute, so die Welt nicht tragen kann. Was haben sie gethan? Niemandem gestohlen, geraubet, noch jemand ein Haar breit zu nahe gewesen. Was denn? Jedermann gedienet umsonst, mit schwerer Mühe und Arbeit, Gottes Gnade und ewige Seligkeit angeboten und heim bracht. Was kriegen sie dafür? Eitel grimmigen bitteren Zorn und Haß, daß man sie aus der Welt jagen muß." (Luther). — Geht es dir ähnlich in deinem Amt und Beruf? Siehe Luk. 6, 22 und 23.

Göthes Religiosität.

Zu seinem 150. Geburtstage.

Von Herrn Geo. Moser.

Es findet sich in den Schriften Göthes eine über alle Maßen wahrhaft verwirrende Vielgestaltigkeit über diesen Gegenstand. Hier die unverhüllte frivole Spottlust in ihrer verletzendsten Gestalt, dort die rührendste kindlich-religiöse Hingebung, die unverkennbar herzlich gemeinte Andacht; hier die erbarmungslose Skepsis behaglich bis in ihre letzten Konsequenzen durchgeführt, dort das selbstgewisse Ruhen in Gott; hier ein Antichristentum, wie wir es selbst bei Heine nicht schärfer ausgeprägt finden, dort wieder ein Ausspruch wie dieser: „Mag die geistige Kultur immer fortschreiten, mögen die Naturwissenschaften in immer breiterer Ausdehnung und Tiefe wachsen und der menschliche Geist sich erweitern, wie er will, — über die Hoheit des Christentums, wie es in den Evangelien leuchtet, wird er nicht hinauskommen." — „Ich halte die Evangelien alle vier für echt, denn es ist in ihnen der Abglanz einer Hoheit wirksam, die von der Person Christi ausgeht und die so göttlicher Art ist, wie nur je auf Erden das Göttliche erschienen ist. Fragt man mich, ob es in meiner Art sei, ihm anbetende Ehrfurcht zu erweisen, so erwidere ich: durchaus!"

Diese Disharmonie zeigt sich nicht nur in gewissen Perioden, wie z. B. bei Schillers Räuber. Dieser Antagonismus der religiösen und glaubensfeindlichen Elemente in seiner Seele ist während seines ganzen Lebens vorhanden gewesen und von einem aus wirklich innerster Ueberzeugung hervorgegangenen Siege des einen oder andern Prinzips ist niemals etwas in ihm zu Tage getreten. Einen ganz bestimmt empfundenen, oft bis zum Ekel gehenden, Widerwillen zeigt er gegen die Person Jesu. Er schreibt an Lavater: „Die Geschichte des guten Jesu habe ich satt. Bei deinem Wunsche, in Einem Individuum Alles zu genießen, und bei der Unmöglichkeit, daß dir ein Individuum genug thun kann, ist es herrlich, daß aus alten Zeiten uns ein Bild übrig blieb, in das du dein Alles übertragen und in ihm dich bespiegeln, dich anbeten kannst. Nun, das kann ich nicht anders als ungerecht und einen Raub nennen, der sich für deine gute Sache nicht ziemet, daß du alle köstlichen Federn der tausendfachen Vögel unter dem Himmel, als wären sie usurpiert, ausraufst, um deinen Paradiesvogel ausschließlich zu schmücken. Dies ist es, was uns verdrießlich und unleidlich scheinen muß, da wir uns einer jeden den Menschen und durch Menschen geoffenbarten Weisheit zu Schülern hingeben und als Söhne Gottes ihn selbst in allen seinen Kindern anbeten."

Kurz darauf an denselben: „Du hälst das Evangelium, wie es steht, für die göttlichste Wahrheit. Mich würde eine vernehmliche Stimme vom Himmel nicht überzeugen, daß das Wasser brennt, das Feuer löscht, daß ein Weib ohne Mann gebiert, ein Toter aufersteht; vielmehr halte ich dies für Lästerungen gegen den großen Gott und seine Offenbarung in der Natur." Er ist nun so weit, daß er bekennen muß, es sei zwar kein Widerchrist, aber ein decidirter Nichtchrist.

Im „Werther“ kommt folgende ganz besonders signifikante Stelle vor, in der uns der Dichter jedenfalls seine eigene Seele erschließt: „Ich ehre die christliche Religion, ich fühle, daß sie manchem Ermatteten Stab, manchem Verschmachtenden Erquickung ist. Aber muß sie denn das einem jeden sein? Wenn du die große Welt ansiehst, so siehest du Tausende, denen sie es nicht war, nicht sein wird, gepredigt oder ungepredigt, und muß sie mir es denn sein? Sagt nicht selbst der Sohn Gottes, daß die um ihn sein würden, die ihm der Vater gegeben hat? Wenn ich ihm nun nicht gegeben bin? Wenn mich nun der Vater für sich behalten will, wie mir mein Herz sagt?“ — Dies Urteil über alles Spezifisch-Christliche, das hier noch ein verhältnismäßig mildes, ja wenigstens in der letztgenannten Stelle, mit einer Art achtungswerten Anerkennung sich äußert, — wir sehen es bald zum absoluten Verdammungsurteil werden, und zwar gerade — sicherlich nicht zufällig — in der Periode seines Lebens, die uns ihn künstlerisch auf seiner höchsten Höhe zeigt, nämlich während und unmittelbar nach der italienischen Reise.

Mit einem wahrhaft julianischen Hasse gegen das Christentum ist er, seiner eigenen Aeußerung zufolge, damals aus Rom nach Deutschland zurückgekehrt. Und in der That atmet alles, was in jener Zeit über Gegenstände des Glaubens aus seiner Feder geflossen ist, den offensten, glühendsten Haß. So z. B. das bekannte Epigramm über Christus:

> „Jeglichen Schwärmer schlagt mir ans Kreuz im dreißigsten Jahre!
> Kennt er nur einmal die Welt, wird der Betrogne der Schelm.“

Oder jenes andere, nicht minder feindselige:

> „Vieles kann ich ertragen, die meisten beschwerlichen Dinge
> Erduld ich mit ruhigem Mut, wie es ein Gott mir gebeut.
> Wenige sind mir jedoch wie Gift und Schlange zuwider,
> Viere: Rauch des Tabaks, Wanzen und Knoblauch und Kreuz.“

Diese Zitate mögen genügen zur Kennzeichnung des Götheschen Standpunktes bezüglich des christlichen Glaubens. Indes kann es uns etwa wundern, daß er so gedacht und gesprochen hat? Wir kennen ja den Charakter jener Zeit, in die seine Kindheit und Jugend fiel, dieser Zeit des abstrakten Deismus mit seiner bekannten Trinität: Gott, Tugend und Unsterblichkeit, der oberflächlichen Nützlichkeitsmoral, den langweiligen Natur- und Landschaftspredigten, den trivialen, weder religiös noch ästhetisch erbauenden Kirchenliedern, dieser Zeit mit ihrem vorwiegend kritischen und skeptischen Geist, der nichts anerkennen und gelten lassen will, als was er selbst erlebt und genossen, erfahren und geschaffen hat.

Leider übte schon in seiner Jugend das elterliche Haus nicht den Einfluß aus, daß das Christliche zu unbedingter Geltung gelangen konnte.

Auch unter den Lehrern des Knaben und Jünglings hat keiner nennenswert in religiöser Beziehung auf ihn gewirkt, nicht einmal Gellert, dessen Zuhörer er in Leipzig war, denn die Schilderung, die er „in Wahrheit und Dichtung“ von ihm entwirft, zeigt zur Genüge, daß Gellert, so

frommen Gemüts, so ehrenvollen Charakters er auch war, doch diesen Genius nicht anziehen und dauernd beeinflussen konnte. Auch Herder, den er später kennen lernte, übte ebenfalls keinen nachhaltigen Einfluß auf ihn aus. Leider kam auch die Frankfurter Kirche dem Sehnen nach lebenswarmem Christentum in dem Herzen des Knaben und Jünglings nicht nach: „Eine Art trockener Moral ward vorgetragen, eine Lehre, die weder dem Verstand noch dem Herzen zusagen konnte" — klagt er später selbst.

Indes alle die bisher angeführten Momente stehen doch immer erst in zweiter Linie zur Erklärung der eigentümlichen religiösen Stellung des Dichters. Es war zuerst und vor allem seine eigentümlich angelegte Individualität, die ihn dem Christentum entfrembete. Es war in ihm etwas von den kalten Marmorbildern des Antiken, und Gutzkow hat durchaus nicht ganz unrecht, wenn er von ihm sagt, „daß er sich nie die Sonne aufs Herz hätte scheinen lassen," ähnlich wie ja auch Schiller nach seinem ersten Zusammentreffen mit Göthe geäußert hat: „Obgleich ich seinen Geist von ganzem Herzen liebe, so ist er selbst mir doch verhaßt, denn es fehlt ihm so ganz an der herzlichen Art, sich zu etwas zu bekennen. Seine ganze Persönlichkeit trug einen aristokratischen Zug, der ihm die Verleugnung eigener Weisheit, Ehre und Kraft, die wohl niemandem leicht fällt, doppelt schwierig machen mußte; während er andere anzieht, weiß er sich selbst frei zu halten und lockt so die Beschuldigung hervor, er lasse sich als ein Gott verehren, ohne doch als ein Gott sich zu geben." Freilich einzelne Aeußerungen des Unbefriedigtseins finden sich deutlich genug in seinem „Werther".

Nicht ohne wesentlichen Einfluß auf die Gestaltung seiner religiösen Individualität war übrigens auch der Umstand, daß sein äußerliches Leben ein so ganz außerordentlich glückliches, von niederbeugenden Schicksalsschlägen fast völlig verschontes gewesen ist, so daß auf ihn selber in ganz eminentem Sinne sich anwenden läßt, was er in „Wilh. Meister" dem Harfner in den Mund legt:

„Wer nie sein Brot mit Thränen aß,
Wer nie die kummervollen Nächte
Auf seinem Bette weinend saß,
Der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte!"

Interessant äußert sich hierüber einer seiner wärmsten Verehrer in einem offenen Briefe an Göthe selbst: „Sie hatten zu keiner Zeit, weder im Leiblichen noch im Geistlichen, mit irgend einer Not zu kämpfen. Auch erinnere ich mich nicht, je gehört oder gelesen zu haben, daß irgend ein anhaltendes körperliches Leiden den heitern Sonnenschein Ihres Lebens jemals getrübt hätte. Sie befanden sich also niemals in dem Zustande, wo man beten lernt, wo man in nicht zu besiegendem Gefühl menschlicher Schwäche und schmerzlich gefühlter Ohnmacht nach diesem Wesen sich sehnt, das mehr ist als selbst der weiseste und mächtigste Mensch, mehr als alle Menschen. Sie waren und blieben sich stets selbst genug."

Ja, diese Selbstgenügsamkeit, dieses stolze Gefühl der eigenen Kraft, dieser praktische Pelagianismus, dem er stets gehuldigt hat, das war die

Grundlage, auf der er jene Religion zu seinem Privatgebrauche, von der er so oft redet, sich aufgerichtet hat, — jene Religion, in welcher eben so wenig der Glaube an einen persönlichen Weltschöpfer und Weltbeherrscher Platz hat, als die Einsicht in die Notwendigkeit eines Welterlösers.

Jedermann kennt ja jene denkwürdigen Verse des Gedichtes „Prometheus", wo er mit so souveräner Verachtung, wie sie wohl wenige aus einem Menschengeiste hervorgegangenen Worte atmen, den überweltlichen Gott von sich zurückweist und sein spottet:

„Da ich ein Kind war,
Nicht wußte, wo aus noch ein,
Kehrt ich mein verirrtes Auge
Zur Sonne, als wenn drüber wär
Ein Ohr, zu hören meine Klage,
Ein Herz, wie meines,
Sich des Bedrängten zu erbarmen. —
Wer aber half mir?
Wer rettete vom Tode mich?
Hast du nicht alles selbst vollendet,
Heilig glühend Herz?
Und glühtest jung und gut,
Betrogen, Rettungsdank
Dem Schlafenden da droben?
Ich dich ehren? Wofür?
Hast du die Schmerzen gelindert
Je des Beladenen?
Hast du die Thränen gestillet
Je des Geängsteten?
Hat nicht mich zum Manne geschmiedet
Die allmächtige Zeit
Und das ewige Schicksal,
Meine Herren und deine?"

Dem Unsterblichkeitsglauben gegenüber nahm er ebenfalls eine ablehnende Stellung ein. Im Jahre 1824, also im 75. Jahre seines Alters sagt er im Gespräch mit Eckermann: „Unsterblichkeitsideen sind eine gute Beschäftigung für höhere Stände und besonders für Damen, die nichts Besseres zu thun haben. Ein verständiger Mensch jedoch, der hier auf Erden etwas werden will und darum täglich kämpfen, streben und wirken muß, läßt die künftige Welt lieber dahingestellt und ist thätig und nützlich in dieser." Das Ende des 83jährigen „Schoßkindes des Glücks" zeigt denn auch keine Spur von der Sterbensfreudigkeit des sich nach der ewigen Ruhe sehnenden Greises, dem die Pforten der sichtbaren Welt sich schließen, dagegen die zukünftige Welt in ewiger Schönheit sich öffnet.

Nachschrift der Redaktion.

Für die Beurteilung von Göthes Charakter und Stellung zum Christentum, wie es in vorstehender Arbeit gezeichnet ist, dürfte folgende Beobachtung von Bedeutung sein. Geß schreibt in seinem Dogma von Christi Person und

Werk: „Menschliches lieben ist beides: ein Ergriffensein des Herzens und eine Aktion des Willens. Thatlos bleibendes Ergriffensein von des Nächsten Not ist keine Liebe. Thatkräftiges aber kaltes Helfen ist auch keine Liebe. Wie mag es bei dem göttlichen Lieben sein? Kann Gott bewegt werden? giebt es ein Pathos in ihm? Oder ist sein Lieben nur Sache des Willens und der That? — Nicht anders ist es mit des Menschen Zorn. Der rechte Zorn ist beides: ein Entrüstetsein des Herzens durch das Unrecht und eine thatkräftige Reaktion des Willens. Entrüstetsein und doch nicht reagieren ist schwächlich; gegen das Unrecht reagieren aber ohne Entrüstetsein ist eine Kälte, welche beweist, daß nicht das Unrecht als solches, sondern nur seine Schädlichkeit der Grund des Reagierens ist. Und Gottes Zorn? Ist er gleichfalls ein Entrüstetsein oder nur reagierende Willensthat?“ — Man könnte denken, bei Gott sei kein Pathos, kein Bewegt werden denkbar. Anders aber lautet die Sprache der Propheten. „Mein Herz klopfet über Ephraim, ich erbarme mich sein, spricht Jehova.“ „Wie sich ein Vater über Kinder erbarmet, so erbarmt sich der Herr über die, so ihn fürchten.“ „Kann auch ein Weib ihres Kindleins vergessen? u. s. w. . . .“

Die Frage ist im Grunde, ob Gott, weil er der Geist sei, nur Verstand und Wille sei, oder ob auch Gemüt? Ob also der Mensch, nur so ferne er Verstand und Wille sei, gottebenbildlich sei, oder auch so ferne er Gemüt? Kein im Leben Erfahrener wird leugnen, daß des Menschen individueller Wert in seinem Gemüte ruht. Gemütvoll, seelenvoll sein ist das, was dem einzelnen seine Eigentümlichkeit giebt, so daß er nicht bloß eine Nummer unter vielen Nummern, sondern ein Glied des Organismus ist. Wogegen die Schuldigkeit des Verstandes ist, dem Gesetze der Logik, die Schuldigkeit des Willens, dem sittlichen Gesetze zu gehorchen, welche Gesetze für alle die gleichen sind. Vergleiche hierzu auch Schellings von der Erfahrung bestätigtes Wort: Ist es je der Geist an und für sich, zu dem wir Liebe fassen? Einige Menschen haben im hohen Grade Geist . . . von andern sagen wir, sie haben Seele. Diese ist es eigentlich, die wir vorzüglich lieben . . ., zu der wir ein ganz eigenes unmittelbares Zutrauen gewinnen. Wenn nun Gott nur Verstand und Wille wäre, nicht aber Gemüt, so wäre gerade das, was den Menschen zu einem wertvollen Gliede der Menschheit macht und ihm die Herzen der Menschen zuwendet, nicht mitgehörig zu seiner Gottebenbildlichkeit.

Der das Auge und Ohr gegeben hat, sollte nicht sehen und hören? Der Lebensquell, aus welchem die Persönlichkeiten, die Verstand- und Willen-Begabten auftauchen, sollte selbst der Persönlichkeit, des Verstandes, des Willens ermangeln? An dieser Absurdität ist der Pantheismus gestorben, wird der Materialismus sterben. Der einfache Satz, daß in der Wirkung nicht mehr sein kann als was in der Ursache war, wird lebendig bleiben. Aus eben diesem Satze aber folgt auch dies: wenn die gottgeschaffenen Menschen Gemüt haben und eben das Gemüt dem Menschen seinen eigentümlichen Wert giebt, so ist es nicht möglich, daß in dem Schöpfer nur Verstand und Wille sei, nicht aber Gemüt.

„Gott liebt“ bedeutet also nicht bloß eine göttliche Aktion, die Aktion des Mitteilens seines Eigentums und seiner selbst; es bedeutet zugleich, daß diese Aktion einer Bewegung des göttlichen Herzens entspringt.“

Das oben angeführte Wort von Schiller inbetreff Göthes läßt ahnen, daß Schiller in Göthe das liebend sich hingebende Gemüt vermißte. Der kalte, stolze Geist läßt den Menschen kalt und frostig, kann wohl Verehrung erzeugen aber keine liebende Hingabe. Und die kalte, stolze, selbstzufriedene Art von Göthes Charakter ließ die Liebe zu Jesu nicht aufkommen, daher ihm die christliche Religion so widerwärtig war. Nicht umsonst sagt Paulus: „Das Wissen bläht auf aber die Liebe bessert“ (=erbaut).

Auch auf ein anderes Wort von Dr. Hilty möchten wir hinweisen, an welches wir durch einen Passus in vorstehender Einsendung erinnert wurden. Er schreibt (Glück, 2, S. 186): „Eine gewisse hochmütige Unnahbarkeit gefällt zwar dem menschlichen Stolze sehr und gilt bei ihm für vornehm. Bei Gott ist das aber gar nicht der Fall und wem er gnädig ist, den versetzt er in Lebenslagen, in denen das aufgegeben werden muß. Denn für solche fernstehende Halbgötter, die an dem allgemeinen Menschenlose gar nicht teilnehmen, hat niemand ein Herz. Sie kaufen diese „exceptionelle Stellung“ viel zu teuer, indem sie dafür keine rechte Liebe jemals kennen lernen. — Daher sind alle sehr hochgestellten Personen in der Regel nicht glücklich und treten ihren Untergebenen nur durch Leiden näher, die überhaupt das größte erreichbare Glück und eine wahre Notwendigkeit für sie sind. Ein wahrhaft edler Mensch in hoher Stellung ist ohne viel Leiden gar nicht möglich.“

Ein Wort über die negative Kritik der Neutestamentlichen Schriften.

Es giebt unter der Zahl der gläubigen Christen ohne Zweifel viele ängstliche Gemüter, denen es bange werden will, wenn sich immer wieder neue Stimmen hören lassen, welche in die Welt hinausposaunen, mit der Echtheit der neutestamentlichen Schriften sei es nichts, die wichtigsten Bücher des neuen Testaments stammen gar nicht aus der Zeit der Apostel, sie seien Dichtungen, Mythen, von späteren, unbekannten Verfassern geschrieben und fälschlich, durch bewußten Betrug den Männern zugeschrieben, unter deren Namen sie uns jetzt bekannt seien. Solchen, die darüber sich beunruhigen und ängstigen, können wir getrost sagen, es ist gar kein Grund vorhanden, sich über solche Machwerke aufzuregen. Hat nicht schon die Schlange im Paradies frech genug die Wahrheit Gottes in Lüge verwandelt? Damals waren die Menschen noch unerfahren in den Praktiken Satans, sie wußten noch nicht, daß es ein solch gottloses Wesen geben könne, welches es wagte, so frech die Wahrheit als Lüge zu stempeln! Aber wahrlich, eine mehr als sechstausendjährige Erfahrung sollte doch den Menschen so viel gelehrt haben, daß er es versteht, die Wahrheit von der Lüge zu unterscheiden! Sollte es so unmöglich sein für einen einigermaßen geraden, aufrichtigen Menschen, sich so

viel Wahrheitssinn zu erwerben, daß er in seinem eigenen Herzen einen ganz gewissen, untrüglichen Zeugen bekommt, welcher ihm unwillkürlich sagt: Das ist Wahrheit!? Und das ist Lüge!? Der Geruchssinn und der Geschmackssinn des Leibes sagen uns, was gut und schlecht ist; sollte der Mensch als zu Gott geschaffenes Wesen, in seinem Herzenshaushalt so sehr aller Prüfungsgabe beraubt sein, daß er Wahrheit und Lüge, Licht und Finsternis nicht zu unterscheiden vermag? Nimmermehr! So tief auch der Fall des Menschen ist, so gottverlassen ist er doch nicht, daß ihm alle Prüfungsgabe verloren ist, sonst würde daraus folgen, daß es auch keine sittliche Verantwortung geben kann; er würde auf die Stufe des Tieres herabsinken, dem das sittliche Urteil abgeht. Aber das allerdings muß gesagt werden: Der uns eingepflanzte Sinn für Wahrheit und Recht muß geübt und geschärft werden, um richtig zu funktionieren. Die besten Anlagen und Kräfte, die in einem Menschen schlummern, bleiben unentwickelt, bleiben brach liegen, verkümmern, wenn sie nicht in richtige Uebung gebracht werden. So auch ist es mit dem Verständnis und dem Urteil über göttliche Wahrheiten. Der Hebräer Brief klagt Kap. 5, 11—14 über das geistige Zurückbleiben der Christen, die Unmündigkeit, in welcher seine Leser z. T. noch sich befanden. Woher kommt das? Offenbar daher, daß die Christen im inneren geistigen Lebensstand überhaupt zurück- und dahintenblieben. Sie hatten nicht gelernt in Christo zu bleiben (Joh. 15), aus ihm Lebenskraft und -saft zu ziehen und so zu wachsen in allen Stücken an dem, der das Haupt ist. Der geistliche Unterscheidungssinn, wodurch man lernt das Gute und Böse, die Wahrheit und Lüge zu unterscheiden, fehlte schon damals gar vielen Christen. Und an dem liegt es auch heute noch, wenn so viel ängstliche Ungewißheit auf der einen Seite, so viel freche, lügenhafte Kritik auf der andern Seite den Schriften des neuen Testaments gegenüber steht.

Wir haben im vorigen Jahrgang, im Märzheft, einen Artikel gebracht „zur Inspirationslehre“. In dem betreffenden Artikel wurde ein Vorwort von Geß abgedruckt, welches er seiner Schrift: „Die Inspiration der Helden der Bibel u. s. w. . . .“ voranstellte. Er spricht in diesem Vorwort solchen Menschen, die vom Geist Gottes nichts verstehen, das Recht ab, mitzusprechen in der Frage, ob die biblischen Bücher Produkte von geistgesalbten Männern seien oder nicht. Wer von Musik, oder von Malerei nichts versteht, blamiert sich, wenn er dennoch es wagt, über klassische Musik oder Malerei und dergl. zu urteilen. Nun stehen aber die Schriften des neuen Testaments hoch, turmhoch, auch über aller Klassicität im Gebiet der Litteratur. Es kann innerhalb der Menschheit wohl mehrere Perioden von Klassicität geben, die um Jahrhunderte von einander getrennt sind. Die alten griechischen Klassiker: Homer, Sophokles, Thucydides, Plato stehen nicht einzigartig, unerreicht da; andere Völker haben ähnliche Geistesprodukte, die jenen griechischen ebenbürtig zur Seite stehen. Aehnlich ist's auf dem Gebiete der Kunst: Klassicität bedeutet nicht Einzigartigkeit!

Anders aber steht es mit den Schriften des neuen Testaments. Menschen, die das Wehen und Walten des Geistes Gottes spüren und zu beur-

teilen vermögen, können ohne viele Gelehrsamkeit und Spezialwissenschaft sich ein so sicheres Urteil über die neutestamentlichen Schriften bilden, wie sie es durch den Geruch- oder Geschmacksinn über materielle Dinge bekommen können. Ein ganz sicherer Weg ist dabei der, sich die Schriften zu verschaffen, welche nachweisbar aus der Zeit der ersten Jahrzehnte nach dem Jahr 100 stammen. Ich meine die Schriften der sogenannten apostolischen Väter, der unmittelbaren Schüler und Nachfolger der Apostel. Folgende Schriften kommen hier in Betracht:

1. Die Briefe des Clemens an die Korinther.
2. Die Briefe des Ignatius und des Polykarp.
3. Die Lehre der zwölf Apostel.*)
4. Der sogenannte Barnabasbrief.
5. Der Hirte des Hermas.

Diese Schriften sollte man, wo möglich, im Ganzen lesen und dann sich fragen: Was würde aus der christlichen Kirche werden, wenn man diese Schriften benützte, um daraus Perikopen aufzustellen, über welche man wenigstens drei Jahre zu predigen hätte? „Nach kurzen Monaten wird gerade bei den geistvollen Predigern und den nach Gerechtigkeit hungernden Zuhörern Ekel und Kirchenverödung die Folge sein! Oder man gründe eine Bibelgesellschaft, welche des neuen Testaments zweiten Teil mit dem Briefe des Clemens nach Korinth, statt mit dem des Paulus nach Rom beginnen, mit den Gesichten des Hermas statt mit der Offenbarung des Johannes endigen ließe, — schon der Gedanke an ein solches Unternehmen müßte bei dem Verständigen Lachen erregen."

„Ein plötzliches ungeheures Versinken der christlichen Geistesfülle" ruft Richard Rothe aus, indem er diese Litteratur mit der apostolischen vergleicht. Welche Kraft und Wirkung haben die apostolischen Schriften seit 1900 Jahren auf die Gewissen und Geister der Menschen ausgeübt! Was ist es denn, das die Geister der Menschen nicht zur Ruhe kommen läßt gegenüber diesen Schriften?

Wenn sie doch nichts sind als Falsifikate und Mythen, wie der Unglaube längst glaubt bewiesen zu haben, warum machen sich stets neue Skribenten zum so und so vielten Male an die so undankbare Sisyphusarbeit, den Stein des Anstoßes wegzurollen, den doch andere angeblich schon längst weggerollt haben? Und wenn die Auferstehung Jesu Christi nicht von zuverlässigen Augenzeugen berichtet, wenn sie eine Mythe ist, warum läßt es den Herren keine Ruhe, daß sie immer wieder neuen Scharfsinn aufbieten, um das der Welt beweisen zu wollen, was *sie* glauben?

---

*) „Die Lehre der zwölf Apostel" ist, mit einigen Anmerkungen versehen, in **extenso** abgedruckt in einem unserer Wechselblätter: „Deutschamerikanische Zeitschrift für Theologie" und Kirche, Januar 1900, Warrenton, Mo. Wer diese Schrift liest in der Erwartung, die Lehre der Apostel etwa kurz dargestellt zu finden, wird sich schwer enttäuscht davon abwenden. Das Lesen verlohnt sich nur für den Zweck, den ungeheuren Abstand zu erkennen zwischen dieser „Lehre der zwölf Apostel" und irgend einem echten apostolischen Briefe.

Wie kommt es doch, daß die wenigen Schriften und Briefe der galiläischen Fischer und des Pharisäers Paulus erfahrungsmäßig seit 1900 Jahren bei allen Völkern und in allen Sprachen die gleiche Kraft beweisen, daß sie auf hochzivilisierte Menschen einen das Herz veredelnden Einfluß ausüben und — dieselbe Kraft auch bei rohen Naturmenschen und Kannibalen beweisen? Man mache doch eine Probe und übersetze Shakespeare, Byron, Göthe, Schiller, Homer und andere berühmte Klassiker in irgend eine Kannibalensprache und erkläre ihnen diese Bücher, ob sie auch die Kraft haben, einen Kannibalen zu einem gesitteten und edeln Menschen umzugestalten und seine wilde Natur zu bändigen!

Jede genaue, sorgfältige und sachverständige Prüfung wird bekennen müssen, daß diesen Schriften des neuen Testaments nicht etwa nur Klassicität, sondern Einzigartigkeit zukommen. Sie sind unerreicht in der ganzen Zeit, sie bilden die Geistesnahrung und Seelenspeise für alle, Hoch und Niedrig, Reich und Arm, Gelehrte und Ungelehrte. „Je mehr ein Volk aus dem neuen Testamente lebt, desto mehr erschließt sich auch für die Bildung zunächst sein Herz, dann seine Intelligenz; das wird niemand leugnen, der die von der Reformation tief erfaßten Bevölkerungen mit den von ihr unberührten unbefangen zu vergleichen vermag.“

Durch die apostolischen Schriften geht ein Hauch ähnlich dem, der durch die Worte Jesu geht. Und so viel auch geistreiche Männer, wie die Reformatoren und andere aus den Schriften der Apostel geschöpft haben, so haben sie doch die Wahrheitsfülle derselben noch lange nicht ausgeschöpft.

Ist also Einzigartigkeit die Signatur der apostolischen Litteratur, und sticht schon die Litteratur der gleich nachfolgenden Periode so gewaltig ab von jener apostolischen Kraft und Geistesfülle —, was ist dann zu halten von den armseligen Versuchen jener Kritiker, welche so unbedenklich, frech und dreist behaupten, die apostolischen Schriften seien das Produkt erst viel späterer Zeit? Hat so ein vermeintlicher Gelehrter irgend einen Anstoß gefunden gegen die apostolische Autorschaft einer Schrift, flugs wird sie herabgeschoben in die Zeit eines Clemens, Polykarp, Ignatius, Hermas. Warum sollte es nicht in dieser Zeit einen Anonymus geben, der den 1. Brief Petri, einen andern, der die Briefe an die Epheser, Kolosser u. s. w. geschrieben? Aber, sonderbar! Wie kommt es doch, daß uns die Namen der Verfasser der an sich so unbedeutenden Schriften wie die der sog. apostolischen Väter überliefert sind, während die Namen der Männer, die jene kleinen Geister so turmhoch überragen, in undurchdringliches Dunkel gehüllt sind? Die Namen der Männer, deren Geistesprodukte zum Lebensbrot für Millionen geworden sind, sollten in rettungsloser Obskurität versunken sein, jene kleinen Geister 2. 3. und 4. Rangs aber sollten am Himmel stehen mit unvergänglichem Glanze?

Einen ganz besonders kläglichen Eindruck macht in neuerer Zeit ein Skribent, den der Kitzel antreibt, seine große Gelehrsamkeit an den Mann zu bringen. Friedr. Thudichum, ein Professor des Kirchenrechts in Tübingen läßt von Zeit zu Zeit eine kleine Schrift ausgehen unter dem Ti-

tel: „Kirchliche Fälschungen“. Im ersten Heft zieht er zu Feld gegen die alten Glaubensbekenntnisse. Das nicänische, und das nicänisch-konstantinopolitanische Bekenntnis sind nach ihm Erfindungen der mit dem Kaiser verbündeten Priesterpartei, zum Zweck der Ausrottung der damaligen Protestanten (Häretiker). Das apostolische soll eine spätere Gegenerfindung Roms sein, die erst aus dem fünften, sechsten oder siebenten Jahrhundert stammt, zur Erhöhung des Ansehens des päpstlichen Stuhls.

Aus den Spuren kürzerer Formen dieser Bekenntnisse bei den Kirchenvätern zu schließen auf ein hohes Alter oder eine inhaltliche Uebereinstimmung mit der wahren christlichen Lehre, ist nach ihm durchaus verwerflich, denn, man höre! Einesteils sind die Handschriften der Kirchenväter gefälscht, andernteils hat die Priesterpartei die bei sog. Härtikern im Ansehen befindlichen evangelischen und apostolischen Schriften verbrannt! — Arme betrogene Christenheit!

Im zweiten Heft macht sich der Kriegsheld an den Hebräerbrief. Schon im Vorwort bekennt er, daß er bis zu seinem 60. Jahre diesen, wie verschiedene andere der neutestamentlichen Briefe kaum je gelesen! Und dieser bis ins Alter so unwissende Professor des Kirchenrechts fühlt sich nun in seinem Alter berufen, der Kirche ein Licht aufzustecken über die „Fälschungen“, von welchen sie sich betrügen ließ! Nach ihm ist auch der Hebräerbrief ein gefälschtes Machwerk der Priesterpartei aus dem vierten oder fünften Jahrhundert. Unter der Maske eines Apostels habe der Fälscher geschrieben und sei dabei vor den ärgsten Verdrehungen und Trugschlüssen nicht zurückgeschreckt. Den Einwand, daß der Hebräerbrief durch die kirchliche Ueberlieferung vom 1. Clemensbrief an bis auf Hieronymus bezeugt wird, beseitigt er auf dieselbe einfache Weise, wie die Zeugnisse für die Symbole: Er erklärt diese Schriften alle für gefälscht! Das war ja gewiß sehr einfach zu bewerkstelligen, alle die vielen Handschriften zu sammeln und zu fälschen um eine Pseudoepistel in die Christenheit einzuschwärzen!

Sein drittes Heft der kirchlichen Fälschungen hat den Titel: Die Vergötterung der Apostel, insbesondere des Petrus. In diesem Heft verficht er den Satz, alle Schriften, bezw. Aussprüche des neuen Testaments, welche den Aposteln eine hervorragende Stellung und besondere Funktionen beilegen, seien Fälschungen der Priesterpartei, deren Werk schließlich darin ihren Abschluß fand, daß Petrus zu Gunsten seiner Nachfolger zum Apostelfürsten erhoben, ja vergöttlicht wurde. Hat er im 2. Heft das Verdikt der Unechtheit über den Hebräerbrief gefällt, so werden hier sämtliche Briefe des neuen Testaments als Fälschungen erklärt! Sie sind erst im dritten oder vierten Jahrhundert in Umlauf gekommen. Der Römerbrief ist eine Fälschung des vierten Jahrhunderts. Nicht besser geht es dem vierten Evangelium und der Apostelgeschichte. Bei den Synoptikern begnügt er sich, die ihm verdächtigen Stellen als Einschübe auszumerzen. Das gleiche Urteil fällt er über alle Schriften der Kirchenväter: Justin, Tertullian u. s. w., welche in seine Geschichtskonstruktion nicht passen.

Angesichts solcher Publikationen bleibt, unseres Erachtens nichts anderes übrig, als solchen Autoren das schneidend scharfe Urteil eines Culmann in seiner Ethik (§ 97) ins Gesicht zu schleudern: „Es giebt Erkenntnisfehler, Mißgriffe und Verkehrtheiten des Urteils, die ethisch verschuldet sind, und die man das beste Recht hat, den Herren ins Gewissen zu schieben. Wenn unsere negativen Kritiker für die Herrlichkeit der biblischen Geschichte (und Schriften, R.) mit solchem Stumpfsinn geschlagen sind, daß sie hier nur Mythus und Lüge sehen, wenn sie historische Berichte (und andere bibl. Schriften, R) für Aktenstücke diplomatischer Berechnung und verschmitzter Fälschung erklären, so ist hier einfach zu entgegnen: Ihr könntet nicht gleich den Pharisäern, euren Vorbildern, die Lüge zur Grundlage der Wahrheit machen, und die Trauben und Feigen des Christentums auf Disteln und Dornsträuchern wachsen lassen, wenn ihr nicht selbst Disteln und Dornen wäret und deshalb den Dingen eben den (Lügen-) Grund unterlegen müßtet, den ihr in euch selbst vorfindet. Ihr könntet nicht der objektiven Gottesgeschichte solche Gewalt anthun, wenn ihr nicht längst zuvor schon der subjektiven Gottesgeschichte, die an euch und jeder Menschenseele sich entspinnen soll, dieselbe Gewalt angethan hättet. — Den Schalk ertappt man auf der That und das Schalksauge auf den Zerrbildern, die es über Natur und Geschichte ausheckt."

Solche Kritik richtet sich selbst und offenbart sich in den Augen jedes redlichen und für die Wahrheit empfänglichen Gemütes als eine traurige Ausgeburt des Lügengeistes, der über einen Menschen Macht bekommt, wenn er der Wahrheit nicht unterthan werden will.

Die Macht des Evangeliums.

Der unlängst verstorbene H. L. Hastings, von Boston, ein mutiger Kämpe für die Wahrheit des Wortes, schrieb einmal: Einer meiner Freunde besuchte im Jahre 1844 die Fidschi-Inseln, und was meint ihr wohl, wie wertlos er dort ein Menschenleben fand? Man konnte damals einen Menschen für eine Flinte eintauschen, oder wenn man für denselben bezahlen wollte, so erhielt man ihn um den Preis von sieben Dollars. Wenn man einen Menschen gekauft hatte, so konnte man ganz nach Belieben mit ihm verfahren. Man konnte ihn ernähren, ihn verhungern lassen, alles nach Willkür; man konnte ihn arbeiten lassen, ihn peitschen, ja, wenn er gegessen wurde, so fragte keiner danach. Wer aber heutiges Tages auf dieselben Inseln kommt, wird finden, daß er für sieben Millionen Dollars keinen Menschen kaufen kann. Woher der Unterschied im Wert des Menschenlebens? Die 1200 christlichen Kapellen, die über die Inseln zerstreut sind, können es euch erklären. Die Bewohner der Inseln lesen nun das Buch, das ihnen sagt, „daß sie nicht mit vergänglichem Silber oder Gold erlöst sind, sondern mit dem teuren Blute Christi." Seit sie dieses Wort erkannt haben, giebt es dort keine Menschen mehr zu kaufen.

Homiletische Beiträge für Sonn- und Festtage des Pfingstkreises.

Von P. S. A. John.

1. Joh. 16, 16—23.

Einleitung: Jesus steht vor seiner Passion. Der schwerste und bitterste Teil seiner Erlöseraufgabe steht ihm bevor. — Aber auch seine Jünger würden durch dieses sein Leiden berührt werden. Sie würden sein, wie Schafe ohne Hirten, den Wölfen preisgegeben. Das greift dem Herrn Jesu das Herz an. Aber auch in dieser Hinsicht will er treu für seine Jünger sorgen. Was er kann, um ihnen ihr Los leichter zu machen, ihren Glauben zu festigen in den bevorstehenden schweren Zeiten, das will er thun.

So sorgt Jesus für die Seinen auch im Leiden.

I. Er bereitet sie darauf vor:
   1. Auf seinen gewaltsamen Tod, — der würde sie in tiefe Trauer versetzen.
   2. Auf die Verfolgungen, u. s. w., die sie erleiden müssen, wenn er von ihnen genommen sein würde.

II. Er stärkt sie fürs Leiden.
   1. Indem er sie unter dem Bilde des Weibes daran erinnert, daß die rechte Freude nur aus dem Leid geboren wird.
   2. Er giebt ihnen hiermit das ins Herz, welches ihnen die Ueberwindung der Leiden leicht machen würde.
   3. Er erinnert sie daran, daß das Leiden nur kurz ist — die Freude aber ewig währen würde.

III. Er lenkt ihre Blicke auf die ewige Freude, die nach dem Leide kommt.
   1. Nach seiner Auferstehung kommt Jesus wieder zu seinen Jüngern — sie nehmen Teil an seinem Sieg, das ist Freude.
   2. Im Lichte der Auferstehung Jesu erkennen die Jünger den Weg, den sie gehen müssen: Durch Kreuz zur Krone — durch Leid zur Freude.

2. Ev. Joh. 20, 19—22.

Einleitung: Der ins Grab gelegte Jesus war siegreich auferstanden. Wie er verheißen hatte bei Lebzeiten, daß er am dritten Tage auferstehen würde, so geschah es zum Schrecken und Entsetzen seiner Feinde, zur Freude und Stärkung seiner Jünger. — Sichtbar hatte er der Maria am Grabe seine Gegenwart kund gethan und ihr eine Botschaft an seine Jünger mitgegeben, eine Botschaft, die sie aufrichten sollte in ihrer Trübsal und ihrem Kleinglauben. Eine Botschaft von dem Meister that ihnen jetzt gerade sehr not. Noch hatte keiner von ihnen den Herrn gesehen. Wohl hatten sie sein leeres Grab geschaut —, aber ihn, nach dem ihre Seele bange fragte, hatten sie nicht gesehen. Furchtsam, zögernd, zweifelnd, wartend der Dinge die da kommen sollten, saßen die Jünger bei verschlossener Thüre. Die Botschaft, die Marie gebracht, bewegte sie tief. Die einen meinten, es sei alles eine Täuschung der Maria, die anderen ahnten, daß große Dinge sich vorbe-

-eiteten. Und nun tritt auf einmal mitten unter sie der auferstandene Herr selbst mit dem allbekannten Gruß: Friede sei mit euch! Erschreckt schauen die Jünger den Herrn an, ihren Augen kaum trauend, wähnend, daß sie ein Gesicht sähen, das im nächsten Augenblick schwinden würde. Der Herr zeigt ihnen die Male in Händen und Seite um sie zu überzeugen, daß er es wirklich sei, und kein Gespenst oder Gesicht. Da wurden sie froh, denn jetzt wußten sie, daß sie den Herrn sehen. Der Herr kommt aber nicht mit leeren Händen, sondern er bringt den Jüngern eine köstliche Gabe. Von der Gabe des Auferstandenen Jesus wollen wir heute reden.

Er giebt ihnen I. Frieden. II. Den Heiligen Geist. III. Einen Beruf.

I. Der auferstandene Herr giebt seinen Jüngern Frieden.

1. Nicht äußerlichen Frieden, sondern vielmehr recht viel Unfriede.
   a. Unfrieden mit den Juden. (Ueber ihrem Glauben und Wirken für Jesus wurden sie von den Juden bitter angefeindet).
   b. Unfrieden mit den Heiden. (Sie kommen allseitig in Konflikt mit Religion, Sitten und Gebräuchen und Staatsgewalt.
   c. Ihre Lehre stiftet Unfrieden. (Vater wider Sohn, Mutter wider Tochter u. s. w. Sie zünden ein Feuer an (Luk. 12, 49—53).
2. Der Frieden, den Jesus giebt, ist ein innerlicher.
   a. Die Zweifel verschwinden, ihr Herz wird ruhig in der Gewißheit, daß Jesus von den Toten auferstanden.
   b. Ihre Untreue an dem Herrn, daß sie ihn in der Stunde der Not verlassen, ist vergeben. Sie wissen jetzt, daß der Herr ihnen vergeben, das bringt Frieden ins Herz.
   c. Frieden bringen und Frieden stiften ist ihre Lebensaufgabe. Als Jünger Jesu sind sie Friedensboten. Ihre Charakteristik ist Frieden halten.
   d. Der Friede den sie haben, ist der Gottesfrieden, darum kann er ihnen nicht genommen werden. Dieses ist schon der Anfang des ewigen Friedens.

Anwendung: Jesus, der Auferstandene, kann alle Zweifel aus dem Herzen tilgen, und giebt den wahren Herzensfrieden. Wer Jesum aufnimmt, der hat Frieden, „die Seele findet keine Ruhe, bis sie ruhet in Gott.“

Wo die Sünden vergeben sind, da ist Friede mit Gott. Der Sünder findet nicht eher Ruhe, bis er seine Sünden aufrichtig bereut und Absolution empfangen hat.

Friede haben, halten und bringen ist die Charakteristik des wahren Christen.

Wer den Frieden Gottes hat, der hat das was bleibt. Was auch kommen mag, den Frieden kann niemand uns rauben.

II. Der auferstandene Herr giebt den Jüngern einen Beruf.

Die zweite Gabe des Auferstandenen ist eine Arbeit für die Jünger; er überträgt ihnen den Apostelberuf: Gleichwie mich der Vater gesandt hat, so sende ich euch. Vers 21.

1. Der Apostelberuf ist nicht ein selbstgewählter, sondern ein vom Herrn Jesu übertragener. Der schließt von vornherein jedes Verdienst aus. Nicht eigenwillig machen sich die Jünger zu Aposteln, sondern auf ausdrücklichen Befehl ihres Herrn werden sie es. Der Beruf ist für sie eine unverdiente Gnade, denn ihr voriges Leben, besonders während des Leidens des Herrn empfiehlt sie wahrlich nicht für das Amt.
2. Ihr Beruf ist ein dem des Herrn Jesu ähnlicher. — „Gleichwie mich der Vater" u. s. w. Sie werden dazu berufen das vom Herrn begonnene Werk fortzuführen. Dazu gehört:
   a. Die Predigt des Evangeliums von Christo Jesu.
   b. Die Bekehrung Israels zu Christo.
   c. Die Einführung der Heiden in das Reich Gottes.
   d. Leiden um Christi willen, auch wenn nötig, sterben.

Anwendung. — 1. Keiner ist aus sich selbst würdig in Christi Dienst zu treten. Wenn der Herr uns dazu beruft, so ist's unverdiente Gnade. — Unser Leben vor der Bekehrung ist oftmals keineswegs eine Empfehlung. Daß wir tüchtig sind, ist von Gott. Diese Erkenntnis schließt alle Verdienstlichkeit aus und läßt uns dankbar Gott preisen für die Gnade der Erwählung.

2. Als berufene Jünger Jesu muß unser Bestreben sein, das von Jesu begonnene Werk weiter zu treiben. — Unsere Arbeit ist eine vielseitige. Nicht zufrieden dürfen wir sein die eigene Seligkeit zu schaffen, sondern unsere Arbeit und Bestreben muß sein, das ganze Werk Christi zu treiben. Dazu gehört Innere und Aeußere Mission, Sorge für Arme, Kranke und Elende u. s. w. Nur so erfüllen wir unseren Christenberuf.

III. Der auferstandene Herr giebt seinen Jüngern den Heiligen Geist. Die dritte Gabe des Auferstandenen ist die Uebertragung des Heiligen Geistes. Wie Christus mit dem Geist aus der Höhe gesalbt wurde, sein Erlöserwerk zu treiben, so muß den Jüngern die Gabe des Geistes verliehen werden, um sie überhaupt zu dem Werk des Apostelamts tüchtig zu machen.

1. Ohne den heiligen Geist blieben auch sie wie alle andern Menschen: Fleisch vom Fleisch geboren. Im Geiste geschah die Neuzeugung zum Leben aus Gott.
2. Ohne solche Neuzeugung aus Gott ist kein Mensch weder ein wahrer Christ, noch viel weniger fähig, ein lebenskräftiges Zeugnis von Christo zu geben und ihm Seelen zuzuführen.
3. Ohne diesen Geistesempfang gäbe es keine Christen und keine christliche Kirche, auch wir müssen diesen Geist haben, um neue Menschen zu werden.

Schlußbemerkung. Die Anhauchung mit dem Geist, welche der Text meldet, war nur ein vorläufiges Unterpfand für den Empfang „der Kraft aus der Höhe", mit welcher sie sollten angethan werden und die sie in Jerusalem abwarten sollten. Luk. 24, 49.

3. Himmelfahrtsfest.

Text: Ev. Mark. 16, 14—20.

Einleitung. — Das Kommen Jesu in die Welt wird armen Hirten verkündet, bei seinem Ausgang aus der Welt sind nur seine Jünger, Geringe vor der Welt, anwesend. Jesu herrlichste Offenbarungen werden den Geringen und Armen zu teil. Wie er selbst „nicht hatte da er sein Haupt hinlegte“ und ein Erdenleben in Armut und Demut lebte, so will er seine besten Gaben, die himmlischen, denen geben, die gleich ihm arm und gering sind. Der Schluß seiner irdischen Laufbahn ist da. Was hat er nicht in seinem Leben alles gethan, und besonders in seinen drei Arbeitsjahren! Seine Jünger vor allen andern hatten in diesen drei Jahren die wunderbarsten Offenbarungen seiner göttlichen Herrlichkeit gesehen und erfahren. Mehr als einmal waren sie, hingerissen von der Fülle der göttlichen Macht ihres Herrn, in das Bekenntnis ausgebrochen: Du bist Christus, des lebendigen Gottes Sohn. Und doch muß er am Ende seines Erdenlebens seine Jünger strafen um ihres Herzens Härtigkeit und Unglauben. Das ist in den Jahrhunderten seit seiner Himmelfahrt, nicht anders geworden, ob zwar sein Wort und Geist stets gegenwärtig ist. Auch heute ist, trotz Christentum und Geisteszeugnis noch viel Herzenshärtigkeit und Unglauben in der Welt. Auch bei uns Christen mangelt's so oft noch an rechtem Glauben und Empfänglichkeit des Herzens. Darum wollen auch wir das, was Jesus seinen Jüngern beim Abschiede sagt, zu Herzen nehmen. Wir hören den gen Himmel fahrenden Heiland.

I. Seine ernste Mahnung.
II. Seinen ausdrücklichen Befehl.
III. Seine herrliche Verheißung.

I.

Der gen Himmel fahrende Heiland giebt seinen Jüngern eine ernste Mahnung, V. 14: „und schalt ihren Unglauben und ihres Herzens Härtigkeit, daß sie nicht geglaubt hatten denen, die ihn gesehen hatten auferstanden.“

1. Die Jünger sind versammelt zu gemeinschaftlicher Abendmahlzeit. Die Kunde von Jesu Auferstehen war ihnen gebracht worden, und däuchte ihnen ein Mährlein zu sein. Sie glauben der Kunde und doch glauben sie nicht. Sie wünschen es wäre wahr und zweifeln doch an der Möglichkeit der Thatsache. Da tritt Jesus mitten unter sie. Welch Erstaunen der Jünger, wie mögen sie aufgesprungen sein als der, mit dem sie sich in Gedanken unabläßig beschäftigt hatten, nun sichtbar und greifbar vor ihnen steht. Jesus aber hat ein ernstes Wort mit ihnen zu reden: er schalt ihres Herzens Härtigkeit und ihren Unglauben.

a. Herzenshärtigkeit. Sie konnten nicht verstehen, daß die Natur des Reiches Christi nicht irdisch, sondern geistig und geistlich sei. Ihre Gedanken waren noch ganz gefangen in dem Glauben, daß Jesu Reich auch ein irdisches Reich sein müsse. Wie oft der Herr bei seinen Lebzeiten ihnen das Verständnis für ein geistiges, himmlisches Reich auch

einzuprägen versucht hatte, so können ihre Herzen es nicht fassen, daß er nicht gekommen sei, das irdische Davidsreich wieder aufzurichten. Ein Reich, wie Christus es ihnen andeutete, scheint ihnen zu schemenhaft und überirdisch. Sie wollen lieber ein Reich gegründet wissen, wo Christus sichtbar als König und sie als Gewaltige und Herren regieren würden. Darum ist es ihnen auch jetzt so schwer zu glauben, daß der auferstandene Heiland, wenn auch aus dem irdischen Leben entrückt, dennoch in seiner ganzen Machtfülle bei ihnen sei. Der so notwendige Tod Christi scheint ihnen ein Unglück, eine Katastrophe. Diese Unfähigkeit die geistige Natur seines Reiches zu verstehen, betrübt den Herrn und drängt ihn, Worte der ernstesten Mahnung an seine Jünger zu richten.

Und gerade dieser Unverstand über die Natur des Reiches Christi ist noch heute die Ursache, daß Tausende nicht zum Glauben kommen. Das Christentum ist vielen unbegreiflich, weil es eine geistige Macht sein will, und das Unsichtbare ist meistens den Leuten etwas Unwirkliches. Unsere Zeit will konkretes, sie will greifbare Dinge haben. Auf den Himmel, auf geistige Dinge, die eben so reel sind als irdische Dinge, hinweisen, ist ihnen unverständlich und erweckt ein ungläubiges Lächeln. Ein mitleidiges: „Sie sind Träumer und Uebergeschnappte" ist die einzige Antwort der Welt auf die Bemühungen ihr die Natur des Reiches Christi klarzulegen. Daß das Reich Christi nicht im Haben und Besitzen irdischen Gutes, irdischer Macht besteht, sondern in geistigem Besitz und geistigen Gaben, das geht über das Fassungsvermögen des natürlichen Menschen. 1 Kor. 2, 14.

b. Unglauben. — Die Folge der Herzenshärtigkeit ist Unglaube. Weil die Jünger nicht die Natur des Reiches Christi verstanden, konnten sie nicht an die Auferstehung glauben. Auch die Auferstehung Christi war ihnen ein Rätsel, denn ihre Sinne und Verstand konnten es nicht fassen, daß der Jesus, den sie haben ins Grab hineinlegen sehen, dennoch lebe und unter ihnen weile, das übersteigt ihre Fassungskraft. Noch verstanden sie nicht das Gleichnis vom Weizenkorn. Ohne Zweifel ist der fast unbegreifliche Unglaube der Jünger an Jesu Auferstehung zurückzuführen auf ihren Unverstand betreffs des Wesens und der Natur des Reiches Christi. Die Auferstehung Jesu brachte erst den Anschauungsunterricht und damit das Verständnis für die höhere Art des Lebens, das mit Christi Auferstehung für die Menschen beginnt, und das die Natur des Reiches Gottes ausmacht.

Dasselbe gilt aber auch für die nachapostolischen Zeiten. Nicht umsonst beginnt die Verkündigung des Evangeliums bei den Aposteln mit dem denkbar stärksten Zeugnis, daß Jesus auferstanden sei von den Toten und nun ein höheres Leben lebe, als dieses irdische; daß daher auch sein Reich ein unsichtbares, ewiges sei. Wer das erst faßt, wird auch verstehen lernen, daß es ein innerliches Reich sei und nicht mit äußerlichen Geberden kommt. Erst vom konkreten Begriff des wirklichen Lebens des Auferstandenen vermögen wir zum Begriff des Reiches Gottes uns aufzuschwingen.

II.

Auf die Ermahnung folgt ein Befehl: Gehet hin in alle Welt u. s. w.

1. Wenn sie erst erfüllt sind mit dem Heiligen Geist, ihr Herz empfänglich geworden ist für das rechte Verständnis von Jesu Wort und Lehre, und sie glaubensstarke Zeugen Jesu geworden sind, dann sollten sie, die jetzt weder Wesen des Reiches Christi noch seine Auferstehung fassen können, als die Boten seines Reichs in alle Welt gehen, um Seelen für Christi Reich zu werben.

Das Wort des Befehls gilt der christlichen Kirche zu allen Zeiten. Sie ist und muß auf ausdrücklichen Befehl ihres Herrn und Meisters Missionskirche sein. Die ganze Welt soll durchzogen werden, damit Seelen für das Himmelreich gewonnen werden. Wo eine Kirche sich ihrer Missionspflicht entzieht, da verachtet sie einen ausdrücklichen Befehl ihres Meisters. Wo eine Christenseele sich weigert zu thun, was in ihren Kräften steht, daß das Evangelium in alle Welt hinausgetragen werde, da ist ein Akt des Ungehorsams zu verzeichnen. Die christliche Kirche ist Missionskirche.

2. Die Predigt des Evangeliums ist das wirksamste Mittel Seelen für Christi Reich zu gewinnen: „prediget das Evangelium aller Kreatur.“ Das war die große Aufgabe der Jünger Jesu, zu zeugen von dem Auferstandenen und seinem beseeligenden Evangelium. Nicht mit Gewalt, nicht mit Zwang, nicht durch Ueberredungskünste, nicht durch List und Menschenwitz sollte Christi Reich gebauet werden, sondern einfach durch unerschrockene, unermüdliche Predigt des Evangeliums. So zeugt ein Paulus von der Herrlichkeit der Predigt des Evangeliums (2 Kor. 3), so die anderen Apostel. Die Predigt vom Kreuz war die gewaltige Macht, mit welcher die Apostel die Welt für Christum gewannen.

In unserer evangelischen Kirche ist die Predigt von jeher die Stärke der Kirche gewesen. — Je biblischer die Predigt, je mehr ein Zeugnis für Christum, desto erfolgreicher die Kirche. Bewahren wir dieses Kleinod. Die Predigt darf aber nicht ausarten in Phrasen dreschen oder leuchten lassen des eigenen Lichtes, sondern die Predigt, die eine Kraft zur Seligkeit ist und giebt, ist das schlichte Zeugnis von Jesu Person und Werk, ohne menschliche Zuthat, so wie es uns die Apostel überliefert haben.

3. Die Seligkeit kommt durch den Glauben. (Vers 16.) Ganz verschieden vom alten Bunde. Nicht durch des Gesetzes Werke, nicht durch eigene erworbene Gerechtigkeit, sondern allein durch den Glauben. Durch Christi Sterben war alle Gerechtigkeit erfüllt, wer nun im lebendigen Glauben Christum erfaßt, der hat die Gerechtigkeit, die vor Gott gilt. — Dieses gewaltige Thema vom Gerechtfertigtwerden durch den Glauben behandelt ein Paulus in allen seinen Episteln. Gegen jedes judaisieren der Lehre von Christo kämpft er mit aller Gewalt, auch wenn er einem Petrus widerstehen muß. „Der Gerechte wird seines Glaubens leben,“ das ist das große Facit, das er zieht. Darin hält er sich streng an den Befehl Jesu (Vers 16.)

Das ist auch die Herrlichkeit der Evangelischen Kirche, daß sie mit Paulus, nach dem Befehl Jesu, dafür hält, daß nur lebendiger, in Werken thätiger Glaube selig macht. — Lasset uns allezeit dieses Wort hochhalten. Einem Luther ward die Erkenntnis „daß der Mensch gerecht werde durch den Glauben, ohne des Gesetzes Werke“ die Thür zur evangelischen Freiheit. Einem jeden bedrängten Christenmenschen wird es ein Strahl des Lichtes Gottes in seiner Sündennacht und Not sein, zu wissen, daß wer da glaubet und getauft wird, der wird selig werden.

III.

Zur Mahnung und zum Befehl kommt eine Verheißung. (Verse 17, 18 und 20). Was von vornherein die so schwere Arbeit der Jünger Jesu zu einer freudigen machte, das war die Verheißung, daß sie nicht vergeblich arbeiteten, sondern, daß ihre Arbeit in der Kraft Jesu geschehe und erfolgreich sein würde. Keine Arbeit ist so schwer, als die von deren Erfolg man nicht sicher ist. Nicht zu wissen, ob man ausrichten wird, was man anstrebt, ist lähmend und niederdrückend. Das war nun nicht bei den Jüngern der Fall, sie wußten, daß sie Erfolg haben würden, denn Gott war mit ihnen, und in ihrer Arbeit sollten sie die mächtige Hand Jesu allezeit sehen und erfahren.

1. Jesus verheißt den Jüngern Zeichen und Wunder. — Teufel austreiben, mit Zungen reden, Schlangen vertreiben, Tödliches ohne Schaden trinken, Krankenheilungen. — Diese Zeichen sind wirklich in der Arbeit der Jünger und ihrer Zeitgenossen offenbar geworden. Man lese Apostelgeschichte und die Briefe Pauli. Die Verheißung des Herrn ist wahr geworden. —

2. Man frägt oft, warum diese Zeichen heute in der Kirche nicht mehr geschehen. Daß sie zwar nicht mehr so allgemein geschehen, muß ja zugestanden werden, daß sie aber hie und da noch geschehen, wenn es notwendig wird, und mehr als der Welt offenbar und bekannt wird, wird kein Kenner der Kirchengeschichte abstreiten. — Uebrigens waren diese Zeichen die Legitimation der Apostel als Apostel Jesu. Sie konnten auf keine Geschichte hinweisen, wie wir es thun können. Sie hatten keine Bibel, wie wir sie haben, so mußte Gott ihnen Wunder und Zeichen geben, daß das Volk erkenne, sie seien von Gott gesandt. Man lese aufmerksam 1 Kor. 13, 8—12.

4. Pfingstsonntag.

Texte: Römer 8, 9: Wer aber Christi Geist nicht hat, der ist nicht sein.

Römer 8, 16: Derselbige Geist giebt Zeugnis unserem Geist, daß wir Gottes Kinder sind.

Epheser 5, 11: Werdet voll Geistes!

Einleitung: Das erste Pfingsten. Das Kommen des Geistes mit Brausen. Die Umwandlung der Jünger. Ihr Einfluß auf die Menge. Sie wurden bewegt, erfüllt mit dem Heiligen Geiste. Die Gründung der christlichen Kirche. Ein Körper ohne Geist ist tot. Die Kirche ohne leben=

digen Geist ist ein toter Körper. In der Kirche muß Geist und Leben sein. Wie ist's mit der Kirche Christi heute? Ist sie tot oder pulsiert in ihr das Leben aus Gott? Gott sei Dank, ja, die Kirche Christi lebt. Aber wie schwach pulsiert das Leben! Muß nicht der Geist in geringem Maße vorhanden sein? Und doch sollte mit den Jahrhunderten der Entwicklung der Geist mächtiger, das Leben frischer, die Frucht des Geistes reifer geworden sein. Wie ganz anders ist's gegangen. Alles ist schlaffer geworden, die Christen schlaffer, die Kirchen gleichgültiger, das geistige im Kirchenkörper zurückgetreten, das Materielle nimmt die erste Stelle ein. Was wir brauchen ist ein neues Pfingsten. Mehr Geist, mehr Geisteskräfte, frisch pulsierendes Leben; möge uns das Gott geben! Soll's so werden, so muß es bei dem einzelnen beginnen. Nicht nur müssen wir den Geist Christi haben, sondern überzeugt sein, daß wir ihn haben und Gottes Kinder sind — und dann voll werden des Geistes und der Kraft.

Thema: Die Gabe des Heiligen Geistes.

I. Die Notwendigkeit des Geistes.
II. Das Zeugnis des Heiligen Geistes.
III. Die Fülle des Geistes.

I. Die Notwendigkeit des Geistes.

1. Sind wir Christen? Gewiß, sagen wir. Das ist leicht gesagt! Wie aber beweisen wir es? Du bist getauft. Ja, Christus hat dich angenommen in der Taufe. Bist du aber in der Taufgnade geblieben? Gewiß nicht immer. Daß du getauft bist, beweist nicht, daß du ein Christ bist. Du bist christlich erzogen. Ja, Christi Geist hat an dir gearbeitet. Aber hast du auch verstanden was du gelehrt worden bist. Ist's eingedrungen ins Herz, ist's Leben geworden? Bist du in dem geblieben, was du gelernt? O nein, das ist kein Beweis, daß du ein Christ bist, weil du christlich erzogen worden. Du bist konfirmiert. Ja, mächtig hat der Heilige Geist an dein Herz geklopft, durch Lehre und Mahnung hat er an dir gearbeitet, aber was war dir die Konfirmation? Ein herzbewegender Akt im besten Falle! Wie gar bald hast du vergessen, was du an heiliger Stätte gelobt, wie gar bald bist du Jesu untreu geworden, in den Versuchungen der Welt verstrickt und untergegangen — und heute ist's tot in deinem Herzen. Nein, das ist kein Beweis, daß du ein Christ bist, weil du konfirmiert worden. Du bist ein Kirchenmitglied. Gewiß, äußerlich gehörst du Christo an, er giebt dir in der Kirche Gelegenheit ihn lieb zu gewinnen, du hast Wort und Sakrament, alle Sonntag arbeitet der Geist mächtig an dir — aber ist's dir auch ernst mit deinem Kirchengliedsein. Ist die Kirche für dich die Anstalt zum selig werden, ist's für dich Notwendigkeit Kirchenglied zu sein, oder ist's nur Akkomodation, Gewohnheit, ohne daß du dir jemals Rechenschaft darüber giebst, warum du eigentlich Mitglied einer Kirche bist? Ist dein Leben ein Leben nach Christi Vorbild? Die Kirche hat Tausende von Gliedern, die wohl äußerlich zu ihr gehören, aber ihr Herz ist ferne von Gott. Nein, das ist kein Beweis, daß du ein Christ bist.

2. Was ist der Beweis, daß wir Christen sind? Paulus sagt: Wer Christi Geist nicht hat u. s. w. Dies und nur dies ist der Beweis: Wenn du Christi Geist hast, bist du sein, bist du wahrhaft ein Christ. Die Zeichen aber, daß du Christi Geist besitzest sind die: Wenn Christi Geist dich treibt, d. h. dein Leben regiert, so wird:

a. Dein Denken und Reden davon zeugen.

b. Dein Handel und Wandel wird's kund thun.

c. Dein Kampf gegen das Fleisch und die Welt und dein Leiden mit Christo wird's beweisen.

d. Die Art, wie du mit Wort und Sakrament in Kirche und Haus umgehst, wird es darthun.

e. Dein Leben wird ein Gottesleben sein.

3. Hast du Christi Geist, so bist du sein, und der Geist wird dir Zeugnis geben, daß du Gottes Kind bist.

II. Das Zeugnis des Heiligen Geistes.

Mancher wird sagen: ich habe nie daran gezweifelt, daß ich Gottes Kind bin. Das ist schlimm! Gerade, wo die größte Sicherheit ist, ist mit Recht zu zweifeln, ob nicht ein furchtbarer Selbstbetrug im Spiel ist. Wir können und sollen's wissen, daß wir Gottes Kinder sind, aber erst muß uns der Geist Zeugnis geben. Das Zeugnis kommt

1. Nicht durch übernatürliche Offenbarungen, Träume und Gesichte; auch nicht durch überschwängliche Gefühle; sondern es gründet sich auf das Wort, welches der Glaube erfaßt und gelten läßt.

a. So lange du auf eigene Gerechtigkeit, statt allein auf Gottes Gnade vertraust, ist dein Glaube der Gotteskindschaft unecht. Denn der Geist Christi deckt dem Menschen sein Sündenverderben auf.

b. Wenn aber trotz aller deiner Sündhaftigkeit und Fehle in dir eine Zuversicht auf Gottes Gnade, gepaart mit dem redlichen Ernst von der Sünde los zu werden, erwacht, das ist Wirkung des Geistes Gottes im Herzen.

c. Wenn du lernst, dein Leben im steten Vertrauen auf Gottes Gnade zu führen und in der Nachfolge Christi zu leben, ihm das Kreuz nachzutragen mit still ergebenem Leidensgehorsam; auf eigene Ehre und Vorteil in der Welt verzichten und dergl. — das ist Wirkung des Geistes Gottes im Herzen.

2. Daraus wird sich der Friede Gottes als ein immer mehr befestigtes und bleibendes Gut in deinem Herzen festsetzen (Jes. 48, 18), du hast ungehinderten, freudigen Zugang zur Gnade Gottes (Röm. 5, 2), kannst mit ungetrübtem Kindschaftsgeist mit Gott als deinem Vater reden und umgehen (Röm. 8, 15) und kannst nicht ruhig in der Sünde weiterleben, sondern strebst nach fortgehender Heiligung (1 Joh. 3, 2. 3. 6.)

3. Wer aber solche innerliche Erneuerung des Herzens bei sich nicht findet und von der Lebenskraft des Geistes Christi an sich nichts erfährt und

sich dennoch der Gotteskindschaft rühmt, lese sein Urteil 2 Petr. 1, 9 (vergl. V. 3—8).

III. Die Fülle des Geistes.

Wie bekommen wir den Geist?

1. Nicht durch eigenes Wollen, Laufen, Ringen, Zwingen.

„Es hilft kein Wollen, Laufen, Zwingen
Ich halte mich nur eingekehrt
Und lasse mich von dir durchdringen
O Kraft, die mein Gemüt begehrt!
Auch mein Begehren sinket nieder
In dir und wird zum Frieden wieder."

2. Gleichwohl muß in uns ein sehnsüchtiges Verlangen nach dem Geiste erwachen, und dieses Verlangen muß sich halten an die Verheißungen des Herrn (Ev. Luk. 11) und sie mit festem Glauben erfassen, erflehen, erwarten (wie die Jünger zu Jerusalem).

3. Haben wir aber des Geistes Erstlinge empfangen, so wird bei regelmäßigem Wachstum des inwendigen Menschen keine frühzeitige Selbstgenügsamkeit entstehen, sondern das Verlangen nach der Fülle des Geistes wird immer heißer, heftiger, intensiver werden und uns immer mehr treiben danach zu trachten, daß wir voll Geistes werden und erfüllt mit aller Gottesfülle. Daraus wird eine gesteigerte Fruchtbarkeit und Brauchbarkeit für den Herrn — vielleicht neben tiefstem Leiden und Elend — sich ergeben, so daß je mehr innerliche Christusähnlichkeit sich findet bei uns, wir auch ihm äußerlich immer mehr ähnlich gemacht werden in der Kreuzesgestalt.

Lutherisches Christentum.

Pastor Broders von Scranton, Miss., hat den Ruf, als Reiseprediger der Missourisynode unter den Lutheranern in Brasilien zu wirken, angenommen und wird, wie der „Lutheraner" berichtet, anfangs Februar seine Reise antreten. Eben erst haben die vom luth. Gotteskasten Deutschlands die Arbeit in Brasilien mit Erfolg aufgenommen, so muß auch schon der anderswo bestehende unselige Zwiespalt dorthin verpflanzt werden. An bitteren Tropfen im Kelch der Freude über die Ausbreitung unseres luth. Zions fehlt es selten.

„Freimunds Kirchl. Politisches Wochenblatt" schreibt, nachdem es über die fortdauernde Trennung zwischen der Breslauer- und der Immanuel-Synode seine Bemerkungen gemacht hat, über die übrigen luth. Freikirchen in Deutschland:

„Es gilt leider auch von den andern Freikirchenbildungen in Deutschland: Wo lutherische Separation ist, und wäre sie noch so klein, da ist Zersplitterung: In Baden die einst von Max Frommel geleitete freikirchliche Gemeinde im Gegensatz zu der unter dem Breslauer Oberkirchenkollegium stehenden. Im ehemaligen Kurfürstentum Hessen die Renitenten, welche an den Verbesserungspunkten festhalten, geschieden von denen, welche sich zur hessischen Freikirche halten. In Hannover dreierlei Separationen: die hannoversche

Freikirche, welche mit dem Breslauer Verband Abendmahlsgemeinschaft hält, die Hermannsburger mit der Immanuel-Synode in Verbindung stehende Gemeinde und die sogenannte Hermannsburger Freikirche, welche mit der Missouri-Synode verbunden ist. In Hermannsburg selbst sind vier Arten von Lutheranern: die landeskirchliche Gemeinde, die zur Immanuel-Synode sich haltende, die zur hannoverschen Freikirche gehörige und die Wöhlingsche missourisch gerichtete. — In Sachsen, wo in der Landeskirche das lutherische Bekenntnis noch zu Recht besteht, ist eine missourische Freikirche. Ferner sind missourische Kirchen eingestreut in Ostpreußen, in Pommern, in Hessen-Nassau und im Großherzogtum Hessen. In Hamburg ist eine Gemeinde, die zur Immanuel-Synode gehört und eine missourische Gemeinde. Es ist, als ob der Segen, der vom reinen Wort und Sakrament herkommt, verschüttet werden müßte durch endlose Spaltung. — Es ist zwar in neuerer Zeit der Zug nach Verständigung unter den Freikirchen etwas mehr zu spüren; aber der Drang nach Vereinigung muß noch viel stärker werden, wenn die unselige Zersplitterung überwunden werden soll. Der Herr helfe durch seinen Geist des Friedens, daß der Zertrennung gesteuert werde, und daß die Glieder unserer Kirche Fleiß anwenden, zu halten die Einigkeit im Geist durch das Band des Friedens!" — Das ist auch unser sehnlicher Wunsch.

* * *

Vorstehende Sätze sind einem lutherischen Wechselblatt entnommen, und sind geeignet uns zu zeigen, wie sehr der unionsfeindliche Geist der lutherischen Separation *das Gericht über die Separation* in sich selber trägt. Wer der Vereinigung grundsätzlich widerstrebt, verfällt dem Gericht der Zersplitterung. Das zeigen diese Ausschnitte jedem, der sehen *kann* und *will!*

Der Hochmutsgeist, der nur bei der lutherischen Separation die Wahrheit sehen will und alle anderen, die nicht die spezielle lutherische Färbung annehmen wollen, als Falschgläubige, als Sekten u. s. w. brandmarkt, dieser Hochmutsgeist hat keine Gemeinschaft bildende Kraft, sondern er zersplittert die Hochmütigen in lauter kleine Sekten, die sich gegenseitig wieder richten und verdammen. Indem sie alle andern von ihren Kanzeln und Altären ausschließen, drücken sie eben sich selbst das Zeichen der „*Sekte*" auf, die von dem allgemeinen Leib Christi sich losgetrennt hat, und dabei noch die thörichte Meinung hegt: unsere spezielle, kleine Abteilung ist die allein wahre Kirche, alle andern sind von der Wahrheit abgefallen. Für den echten Lutheraner dieser Richtung, ist es ein horrendum, zu hören, daß ein Lutheraner etwa mit einem Methodisten oder Unierten das heilige Abendmahl genossen hat. Ihm steht seine *Lehre* vom Abendmahl und seine *Form* der Distribution höher als der Herr, der doch allein das Abendmahl zum Abendmahl macht! Der Herr ist natürlich gebunden, nur da sich mitzuteilen, wo man echt lutherisch lehrt und distribuiert; er kann und darf eine andere Feier gar nicht als Abendmahl anerkennen, sonst wäre die lutherische Separation ja nicht mehr die allein wahre Kirche!

Ein feststehender Kanon, wonach die Herren urteilen, ist der: „Ein wenig Sauerteig versäuert den ganzen Teig." Wenn also auch nur eine kleine Abweichung von einer bei ihnen als unfehlbare und unwandelbare Wahrheit anerkannten Lehre stattfindet, so gilt das schon als „Sauerteig" und flugs ist das Urteil fertig: „Thue dich von solchen!" Da ist's kein Wunder, wenn bald jeder sich zu einem kleinen Papst aufwirft, seine spezielle Lehre als die einzige Wahrheit ansieht und dann mit dem „Thue dich von solchen", flugs sich und seine Anhänger separiert von den andern, die noch so viel „Sauerteig" bei sich dulden!

Der ganze Fehler liegt eben darin, daß man neben grundlegende, zentrale Glaubensartikel eine solche Menge sekundäre Lehren als koordiniert und gleichberechtigt gestellt hat, über welche verschiedene Auffassungen nicht nur möglich, sondern thatsächlich vorhanden sind, wie eben die vielen Spaltungen innerhalb des streng konfessionellen Luthertums beweisen. „Hierin rächt sich die Uebersehung des Unterschieds von Fundamentalem und Nichtfundamentalem, und damit ist der Weg angezeigt, auf welchem die hochgehende (konfessionell=) kirchliche Strömung zur Mäßigung und Besonnenheit zurücklenken muß, wenn die Kirche nicht ihren ökumenischen Charakter verlieren und zu einer Reihe von Parteien oder Sekten herabsinken soll. Das Konfessionelle ist nicht, wie es sich so oft geberdet, die Spitze und Vollendung des Christlichen, Evangelischen, sondern eine menschlich=geschichtliche Erscheinungsform desselben. Als solche hat es ein Recht zur Existenz, trägt aber auch den menschlichen Charakter der Schwachheit und Einseitigkeit an sich. Wenn das Luthertum dies verkennt und, nur von seiner eigenen Herrlichkeit wissend, die Brüder und ihre Gaben mißachtet: so kann man dies zwar als das andere Extrem zu früherer Unterdrückung einigermaßen erklärlich finden, muß aber die also Redenden in Liebe und um ihrer eigenen Kirche willen an das Wort des Herrn erinnern, welches der Geist auch den Gemeinden sagt: Wer sich selbst erhöhet, der wird erniedriget werden." (Auberlen.)

Der Kampf zwischen Protestantismus und Katholizismus.

Der Protestantismus, welcher bis zum Jahre 1848 in Italien keine Propaganda machen durfte, beginnt sich zu regen und hat den Papst in letzter Zeit zu den bekannten verdammenden Ausfällen veranlaßt. Außer den Waldensern, deren Zahl sich im Jahre 1898 auf 33,000 belief, denen aber leider die nötigen Schulen fehlen, um eine wirksame Propaganda zu machen, zählt die freie evangelische italienische Kirche etwa 10,000 Mitglieder, die in 22 Kirchen auf der Halbinsel zerstreut sind; außerdem leben etwa 55,000 fremde Evangelische in Italien. Günstig ist der Boden nicht; denn dieses Volk und Land ist mit dem Katholizismus seit Jahrhunderten so eng verwachsen, daß viele Italiener, die innerlich mit dem Katholizismus gebrochen haben, doch den Mut nicht besitzen, sich äußerlich von ihm loszusagen. Da die stärkste protestantische Gemeinschaft, die Waldenser, infolge der jahrelangen

Verfolgungen meist den niederen Volksschichten angehören, so würden viele Gebildeten den Uebertritt schon als eine soziale Degradation empfinden.

(A. E.-L. Kirchenztg.)

Zur „Los von Rom"-Bewegung wird der A. E.-L. Kirchenzeitung aus dem Mürzthal geschrieben: Mit Genugthuung können wir die Thatsache verzeichnen, daß das bisher streng katholische Steiermark und besonders das Mürzthal in der „Los von Rom"-Bewegung hinter dem aufgeklärten Deutsch-Böhmen in keiner Weise zurückbleibt. Es freut uns dies um so mehr, als es ja von größter Wichtigkeit ist, dem Papsttum seine bisher festesten Stellungen, die Alpenländer, zu entreißen. Es ist im heurigen Jahre im Mürzthale noch kein einziger evangelischer Gottesdienst abgehalten worden, bei dem nicht einige (manchmal 15 und mehr) Personen ihren Uebertritt aus der deutschfeindlichen Römerkirche zur Kirche Luthers vollzogen hätten. So sind bei dem am Sonntag in Mürzzuschlag abgehaltenen Gottesdienste wiederum acht Personen übergetreten, und sofort nach dem Gottesdienste, unter dem Eindrucke des Gottesdienstes haben abermals einige ihren Uebertritt angemeldet. Ein erfreuliches Zeichen für die Vertiefung der Uebertrittsbewegung ist es, daß, während Schönerers Ruf „Los von Rom" anfangs hauptsächlich nur in den leichter empfänglichen Herzen der Jugend und bei den entschlosseneren Männern Widerhall fand, nun auch schon die Frauen nachfolgen und immer mehr Fälle vorkommen, daß ganze Familien mit ihren Kindern übertreten. — Als „erfolgreichster Bundesgenosse" in der Uebertrittsbewegung wird die Unduldsamkeit der römischen Geistlichkeit bezeichnet.

Zu einer erregten konfessionellen Debatte kam es jüngst in der bayerischen Abgeordnetenkammer. Die Debatte war allerdings eine ziemlich einseitige. Das mannhafte Eintreten des Evangelischen Bundes auf seiner letzten Versammlung in Nürnberg für die Rechte der evangelischen Kirche hatte die Wut der Ultramontanen entflammt. Ihrem Aerger gaben sie in der Kammer Ausdruck. Redner auf Redner trat hervor und erging sich in blinden Schmähungen der Protestanten. Die protestantischen Abgeordneten verhielten sich allzu passiv. Doch blieb die verdiente Abfertigung der Ultramontanen nicht ganz aus. In wahrhaft evangelischer Weise, schlicht und doch glaubenswarm trat der Abgeordnete Bürgermeister Nißler von Alfershausen bei Thalmässing für seine Kirche ein, deckte den Römlingen ihr Unrecht auf und wies sie in ihre Schranken. Ein Gleiches that der Bayreuther Rechtsanwalt Dr. Casselmann. Den Eindruck der ganzen fünf Tage dauernden Verhandlungen faßt ein Berichterstatter in der Allg. Evang.-Luth. Kirchenzeitung in folgende Worte: Fünf Tage lang haben die Ultramontanen ihre Herzensergüsse fortgesetzt.

Hätten wir es sonst nicht gewußt, jetzt wissen wir, woran wir Evangelischen in Bayern uns zu halten haben. Das Leben gönnen sie uns zur Not; aber nur müssen wir es uns gefallen lassen, daß man uns als Sekte behandelt, müssen die Beschimpfungen des Papstes als „historische Rückblicke" über uns ergehen lassen, dagegen „in einer neuen Auflage des großen Katechismus

Luthers" die Kennzeichnung des römischen Stuhles beim siebenten Gebot ausmerzen, müßten auf höhere Staatsstellen für Glieder unserer Kirche verzichten, niemals uns eine Gegenwehr gegen römische Anmaßungen erlauben und der Polizei die Kontrolle und Entscheidung in allen innerkirchlichen Vorgängen gestatten!

Auf wirksamere Weise, als es die Ultramontanen in diesen Kammerverhandlungen gethan haben, ist wohl nicht leicht für den Evangelischen Bund Propaganda gemacht worden. Wir sahen uns fünf Tage lang der unduldsamen Gehässigkeit Roms gegenüber und haben wie nie zuvor die geschlossene Gegenwehr gegen den Erzfeind des Evangeliums als unausweichbare Notwendigkeit kennen gelernt. Das ist der Gewinn aus der konfessionellen Debatte im bayerischen Landtage! (Kirchenblatt.)

Die Zweizüngigkeit der Kurie den Staatsmännern gegenüber, welche sich an Rom wenden, um Abhilfe gegen die Widersetzlichkeit von seiten der Bischöfe zu schaffen, wird neuerdings wieder von Pariser Blättern (Signal Radical) in ein grelles Licht gestellt. Im Jahre 1878 war von den belgischen Bischöfen eine Massenagitation gegen den Minister Frère-Orban gelegentlich eines Unterrichtsgesetzes ins Werk gesetzt. Der Minister wandte sich an den päpstlichen Nuntius Mgr. Nina mit der Bitte, die Bischöfe zu einer versöhnlichen Stimmung zu veranlassen. Nina versprach, sich bei dem Papste zu gunsten des Ministers zu verwenden. In der That erließ er bald danach auf Befehl Leos XIII. an die belgischen Bischöfe ein Rundschreiben, worin er eine versöhnliche Politik dem Ministerium gegenüber empfahl. Nichtsdestoweniger fuhren zu jedermanns Erstaunen die Bischöfe fort, in der heftigsten Weise gegen Frère-Orban zu agitieren. Nun erfuhr man vor kurzem des Rätsels Lösung. Der Bischof von Tournai, Mgr. Dumont, zerwarf sich mit dem Papste und wurde interdiziert und seines Bischofsstuhles enthoben. Zur Rache veröffentlichte er die geheime Korrespondenz zwischen Mgr. Nina und den belgischen Bischöfen aus den Jahren 1878—1880. Aus diesen Aktenstücken, deren Authentie nicht bestritten wird, ergiebt sich, daß, während der Nuntius offiziell zur Versöhnlichkeit aufforderte, er im geheimen zum Widerstande hetzte. — Vielleicht wirft diese Enthüllung auch Licht auf die in einer päpstlichen Zeitung mitgeteilte päpstliche Beschimpfung der protestantischen Kirchen und deren nachträgliche Dementierung.*)

(A. Ev.-Luth. Kirchenztg.)

Brunnenvergifter. Wenn ein boshafter Mensch die Wasserleitung einer Millionenstadt mit Arsenik vergiften würde und somit die ganze Bevölkerung in die Gefahr brächte, eines schrecklichen Todes zu sterben: welch ein ausbündiges Ungeheuer müßte ein solcher Millionenmörder sein. Jene Kritiker aber, welche der ganzen Menschheit die Quellen des ewigen Lebens vergiften wollen, indem sie sämtliche neutestamentliche Schriften als Produkte der Lüge und des Pfaffenbetrugs darstellen — sind sie besser als ein solcher Millionenmörder, gleichviel ob sie mit ihrer Bosheit Erfolg haben oder nicht?!

*) Vergl. Rundschau in Heft No. 1, Seite 71 und 72.

Unsere Versorgung der Invaliden, Witwen und Waisen.

Von P. G. Niebuhr.

Die so beherzigenswerte Arbeit des nunmehr entschlafenen Br. Jud, der eher als erwartet wurde, die lieben Seinen der Fürsorge des treuen und dabei so reichen Gottes, dem er kühnlich vertraut hat, hinterlassen mußte, gab dem Schreiber dieses Veranlassung zum ersten Nachdenken über diesen Gegenstand. Es trat die Frage an ihn heran, ob der Sache nicht noch andere Seiten abzugewinnen seien. Der von dem Verewigten geschickt und bestimmt vertretene Standpunkt, daß Glaube und Liebe die einzigen Faktoren seien, welche einer christlichen Unterstützung zu Grunde liegen sollten, wird kaum anzufechten sein, es sei denn, Gottes Wort nenne uns ausdrücklich noch andere Faktoren, die nicht außer acht gelassen sein wollen. „Die Kinder dieser Welt sind klüger als die Kinder des Lichts." So sagt der Herr in einem Gleichnisse, wo von der Sorge um die Zukunft die Rede ist.

Bei der Verwaltung des ungerechten Mammons soll der Christ sich die Klugheit des ungerechten Haushalters zum Vorbilde nehmen, jedoch mit selbstverständlicher Ausschließung seiner Untreue und seiner irdischen Gesinnung, die nur eine zeitliche Versorgung im Auge hat. „Seid klug wie die Schlangen, aber ohne Falsch wie die Tauben." Diese Klugheit ist also ein in Rechnung zu ziehender Faktor. Wahr ist es, der erste und größte Faktor ist der Glaube, der die Welt überwunden hat, und der es mit einem Gott zu thun hat, welcher reich ist über alle, die ihn anrufen. Kinder eines reichen Vaters pflegen sich doch wegen des täglichen Brotes keine Sorgen zu machen. Wie dürften es da die Kinder des reichen Gottes thun? Es handelt sich thatsächlich nur darum, daß diese Kinder sich immer in die rechte Beziehung zum Vater setzen und sich durch Gehorsam gegen sein Wort in derselben erhalten, wobei nicht ausgeschlossen ist, daß die Nachfolger des Heilandes, der 40 Tage fastete, auch je und je Zeiten der Dürre erleben müssen. Schließlich wird bis zum Ende der Tage jeder wahrhaft Gläubige bekennen müssen: „Ich bin jung gewesen und alt geworden, aber ich habe noch nie gesehen den Gerechten verlassen oder *seinen Samen nach Brot gehen*." Wahr ist es ferner, daß nicht nur die Liebe das königliche Gesetz ist, das in Christi Reich gelten muß und, wo es anerkannt wird, den Notstand der Gläubigen in erster Linie heben wird, sondern auch daß die Vorsehung die Liebe der Gotteskinder auf die Bedürftigen lenkt: „Gebt ihr ihnen zu essen." Aber ebenso gewiß darf die oben genannte Klugheit nicht außer acht gelassen werden, die es uns zur Pflicht macht, *den rechten Modus zur Versorgung und Unterstützung unserer Bedürftigen zu finden*, ohne daß Glaube, Liebe und Gerechtigkeit darunter leiden. Denn wenn Gott den wahrhaft Gläubigen auch auf keinen Fall unversorgt läßt, so lehrt doch die Erfahrung, daß selbst der Gläubige, wenn er es am treuen Gebrauch der Klugheit und somit an der treuen Verwaltung der irdischen Güter fehlen läßt, durch die Folgen seines Versäumnisses empfindlich gestraft werden kann.

Schon das alte Testament macht es dem Bundesvolke zur Pflicht, nicht nur den Armen zu unterstützen, sondern auch die Armut so viel als möglich zu verhindern; und die von Gott angeordnete Verteilung des Landes, welche durch die Bestimmungen des Hall- und Jubeljahres zu einer permanenten wurde, hatte den Zweck die Verarmung der Massen unmöglich zu machen. Wie Krankheit kein normaler Zustand ist und darum, so weit der Mensch es vermag, zu verhindern ist, so ist auch die Armut, so weit es mit gerechten Mitteln geschehen kann, als nicht normaler Zustand zu vermeiden. Christus trug unsere Krankheit und unsere Armut und damit die Strafe für unsere Sünden. Der Nachfolger Christi erträgt um Christi willen ebenfalls beides, weil das Tragen des Kreuzes Christi Segen bringt. Aber niemand soll sich selbst ein Kreuz auflegen, es sei denn zu Gunsten der Mitmenschen, nach dem Worte: Einer trage des andern Last. Denn dieses ist das Gesetz Christi, das als Gesetz seines Reiches auch so viel als möglich auf die menschliche Gesellschaft anzuwenden ist. Ja, wird mancher sagen, das soll aber in der Liebe Christi geschehen, ohne die Anwendung der geschäftlichen Grundsätze dieser Welt. Wie aber, wenn es sich erweist, daß die Herzenshärtigkeit der Welt, die einem Moses in seiner Gesetzgebung nur die Wahl zwischen zwei Uebeln ließ, ja selbst die Herzenshärtigkeit innerhalb der christlichen Kirche eine ungeschmälerte Herrschaft dieser Liebe nicht aufkommen läßt? Da wo die Unvollkommenheit der Welt, auch des Christen, das königliche Gesetz der Liebe hindert, da tritt das soziale Gesetz in sein Recht ein, nach welchem die Gesellschaft in ein systematisches und kontraktliches Verhältnis zu den einzelnen Gliedern der Gesellschaft tritt. Wie wir noch viel von den klugen Anordnungen der mosaischen Gesetzgebung lernen können, so auch von der gesegneten Einrichtung der Alters-, Invaliden- und Unfall-Versicherung im alten Vaterlande, einer Einrichtung, die manche schon auch für unser sonst so gesegnetes Amerika herbeigewünscht haben. Welcher Christ wird diese Art von Gesetzgebung anfechten wollen, obwohl es sich auch hier um *gesetzliche Grundsätze* und um *Sorge für die Zukunft* handelt.

Wenn aber eine derartige *gesetzliche*, *geschäftsmäßige* und *kontraktliche* Unterstützung für den ganzen Staat als zu Recht bestehend anerkannt werden muß, warum denn nicht für einzelne Bürger des Staates, die unter sich in ein kontraktliches Verhältnis treten, um dem Notstand in ihrer Mitte entgegen zu arbeiten und im Falle des bei einzelnen Gliedern des Verbandes eintretenden Notstandes die Last desselben auf alle Glieder zu verteilen? Warum soll dieses unter allen Umständen Mangel an Gottvertrauen bedeuten, zumal der Christ auch in diesem Falle das Bewußtsein behält, daß alle irdischen Stützen und also auch eine Unterstützungsgesellschaft brechen, sobald Gott es will oder zuläßt? Man wird mit Recht einwenden, daß es sich bei den staatlichen Alters- und Unfall-Versicherungen nur um Darreichung des Notwendigsten handele, während es sich bei Lebensversicherungs- und Endowment-Gesellschaften sehr oft um ein Reichwerden auf anderer Kosten handelt, das um so anstößiger für den Christen ist, als man-

cher nur Inhaber einer hohen Versicherungs-Police geworden ist, um durch einen längst beabsichtigten Selbstmord die Gesellschaft zu betrügen und sich allen Verpflichtungen gegen Gott und die Menschen zu entziehen. Diese und ähnliche anstößige Erscheinungen auf dem Gebiete des Versicherungswesens scheinen schwerwiegend genug zu sein, daß mancher allein um ihretwillen sich zum Anschluß an eine Versicherungs-Gesellschaft nicht entschließen kann. Aber, um gerecht zu sein, wie kann man die Versicherungs-Gesellschaft anklagen, welche durch solche Menschen betrogen wird und welche, weil es sich um einen geschäftlichen Kontrakt handelt, gerichtlich zur Auszahlung der Versicherungssumme an die Hinterbliebenen des Selbstmörders gezwungen wird? Wie die Hinterbliebenen verantwortlich machen, denen solches Geld allerdings keinen Segen bringen kann? In dieser Welt haben wir es, sobald es sich einmal um Geld handelt, mit dem ungerechten Mammon zu thun. Einen idealen Zustand haben wir nicht einmal, wenn wir alle Unterstützung der freien Liebesthätigkeit überlassen. Denn die Erfahrung lehrt uns, daß eine große Menge von sogenannten Liebesgaben, anstatt auf unverfälschte Liebe, mehr oder weniger auf geschäftliche Rücksichten zurückzuführen ist. Kann man also auf diesem Gebiete nicht ohne weiteres einen idealen Zustand herbeiführen und das Uebel gänzlich beseitigen, so handelt es sich darum, das Uebel, hier speziell das der Armut, durch die geeignetsten Veranstaltungen einzuschränken. Ist nun die Lebensversicherung oder die Sterbekasse die geeignetste Einrichtung? Jedenfalls haben die Lebensversicherungen die von Br. Jud aufgezählten Versuche, die seitens der Pastoren unserer Synode gemacht worden sind, überlebt. Warum? Weil weniger Liebe darin ist, wie Br. Jud meint? Ist es nicht auch deswegen, weil die Kinder dieser Welt in geschäftlichen Angelegenheiten in der Regel mehr Klugheit anwenden? Ein unparteiischer Rechenkünstler gab dem Schreiber die Versicherung, daß nach einer von ihm angestellten sorgfältigen Berechnung die bewährten Versicherungs-Gesellschaften weiter nichts thäten, als daß sie das einbezahlte Kapital verzinsten, doch so, daß der Ertrag dieses gemeinsamen Bankgeschäftes unter sorgfältiger Berechnung der Sterberate und nach Abzug der allerdings hohen Verwaltungskosten den durch Todesfall in Notstand Geratenen zu gute komme. Selbstverständlich ist von Schwindelgesellschaften, bei denen die Dummen immer wieder hereinfallen, nicht die Rede.

Ein Punkt wird leider auch von dem lieben verewigten Bruder außer Acht gelassen, daß nämlich selbst ein Christ lieber einen rechtlichen, nicht anzufechtenden Anspruch an eine Gesellschaft, ob weltliche oder kirchliche, hat, als sich dem Vorwurfe aussetzen zu müssen, seine Hinterbliebenen der öffentlichen, wenn auch christlichen, Wohlthätigkeit hinterlassen zu haben. Thatsache ist, daß selbst der berechtigtste Anspruch, wenn er kein rein geschäftlicher ist, in unserm „unbrüderlichen“ Zeitalter leicht angefochten wird.

Si duo faciunt idem, non est idem. Wenn zwei dasselbe thun, ist es nicht dasselbe; und was man auch thun mag: was sich mit der Glaubenstreue eines rechten Nachfolgers Jesu nicht in Einklang bringen läßt, ist Sünde.

Die äußere Aehnlichkeit der Handlungen ist da nicht maßgebend, sondern die innere Stellung zum Herrn. Der eine lebt fröhlich und im Glauben in den Tag hinein, ohne für den andern Morgen zu sorgen. Seine Einnahmen sind derart, daß er ohne Gewissensbisse seinen Erwerb, als nur für die gegenwärtigen Bedürfnisse ausreichend, mit Einschluß der von ihm zu erwartenden Opfer verbraucht, oder es fehlt ihm auch eine besondere Anlage zum Sparen; sein Glaube sagt ihm, nach seinem Hinscheiden werden der treue Gott samt den lieben Mitchristen die Not von den Seinen fern halten. Er wird auch nicht zu Schanden werden, da er doch mit dem leichtsinnigen Menschen, welcher dasselbe bekennt, in Wirklichkeit aber, wenn auch unter der Maske höherer Bedürfnisse, ein Verschwender ist, durchaus nicht zu verwechseln ist.

Ein anderer hat eine andere Gabe. Ist ihm kindliches Gottvertrauen auch Pflicht, so steht doch die πίστις als Vertrauen hinter der πίστις als Treue zurück. Bei ihm heißt es in erster Linie: Sammelt die übrigen Brocken, daß nichts umkomme. Er ist durchaus nicht zu verwechseln mit dem Geizigen, der um seines Götzen willen, weder seine noch anderer berechtigte Bedürfnisse stillt. Es ist doch eine unleugbare Thatsache, daß die Mehrzahl aller Menschen, selbst der Christen, nicht immer die übrigen Brocken sammelt, da sie dieselben entweder verderben läßt oder nach vollbrachter Sättigung noch selber genießt, sich also übersättigt. Es giebt auch in Christenhäusern in Bezug auf Essen und Trinken, Einrichtung des Hauses, Kleidung und Luxus aller Art noch manche Uebersättigung, die vor dem Begriff der Treue in seiner ganzen Strenge nicht Stich hält. Es ist wahrlich noch kein so großes Armutszeugnis, sondern nur das ehrliche Bekenntnis einer sehr allgemeinen Thatsache, wenn selbst Christen, unter ihnen auch Pastoren, aussagen, daß sie die Gabe des Sparens nicht besitzen und daher durch Anschluß an eine Sterbekasse oder auch eine Lebensversicherungs-Gesellschaft sich selbst zwingen, die übrigen Brocken für etwaige in Aussicht stehende magere Jahre zu sammeln. Selbst ein Joseph würde es vielleicht fertig gebracht haben, den Ertrag der sieben fetten Jahre durch Uebersättigung vor der Zeit aus dem Wege zu schaffen, wenn die haushälterische Fürsorge für die Zukunft (nicht das heidnische Sorgen) ihm nicht durch ausdrücklichen Gottesbefehl zur Pflicht gemacht worden wäre.

Freilich, wer das in die Sparkasse legen will, womit er s e i n e S c h u l d e n bezahlen sollte, ist ein Dieb, und wer auf Kosten seiner Mitmenschen, denen er ohne ihre Einwilligung und ohne entsprechende Sicherstellung schuldig bleibt, und zu Gunsten seiner Familie, von deren zukünftiger Bedürftigkeit er noch nichts weiß, eine Lebensversicherung hat, ist beides ein Ungläubiger und ein Betrüger. Daß fromme Christen oft mit solcher Entschiedenheit gegen die Lebensversicherung auftreten, hat doch auch einen sehr beachtenswerten Grund. Die sogenannte Christenheit wimmelt von untreuen Haushaltern, die ihrem Gott die eigene Zukunft und die Zukunft der Familie nicht anvertrauen mögen und daher die anvertrauten Güter veruntreuen, indem sie weder Gott geben, was Gottes ist, noch dem Kaiser was des Kaisers ist, noch auch dem Bruder, was des Bruders ist. Sie belasten ihre Seele mit Untreue um

einer irdischen Heimat willen, die sie vielleicht nie mehr bedürfen und sind darum die größten Thoren, weil sie zugleich der ewigen Heimat verlustig werden. Gerade die Allgemeinheit dieser Sünde wird manchen ehrlichen Menschen abschrecken, sich an einem Institut, wie der Lebensversicherung, zu beteiligen, welches von so vielen als Deckmantel der Untreue mißbraucht wird. Daß aber das der Lebensversicherung zu Grunde liegende Prinzip des Sparens und der gegenseitigen Unterstützung durchaus falsch sei, muß entschieden bestritten werden. Wenn Joseph für ein ganzes Volk den Ueberfluß so zu sagen in die Sparkasse legen mußte, und zwar auf göttlichen Befehl, und wenn die Jünger als treue Haushalter die übrigen Brocken zu sammeln hatten, selbstverständlich auch für die Zukunft, so kann das Prinzip der Sparkasse und der gegenseitigen Unterstützung (als der gemeinschaftlichen Sparkasse) nicht ohne weiteres dem Rationalismus oder gar dem Unglauben zugeschrieben werden. Jede noch so segensreiche Einrichtung muß in dieser argen Welt unter der Macht der Sünde leiden. Trotzdem heißt es auch hier: „Verdirb es nicht, es ist ein Segen darinnen". Die beste Sparbank bleibt allerdings die Reichsgottesbank und der Jünger Jesu, der die übrigen Brocken nicht für seine zukünftigen Bedürfnisse aufhebt, sondern in der Gegenwart die geringsten Brüder des Herrn damit speist, hat damit das beste Bankkonto und kann kraft göttlicher Verheißung im Falle des eigenen Notstandes niemals zu Schanden werden.

Dies führt uns wieder auf die Versorgung der Invaliden, Witwen und Waisen. Das Sammeln von Reichtümern geziemt dem Christen nicht, weil sein Ueberfluß den Armen des Herrn gehört. Die maßvolle Beteiligung an einem Unterstützungsverein irgend welcher Art jedoch, der es sich zur Aufgabe macht, den jedesmal eintretenden Notstand durch gemeinsame Hilfe zu heben, also daß dem Mitgliede des Vereins ein berechtigter Anspruch zusteht, kann nicht als mit dem Glauben unverträglich bezeichnet werden. Denn System ist, gleich dem Gesetze, eine Stütze für den Schwachen, und ein System, bei welchem die Gesamtheit durch Kontrakt verpflichtet ist, für den einzelnen einzutreten, hat sich auf allen Gebieten des Lebens als Segen erwiesen. Je mehr aber die Welt mit ihren Praktiken ausgeschlossen werden kann, um so besser. Es ist daher nur als ein erfreulicher Umstand zu begrüßen, wenn in unserer eigenen Mitte Sterbekassen und Unterstützungsvereine entstehen, wenn auch nicht zu leugnen ist, daß Gefahren für das Glaubensleben der Kirche damit verbunden sein können. Denn je mehr rein geschäftliche Vorteile die Kirche bietet, desto mehr steht sie in Gefahr, Glieder zu gewinnen, denen Gottseligkeit ein Gewerbe ist.

Nach Erledigung dieser Gewissens- und Prinzipienfrage stehen wir jetzt vor der Frage: Wie soll dem gesagtem gegenüber die Versorgung der invaliden Pastoren und der Witwen und Waisen von Pastoren geübt werden. Es scheint nur konsequent zu sein, wenn wir das oben proklamierte und verteidigte Prinzip ohne weite-

res auch auf diesem Gebiete in Anwendung bringen. Danach scheinen die Befürworter der vorgeschlagenen Neuerung, die sogenannte rein geschäftsmäßige Prinzipien einführen wollen, im Recht zu sein. Man will die Pastoren zu Gunsten dieser Kassen besteuern, also daß jeder Pastor, sagen wir, etwa ein Prozent, seines fixen Gehaltes beitrage, wodurch ihm dann für sich und seine Familie, ganz abgesehen von der Bedürftigkeit, ein bestimmter berechtigter Anspruch erwachsen soll, obwohl die Gemeinden nach wie vor zu Kollekten für die betreffenden Kassen herangezogen werden sollen. Wo ist aber das geschäftsmäßige Prinzip, wenn der eine Pastor von vorn herein zu größeren Leistungen verpflichtet ist als der andere, ohne jedoch später eine höhere Unterstützung ziehen zu dürfen, ganz abgesehen davon, daß ein höheres Gehalt durchaus noch nicht eine höhere Zahlungsfähigkeit involviert? Wo ist Geschäftsprinzip und Gerechtigkeit, wenn die Gemeinden, welche selber keinen Anspruch an die Kassen erheben können, zu Beiträgen für dieselben verpflichtet sein sollen, um selbst wohlhabenden Invaliden, Witwen und Waisen einen berechtigten(?) Anspruch an diese Kassen zu sichern? Wahrlich, mit einem solchen Verfahren kämen wir vom Regen in die Traufe. Denn man sucht in demselben vergebens nach einem klaren Geschäftsprinzip, einer gerechten Forderung, von Glauben und Liebe gänzlich zu schweigen. Es ist sehr naiv, zu glauben, daß Gemeinden eine Kasse unterstützen werden, aus der sogar wohlhabende Pastorenfamilien — in den Augen der Gemeinden giebt es bekanntlich immer eine Menge von wohlhabenden Pastoren — Unterstützung ziehen. Und ebenso naiv ist es anzunehmen, daß unsere Kirche durch Synodalbeschluß imstande sein werde, eine derartige Besteuerung der Pastoren durchzuführen. Mit Recht ist geltend gemacht worden, daß wohl kaum jemand den Mut haben werde, den Antrag auf Ausschließung eines Pastors zu stellen, der, sonst treu und gewissenhaft in seinem Amte, mit dieser Art von Unterstützung nichts zu thun haben will. Man könnte doch höchstens beschließen, daß er keinen Anspruch an diese Kassen haben solle und damit wäre die Unterstützungssache wieder zum Akte des freien Willens gestempelt.

Die Frage, welcher Unterstützungsmodus der richtige ist, hängt von der prinzipiellen Stellung des Pastors zu seiner Kirche ab. Stände dem Pastor in seinem Amte dieselbe Gelegenheit Ersparnisse zu machen zu Gebote, wie dem Farmer und Geschäftsmann, so hätte er an die Unterstützung der Kirche keinen stichhaltigeren Anspruch als irgend ein anderes Glied der Kirche. Aber selbst die Welt erkennt, daß der Prediger nur ausnahmsweise diese Gelegenheit habe. Und warum hat er sie nicht? Zunächst um des Gebotes Christi willen, der in erster Linie seinen Jüngern als Verkündigern des Evangeliums das Sammeln von Schätzen verbietet. Sodann bringt das teure und lange Studium, der häufige Wechsel des Wohnortes mit den Unkosten des Umzuges, das in den meisten Fällen geringe Einkommen, welches in der Regel nur für gegenwärtige Bedürfnisse ausreicht, den Prediger des Evangeliums in eine

Lebenslage hinein, daß es von ihm besonders gesagt werden kann: „Die Füchse haben Gruben, die Vögel unter dem Himmel haben Nester, aber der Nachfolger des Menschensohnes hat nicht, da er sein Haupt hinlege.“ Es stehen uns eine Anzahl von Beispielen vor Augen, in welchen ein Prediger, in den Dienst der Innern Mission berufen, in kurzer Zeit alle seine sauer erworbenen Ersparnisse zusetzen mußte. Ist das zu beklagen? Durchaus nicht; denn dieses gehört zur besonderen Nachfolge des Herrn, der unsere Armut trug. Aber dieser Umstand sichert dem Prediger des Evangeliums das Vorrecht, mit besonderer Freudigkeit vor seinen Gott hinzutreten und zu hoffen, daß „sein Same“ nicht müsse nach Brot gehen. Dieser Umstand sichert ihm aber auch ein besonderes Recht gegenüber der Kirche, die durch seinen Dienst, seine Hingabe und seine Opfer Segen empfangen hat und im Falle seines Invalidwerdens oder seines Todes gegen ihn und die Seinigen besondere Pflichten hat, wohlverstanden, wenn wirkliche Not vorhanden ist. Kurzum: die wirklich bedürftigen Invaliden, Witwen und Waisen haben einen Anspruch an die Kirche, den nicht sowohl sie als die im Amt befindlichen Pastoren geltend machen sollen, was sie um so eher thun können, als sie nach unserm bisherigen Modus in erster Linie die Last der Unterstützung, die der ganzen Kirche zukommt, zu tragen haben. Bleiben wir also beim alten Modus, der um so wirksamer gemacht werden kann, je mehr einerseits diese Unterstützung nur nach dem Maße der Bedürftigkeit verabfolgt wird, und je mehr andrerseits unsere Kirche es befürwortet, daß auch die Pastoren durch Beteiligung an den vorhandenen Unterstützungsvereinen der verschiedensten Art sich bestreben, den Notstand von sich und den Ihrigen fern zu halten. Kann die Kirche auch selbst, um ihrer hohen Aufgabe willen, kein geschäftliches Institut und darum auch keine rein geschäftliche Unterstützungs-Gesellschaft werden, so sollte sie doch ihre Glieder, besonders auch die Pastoren ermutigen, unter sich in ein kontraktliches Verhältnis zu gegenseitiger Unterstützung zu treten. Wenn z. B. die alte Witwen- und Waisenkasse in den letzten Jahren in Bezug auf Gliederzahl und darum auch Leistungsfähigkeit zurückgegangen ist, so liegt das wohl nicht sowohl am Glauben derer, die da meinen, die Ihrigen der Fürsorge eines reichen Gottes überlassen zu können, als an der Erwägung, daß möglicherweise die von einer solchen Kasse zu beziehende Hilfe bei der Unterstützung seitens der Synode in Abzug gebracht werden könne. Andere werden den Anschluß an eine Lebensversicherungs-Gesellschaft vorziehen, die aber bei anscheinend größerer geschäftlicher Sicherheit dem Gewissen nicht die Beruhigung gewährt, wie ein Verein von Christen, der bei Ausschluß aller sonst so hohen Verwaltungskosten nur das Ziel hat, den Notstand so viel als möglich aus seiner Mitte fern zu halten. Wir würden empfehlen, daß die Synode, um zum Anschluß an solche Sterbekassen und Unterstützungsvereine zu ermutigen, die von dorther bezogene Unterstützung entweder gar nicht oder höchstens zu einem Drittel des Gesamtbetrages in Abzug bringe. Man vergesse nicht: Wir haben es, selbst bei Pastoren, immer wieder mit schwachen Menschen zu thun (wer lacht da?),

die, wenn sie nicht besonders zur Selbsthilfe ermutigt werden, sich, wenn auch unbewußt, gar leicht auf fremde Hilfe verlassen und dadurch jenen, welche ohne eigene Schuld bedürftig geworden sind, die mit gutem Recht gehoffte Unterstützung verkürzen.

* * *

Die Redaktion erlaubt sich zu vorstehender Einsendung noch einige Bemerkungen zu machen. Da die Distrikts-Konferenzen jetzt wieder in Gang kommen, so war es erwünscht, ein Referat über vorliegenden Gegenstand zu haben, das den leider etwas zu extremen Standpunkt des lieben entschlafenen Bruders Jud in pietätvoller Weise berichtigte und zurecht stellte. Wir glauben, das ist mit vorstehender Einsendung geschehen.

Im Namen der Gerechtigkeit eine Zwangskasse in der Synode gründen zu wollen, in welche alle Pastoren zwangsweise nach Prozenten beisteuern sollen, das ist kurz gesagt, einfach unmöglich und würde ein Element des Streites und Unfriedens in die Synode bringen, das sehr schlimme Folgen haben könnte. Wie sollen die außerordentlich großen Verschiedenheiten in den Verhältnissen der Pastorsfamilien so geregelt werden, daß jeder Pastor eine *im Verhältnis zu seinem Einkommen und seinen Bedürfnissen gerechte* Beisteuer zu der Kasse beizutragen verpflichtet wird? Und wie kann man das Gerechtigkeit nennen, wenn *alle* sollen ganz gleiche Unterstützung beanspruchen dürfen, ganz einerlei ob sie viel oder wenig oder gar nichts nötig haben? Werden dann nicht die wirklich Armen und Bedürftigen erst recht darunter zu leiden haben? Man denke die Sache ruhig aus in ihren Konsequenzen und es wird kein anderes Urteil herauskommen als das: Unmöglich!

Auch wir pflichten dem Verfasser bei, daß die Unterstützungskassen oder Sterbevereine das Empfehlenswerteste sind für Pastoren mit bescheidenem Einkommen. Die Lebensversicherungen legen dem Versicherten oft unerschwingliche Lasten auf, die den Pastor mehr in die Sorgen dieser Welt verstricken als recht und nötig ist. Was anfangs wohl leicht erschwinglich schien, wird bei wachsender Familie oder sonst vielleicht ungünstig veränderten Verhältnissen zur drückenden Last. Die Unterstützungsvereine machen bescheidenere Ansprüche und sparen die hohen Extra-Ausgaben für Beamte und Agenten.

Segen christlich ertragener Leiden. Bisweilen trifft man lebendige Jünger des Herrn, die in der tiefsten Trübsal sind, zu krank und schwach um zu arbeiten, vieler Hilfe, vielleicht der Unterstützung bedürftig, aber immer dankbar, immer selig in Gott. Nur das Gefühl ist ihnen gar drückend, daß sie vielen zur Last, niemand (scheinbar) zu Nutzen sein können; daher der Wunsch, der Herr möchte sie doch heimrufen. Warum thut er's nicht? Es soll der Welt ein Schauspiel vor Augen gestellt werden, wie glücklich und selig ein Mensch in der Liebe Gottes sein kann, auch wenn außen um und um nur Elend ist. Ein solcher in Gottes Liebe ruhender Leidensmensch ist ein mächtigerer Prediger als der Kanzelredner, welcher nur in Worten die Liebe Gottes preist, aber noch kaum durch Leidensproben versucht und bewährt ist.

Pädagogisches.

Vom Anfangen.

(Aus dem Lehrer-Boten.

Das Anfangen! — das hat schon manchen in Not gebracht, nicht nur manchen Schüler, sondern auch manchen Lehrer. Anfangen ist eben auch keine leichte Sache. Wenn's im Frühling grünt und blüht und Feld und Wald widerhallen vom Lustgesang: „Der Mai ist gekommen, die Bäume schlagen aus!" — und die Kinder sitzen dann unruhig auf ihren Bänken und der Lehrer steht in der dumpfen Schulstube, so will wohl ein Gedanke im Herzen aufsteigen, der in Worte gefaßt etwa lauten würde: Aller Anfang ist schwer. Und wenn dann gleich in der ersten Stunde sich herausstellt, wie so manches Gelernte „versunken und vergessen", wie so mancher Baustein, der im verflossenen Schuljahr festgefügt war, geborsten ist und „stürzen kann über Nacht"; wenn man bei der ersten Entdeckungsreise in die neue Welt der eben Eingetretenen bemerkt, wie viel Ungeschickte und Unbegabte die Klasse aufweist: dann wär's kein Wunder, wenn der stille Gedanke zum lauten Seufzer würde: Aller Anfang ist schwer!

Doch fort mit solchen Gedanken! das ist nicht die richtige Stimmung zum Schulanfang. Das Anfangen ist eine zu wichtige Sache, als daß wir bei dem Wort stehen bleiben dürften: Aller Anfang ist schwer. Heißt's doch — und gewiß nicht mit unrecht — Wie der Anfang, so das Ende. Von deinem Anfang hängt's bis auf einen gewissen Grad ab, ob der Unterrichtserfolg ein größerer oder geringerer ist, ob du deine Erzieherarbeit mit leichter oder saurer Mühe verrichten mußt, ob deiner Kinder Herzen dir entgegenschlagen, oder ob sie, wie einer sich ausdrückte „negativ reagieren". Kurz auf den ersten Schultag, auf die ersten Schulstunden kommt viel an; aller Anfang ist wichtig.

Wichtig ist, wann du anfängst. Das „akademische Viertel" mag manchen eine schöne Einrichtung dünken; allein — an ihren Früchten sollt ihr sie erkennen — es taugt nichts, am allerwenigsten in der Volksschule bei unbändigen Buben und schwatzhaften Mädchen. Sollen die Schüler den Spruch verstehen und auswendig lernen: Kaufet die Zeit aus, so darf der Lehrer nicht Viertelstunden verloren gehen lassen; sollen die Kinder zur Pünktlichkeit erzogen werden, so muß der Lehrer mit gutem Beispiel vorangehen und muß seinen Unterricht präzis anfangen, vor allem am ersten Schultag. Doch nicht nur da, sondern täglich. Sollen die Kinder an Genauigkeit gewöhnt werden, so müssen sie wissen: unser Lehrer kommt nie zu spät. Eine löbliche, ja segensreiche Gewohnheit ist die, daß der Lehrer fünf oder zehn Minuten vor Beginn des Unterrichts in seiner Klasse ist. Da sieht und hört er manches, was er sonst nie erfahren würde, und an Arbeit fehlt's ihm auch nicht. Doch wer etwa meint, das sei zu viel verlangt, fange wenigstens mit dem Schlag an. Man denke ja nicht, eine Minute verloren, habe keine große Bedeutung

Minuten machen die Stunden, Stunden machen das Leben, machen die Zeit, und Zeit ist ein Stück Ewigkeit.

Wichtig ist auch, wo du anfängst. Zwar ist ja der Stoff im allgemeinen und besonderen vorgeschrieben, auch der, mit dem wir anzufangen haben. Allein jedes Ding hat doch mindestens zwei Seiten zum Anfassen, und nicht von jedem Pensum gilt des Dichters Wort: Wo ihr's packt, da ist es interessant. Es kommt oft auf ein Sätzchen an, ja auf ein Wort — man nennt es das rechte Wort, — und das Interesse der Kinder ist für die ganze Stunde, für den ganzen Stoff gewonnen, andernfalls verloren, und das hieße, zumal in der ersten Schulwoche, viel verloren.

Wichtig ist endlich, wie du anfängst. Vor allem gut vorbereitet und das Ziel im Auge und den Plan im Kopf; ja nicht aufs Geratewohl, so daß es heißt: „Giebt's, wie's der Geist ihm just gebeut;" ja nicht mit dem nächsten besten, was dir einfällt, denn das Oberste ist gewöhnlich Schaum. Nichts könnte schlimmer sein für einen Lehrer, als wenn auch nur in etwas Shakespeares Schilderung im Kaufmann von Venedig auf ihn paßte: „Er spricht eine unendliche Menge von Nichts, mehr als sonst jemand in ganz Venedig. Seine Gründe sind wie zwei Körner Weizen in zwei Scheffeln Spreu verborgen; man sucht den ganzen Tag, bis man sie findet, und wenn man sie gefunden hat, sind sie des Suchens nicht wert." Das ist schwarz gemalt; aber sicherlich trifft etwas davon den Lehrer, der ziellos unterrichtet, der planlos anfängt. Nirgends rächt sich unsicheres Tasten bitterer als in der Schule in den ersten Unterrichtsstunden. Sobald die Kinder merken, der Lehrer weiß nicht, was er will (wenn sie sich's auch nicht klar bewußt werden, so fühlen und merken sie es doch bald), machen sie es wie Pferde, die spüren, daß der Fuhrmann die Zügel unsicher handhabt: sie gehen durch, und ehe der Lehrer recht drandenkt, hat er das vor sich, was man eine „verwetterte" Klasse nennt.

Doch noch ein Wort über die Frage: wie fängst du an? Gerade so wie im vorigen Jahr? Hoffentlich nicht, sondern immer wieder neu, immer wieder auf andere Weise. Es wird übel gehen, wenn du die alten, ausgefahrenen Geleise abermals benützest, da du doch vielleicht schon am Schluß des vorigen Schuljahres merktest, daß der Schulwagen nicht mehr sicher darauf fahren oder fast stecken bleiben wollte. Pflüge ein Neues! das gilt auch für den Schulanfang. Es ist ja gut, wenn man sich feste Formen und Normen schafft, wenn man einen sicheren Stoff besitzt, an den man sich immer wieder halten kann; aber deshalb ist nicht nötig, daß auf den Präparationsheften steht: „Stereotype=Ausgabe", vielmehr muß es jedes Jahr heißen: „Neue verbesserte (vielleicht auch vermehrte) Auflage." Ein Hausvater bringt aus dem guten Schatz seines Herzens hervor Altes und Neues, und er giebt seinen Kindern das Brot, nicht immer in derselben Weise zugeschnitten, wie es etwa in einer Anstalt der Fall ist, wo die Stücke jahraus jahrein die gleiche Form haben. Es giebt kein besseres Mittel, die geistige Trägheit zu fördern, als wenn man sich einen Vorrat von Präparationen für ein paar Jahre anlegt und diese dann immer in derselben Gestalt wiederkäut. Da

ist's dann nicht zu verwundern, wenn es dem Lehrer nicht gelingen will, seinen Unterricht interessant zu gestalten, die Aufmerksamkeit der Kinder zu gewinnen. Es ist ja freilich Pflicht der Schüler aufzumerken; aber noch viel mehr ist es Pflicht des Lehrers, die Aufmerksamkeit zu wecken. Der Fischer muß die Fische ködern, und wenn sie nicht anbeißen, so tadelt man nicht die Fische, sondern den Fischer; werden sie aber anbeißen, wenn ein schimmlichter Brocken an der Angel steckt?

Und nun zum Schluß noch etwas darüber: wie fängst du an? Doch gewiß nicht allein. Nein, es muß heißen: Mit dem Herrn fang alles an. Mit unsrer Macht ist ja nichts gethan, das haben wir gewiß schon manchmal erfahren. Warum wollte es an einem gewissen Tage nicht gelingen, Herr über die Kinder zu werden? Wir hatten den nicht zum Bundesgenossen, der uns die Kinder in unsere „Hände geben" kann. Warum wollte es in einer Stunde scheinen, als seien die Köpfe versiegelt und die Herzen verriegelt? Weil wir vergessen hatten, den zu uns einzuladen, „der da hat den Schlüssel Davids, der aufthut und niemand zuschleußt." Und wie geschieht diese Einladung? Durchs Gebet im Kämmerlein. Dort, sagt einer, ist die beste Studierstube. Das Gebet ist unser wichtigster Gehilfe. Der Anfang aller unserer Arbeit muß in der Bereitung unserer eigenen Seele bestehen. Nichts kann uns so geschickt machen zum Lehren und Erziehen, als wenn wir unmittelbar vom Berg der Gottesgemeinschaft herabsteigen, um mit den Kindern zu reden. Niemand kann sie besser ermahnen, als wer ihretwegen mit Gott geredet oder gerungen hat, niemand kann sie besser unterrichten, als wer sich durchs Gebet hat erfüllen lassen mit dem heilgen Geist, der in alle Wahrheit leitet. Darum noch einmal:

„Mit Gottes Hilf fang alles an,
So wird's ein'n guten Fortgang han."

Kr.

Eine neue Erscheinung auf dem Gebiete des Rechtschreibens.

„Die Methode des Rechtschreibunterrichts steht erst am Anfang ihrer Entwicklung, alles ist noch im Schwanken begriffen, nirgends findet man bestimmte Grundsätze." So äußert sich ein pädagogischer Schriftsteller unserer Zeit, und wir müssen ihm recht geben. Denn sehen wir uns bei den hervorragenden neueren Methodikern um und suchen bei ihnen klare Richtlinien für den Betrieb des Rechtschreibens, so erfahren wir, daß ihre Ansichten weit auseinander gehen. — Während Olivier, Graßmann, Harnisch, Diesterweg die Uebung des Ohres als grundlegende und vornehmste Uebung beim Rechtschreibunterricht bezeichneten, legten Bormann und Kehr vor allem Wert auf Uebung des Auges und Einprägung der Wortphysiognomie, Wander, Heyse und Mohr auf Regel und Verstand, Wawrzyk auf Uebung von Gesicht und Gehör, sowie auf Ausbildung des Muskelsinns der Hand und der Sprachorgane (entsprechend dem Muskelsinn der Hand beim Klavierspieler). Ne-

benher aber geht noch eine Menge von Rezepten und Rezeptchen in gebundener und ungebundener Rede, wie sie z. B. in einer Grundregel des „Nürnberger Trichters", Braunschweig 1894, in so geistreicher Weise zum Ausdruck kommen:

Der lange Selbstlaut bleibt ganz gern für sich,
Und zu beachten ihn ist oftmals förderlich.
Nur ab und zu ein h er bei sich sieht,
Wie lang i dem e den Vorzug giebt.

Dieser Wirr warr der Meinungen und Gegenmeinungen kommt daher, daß es an den psychologischen Grundlagen des Rechtschreibens fehlte. Diese Grundlagen mit großem Scharfsinn und außerordentlicher Beharrlichkeit erforscht und in einer interessanten Schrift: „Führer durch den Rechtschreibunterricht" niedergelegt zu haben, ist das Verdienst des Seminarlehrers W. A. Lay in Karlsruhe. — Es ist natürlich im engen Rahmen eines Aufsatzes nicht möglich, näher auszuführen, durch welche physiologischen und psychologischen Studien Lay darauf geführt wurde, sich seine Hypothese über die Grundlage des Rechtschreibens zu bilden, und durch welche höchst interessanten Versuche seine Theorie sich praktisch bestätigte; es mögen hier nur die wichtigsten Resultate kurz zusammengestellt werden.

Die physiologisch-psychologischen Resultate, welche die notwendigen Voraussetzungen für die praktischen Forderungen bilden, sind kurz folgende:

1. Die Nervenerregungen, die dem Hören, Sprechen, Denken, Schreiben u. s. w. zu Grunde liegen und es bedingen, sind lokalisiert. Sie finden also nicht in ein und demselben Gebiete statt, sondern verteilen sich auf verschiedene Zentren. In dem „sensorischen Sprachzentrum" z. B. bilden sich die Gehörsvorstellungen, die Klangbilder, in dem „sensorischen Schriftzentrum" die Schriftbilder, in dem „motorischen Sprachzentrum" liegt das Sprachvermögen, in dem „Begriffszentrum" das Denkvermögen.

2. Erkrankungen des einen Gebiets heben die Funktionen des andern nicht auf.

3. Sprech- und Schreibzentrum müssen benachbart sein, da die Erkrankungen leicht übergreifen.

4. An die Vorstellung eines Lautes knüpft sich unzertrennlich ein mehr oder weniger deutliches Gefühl in den Organen der Artikulation.

5. Ohne Mitwirkung des motorischen Sprachzentrums, d. h. ohne leise Mitwirkung der Sprachorgane können gehörte und gelesene Worte nicht verstanden werden. Also ist Hören und Lesen ein leises inneres Reden, das zwar durch Uebung in der zum Sprachapparat führenden Nervenbahn gehemmt wird, im Affekt aber leicht auf die Organe überspringt.

Dieser anfangs überraschende Satz, der von hervorragender praktischer Bedeutung ist, mag mit folgendem kurz bewiesen werden: a. Bei Kranken, die zwar deutlich hörten, die gehörten Worte aber nicht verstanden, ergab die

Sektion eine Erkrankung des motorischen Sprachzentrums, so daß die motorischen Sprachvorstellungen fehlten. — b. Man kann eine Rede als leeren Schall vernehmen, wenn die motorischen Sprachapparate anderweitig stark in Angriff genommen sind. — c. Das innere Mitreden beim Hören einer Ansprache macht sich bemerklich, sobald man die Augen schließt und sich auch sonst allen ablenkenden Einflüssen entzieht. — d. „Denken ist innerliches Reden." (Plato.) — e. „Anstrengendes Denken macht, weil es leises Sprechen ist, unter Umständen heiser, trocknet jedenfalls die Kehle aus." — „Durch Sprechenlernen lernen die Kinder denken." (Erdmann.) — f. Der Hofschauspieler Lewinsky, ,ein Meister der Artikulation, sagte, er werde durch das Anhören gewisser Rollen heiser. — g. Ein Abirren der Gedanken während des Redens verursacht, daß man sich leicht verspricht.

6. Die verschiedenen Zentren sind durch Nervenbahnen verbunden.

7. Durch fleißige Wiederholung kommen gangbare, sicher leitende Nervenbahnen zu stande.

8. Der orthographische Unterricht hat dafür zu sorgen, daß die Nervenbahn, die vom Begriffszentrum über das motorische Sprachfeld nach dem Schreibzentrum führt, wegsam gemacht wird, d. h. daß Bedeutung, Aussprache und Schreibweise eines Wortes möglichst gleichzeitig auftreten und im Unterricht als Einheit aufgeführt und behandelt werden.

9. Das Klangbild verschwindet rasch, die Bewegungsvorstellungen im Sprachapparat und in der Hand hingegen werden mit großer Treue bewahrt. Darum liegt die Hauptbedeutung des Gehörs darin, daß es den Schüler zu gutem Nachsprechen veranlaßt und sein Sprechen richtig stellt.

10. Mit Sprachstörungen hängen häufig Schriftstörungen zusammen. Der nachlässig sprechende Schüler schreibt meist orthographisch schlecht.

11. Für Einübung des Rechtschreibens ist die Schreibschrift der Druckschrift überlegen.

Aus diesen auf physiologisch-psychologischen Studien beruhenden Sätzen ergeben sich nun für das Rechtschreiben folgende praktische Forderungen:

1. Von früh an, besonders aber im ersten Leseunterricht, muß vollkommene Lautbildung angestrebt und leichtere Sprachfehler müssen mit Geduld und Ausdauer gehoben werden. — 2. Silben und Wörter sind nach ihrer Eigenart zu üben und Dehnung und Schärfung im Sprechen deutlich zu unterscheiden. — 3. Die direkte, unmittelbare Reproduktion eines Wortes kommt — den physiologischen Vorgängen entsprechend — zu stande durch: Begriffsvorstellung, motorische Sprachvorstellung (Sprechen) und sensorische Schriftvorstellung (Schriftbild, Schreibbewegungsvorstellung). — 4. Je inniger diese Vorstellungen verknüpft sind, und je unversehr-

ter das Schriftbild in der Erinnerung ruht, um so eher wird das Wort richtig geschrieben. — 5. Die Regeln bilden eine mehr indirekte, oft versagende Reproduktionshilfe. — 6. Das Buchstabieren hat nur Sinn als Kontrolle für scharfes Anschauen eines Wortes. — 7. Das Diktieren sollte nur als Prüfungsmittel eines gut eingeübten Wortvorrats angewendet werden. — 8. Jedes Wort, das geschrieben werden soll, muß begrifflich klar sein. — 9. Die Wortbildung, die Bedeutung und Schreibweise der Vor- und Nachsilben, sowie der Flexionsformen ist einzuüben. — 10. Verwandtes ist zusammenzustellen, nach Sinn, Form und Schreibweise ins Auge zu repetieren. — 11. Je besser die Vorbereitung des Diktates und die Einübung alles neu Auftretenden, um so weniger Korrektur, um so erfolgreicher der Unterricht.

Damit wären die wichtigsten theoretischen und praktischen Grundsätze der Layschen Schrift kurz zusammengestellt, und ich könnte es dem Leser überlassen, die Folgerungen für sich daraus zu ziehen. Da ich aber bei dem Durcharbeiten des Buches die Ueberzeugung gewonnen habe, daß mein Unterricht im Rechtschreiben, wie ich ihn schon seit Jahren betreibe, den ausgeführten Grundsätzen entspricht, so will ich noch kurz auf meinen Betrieb dieses Faches eingehen, in der Hoffnung, damit zur Klärung und Verwertung des Bisherigen noch einiges beizutragen. Zugleich trage ich damit eine alte Schuld ab, die ich einem lieben Freunde und Mitglied unseres Vereines gegenüber übernommen habe. Ich äußerte ihm gegenüber in einem Gespräch über das Rechtschreiben, daß mir dieses Fach kein Schulkreuz mehr sei, da es mir gelungen, durch besonders gestaltete, von Anfang an systematisch durchgeführte, langsam sich erweiternde vorbereitende Uebungen das Interesse und den Arbeitstrieb meiner Schüler dauernd rege zu erhalten. Dafür möchte ich nun den Nachweis führen und zugleich andeuten, inwiefern diese Uebungen den oben ausgeführten psychologischen Forderungen genügen.

Weitaus die meisten meiner Diktate, wenigstens alle in meinem Diktatbüchlein als Uebungsstoff gesammelten, werden auf folgende Weise vorbereitet: 1. Durch schriftliche Vorübungen; 2. durch Buchstabieren der im Diktatbuche angeschauten schwierigen Wörter; 3. durch gut artikuliertes silbenweises Lesen des Diktats; 4. durch einige Sprachübungen aus dem lebendigen Zusammenhang heraus (Deklinieren, Steigern der Eigenschaftswörter, Flektieren der Zeitwörter u. s. w.) Uebung 3 oder 4 kann auch einmal wegfallen; das richtet sich nach der Zeit.

Die für mich wichtigste Uebung, deren konsequente Durchführung unter allen Umständen erfreuliche Resultate sichert, ist in den schriftlichen Vorübungen enthalten. Sie werden in etwas gekürzter Form an die Wandtafel geschrieben und müssen nun vom Schüler ausführlich abgeschrieben werden. Sie ziehen sowohl rein Orthographisches, als Wortbildung, Wortfamilien, Flexion in bunter Reihe in ihren Bereich herein. Um möglichst verständlich zu sein, will ich den Stoff etwas gruppieren und mit einigen Beispielen aus der Flexion beginnen:

Dachs, —e, Gans, —e, Fuchs, —e, Fuß, —e, Gruß, —e, Fluß, —e, Roß, —e, Baum, auf den (d. h. auf den Bäumen), Gras, auf, Kraut, mit, Wurzel, an, Reis, von; klug, —er, —ste, schwül, 2, 3, weise, —er, —este, groß, —er, —te; speisen, er, fallen, er, stehen, er, blühen, es, drehen, man, messen, er, lassen, er, wissen, sie, müssen, er; reisen, —te, ge—, flehen, —te, ge—, gehen, i, a, bringen, a, u, reißen, i, i, wenden, —te, ge—, senden, a, a; glänzen, —t, —d, (d. h. glänzt, glänzend), währen, —d, —t u. s. w.

Beispiele aus der Wortbildung:

tief, die, kühl, die, nah, die, nack, N., backen, der, heizen, H., Vogel, das, Nase, —chen, Gras —chen, ähnlich, —keit, Weber, —ei, hoch, Hoheit, roh, R., weise, —heit, Berg, G. i., Feld, Ge—, Stern, Ge—, essen, —bar, lesen, —bar, raten, er—, (d. h. erraten), richten, er—, täuschen, ent—, decken, ent—;

prangen, Pr., —ig, —voll, prunken, Pr.; zählen, Zahl, —los, un —ig, un —bar; Haupt, —Mann, —ling, über—, —sächlich, ent—; kühl, K., —ung, ge—t, abge—t; fahren, die —t, —te, Ge—te, Gefahr, —lich, —voll, —zeug, Fuhrwerk, —Mann, —ling, über—, —sächlich, ent—; kühl, K., groß—; messen, uner—lich, Maß, —ig, —los; Fuß —e, —los, 2—ig, 4—ig, 6—ig, 1000—ler; entbehren, —ung, —lich, un—; außen, —st, —lich, —or-dent—; all, —ein, —mähl., —enth., über—; eins, Einser, —zig, —zeln, ver—t.

Rein Orthographisches: Meer, H., Sp., T., l., B—e, S—le, scheel; Hahn, B., Z., K., Draht, N., Haar, P., Aal, —s, Saal, —t, St—, Heu, Str., sch.; rückwärts, vorw., auf—, ab—, seit —, stets, ber., diesseits, jens., jagen, t, J., blühen, es, Bl., glühen, es, Gl., heizen, r., b., W., G.; Abend, —s, des, Morgen, —s, des, nirgends, voll., eil., ab., zus., Thräne, a, o, Thüre, o, Thal, —er, —t, Thon; trinken, zu, zum, fahren, zu, zum, ver-welken, im, begießen, beim, herrlich, etwas —; böse, nichts —; gut, viel —; u. s. w.

In dieser Weise durchgeführt nehmen sich nun die schriftlichen Vorübungen für ein Diktat folgendermaßen aus:

treffen, a, o, vor—lich; glänzen, t, d, Gl.; Körper, Korb; kalt, K., er—t; finster, ver—t, F.—nis, Kenntn., Hind., Begräb., Verh.; Wesen, —lich, ord—, nam., eig.; Grund, —lich, uner—; warm, er—t, er—end, senden, sandte, ge—, wenden, a, a; heiß, die, er—t; bedeuten t, d, un—.

Um Zeit zu gewinnen, kann der Lehrer anordnen, daß die ganz ausgeschriebenen Wörter nicht abzuschreiben sind.

Welches sind nun die Vorteile dieses Betriebs?

1. Die Wörter werden begrifflich klar; (dazu trägt nicht nur die Besprechung bei, sondern auch das nachherige Wiederfinden der Wörter im lebendigen Zusammenhang;) — 2. sie werden den Sprachorganen geläufig (durch Lesen und Besprechen der Tafelwörter, durch Buchstabieren und Syllabieren des Diktats); — 3. ihre Bestandteile und ihr organisches Zusammenhängen werden schärfer erfaßt; — 4. in der Erinnerung werden klare Schriftbilder niedergelegt; — 5. der Muskelsinn der Hand wird entwickelt; — 6. das gram-

matische Verständnis wird wesentlich gefördert; — 7. einige Grundregeln werden an den sich wiederholenden Wörtergruppen immer wieder veranschaulicht und in Erinnerung gebracht; — 8. das immer wieder in die Ferne schauende Auge des Schülers wird geschont; — 9. der Arbeitstrieb der Schüler wird durch das Selbstfinden angeregt. — (Beim Diktieren ist noch besonders darauf zu achten, daß die Aufmerksamkeit der Schüler beim Vorsprechen ganz auf den Lehrer sich konzentriert, damit durch deutliches Hören das Mitsprechen lebhaft angeregt wird. Dieses innere Mitsprechen darf durch nichts gestört werden, darum vermeide es der Lehrer, irgend welche Bemerkung zu machen, so lange die Schüler schreiben.)

Zum Schlusse fühle ich mich gedrungen, noch auszusprechen, daß ein Bestrafen schlechter Arbeiten bei mir nur ausnahmsweise vorkommt, weil ich unter normalen Verhältnissen schlechte Arbeiten zunächst auf mein Konto schreibe und mich bemühe, die Diktate noch besser vorzubereiten und noch gesammelter und nachdrücklicher zu diktieren. Der jeweilige Erfolg beweist in den meisten Fällen, daß ich damit auf dem rechten Wege bin. Ferner kann ich sagen, daß meine Knaben nach guter Vorbereitung der Diktate ohne Angst und Aufregung an dieselben herantreten und Befriedigendes leisten. Ganz überraschende Erfolge habe ich schon an Knaben erlebt, die mit den mangelhaftesten Vorkenntnissen von irgendwoher in meine Klasse eingetreten sind. Ohne Privatstunden oder irgend welche Treiberei erreichte ich in einigen Monaten eine ganz wesentliche Aenderung der Leistungen.

Es ist gewiß nicht Eitelkeit, die mich veranlaßt hat, so eingehend von meiner Methode zu sprechen, im Gegenteil, ich hätte lieber ganz von mir geschwiegen; aber das Interesse für die Schule hat mich getrieben, im Anschluß an die Gedanken der angeführten Schrift auch in meinem Teil mit eine Anregung zu geben, daß die Methode in diesem Fach auf sichere Grundlage gestellt und durch gemeinsame Arbeit immer mehr ausgebaut werde.

Stäbler.

Die christliche Liebesthätigkeit im Katechismusunterrichte.

Theoretisch-praktische Skizze.

Von K. Michael.

(Aus Deutsche Schulpraxis.)

I.

„Der Religionsunterricht hat die Aufgabe, den religiös-sittlichen Sinn der Schuljugend durch Einführung in Geschichte und Lehre der christlichen Religion zu entwickeln und zu fördern.“ Er hat — wie jeder andere Unterricht — dem Kinde zunächst ein reiches Maß gebrauchsfähigen Wissens zu vermitteln, damit es allezeit bereit sei zur Verantwortung gegen jedermann, der Grund fordert der Hoffnung, die in ihm ist (1 Petri 3, 15). Aber nur zunächst; denn „Religion ist ihrem Wesen nach nicht eine theoretische Thätigkeit des Geistes, sondern eine praktische Bestimmtheit des Gemütes und des Willens“ (Bang); sie ist nicht Sache des Wissens, sondern Herzensangelegen-

heit, die sich nicht im Kennen, sondern im Können, durch die That äußert. Mehr als jeder andere muß deshalb der Religionsunterricht als verfehlt bezeichnet werden, wenn er die letzte und wichtigste Stufe alles Unterrichtens vernachlässigt: die Verwandlung des Wissens in das Können.

Das aber ist die schwache Seite unsers Religions- und vor allen Dingen unsers Katechismusunterrichts. Er steht zu wenig auf dem Boden des gegenwärtigen, thatsächlichen Lebens. Weil ihm geschichtliches Material im Ueberflusse zur Verfügung steht, bewegt er sich zumeist in der Vergangenheit und versäumt darüber die Beziehung, läßt aber das Kind nicht schauend und mitarbeitend in die Werkstätten christlichen Geistes eintreten.

„Wer an Christum glaubt, der muß sein Lebensprinzip auch bezeugen"; nicht durch salbungsvolle, pharisäische Urteile über geschichtliche Personen und Handlungen, sondern durch sein eigenes Thun; denn Christus sagt: „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen." „Nur in der Thätigkeit entwickelt sich der natürliche, entwickelt sich auch der christliche Charakter. In dem Maß, als der einzelne verwendet wird, wirklich arbeiten und nicht nur zuhören und zusehen muß, gestaltet sich seine christliche Individualität aus. . . . Jeder leistet nur so viel, als er ist; aber jeder wird nur etwas, indem er etwas leistet" (D. Haupt in den Monatsblättern für Innere Mission I, 36). Willensakte, Entschlüsse, Handlungen lassen sich nicht lehren: die Praxis bildet sich an der Praxis.

In der Religion ist die Praxis das weite Gebiet christlicher Liebesthätigkeit, das man mit dem Sammelnamen innere und äußere Mission bezeichnet. Wollen wir unsere Schüler zu praktischen Christen, Thatchristen heranbilden, so müssen wir ihnen den Blick auf dieses Arbeitsfeld öffnen, sie zur Bethätigung darauf anleiten.

In den meisten Fällen ist die Mission dem Kinde nicht ganz fremd. Es hat schon an Missionsfesten teilgenommen, hat Bekanntschaft mit der „Schwester" (Gemeindediakonissin,) gemacht, hat wohl auch selbst erlebt, daß ein vater- und mutterloses Kind dem Waisenhause, ein verwahrlostes dem Rettungshause zugeführt wurde.

Zwei Thatsachen stehen in seinem Bewußtsein: die durch den Unterricht vermittelte Erkenntnisthatsache, daß die christliche Religion die Religion der Liebe ist, und die mehr oder minder klar durch das Leben dargebotene Erfahrungsthatsache, daß viel gethan wird, menschlichem Elend zu steuern. Aber der Zusammenhang dieser beiden Thatsachen ist dem Kinde unbewußt; ist er doch nur allzu oft selbst Erwachsenen noch unklar. Daraus erklärt es sich wohl auch, daß man gerade auf dem Gebiete der Mission so sehr über die Teilnahmlosigkeit der Menge klagt. Sie ist dem Volke fremd geblieben. Es weiß eben nicht, wo und wie es sein Christentum bethätigen kann. Das soll und will ihm aber der praktische Religionsunterricht zeigen.

Freilich bildet die christliche Liebesthätigkeit ein Kapitel der Kirchengeschichte. Diese vermag aber doch nur eine systematisierenden Ueberblick über die gesamte Missionsthätigkeit zu bieten, durch dessen Fülle das kindliche Verständnis erdrückt wird. Außerdem ist sie ja selbst vielfach noch Stiefkind in

der Volksschule. Wo sie sich aber einen Platz gesichert hat, teilt sie meist das Geschick der Profangeschichte: man vertieft sich in verflossene Jahrhunderte und hat dann für die Gegenwart — keine Zeit.

Gegen den Einwand aber, daß die Einführung in die christliche Liebesthätigkeit Aufgabe der Kirche sein müsse, gilt, was Kahle in anderer Beziehung sagt: „Je mehr sich die konfirmierte Jugend diesem Unterricht (durch die Geistlichen) in der Kirche entzieht, — desto mehr wird die Schule es sich angelegen sein lassen müssen, auch diese Pflichten ernst und eingehend zu behandeln und zu deren treuen Uebung treulich anzuleiten."

Am geeignetsten, in die Missionsthätigkeit einzuführen, erscheint der abschließende Katechismusunterricht auf der Oberstufe. Wenn sich die Mittelstufe darauf beschränkt hat, das Wortverständnis des Katechismusstoffes herbeizuführen — was aber zumeist nicht der Fall ist —, dann bleibt auf der Oberstufe genug Zeit, neben der Herausarbeitung der christlichen Grundgedanken das Verständnis für das christliche Leben der Gegenwart anzubahnen.

Wir wollen damit nicht etwa das Stoffgebiet dieses Unterrichtsgegenstandes erweitern, das ja ohnehin allzu umfangreich erscheint. Wir fordern auch keine Vermehrung der Stundenzahl. Was wir wollen, läßt sich kurz fassen: Beschränkung des geschichtlichen Stoffes auf der Stufe der Anwendung, Wegfall des damit verbundenen phantasierenden Handelns, möglichste Bezugnahme auf das Leben und die Gegenwart.

II.

Wie der Katechismus im dritten Artikel und in der zweiten Bitte zur Behandlung der äußeren Mission nötigt, um nicht zu sagen zwingt, bedarf kaum eines Nachweises. Außerdem ist ja gerade auf diesem Gebiete christlicher Liebesthätigkeit die Organisation so einfach (Heiden-, Mohammedaner-, Judenmission), die Ausführung so gleichartig, daß es nicht schwer fallen dürfte, den zur unterrichtlichen Behandlung erforderlichen und geeigneten Stoff herbeizuschaffen und den entsprechenden Stellen einzugliedern.

Anders ist es mit der inneren Mission. Dieser Name umschließt so viele gänzlich verschiedene Veranstaltungen, daß selbst Eingeweihte oft nur einen äußerst mangelhaften Ueberblick über seinen Inhalt und Umfang besitzen. Es erscheint deshalb angezeigt, im folgenden skizzenhaft darzuthun, an welchen Stellen des Katechismus sich dieser Stoff einreihen läßt.

Ein Bild von der Thätigkeit der inneren Mission läßt sich recht gut im Anschluß an das erste Hauptstück, die christliche Pflichtenlehre, entrollen.

„Jedes Gebot ist wie eine Münze, die ein doppeltes Gepräge hat, auf jeder Seite eines. Das eine Bild ist häßlich und abschreckend, das andere schön und lieblich." Die meisten Katechismusausleger haben für das schöne und liebliche Bild der Gesetzeserfüllung nur wenig Zeit, weil sie mit liebevoller Hingebung die Kehrseite, die Gesetzesübertretung malen. (Vergleiche die Ausführungen Kahles über das Fluchen, Schwören, Zaubern, den Aberglauben u. s. w.) Vor Begehungssünden (thatsächlicher Gesetzesübertretung) weiß sich jeder Pharisäer sicher; vor ihnen hütet sich der anständige Mensch schon, um seine bürgerliche Ehre nicht einzubüßen, weil sie ja in vielen Fällen durch die

Obrigkeit gerügt werden. Unterlassungssünden (mangelnde Gesetzeserfüllung) beschäftigen nur in den seltensten Fällen weltliche Gerichtshöfe. Unterlassungssünden aber sind es, die uns vor Gott verklagen; sagt doch Christus selbst: Was ihr nicht gethan habt einem unter meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir nicht gethan. Bewahren wir also das Kind nach Kräften vor Unterlassungssünden, indem wir ihm die Möglichkeit positiver Gesetzeserfüllung zeigen!

Beim ersten Gebot mag immerhin die Mittelstufe zur Illustration des Begriffs Gottvertrauen die Geschichte vom Kampfe Davids mit dem Riesen Goliath (1 Sam. 17) verwenden; die Oberstufe, die Stufe der Begriffsverwendung, darf an dieses Beispiel nur erinnern, wenn es nicht zerpflückt und entwertet werden soll. Frankes, Wicherns, Fliedners u. a. Lebensgeschichte und Lebenswerk, die uns abgeschlossen und durch das Urteil der Mit- und Nachwelt geklärt vorliegen, bieten sich hier zur Verwertung an. Sollte die lebenswarme Gegenwart nicht beweiskräftiger sein als die — dem Kinde doch nur papierne — Vergangenheit?

Zum dritten Gebote sagt Seebold (Ausführliche Erklärung des kleinen Katechismus u. s. w. Göttingen, Vandenhoek und Ruprecht. 1884. Seite 47, Frage 67): Wir gebrauchen Gottes Namen recht, indem wir — auch andere unterweisen und lehren, ein jeder nach seinem Beruf, auf daß sie zur Erkenntnis der Wahrheit kommen." Sollte sich nicht hier, wie auch beim vierten Gebote, Zeit erübrigen lassen zu einem Hinweis auf die viel zu wenig gekannte Schriften- und Predigtverteilung an die Sonntaglosen (Droschkenkutscher, Kellner u. s. w.), in der man doch zweifellos ein Stück der Erfüllung des dritten und vierten Gebotes zu erblicken hat! (Vergleiche auch Jak. 1, 27 im weiteren Sinne!)

Die Bevorzugung des Verbots im sechsten Gebote (Grober und feiner Mord, Totschlag, Selbstmord, Pflichten gegen die leblose Kreatur) gehört wohl beinahe zu den überwundenen Schwächen des Religionsunterrichts. Doch bleibt auch hier im Sinne unseres Themas manches zu wünschen übrig. Moderne Katechismusausleger nehmen hier gern Bezug auf soziale Verhältnisse (Ausbeutungssystem u. s. w.) Das erfordert viel Takt, ist gefährlich und bringt dem Kinde wenig Gewinn, weil es doch meist über sein Verständnis hinausgeht. Im Sinne unseres Themas würde der Gedankengang im Anschlusse an Lukas 10, 25—37 etwa folgender sein:

Die Mahnung des Herrn zur Gesetzeserfüllung.

Die Allgemeinheit des menschlichen Elends (Leibesnöte).

Die Unmöglichkeit der Hilfeleistung an alle durch einzelne.

Wie wird's uns da möglich, des Herrn Wort zu erfüllen? Kranken-, Siechen-, Waisen-, Rettungshäuser, Krippen, Heime, Gemeindediakonie, Kollekten, Weihnachtsbitten in den Zeitungen.

Das dürfte im wesentlichen der Stoff sein, der eine Behandlung erheischt und sich dem ersten Hauptstück leicht eingliedern läßt. Die vorliegende Arbeit konnte und wollte nur eine skizzenhafte Uebersicht bieten. Möchte es ihr gelungen sein, zur Arbeit auf diesem Gebiete anzuregen; denn wir leben nicht für die Vergangenheit, sondern für die Gegenwart, wir wollen kein angelerntes, sondern natureigenes — praktisches Christentum.

Kirchliche Rundschau.

Die Missourier haben uns wieder — wahrscheinlich um ihrer Teilnahme an unserem Seminarjubiläum Ausdruck zu verleihen — mit einer Reihe von Artikeln im „Lutheraner“ bedacht, die im echten Missouristil gehalten sind. Im Feuereifer sind sie indes so in Verwirrung gekommen, daß sie das auf den 3. April versprochene Ende nicht finden konnten. Da wir sie aber erst ausreden lassen wollen, so müssen wir die Besprechung dieser neuesten Leistung missourischer Polemik auf später verschieben.

Die Presbyterianerkirche wird mit dem Ketzerprozeß gegen McGiffert nicht verschont bleiben, obwohl dieser austreten wollte in der Erwartung, daß sein Ankläger Birch die Sache nicht weiter verfolgen würde. Darin hat er sich getäuscht. Birch erklärte, daß er die Anklage weiterführen würde, da seine Appellation nicht gegen McGiffert, sondern gegen das Presbyterium von New York gerichtet sei, das sich geweigert habe, die Anklage gegen McGiffert anzunehmen. In Verbindung mit dieser Wendung der Sache ist auch die Antwort ans Tageslicht gekommen, welche McGiffert dem Presbyterium letztes Jahr auf Birchs Anklage hin eingereicht hat. Er sagte darin u. a.: „Man gestatte mir zu erklären, daß ich glaube, wie ich zur Zeit meiner Ordination geglaubt habe, daß die Bibel das Wort Gottes, die einzig unfehlbare Regel des Glaubens und Lebens ist. Die Thatsache, daß es Irrtümer in der Bibel giebt, welche ich als ein aufrichtiger Forscher anerkennen muß, hat nicht den mindesten Einfluß auf meine Anerkennung derselben als Gottes Wort.“

„Ich wünsche aufs nachdrücklichste zu erklären, daß ich an die Gottheit Christi glaube und ich wüßte nicht, daß mein Buch irgend etwas enthält, das sich mit diesem Glauben nicht verträgt. Denn es kann nicht angenommen werden, daß die Gottheit Christi, außer wenn man sie so auffaßt, daß sie seine wahre Menschheit ausschließt, notwendig den Besitz eines unbegrenzten Wissens, oder die absolute Freiheit von jeder Möglichkeit des Irrtums während seines Erdendaseins einschließt.“

„Ich glaube von ganzem Herzen an das Sakrament des Abendmahls; aber die Frage nach der genauen Weise, in welcher es eingesetzt wurde, scheint mir eine rein historische Frage zu sein, welche das Wesen des Sakramentes gar nicht berührt.“

Am auffallendsten ist der erste dieser drei Sätze, welcher der Bibel Unfehlbarkeit und Irrtümer zu glicher Zeit zuschreibt. Es ist wohl schwerlich anzunehmen, daß McGiffert ein so kurzes Gedächtnis habe, daß er den ersten Teil des Satzes nicht mehr wußte, als er den zweiten schrieb, oder daß er sich die Mühe nicht nahm noch einmal das Geschriebene anzusehen. Die richtige Annahme wird wohl die sein, daß er die biblische Unfehlbarkeit gerade so auffaßt wie die römischen Theologen die päpstliche. Diese wird ja auch sehr verschiedenartig gefaßt. Während der einfältige Laie den heiligen Vater für ganz unfehlbar hält, so weiß der Theologe, daß sich die Unfehlbarkeit nur auf Definitionen von Glaubens- und Sittenlehren beschränkt, während die Disziplinarentscheidungen nicht unfehlbar sind. Andere Theologen wissen, daß bloß die Definitionen selbst unfehlbar sind, wäh-

rend die Einleitungen, Begründungen und Anwendungen derselben auf Unfehlbarkeit keinen Anspruch machen können. Ob also eine päpstliche Bulle sich auf Glauben und Sitten oder auf die Disziplin bezieht, und was im ersteren Fall zur Definition zu rechnen ist und was nicht, das ist dann immer noch eine Frage, welche die Theologen selber bestimmen können, und wenn ein Theologe nicht bloß Gelehrter ist, sondern auch die nötige Macht hat, die ihn vor Absetzung sichert, so kann er bei aller Anerkennung der päpstlichen Unfehlbarkeit dennoch eine ihm mißliebige Entscheidung des Papstes bestreiten, da jeder konkrete Fall nicht durch eine Definition, sondern nur durch die Anwendung einer solchen entschieden werden kann. — Dazu kommt dann noch, daß die Infallibilität juristisch zu fassen ist, nämlich, daß es von der Definition des Papstes vom Stuhle Petri aus keine Appellation mehr giebt, sondern ein jeder dieselbe stehen zu lassen hat.

Gerade so wird auch mit der Unfehlbarkeit der heiligen Schrift verfahren. Sie ist für viele eben nur Mittel zum Zweck, das bald plumper bald feiner angewendet wird, um entweder die eigene Theologie zu decken, oder die des andern anzugreifen; oder mit andern Worten: Die Unfehlbarkeit der Schrift ist oft genug nur die Verschanzung, hinter der man sich zu decken, oder die Waffe, mit der man den Gegner anzugreifen sucht, um nicht der Schriftwahrheit, sondern der Lehre der eigenen Kirche oder Persönlichkeit eine Autorität zu sichern, die nur die heilige Schrift haben kann und darf.

Die Bischöfliche Methodistenkirche hat vom 25. März bis 1. April „eine Woche des Fastens und Betens um den Ausguß des Heiligen Geistes" — wie der „Apologete" sagt — gefeiert. Der Anlaß dazu lag, wie die Bischöfe in ihrer diesbezüglichen Botschaft sagen, darin, daß „die Statistik für das verflossene Jahr (1899) eine Abnahme in der Zahl unserer Mitgliedschaft aufweist." Das ist nun allerdings etwas was keine Kirchengemeinschaft gern sieht, aber, daß das äußere Wachstum immer ein Zeichen des inneren Fortschrittes und die äußere Abnahme immer ein Zeichen des geistigen Verfalls ist, das ist doch nicht richtig. Gleichwohl wird die Thatsache so sehr in den Vordergrund geschoben, daß man denken muß, die Bischöfe würden keine Fast- und Betwoche angeordnet haben, wenn nur die Statistik statt einer Abnahme eine Zunahme von Gliedern aufgewiesen hätte.

Als Ursachen der Abnahme der Gliederzahl giebt die Botschaft der Bischöfe — nach der Uebersetzung des „Apologeten" — folgendes an:

„Die Kluft, die sich zwischen Kapital und Arbeit gebildet hat, bedroht uns von beiden Seiten. Einerseits sind „nicht viel Gewaltige, nicht viel Edle berufen", andererseits sind befremdliche Mächte an der Arbeit, uns die Armen abgeneigt zu machen. Die Arbeiter-Unionen, welche sich durch feste Organisation auszeichnen, werden von Männern beeinflußt, die der Kirche feindlich gegenüberstehen. Ihre Versammlungen fallen zumeist auf den Sonntag, so daß die Männer unserem Bereich entzogen werden.

Der unterdrückte Zehnte wird mit unserer Erlaubnis in andere Bahnen gelenkt.

Die „Christliche Wissenschaft" mit ihren riskanten Spekulationen und vernunftwidrigen Lehren hat es mancherorts auf unsere Reihen abgesehen.

Die herrlichen Lagerversammlungen, wie sie von unseren Vätern abgehalten wurden, sind hier und dort als altmodisch aufgegeben worden.

Die Litteratur, die sich in unseren Häusern findet, bietet gar oft zu leichte Nahrung für einen religiösen Charakter. Die Bücher, die man unserer Jugend in die Hand giebt, werden nicht mit derselben Sorgfalt ausgesucht, wie dies bezüglich ihrer Freundschaftskreise geschieht.

Den Vergnügungen jagt man nach, als ob sie zu den Notwendigkeiten des Lebens gehörten.

Die moralischen und geistlichen Mächte der Kirche, welche zum Aufbau großer, Christus-ähnlicher Charaktere vonnöten sind, hat man beiseite geschoben. Mancherorts ist der Geist dieser Welt vorherrschend. Die Gottesdienste werden von manchen unserer Glieder besucht, wenn es ihnen gerade bequem ist. Man ist eher geneigt, der Gesellschaft und ihren Verlockungen Tribut zu zahlen. Selbstverleugnung wird nur wenig geübt.

Einer Herzensprüfung, wie sie jeder durchgreifenden Auflebung vorangehen muß, geht man geflissentlich aus dem Wege. Erweckungsversammlungen werden als vorübergehende Aufwallungen hohler Naturen belacht. Deshalb geben sich manche unserer Gemeinden mit würdevoller Eintönigkeit zufrieden und sind, so weit Seelenrettung in Betracht kommt, gleich einer Null.

Mancherorts wird auch das Heiligste nicht vor der Kritik verschont. Der Prediger sowohl, als dessen Predigten werden im Familienkreise durch die Hechel gezogen. Die Familie wird daran gewöhnt, die Gottesdienste als etwas Gewöhnliches zu betrachten. Man raubt unseren Kindern die Achtung vor der Kirche und letztere wird dadurch der Gegenwart der Kinder beraubt.

Die höhere Kritik scheut sich nicht, selbst die Bibel anzugreifen, indem sie deren übernatürlichen Charakter und göttliche Autorität in Abrede stellt. Während diese höhere Kritik auf etliche wenige Zentren beschränkt ist, macht sich doch deren Einfluß in einem guten Teil unserer Litteratur geltend. So wird die Lehre ihrer Autorität und die Predigt ihrer Kraft beraubt. Sobald aber die Bibel ihre göttliche Autorität verliert, verliert auch die Sünde ihren gefürchteten Stachel."

Das ist aber noch lange nicht alles. Denn es heißt weiter: „Das sind etliche der hauptsächlichsten Symptome, die unser Zion entnerven." Wie lange die Botschaft der Bischöfe geworden wäre, wenn sie anstatt nur „etliche der hauptsächlichsten" alle hauptsächlichen und noch etliche der nebensächlichen Symptome angegeben hätten, kann man auch nicht einmal annähernd vermuten. Auch die Bischöfe selbst scheinen die Kenntnis aller hauptsächlichen Symptome als überflüssig für die Prediger und Laien, an welche die Botschaft gerichtet ist, angesehen zu haben. Daher werden wir wohl auch nicht weiter danach zu fragen haben. Aber selbst von den angegebenen Gründen scheinen uns manche fraglich zu sein. Die Methodistenkirche möge einmal den Versuch machen, den Zehnten von allen ihren Gliedern ohne Ausnahme zu erheben. Es ist wohl als ziemlich sicher anzunehmen, daß daraus keine Zunahme der Gliederzahl hervorgehen würde. Wenn Lager- und Klaßversammlungen eingegangen sind, so könnte man sie in einer Kirche wie die der Bischöflichen Methodisten doch leicht wiederherstellen. Man thut das nicht, weil man befürchten muß, durch rücksichtslose Durch-

führung dieser Einrichtung mehr Glieder zu verlieren als man gewinnen würde. Eigentümlich ist die Formulierung des vorletzten Punktes, wonach der Prediger und die Predigt als das Heiligste erscheint, das nicht von der Kritik verschont wird. Wenn einmal keine Prediger und keine Predigten mehr kritisiert werden, dann werden die Methodisten noch mehr abnehmen. Es kommt allerdings sehr darauf an, was der Kritik zum Anlaß dient und wie sie geübt wird. Selbst das, daß Prediger und Predigt durch die Hechel gezogen werden, ist nicht so schlimm, wie es aussieht. Es wird wenigstens noch aufgemerkt, wo es geschieht, und es ist oft genug ein Zeichen davon, daß etwas von der Predigt sitzen geblieben ist. Wo Prediger und Zuhörer so korrekt sind, daß es zu gar keiner Kritik mehr kommt, da ist oft genug diese Korrektheit entweder Kälte oder Blindheit, und das ist sicher vom Uebel.

Am bemerkenswertesten ist aber der erste Punkt, nämlich, daß die Kluft, die sich zwischen Kapital und Arbeit gebildet hat, die Methodistenkirche von beiden Seiten bedrohe. Wenn die Reichen ohne weiteres als „Gewaltige" bezeichnet werden, so ist das leider auch im kirchlichen Leben nur allzu oft richtig, während sie oft nicht als „Edle" bezeichnet werden können. Das wirkt abstoßend auf alle die, welche nicht ebenso „gewaltig" sind, und darum auch nicht als „edel" angesehen werden. Und doch treten solche Verhältnisse fast unvermeidlich ein. Man kann doch nicht in einer Kirche, in der man predigt: Erwirb so viel du kannst, Erspare so viel du kannst, Gieb so viel du kannst, einen ausschließen, der viel erwirbt, viel erspart und auch viel giebt, bloß damit „die Kluft zwischen Kapital und Arbeit" sich wieder, wenigstens in der Kirche, schließe.

Frägt man sich: Warum sind die Bischöfe so sehr alarmiert über den gegenwärtigen Rückgang, der weder der erste, noch bis jetzt der größte ist, so wird man die Antwort in folgenden Worten der Bischöfe finden:

„Wir gehen zurück, da wir in doppeltem Laufschritt vorrücken sollten, um mit den sich förmlich jagenden Ereignissen unserer Zeit Schritt zu halten. Es ist wiederum der Mangel an geistlicher Kraft und an Erfahrung.

In dieser Schwäche befangen, gehen wir einer Krisis entgegen. Asien steht uns offen. Die Ambitionen der Großmächte und das Verlangen nach Weltmärkten werden innerhalb der nächsten Jahrzehnte jene Heidenländer nicht wenig beeinflussen. Der Methodismus kann da nicht zurückstehen, wenn gleich wir vielleicht auch mehr Ruhe vorziehen mögen. Gott stellt an uns die Frage: „Werdet ihr die Gelegenheit erkennen und ergreifen?" Der Methodismus, der mit der Republik geboren und mit der Nation erstarkt ist, kann jetzt nicht Schritt wechseln. Wo immer die Flagge und der Handel unserer Nation ihre Schritte hinlenken, da muß er folgen. Was immer auch die Pflicht der Nation sein mag, uns liegt es ob, keine offene Thüre zu umgehen. Wir befinden uns inmitten der Krisis; wir müssen das Evangelium in diese alten Länder und neuen Felder tragen. Und es ist dieser Generation vorbehalten, diese Arbeit zu verrichten. Diese Reiche sind gleich starken Festungen; diejenige Kirche, welche zuerst ihren Einzug dort hält, wird sich auf die Dauer als erste Macht behaupten. In der nächsten Generation wird es für uns zu spät sein."

Damit ist es klar ausgesprochen, daß sich der Methodismus die Machtstellung, die er durch seine Ausbreitung in den Vereinigten Staaten erlangt hat, nicht wieder nehmen lassen will. Sofern er darin ein Gegengewicht ge-

gen den Romanismus bildet, ist das ganz gut und wünschenswert; aber die Botschaft der Bischöfe scheint mehr auf die protestantischen Denominationen als auf den Katholizismus Bezug zu nehmen. Denn dieser ist in den neuen Gebieten der Vereinigten Staaten längst vor dem Methodismus dagewesen und müßte sich deshalb „auf die Dauer als erste Macht behaupten."

Dieser Plan, sich als erste Macht behaupten zu wollen, gründet sich aber keineswegs nur auf das, allen Kirchen gemeinsame Bestreben, ihren Bestand und ihre Wirksamkeit auszudehnen. Die Bischöfe identifizieren einfach den Methodismus mit dem Christentum, wenn sie sagen: „Es giebt viele Menschen, welche das Zeugnis des Geistes besitzen und wissen, daß ihre Sünden vergeben sind, denen aber die Thatsache unbekannt ist, daß sie in Wirklichkeit Methodisten sind." Ob die Bischöfe sich das wirklich überlegt haben? Der von ihnen gebrauchte Ausdruck, „des Geisteszeugnis besitzen, und wissen, daß die Sünden vergeben sind", ist ja in dieser Fassung so weitschichtig, daß er sich nicht bloß auf das christliche, sondern auch auf das alttestamentliche Heilsbewußtsein anwenden läßt; ja daß man sagen müßte, alle wahre Frömmigkeit ist Methodismus. Damit würde aber jeder andern Form des Christentums, ja der Religiosität überhaupt, die Berechtigung dem Methodismus gegenüber abgesprochen; man duldet sie eben nur so lange, bis es gelingt, diese Leute zu der Erkenntnis von dem zu bringen, was sie eigentlich sind. Damit werden gerade die wahren Christen in andern Denominationen das nächstliegende Objekt methodistischer Missionsarbeit; denn wenn sie in Wirklichkeit Methodisten sind, so ist es nicht mehr als recht und billig, daß sie auch zur Methodistenkirche gehören. Dieser ganze Kirchenbegriff ist nur eine andere Form des römisch-katholischen. So wie in dieser Kirche alle rite Getauften als ihr in Wirklichkeit zugehörig angesehen werden, so werden von den Methodistenbischöfen alle wahrhaft Gläubigen beansprucht.

Auch sonst ist das Selbstbewußtsein der Methodistenbischöfe nicht gering. „Wir sind" — sagen sie — „die Erben der Männer, welche den ganzen Weltkreis bewegt haben." Ist darunter Paulus und seine Gefährten oder Wesley und seine Genossen zu verstehen? Im ersten Fall sind sie lange nicht die einzigen Erben dieser Männer und im zweiten Fall haben sie doch stark übertrieben. Denn es wird niemand im Ernst behaupten wollen, daß dem Aufkommen des Methodismus dieselbe Bedeutung zukomme, wie der Einführung des Christentums in die Welt.

Uebrigens sind die Bischöfe noch nicht allzu sehr beängstigt. „Große Hilfsquellen" — sagen sie — „stehen uns zur Verfügung — Kircheneigentum, dessen Wert sich in die Hunderte von Millionen Dollars beläuft; nahezu drei Millionen Kirchenglieder und fast eben so viele Sonntagschüler. In jedem Weltteil und beinahe in jedem einzelnen Land von Wichtigkeit sind unsere Missionare thätig. Unsere großen Wohlthätigkeits-Gesellschaften decken nahezu sämtliche Gebiete menschlicher Bedürfnisse. Hunderte unserer Gemeinden wissen von herrlichen Auflebungen zu rühmen." — Man sieht also, daß es dem Methodismus weder am guten Willen noch an den Mitteln ihn zu verwirklichen fehlt. Wenn er es bei allem dem nicht fertig bringen sollte, sich zu einer Weltkirche auszubilden und auszubreiten, so könnte das nur daran liegen, daß er nicht weiß, welchen Weg er einzuschlagen hat. Das wird er, wenn er nur ernstlich will, auch noch lernen. Nur muß er sich darein

finden, daß man nicht zwei Wege zu gleicher Zeit gehen kann. Einen Fingerzeig, wenn auch noch etwas unbestimmt, giebt der „Michigan Christian Advocate" von dem der „Apologete" berichtet, er sage sehr schön und wahr:

„Ob der Methodismus ein leitender Faktor im religiösen Leben der Zukunft sein wird, hängt einzig und allein von seinem eigenen Genius, von seinem Glauben und von seiner Thätigkeit ab. Seine Lehre ist im großen und ganzen nie mit Erfolg angefochten worden; sie bildet ein Element der Einigkeit unter den verschiedenen methodistischen Zweigen, ist, wo immer sie verkündet wurde, von den Nationen mit Freuden aufgenommen worden, und andere Denominationen sind bestrebt, dieselbe in diesem und jenem Punkt nachzuahmen. Eine Revision derselben mag im Laufe der Zeit nichts schaden, allein das System muß bestehen bleiben und kann in irgend einem Teile der Welt den kommenden Generationen verkündigt werden. Der Methodismus muß in der Zukunft, wie in der Vergangenheit, auf ein reines, gottgeweihtes Leben seiner Glieder dringen."

Es kommt freilich nur darauf an, die entscheidende Wahrheit aus diesen Worten herauszufinden und danach sich zu richten.

Die Absetzung des Pastor Weingart und die daran hängenden Fragen scheinen den kirchlichen und theologischen Blättern Deutschlands noch längere Zeit Stoff zur Füllung ihrer Spalten liefern zu wollen.

Es ist leicht begreiflich, daß zwar nicht der „Fall Weingart" selbst in die Beratungen der hannoverschen Landessynode hineingezogen wurde, denn dieselbe hat keine Jurisdiktion darüber, wohl aber, daß die Grundsätze, nach denen das Kirchenregiment verfährt, und in diesem Fall verfahren ist, zur Erörterung kamen.

Die dreistündige Debatte wurde eingeleitet durch eine von 102 Pastoren (meist Anhängern der Ritschlschen Schule) abgegebene Erklärung: „1. Das Wort Gottes, das die Autorität für unser Glauben, Lehren und Bekennen ist, ist uns in der heiligen Schrift gegeben. Die heilige Schrift aber will als Ganzes und geschichtlich verstanden und ausgelegt sein. Nicht maßgebend ist für uns deshalb der Schriftbeweis auf Grund einzelner willkürlich gewählter Zitate, dessen Gültigkeit mit der Lehre von der Verbalinspiration heute allgemein aufgegeben ist. 2. In den Bekenntnisschriften unserer evangelisch-lutherischen Kirche finden wir den reinen und vollen Ausdruck des Verständnisses des Evangeliums im Sinne der Reformation, den Ausdruck auch unseres persönlichen, freudig bekannten Glaubens. Selbstverständlich aber ist es uns bei dem genuinen Begriff des evangelischen Glaubens, daß eine im juristischen Sinne verstandene Verpflichtung auf dem Buchstaben der Bekenntnisse oder gar auf die Theologie ihrer Verfasser, welche den einzelnen Aussagen zu Grunde liegen mag, unevangelisch und bekenntniswidrig wäre und deshalb nicht von uns gefordert werden kann, wie sie auch bei unserer amtlichen Verpflichtung nicht von uns gefordert ist."

Die Aeußerungen der Vertreter des Kirchenregiments in Bezug auf diese Erklärung waren zum Teil überraschend. Nicht deswegen, weil der Vorsitzende im Namen des Landeskonsistoriums erklärte: „Wir haben nie daran gedacht und werden nie daran denken, unsere Geistlichen an jeden Buchstaben des Bekenntnisses zu binden" (denn das wußte man schon längst,

daß das Landeskonsistorium das gar nicht mehr kann), sondern deswegen, weil erstens Abt Uhlhorn seine Zustimmung zu der oben angeführten Erklärung der 102 Pastoren aussprach; zweitens erklärte: Man trage auf seiten der Behörde, was sich tragen lasse; aber der Fall Weingart habe vom Protestantenverein dazu benützt werden sollen, durchzusetzen, daß jede theologische Richtung als gleichberechtigt mit den Bekenntnissen anerkannt werde und drittens versicherte: Bei der Absetzung Weingarts sei nicht seine Lehre von der Auferstehung das Entscheidende gewesen, sondern, daß er erklärt habe, er halte sich für berechtigt, Ansichten, die er bei namhaften Theologen fände, und die er sich aneigne auch auf der Kanzel zu verkündigen.

Was den ersten Punkt betrifft, so wird wohl Abt Uhlhorn seinen theologischen Standpunkt selbst genau genug kennen, um zu wissen, ob er der erwähnten Erklärung zustimmen kann oder nicht. Der zweite Punkt legt allerdings die Frage nahe, ob die Rücksicht auf die Absichten des Protestantenvereins für alle Glieder des kirchlichen Gerichtshofes maßgebend gewesen ist, oder nicht. Im ersteren Falle wäre das Urteil über Weingart doch wesentlich durch die Kirchenpolitik mitbestimmt worden. Ueber den dritten Punkt spricht sich die kirchliche Monatsschrift in folgenden Worten aus: „Past. Weingart hatte, wenn einmal seine Aeußerung über die Verwesung des Leibes Jesu zur Kenntnis der Behörde gekommen war, einen ernstlichen Verweis verdient. Aber nicht um dieser Aeußerung willen ist in zweiter Instanz seine Absetzung ausgesprochen worden, sondern auf Grund seiner Erklärung, daß er sich für berechtigt halte, die Anschauungen der modernen theologischen Wissenschaft auf der Kanzel vorzutragen. Diese Erklärung ist aber nicht eine Irrlehre, sondern ein Rechtsirrtum. Ueber diesen Rechtsirrtum hätte man Pastor Weingart aufklären und ihm mit allem Nachdruck einschärfen sollen, daß er in Zukunft solche Lehrmeinungen, die mit Schrift und Bekenntnis streiten, nicht in seine Predigten einmischen dürfe. Es blieb dann in die Verantwortung des Pastor Weingart gelegt, ob er seine amtliche Thätigkeit durch thatsächlichen Ungehorsam gegen seine kirchliche Behörde und durch wiederholte Vorbringung von Irrlehren selbst unmöglich machen wollte, was nachweislich seit Beginn des Vorgehens gegen ihn nicht mehr geschehen war. Der Rechtsirrtum, in dem er sich befand, war nach dem heutigen Stande der theologischen Unterweisung keinesfalls unentschuldbar. Und selbst wenn er während der Verhandlung vor dem Konsistorium von diesem Rechtsirrtum nicht abzubringen war, so blieb die Möglichkeit bestehen, daß er auf Grund des ihm erteilten Verweises sich besinnen und anstößiger Aeußerungen sich ferner enthalten werde. Man durfte sich dabei an Matth. 21, 29 erinnern. So wie das Urteil ergangen ist, hat man Pastor Weingart nicht wegen Irrlehre, sondern wegen einer irrtümlichen Auffassung seiner Lehrverpflichtung seines Amtes enthoben. Vielleicht wäre hier doch mit einem milderen Vorgehen mehr genützt worden, besonders einem jungen Manne gegenüber, dessen Frömmigkeit so unbezweifelt war wie seine Tüchtigkeit. Wir glauben, daß in unserer preußischen Landeskirche die kirchlichen Behörden mehr seelsorgerische Weisheit und väterliche Fürsorge für die ihnen unterstellten Geistlichen zu beweisen pflegen."

Den Untergrund der ganzen Angelegenheit hat aber die Rede des Göttinger Professors H. Schultz auf der Landessynode klar dargelegt. Er

besteht, wie sich leicht erkennen läßt, in der Thatsache, daß die Lehrordnungen des 17. Jahrhunderts eben eine ganz andere Stellung zu den Bekenntnissen einnehmen, als die lutherische Theologie der Gegenwart. „So lange wir" — sagte er u. a. — „eine Landeskirche sein wollen, so lange die Kirche ihre künftigen Diener auf die Universität schickt, um sie dort unterrichten zu lassen und sie nicht in Konvikten abgeschlossen hält, so lange giebt sie ihnen die Aufforderung, sich mit der Wissenschaft bekannt zu machen. Denn selbst, wenn man die ganze theologische Wissenschaft reformieren wollte und das könnte (was zu glauben ja eine Thorheit wäre), selbst dann würde es nicht anders stehen, wenn man die Jugend nicht in Konvikten abschlösse. Sie würde doch von den Orientalisten lernen, das Alte Testament zu verstehen, von den Historikern die Geschichte aufzufassen, von den Philosophen, welche Begriffe in der Gegenwart gebildet werden. Wenn unsre Landeskirche Wert darauf legt, daß ihr geistlicher Stand eine gleichartige Bildung hat, wie die andern gelehrten Berufsstände und damit ein wissenschaftliches Gewissen (denn das ist das beste in der wissenschaftlichen Bildung!), dann muß sie auch tragen können, was notwendig daraus folgt.

Das ist vielleicht schwer und manchmal unbequem. Aber es läßt sich nicht ändern. Dann muß die Kirche sich daran genügen lassen, einfach die Zustimmung zu dem Glauben der Kirche nach den symbolischen Schriften und die Unterwerfung unter das in der Schrift gepredigte Evangelium zu fordern. Aber sie muß verschiedene theologische Standpunkte tragen können und ihren Dienern gestatten, daß sie fragen und auch irren."

Diese Ausführungen deuten die Sache, um die es sich handelt hinlänglich an. Entweder muß man die theologische Unterweisung so gestalten, daß sie dieselben Anschauungen in den Studierenden erzeugt, welche bei den lutherischen Theologen des 17. Jahrhunderts gangbar waren. Bringt man das fertig, dann wird die Lehrthätigkeit der so Ausgebildeten ganz von selbst jenen Lehrordnungen entsprechen, vorausgesetzt, daß sie sich jeder Kenntnis der Theologie des 18. und 19. Jahrhunderts zu enthalten vermögen. Geschieht dieses nicht, dann wird in vielen Fällen ein „Umlernen" stattfinden, das zu viel radikaleren Ergebnissen führen wird, als die Anschauungen der modernen lutherischen Theologen sind.

Wenn in dem oben angeführten Schlußsatz gesagt ist, man müsse den Dienern der Kirche gestatten, daß sie irren, so klingt das doch etwas befremdlich. Man kann zwar den Irrtum verbieten, aber durch kein Gebot verhindern, denn gerade da wo er am schärfsten verboten ist, ist er am stärksten und massenhaftesten vorhanden. Aber deswegen muß man ihn doch nicht gestatten, denn Berechtigung kann man ihm niemals zugestehen. Nur ist die Nichtberechtigung eines unverschuldeten Irrtums, oder einer mangelhaften Erkenntnis nicht nach juristischem Maßstab zu bemessen.

Die Frage, wie viele lutherische Kirchen es giebt, ist nicht leicht zu beantworten. Soll man nach Landeskirchen zählen oder nach Freikirchen? Soll man jede unabhängige kirchliche Organisation als eine lutherische Kirche zählen, oder soll man nur die Gruppen als besondere Kirchen zählen, welche den andern die Abendmahlsgemeinschaft verweigern? Noch schwieriger aber ist die Beantwortung der Frage: Giebt es eine luthe-

rische Kirche? Darüber sind sich die Lutheraner selbst nicht einig. Nachdem einer der Führer der preußischen Lutheraner sich viel Mühe gegeben hat zu zeigen, daß es innerhalb der preußischen Landskirche eine lutherische Kirche gebe, kommt ein andrer Führer derselben Partei und beweist dem ersteren, daß es eine lutherische Kirche überhaupt nicht giebt. Er sagt u. a.: „Welch eine Fülle von Kirchenbegriffen: die eine christliche Kirche, die wir glauben, die Landeskirche, „die lutherische Kirche“, die „eine“ lutherische Kirche innerhalb einer Landeskirche. Der Begriff der Landeskirche ist ja ein historisch gewordener und insofern berechtigt, als man darunter die Sammlung von Gemeinden eines Bekenntnisses unter einem Kirchenregimente versteht. Aber giebt es wirklich „die“ lutherische Kirche und „eine“ lutherische Kirche innerhalb der preußischen Landeskirche? Ich weiß, daß ich Gefahr laufe, von den Mitgliedern des lutherischen Vereins, dem ich selbst angehöre, als ein Ketzer angesehen zu werden, und dennoch wage ich es, diese Frage aufzuwerfen. Für mich heißt diese Frage aufwerfen, auch sie verneinen. Die lutherische Kirche ist eben nur ein Begriff. Und an dieser Thatsache wird nichts geändert dadurch, daß es die Juristen behaupten und es ein Axiom der Augustkonferenz wie der lutherischen Vereine gewesen, daß es eine lutherische Kirche giebt. Wer will darüber entscheiden? Br. Gensichen sagt: alle Gemeinden, welche auf das lutherische Bekenntnis gegründet sind, bilden zusammen die lutherische Kirche. Wo stehet das geschrieben? Die Schrift und die Bekenntnisse lassen uns vollständig im Stich. Luther und seine Zeitgenossen haben meines Wissens niemals von einer lutherischen Kirche geredet. Sie sprechen wohl von der lutherischen Lehre, lutherischen Schriften und Bekenntnissen, aber niemals von der lutherischen Kirche. Unter der Kirche im Singular wird niemals etwas anderes verstanden, als die Christenheit oder die Lokalgemeinden. Lutherisch denken heißt, in dem, was die Kirche betrifft, „ökumenisch“ denken: Es giebt nur die eine Kirche, gebaut auf den Grund der Apostel und Propheten, welche die Pforten der Hölle nicht überwältigen sollen. Diesen rein lutherischen, weil ökumenischen Kirchenbegriff haben die Dogmatiker des 17. Jahrhunderts, Johann Gerhard an der Spitze, aufgegeben, indem sie der römisch-katholischen Kirche gegenüber, welche die einzig wahre zu sein behauptete, die Behauptung aufstellten: auch wir haben eine, die rechte, christliche Kirche, die Kirche der Lutheraner. Nun lese man einmal die Ausführungen der alten Dogmatiker über die sogenannte lutherische Kirche gründlich, um zu erkennen, wie völlig hier die Gedanken Luthers und der Bekenntnisse von „der Kirche“ verlassen sind. Es sind eben Epigonen, die hier reden. Und wir müssen, wenn wir wirklich in der Theologie weiter kommen und nicht völlig in der Repristination verknöchern wollen, mit dem alten Vorurteil brechen, als sei die lutherische Theologie des 17. Jahrhunderts die lutherische Normaltheologie. Eine lutherische Normaltheologie giebt es so wenig wie eine lutherische Normaldogmatik. Es giebt für die lutherische Theologie unserer Tage die eine große Aufgabe, die großartige Gedankenwelt Luthers für die Gegenwart mit ihren mannigfachen Fragen und Problemen fruchtbar zu machen. Dabei kann der Begriff einer lutherischen Kirche nur eine ganz nebensächliche Rolle spielen; man könnte ja wohl darunter die Bekenntnisgemeinschaft der auf dem lutherischen Bekenntnisse stehenden Gemeinden verstehen, aber selbst diese Bekenntnisgemeinschaft ist doch nur ein höchst ideeller Begriff, (in

Wirklichkeit ist so etwas, wie das folgende zeigt, gar nicht vorhanden, oder der Begriff ist nicht ideell, sondern imaginär. D. R.) angesichts der Thatsache, daß sich Gemeinden lutherischen Bekenntnisses gegenseitig verketzern und exkommunizieren, weil jede die echte lutherische Kirche sein will. Wenn nun aber gar die Bestrebungen der lutherischen Vereine gipfeln sollen in der Schöpfung einer konfessionellen Kirchenverfassung, einer die konfessionelle Selbständigkeit verbürgende Leitung im Kirchenregiment u. s. w., wenn feste Regeln für die itio in partes geschaffen werden sollen, so kann ich in solchen Bestrebungen nicht bloß Abweichung von lutherischen Prinzipien, sondern auch für das Bestehen der Kirche fruchtlose Bemühungen sehen. Denn angenommen, es würde erreicht, was erstrebt wird, angenommen, wir hätten wirklich ein rein lutherisches Kirchenregiment, wäre wirklich damit etwas für das Reich Gottes Wertvolles gewonnen? Ich glaube es nicht, und der Thatbestand bezeugt es: der Zustand mancher rein lutherischen Landeskirchen mit rein lutherischem Kirchenregiment beweist es, daß auch eine sogenannte rein lutherische Verfassung und lutherisches Kirchenregiment den Bekenntnisstand nicht schützt."

Die evangelische Bewegung in Oestreich geht, wenn auch unter starker Anfeindung römischerseits und vielen Bedrückungen von seiten der östreichischen Regierung, ihren Gang weiter. Merkwürdig ist noch außerdem, daß auch die nichtdeutsche Bevölkerung stellenweise davon berührt wird. So sind in Krain zwei römische Priester slovenischer Abkunft zur evangelischen Kirche übergetreten. In Böhmen breitet sich unter den Czechen der Altkatholizismus aus und an der czechischen Universität Prag hat Prof. Masaryk anläßlich einer czechischen Studentendemonstration geäußert: „Ich kann mir nicht denken, daß es czechische Studenten geben sollte, welche dessen uneingedenk wären, daß an dieser unserer Universität Hus schon vor 400 Jahren für die Freiheit des Denkens eingetreten ist. Ich will keineswegs die diesmaligen Demonstrationen mit der damaligen reformatorischen Bewegung in Beziehung bringen, obgleich auch in diesem Falle der Kampf gegen dieselben Mächte der Finsternis geführt wird wie er damals begonnen wurde." „Also" — klagt die Reichspost — „nennt ein Professor einer katholischen Universität im katholischen Oestreich den Kampf des Hus gegen die katholische Kirche einen Kampf gegen die Mächte der Finsternis."

Eine eigentümliche Erscheinung ist der Aufruf Peter Roseggers, des steyrischen Dichters, den er in seinem Blatt „Heimgarten" veröffentlicht hat, worin er zu Beiträgen für den Bau einer evangelischen Kirche in Mürzzuschlag auffordert. Er selbst ist Katholik und hat nicht die Absicht, aus der katholischen Kirche auszutreten, weil er immer noch dafür hält, daß eine Aussöhnung der katholischen mit der evangelischen Kirche möglich sei. Allerdings fordert er, daß im katholischen Religionsunterricht die Evangelien das Hauptbuch werde. Er sagt u. a.:

„Ich müßte bei den gegenwärtigen Umständen meiner Ueberzeugung nach zum Evangelismus (den Ausdruck „Protestantismus" mag ich nicht) übertreten, kann aber von der katholischen Kirche nicht los. Das geht bei manchen Menschen nicht so leicht, als man etwa glaubt. Ich weiß, daß man auch in der katholischen Kirche ein guter Christ und edler Mensch sein kann. Ich bin aber heute ein schlechter Katholik, würde jedoch wahrscheinlich ein

guter Evangelischer sein. Allein mein Konflikt ist nicht tief. Ich begnüge mich damit, nach bestem Willen Christ zu sein, weil ich hoffe, daß die christlichen Kirchen sich endlich doch finden müssen und gegen einander Duldung üben, so brauche ich ja nicht in aller Form die eine zu verlassen, um die andre zu suchen. Durch den Uebertritt würde ich zeigen, wie sehr wichtig mir die Form sei, während doch der Geist eines und alles ist. Trotzdem baue ich solchen Kirchen, die keine haben und eine brauchen. Ich weiß nicht ob diese wenigen Worte recht verstanden werden. Ich glaube meiner Sache sicher zu sein, wenn ich mich an Jesus halte, der mich lebensfroh und ewigkeitsgewiß gemacht hat und der mich — ich bitte ihn täglich darum — gut und opferstark machen wird."

Seit beinahe sechs Monaten ist der Gebrauch von Weihrauch innerhalb der anglikanischen Kirche Englands infolge einer Entscheidung der Bischöfe nicht mehr gestattet. Hatten sich vorher die Ritualisten allen gerichtlichen Entscheidungen gegenüber darauf berufen, daß weder Parlament noch Gericht in kirchliche Angelegenheiten hineinzureden hätten, so konnten sie diese Ausrede nicht mehr geltend machen. Daß aber die Loyalität, derer sie sich immer rühmen, sich in diesem Falle bewährt habe, werden sie wohl selbst nicht behaupten. Die meisten haben zwar die verbotenen Gebräuche eingestellt, aber zugleich gegen das Verbot protestiert, denn die Bischöfe hätten kein Recht ökumenische Gebräuche zu verbieten. Einige haben die Bischöfe strikt beim Wort genommen, d. h. sie haben den zeremoniellen Gebrauch des Weihrauchs eingestellt, räuchern aber ihre Kirchen vor dem Gottesdienst. Etwa dreißig Geistliche haben den Gehorsam ganz verweigert.

Diesen gegenüber hat der Erzbischof von York in einem Hirtenbrief darauf hingewiesen, daß das Urteil der Erzbischöfe in dieser Angelegenheit nicht als eine bloße Meinungsäußerung, sondern als eine Entscheidung anzusehen sei, welche von den unterstellten Geistlichen Gehorsam erheische. Zwar würden die Bischöfe den Ungehorsamen gegenüber keine gerichtliche Verfolgung eintreten lassen, sie würden aber auch niemand hindern, auf eine solche hinzuwirken. Der Erzbischof selber werde nach den in 2 Theff. 3 aufgestellten Grundsätzen verfahren. Die Ungehorsamen hätten sich durch ihre Weigerung von ihren Amtsbrüdern und Bischöfen isoliert. Man könne ihnen daher nicht dasselbe Vertrauen entgegenbringen und sie nicht mit demselben Wohlwollen behandeln, wie die, welche sich gefügt hätten.

Zugleich weist der Erzbischof darauf hin, daß es sich um mehr handle als das bloße Räuchern, indem er sagt: „Die wirkliche Streitfrage ist nicht die über den Gebrauch des Weihrauchs und der Prozessionslichter, sondern thatsächlich die: ob ein Geistlicher berechtigt ist, aus eigener Willkür und ohne Autorität Gebräuche in den Gemeindegottesdienst einzuführen, die er als durch die Tradition der katholischen Kirche gedeckt ansieht. Es ist schwer einzusehen, auf welche Gründe man einen solchen Anspruch stützen will, wie es auch schwer ist, sich der Einsicht zu verschließen, daß aus solchem Anspruch nur Verwirrung und Unordnung kommen kann. Das ist der wirkliche Streitpunkt, und seine Wichtigkeit kann gar nicht übertrieben werden. . . . Aber eine noch viel wichtigere Frage als die des Gehorsams gegen die Autorität steht im Hintergrund. Unter einer gewissen Zahl von Geistlichen und Laien ist zweifellos die Tendenz herrschend, jene übermäßige Veräußer=

lichung des Gottesdienstes, besonders der Abendmahlsfeier, wieder zu beleben und auszubreiten, die ein charakteristisches Zeichen des Mittelalters war."

Mit diesem letzten Ausdruck hat der Erzbischof das Richtige kurz und scharf bezeichnet: Die Rückkehr zum Mittelalter ist das Ziel des Ritualismus. Dieses Ziel läßt sich in Wirklichkeit nicht mehr erreichen; man kann das Mittelalter nicht mehr zurückrufen. So muß man sich mit einer Anzahl mittelalterlicher Formen und Formeln genügen lassen. Dieselben dienen einerseits einem Mangel an Relegiosität zu einem bequemen Deckmantel. Wer diesen Zeremonien biwohnt, sie mitmacht und an sich vollziehen läßt, der kann Anspruch auf Kirchlichkeit, ja auf Frömmigkeit machen, ohne daß dabei an sein inneres Leben allzu große Anforderungen gestellt würden.

Andererseits dienen diese mittelalterlichen Formen auch zum bequemen oder auch stilgerechten Gewand einer Religiosität, die zu schwächlich ist, um sich im Denken und Handeln frei und selbständig auszugestalten. Man empfindet wohl das Bedürfnis einer Gemeinschaft mit Gott, aber es fehlt der Mut dem eigen Selbst gegenüber, und das Vertrauen Gott gegenüber, um für sich selbst Gott Rechenschaft zu geben (Röm. 14, 12); darum läßt man sich von einem Beichtvater absolvieren. Man möchte nicht ungläubig sein, aber man kann die Autorität der Schrift nicht mehr in der Form annehmen wie früher, und sich mit der Frage selber auseinanderzusetzen, ist zu mühsam oder scheint zu gefährlich, darum flüchtet man sich zur Autorität der Kirche, deren Träger diese Auseinandersetzung in jedem Falle besorgen mögen. Man möchte sein Christentum auch in der That beweisen, aber dazu glaubt man in der Welt keine Möglichkeit und keine Macht zu haben, darum flüchtet man sich in die Kirche und beobachtet ihr Zeremoniell gewissenhaft und sieht dann darin einen Thatbeweis seines eigenen Christentums, der noch obendrein von der Kirche garantiert wird.

Bücher und Zeitschriften.

Vorbemerkung: Das Manuskript geht immer 4—5 Wochen vor der Zeit in die Druckerei, um bei der Arbeitsfülle des Verlags und der Entfernung des Redakteurs vom Druckorte genug Zeit zu gewinnen für die Korrektur. Sendungen, welche nach Abgang des Manuskripts eingehen, müssen daher in der Regel überliegen bis zur nächsten No. des Magazins.

1. Bücher.

Verlag: Methodist-Ep. Book Concern, Curts & Jennings, Cincinnati, O. — In No. 2 zeigten wir den Empfang zweier prächtig gebundener und ausgestatteter Bände: „Bilder aus der heiligen Geschichte" an. Seitdem gingen ein in ganz gleicher hübscher Ausstattung zwei Bände: „Bilder aus der Weltgeschichte. Von Franz L. Nagler." Diese und die zuerst angezeigten sind zwar wohl jede Abteilung für sich zu gebrauchen und wertvoll. Sie sind aber zugleich Teile eines Werkes, das dem Projekt nach in 12 gleichartigen Bänden erscheinen soll. Wir geben hier die Uebersicht des Planes:

I. und II. Biographische Bilder aus der Weltgeschichte. 1. 2. — III. und IV. Biographische Bilder aus der heil. Geschichte. 1. 2. — V. und VI. Biographische Bilder aus der Kirchengeschichte. 1. 2. — VII. Biographische

Bilder aus der Mission. — VIII. Biographische Bilder aus der Geschichte der Entdeckungen und Erfindungen. — IX. und X. Biographische Bilder aus der Geschichte der Litteratur. XI. Biographische Bilder aus der Geschichte der Kunst. — XII. Biographische Bilder aus der Geschichte der Philosophie und Naturforschung.

Das Ganze hat den Namen: „Neue historische Bibliothek". Der Prospekt zeigt, daß in ihr das Gesamtgebiet menschlichen Thuns, Wissens und Könnens gedeckt wird. D. h. nebst der Welt- und der politischen Geschichte der Völker im allgemeinen, wird dann die sog. heil. Geschichte des alten und neuen Testaments, an diese anschließend die Kirchengeschichte behandelt bis in die Gegenwart, dann folgt die Missionsgeschichte, Entdeckungen, Erfindungen, Litteratur, Musik, Malerei, Bildhauerei, Philosophie und Naturforschung. Ein großartiger, imponierender Plan.

Das Werk will kein gelehrtes sein für Fachstudien, sondern soll zur allgemeinen Bildung des Volks und besonders der Jugend beitragen. Es ist für jede christliche Haus- und Familienbibliothek äußerst empfehlenswert. Bis jetzt sind nur die ersten vier Bände erschienen.

Beweis des Glaubens sagt von den zwei ersten Bänden „B. Bilder aus der Weltgeschichte": Ein gelehrtes Quellenwerk will der Verfasser nicht geben, aber an der Hand der besten deutschen und englischen Geschichtswerke uns den Gang der Völkergeschichte in ihren bedeutendsten einflußreichsten Persönlichkeiten vorführen, ohne sie darum in eine bloße Reihe von Biographien aufzulösen. . . . Diese neue Weise der Geschichtsbehandlung ist von dem Verfasser (Franz L. Nagler) auch ganz trefflich durchgeführt und es ist eine außerordentliche Leistung, im Rahmen von nur zwei Bänden aus dem ungeheuren Material eine solche Fülle und in solcher Ordnung und Anschaulichkeit mitzuteilen. . . . Ganz besonders wichtig und wertvoll ist . . . der letzte Hauptabschnitt, der die Geschichte der Ver. Staaten in Bildern ihrer Begründer, Feldherrn, Präsidenten und Staatsmännern mit unparteiischem Urteil darlegt." — Das Werk sei besonders den Familien-, Sonntagsschul- und Jugendbibliotheken dringend empfohlen. Die feinere Ausgabe kostet je zwei Bände portofrei $2.00; die billigere für Jugendvereine portofrei (2 Bd.) $1.25.

Verlag v. A. Deichterts Verlags Buchhandlung. Nachf. (Georg Böhme). Schon in Heft No. 1, Seite 78 haben wir ausführlich hingewiesen auf P. Reyländer, Sup. Die neuen epistolischen Perikopen der Eisenacher Konferenz. Ein in Lieferungen erscheinendes exeget.-homilet. Handbuch. 5 Bogen Lex. 8 Okt. Preis 35 Cts. per Lieferung. In No. 2 haben wir die 2. Lieferung angekündigt; jetzt liegt uns die 3. und 4. vor, die vom 4. S. nach Epiph. bis Sonnt. Reminiscere resp. Ostersonntag reicht. Im 4. Heft sind außer den Sonntagen auch der Gründonnerstag und Karfreitag berücksichtigt.

Von demselben Verlag: Theodor Zahn, Einleitung in das Neue Testament. 2. Aufl. erster Band, geh. — Mk.

Unsere Aufgabe kann es nicht sein, dieses gründlich gelehrte Werk recensieren zu wollen. Das müssen wir vielmehr den Gelehrten vom Fach überlassen, die durch Spezialstudien über die kritischen Untersuchungen der Schriften des Neuen Testaments im Stande sind, die einzelnen Aufstellun-

gen des gelehrten Verfassers zu prüfen und sachgemäß zu beurteilen. Das Gesamtresultat der Forschungen des Autors ist, daß ihm die Echtheit sämtlicher Schriften des neuen Testaments feststeht. Für den Pastor, der im praktischen Amt steht und der sich unmöglich ins Spezialstudium aller hier in Betracht kommenden Fragen versenken kann, bietet dieses Werk die Resultate des Lebenswerkes eines Mannes, der die ganze Fülle seines reichen Wissens und seiner gründlichen Forschungen bezüglich der Autorschaft der Schriften des neuen Testaments schließlich dahin zusammenfaßt, daß er an der Echtheit dieser Schriften unzweifelhaft festhält.

Wir haben vor uns eine Rezension, welche im ersten Heft des Jahrgangs 1900 in der Zeitschrift „Studien und Kritiken" erschien. Dieselbe umfaßt 30 klein gedruckte Seiten, verfaßt v. Erich Haupt in Halle. Verfasser derselben ist nicht einverstanden mit vielen Einzelheiten des Werks. Er gesteht aber, daß es unmöglich sei in einer Rezension dem Verfasser des Werks gerecht zu werden; unmöglich, der Begründung der einzelnen Resultate nachzugehen und noch viel unmöglicher durch die Eigenart des Werks. Nach Haupt „liegt nämlich seine Bedeutung nicht in erster Linie in den Resultaten, sondern im Detail der Ausführung. Mit wahrhaft musterhafter Gründlichkeit stellt der Verfasser den ganzen Reichtum seiner Gelehrsamkeit und seiner Stoffbeherrschung in den Dienst jeder, auch der kleinsten Detailuntersuchung. Wir haben kein Werk dieser Art, in welchem eine solche Fülle exegetischen, textkritischen, historischen, geographischen, archäologischen Apparates niedergelegt ist und zwar so, daß jede dahin einschlagende Untersuchung mit Darbietung des gesamten in Betracht kommenden Materials ausgestattet ist. Es giebt gewiß niemand, der nicht bekennen müßte, aus dem Werke die reichste Belehrung geschöpft zu haben."

Der Verfasser behandelt jeden Gegenstand zusammenhängend in einem Kapitel, das durch größeren Druck hervorgehoben ist, und verschiebt alle dazu notwendigen Anmerkungen und Verweisungen in kleiner gedruckte Absätze, welche stets dem Kapitel des Textes selbst folgen. In diesen Anmerkungen steckt das gelehrte Detail, das den Leser in den Stand setzen soll, die Aufstellungen des Verfassers nachzuprüfen. Mögen Spezialforscher mit dem Verfasser rechten über die Priorität dieser oder jener Schrift vor andern; oder über die genaue Abfassungszeit mancher neutestamentlicher Schriften. Für den im Amte stehenden Geistlichen, welcher nicht der Detailgelehrsamkeit bedarf für Ausübung seines Amts, macht es keinen großen Unterschied, in welches Jahr eine Schrift zu setzen ist. Wenn nur die Hauptsache feststeht, daß die uns überlieferten Schriften des neuen Testaments aus der Apostelzeit stammen, und nicht aus dem zweiten oder dritten Jahrhundert und daß sie von den Verfassern herrühren, deren Namen von Alters her genannt wurden. Wir haben an anderem Ort darauf hingewiesen, wie gewaltig der Unterschied ist zwischen den apostolischen Schriften und den unmittelbar nach apostolischen. (Siehe den Art.: Ein Wort über die negative Kritik, Seite 185 in diesem Heft). Wir können einem Verfasser wie Dr. Th. Zahn nur dankbar sein, wenn er mit seiner umfassenden Gelehrsamkeit nachweist mit welch gutem Recht wir an der Echtheit der neutestamentlichen Schriften festhalten. — Wir empfehlen dieses herrliche Werk deutscher Gründlichkeit und deutschen Fleißes der größten Beachtung und sorgfältigstem Studium, dann werden auch unsere Synodalen gewappnet sein gegen freche Angriffe der negativen Kritik auf das Kleinod des neutestamentlichen Schrifttums.

„Das Schreien der Steine oder Hieroglyphen, Keilinschrift und Bibelwort." Von Past. G. Finke, Astoria, Oregon. Ein Pamphlet, 35 Seiten, Separatabdruck aus „Theologische Zeitblätter", redigiert von Dr. F. W. Stellhorn für die luth. Ohiosynode. Das Pamphlet ist auch im Eden Publishing House für 15 Cts. zu haben.

Im Januarheft d. J. Seite 39 haben wir schon auf den Artikel aufmerksam gemacht. Das Heftchen ist allen denen zu empfehlen, die mit den Fragen des ägyptischen und assyrisch-babylonischen Altertums genauer bekannt werden und die Resultate der Forschung in etwas kennen lernen wollen. In dem Heft giebt der Verfasser auch die Quellenschriften an, aus welchen seine Angaben geschöpft sind, so daß alle, die sich damit eingehend beschäftigen wollen, sich orientieren können. Nicht nur für Theologen, auch für Laien, welche für solche Dinge ein Interesse haben, ist das Schriftchen sehr empfehlenswert.

2. Zeitschriften.

Von Schäfer & Koradi, Philadelphia, Pa., kam uns zu Katechetische Zeitschrift, 2. Jahrg. 12. Heft, von Past. A. Spannuth in Schulenburg, Hanover. Druck und Verlag von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart. Jährl. 12 Hefte $1.70.

Inhalt des 12. Heftes: Die verschiedenen Methoden der Behandlung des Kirchenliedes. Organismus des kleinen Lutherkatechismus. Katechisation über Offb. 3, 20; Katechisation über das Weihnachtsevangelium. „Dies ist der Tag, den Gott gemacht" (erklärt Vers für Vers). Kurze Entwürfe zu Spruchkatechesen im Anschluß an den zweiten Glaubensartikel. Litterar. Kritiken und anderes.

Inhalt des 1. Hefts vom 3. Jahrgang: Der katechetische Entwurf (Abhandlung). Das Verhältnis zwischen dem Wortlaut des Apostolikums und der Erklärung Dr. M. Luthers. Epistel am 1. S. nach Ep. Röm. 12, 1—5 (Entwurf). Entwurf zur Ep. am 3. S. nach Ep. Röm. 12, 17—21. Jesus und die Samariterin, bearbeitet für die Oberstufe. Entwurf einer Katechese über Matth. 7, 24—27. Katechet. Lesefrüchte u. s. w.

Mancherlei Gaben und ein Geist. Die bekannte homiletische Monatsschrift begründet von † Emil Ohly, fortgesetzt von Past. Ad. Ohly. 39. Jahrgang, 4. und 5. Heft (Januar und Februar 1900). Jährlich 12 Hefte, Preis $2.50. Wir verweisen auf das Seite 79 f. gegebene Programm des 39. Jahrg., wonach die Eisenacher Evang. und Episteln, die Württ. Ep. II. Jahrg. und die Neuensächs. Perikopen Jahrg. IV, f. behandelt werden. Außerdem Kasualien und Ordinations- und Investiturreden. Das Januarheft behandelt die Texte von Septuagesimä bis Oculi. Ferner: Referat über die neuesten Erscheinungen auf dem Gebiet der Erbauungslitteratur, und litterar. Kritiken. Das Februarheft geht von Lätare bis Ostern und hat die Konfirmation und Buß- und Bettag unter Kasualien berücksichtigt. Als Abhandlung geht voran ein Aufsatz über: „Warum hat unsere Predigt so wenig Erfolg?" Den Schluß bilden: Litterar. Kritiken.

„Die Evangelischen Missionen", 6. Jahrg. 1900. Ein reich und fein illustriertes Familienblatt, herausgegeben von Past. Jul. Richter. Erscheint monatl., 24 Seiten stark in großem Oktav-Format, zum Preis von $1.00. Das 1. Heft enthält: Der Ertrag der Missionsarbeit des

19. Jahrhunderts. Ein noch unbekannter Missionsacker. Das Aussätzigenasyl in Tschandkuri. Vom großen Missionsfelde. Neueste Nachrichten. Bücherbesprechungen. Ein Missionsblatt in prächtiger Ausstattung zu billigem Preise.

Von A. Deicherts Verlagsbuchhandlung, Nachf., (G. Böhme) Leipzig, wird monatlich herausgegeben zum Preis von $3.00 jährlich „Neue kirchliche Zeitschrft", zur Zeit die einzige größere und allgemeinere wissenschaftliche Zeitschrift innerhalb der lutherischen Landeskirchen. Dieselbe hat mit dem Jahre 1900 ihren elften Jahrgang begonnen. Sie wird in Verbindung mit Dr. Th. Zahn in Erlangen und Dr. Burger in München und vielen namhaften Theologen herausgegeben von Gustav Holzhauser Gymnas. Prof. in München.

Das erste Heft des elften Jahrgangs, Januar 1900, enthält folgende Artikel: Zum neuen Jahre. Von Dr. Burger. Diese Abhandlung giebt eine Art Rückblick in die kirchliche Entwicklung des vergangenen Jahrhunderts. Ein Bild der theologischen Entwicklung giebt im folgenden Artikel Prof. D. R. Seeberg von Berlin: An der Schwelle des zwanzigsten Jahrhunderts. Er stellt in großen Zügen das Ringen der Geister dar, die im verflossenen Jahrhundert positiv und negativ das Leben der Kirche beeinflußt haben. Folgende Gesichtspunkte für das Verständnis des geistigen Werdeganges der Kirche stellt er auf: 1. Die Restauration des alten Glaubens der Aufklärung gegenüber; sowie die Entstehung der Fragen nach den neuen Formen für Theologie und Kirche. 2. Das Streben nach den neuen Formen für den alten Glauben und die alte Kirche. Der dritte Artikel: Der Streit um den neulich entdeckten hebräischen Sirachtext. Von Prof. Dr. Ed. König, Rostock. Der vierte: Die Bedingungen der Taufe auf dem Missionsfelde. Von Miss. Dir. von Schwartz, Leipzig. — Diese Zeitschrift wird hiemit bestens der Beachtung unserer Leser empfohlen.

Vom Verlag von Greiner & Pfeiffer, Stuttgart: „Der Türmer". Monatsschrift für Gemüt und Geist. Herausgeber J. E. Freiherr v. Grotthuß. Preis jährlich $5.00.

Auszug aus dem Inhalt des Februarheftes: Was sollen wir thun? Von Fritz Lienhard. — Die Halben. Ein Roman aus unserer Zeit. Von Jeannot Emil Frhrn. von Grotthuß. (Fortsetzung). — Guido Gezelle. Von Pol de Mont. — Schwöret niemals! Von Francisque Sarcey. — Bei Elendslaagte. Gedicht von Konrad Scipio. — Rahel und der Berliner Salon um 1800. Von Otto Verdrow. — Zwei Guckkastenbildchen. Von Karl Bechstein. — Stilles Träumen. Gedicht von Kurt Holm. — Kritik: Hermann von Linggs Selbstbiographie. Von St. Neue Romane. Von Dr. E. H. Deutscher Adel um 1900. Von Fedor von Zobeltitz. Shakespeare in Italien. Von —r.— Rundschau: Das neunzehnte Jahrhundert und die evangelische Kirche. Von Christ. Rogge. René Descartes. Zum 250. Jahrestag seines Todes. Von Dr. Herman Schell. John Ruskin. Von Wilhelm Schölermann. Alibeg Kaschkaschi. (Von den Berliner Bühnen). Von Rudolf Presber. Stimmen des In- und Auslandes: Die Sonnenblume. Von S. Die Maffia. Von E. Gagliardi. Heines Ideale. — Offene Halle: Ketzereien zur Schulreformfrage. Von Dr. E. M. Weibliche Aerzte. Von E. Uhland. — Türmers Tagebuch: Das deutsche Gemüt

im Burenkampfe. Englische Gewissensregungen. „Geschäft" und wie's gemacht wird. Und nochmals „Geschäft"! Und zum dritten Male „Geschäft"! — Kunstbeilage: Guido Gezelle. (Photogravure).

Auszug aus dem Inhalt des Märzheftes: Kaiser Karl der Fünfte. Zur vierhundertjährigen Wiederkehr seines Geburtstages. Von Dr. Hermann Rösemeier. — Die Halben. Ein Roman aus unserer Zeit. Von Jeannot Emil Frhrn. von Grotthuß. (Fortsetzung). — Ein außerordentlicher Mensch des 19. Jahrhunderts. Von Professor Max Seiling. — Eine Hungersnot in Taskoma. Nach John Heards gleichnamiger Erzählung in „The Century". Von Prof. Paul Scharnweber. — Kritik: Die Litteraturgeschichte der Romantik. Von Dr. Harry Maync. Vom Atheisten zum Christen. Von Joh. Quandt. Das Geheimnis des altdeutschen Haines. Von O. W. — Rundschau: Welt-Einheiten. Von Eberhard Kraus. G. Freytag und H. v. Treitschke im Briefwechsel. Von Dr. Hy. Mc. Von Deutschlands hohen Schulen. Von P. S. Zwei Könige („Schluck und Jau" — „Gioconda"). Von den Berliner Bühnen. Von Rudolf Presber. Stimmen des In- und Auslandes: Frau von Krüdener. Von Sch. Deutsche und Amerikaner. Von A. von Ende. Frauenwerke von heute. Von Frhrn. O. von Schleinitz. — Offene Halle: Ketzereien zur Schulreformfrage. Von O. Elster. Zur Schulreformfrage. Von Valent. Holzer. — Türmers Tagebuch. „Komische" Gedanken. Ins Mauseloch? Flotte und Kinderstube. „Das glückliche Deutschland und Wilhelm der Faust". — Kunstbeilage: Kaiser Karl V. Von Christoph Amberger. (Photogravure).

Verlag von Reuther & Reichard, Berlin. Halte was du hast. Zeitschrift für Pastoraltheologie. U. Mitwirk. v. Hofpred. Dr. F. Braun, Oberkons.-Rat Dr. P. Kleinert und Oberkons.-Rat Dr. H. A. Köstlin. Herausgeg. von Dr. E. Sachsse. XXIII. Jahrgang 1898—9. (Reuther &Reichard in Berlin). Preis jährlich $2.25. — Inhalt des 5. Heftes (Februar):

I. Abhandlungen. Ueber den angeblichen Katechismus des Waldecker Reformators Johannes Hefenträger (Trygophorus). Von Professor K. Knoke. — Unsere katechetische Aufgabe. Von Seminar-Oberlehrer Schwartz.

II. Litteratur. Die Litteratur des Jahres 1899 zur Inneren Mission. Von Stadtpfarrer Dr. Wurster. I.

III. Meditationen und Predigten über freie Texte für die Passionszeit: Joh. 1, 29 — Joh. 13, 31—35 — Luk. 22, 39—46 — Luk. 23, 34 von Dürselen — Siegmund-Schultze — Hornburg — Ohly.

IV. Kasualien. Predigt, gehalten am 50jährigen Jubiläum des Rhein. Provinzial-Ausschusses für Innere Mission zu Bonn am 29. Juni 1899. Von Generalsuperint. Umbeck.

V. Aus dem kirchlichen Leben der Gegenwart.

VI. Aus der übrigen theologischen Litteratur.

VII. Zeitschriftenschau.

Inhalt des 6. Heftes (März):

I. Abhandlungen. Zur Erinnerung an F. L. Steinmeyer. Von Dr. Erich Haupt. I. — Thomas. Von Lic. Bleibtreu.

II. Meditationen und Predigten über freie Texte für Palmsonntag, Hebr. 12, 1—6. — Gründonnerstags-Beichtrede, Offenb. Joh. 3, 20. — Karfreitag, Luk. 23, 46. — Ostern, Matth. 28, 1—7 — Offenb. Joh. 1, 17—18 — Joh. 14, 19 c. von Fritzsche — Hornburg — Köstlin — Schöner — Bleibtreu — Josephson.

III. Kasualien. Gebet am Grabe eines Geistlichen. Von Pfarrer Egelhaaf.

IV. Aus dem kirchlichen Leben der Gegenwart. Referate von Prediger Eckert.

V. Zeitschriftenschau.

❀ Magazin ❀

— für —

Evangelische Theologie und Kirche.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nordamerika.

Preis für den Jahrgang (6 Hefte) $1.50; Ausland $1.60.

Neue Folge: 2. Band. St. Louis, Mo. Juli 1900.

Zum Jubiläum.

Hat das Magazin im vorigen Heft aus der Feder unseres Mitredakteurs einen Artikel gebracht zu dem Jubiläum des Predigerseminars, so darf unser Magazin doch auch an seinem erstgeborenen Bruder nicht vorübergehen, es darf die Gratulation zum 50jährigen Jubiläum des „Friedensboten“ nicht ganz im Tintenfaß lassen. Der „Friedensbote“ steht ja dem Magazin weit voran an Verbreitung und Bedeutung für unsere ganze Kirche. Und da er jede Woche erscheint, so geschieht es oft genug, daß der „Friedensbote“ Artikel zu bringen imstande ist, die auch der Tendenz nach z. T. ins Magazin gehörten, die dann aber einfach wegbleiben, um nicht schon Gesagtes zu wiederholen. Aber das Gebiet unserer Arbeit ist ja so groß und weit und der Raum im Magazin, das nur alle zwei Monate erscheint, immer so enge, daß es ohnehin kaum möglich ist, alles zu berücksichtigen, was unserer Beachtung wohl wert ist. Hat das Magazin vorzugsweise die Pastoren der Synode als Leserkreis vor sich, so ist es dem „Friedensboten“ vergönnt, in so viele Christenfamilien ohne Unterschied des Standes wöchentlich einzukehren. Welche reiche Segenssaat kann er streuen in die Herzen von alt und jung. Möge es ihm vergönnt sein, noch viele Tausende auf den Weg des Friedens zu weisen auch in künftigen Jahren und zum Aufbau aller Anstalten und Werke des Reiches Gottes sein reich gesegnetes Teil mit beizutragen.

Das wünscht von Herzen Das Magazin.

Unser Glaube an die göttliche Offenbarung, als Antwort auf die Frage: „Was ist Wahrheit?“

(Ein ehemaliges Referat, eingesandt von P. M. Rös.)

Wenn auch Pilatus die Frage: „Was ist Wahrheit?“ mit Geringschätzung so hinwarf und sich dann sogleich von der persönlichen Wahrheit wegwandte, um die Meinung und Ansicht des Volks zu hören und sich in dessen Gunst zu erhalten, so ist und bleibt das doch eine Frage von der höchsten Wichtigkeit, mit welcher sich die edelsten Menschen zu allen Zeiten und unter allen Völkern beschäftigt und dieselbe zu beantworten versucht haben. Es

ist ein tiefes Bedürfnis der Menschenseele nach Wahrheit zu forschen. Wo müssen wir sie aber suchen? Wo können wir sie finden? Dreierlei Erkenntnisquellen giebt es, die jedoch nicht alle gleich ergiebig sind. — Der Tempel der Wahrheit hat drei Räume: einen Vorhof, ein Heiligtum und ein Allerheiligstes. Die beiden ersten Räume laßt uns heute nur rasch durchschreiten, um bald zur ergiebigsten und klarsten Erkenntnisquelle zu gelangen.

1. Gott hat sich geoffenbaret durch die Schöpfung. Der Anblick des Geschaffenen (der Natur) erregt in dem persönlichen vernünftigen Menschen die Frage: Woher dies alles entsprungen, aus welcher Macht, aus welcher Weisheit und zu welchem Zweck dies alles da sei und **wer** diesen Zweck gesetzt habe?

2. Auch ist unserer Seele anerschaffen, daß sie in sich ein Gesetz trägt und sich zum Gehorsam gegen dasselbe verpflichtet fühlt, sowie daß sie sich beim Ungehorsam verschuldet erkennt. Sie fürchtet ein Gericht über den Ungehorsam und sie weiß von Segen, der dem Gehorsam werden muß. Das erweckt die Frage: Wer denn diese Gesetze in unser Inneres geschrieben und über deren Befolgung wache? — Hierdurch entsteht schon eine Religion: ein Abhängigkeits- und Dankbarkeits-Gefühl, das ist jedoch die niederste Stufe der Religion, die der Heiden. Denn nicht die Schöpfung und das anerschaffene Gewissen sind die Quellen, aus denen die volle, das dürstende Herz ganz befriedigende und freimachende Wahrheit, geschöpft werden kann. Vor Christo haben die heidnischen Philosophen aus diesen natürlichen Quellen geschöpft. — Wir **Christen** schöpfen aus Gottes übernatürlicher Offenbarung, welche in Schriften überliefert ist. — Gott hat

3. sich am deutlichsten geoffenbaret, indem er den Menschen erschienen ist und mit hörbaren Worten zu ihnen geredet, Hebr. 1, 1 f., oder durch seinen unsichtbaren Geist innerlich sie erleuchtet hat. Zuletzt ist er Mensch geworden und hat als Mensch zu den Menschen geredet. Die Offenbarung Gottes in der Schöpfung und im Gewissen lehrt uns wohl, daß ein Schöpfer und Gesetzgeber über der Welt wohne, sie regiere und richte, aber über das **Wesen** und über die **Gedanken** und **Wege** dieses Schöpfers, bleibt alles Nähere für den, welcher nur die natürliche Offenbarung kennt, verborgen. — Wie nur des Menschen eigener Geist weiß, was im Menschen ist, so weiß nur Gottes eigener Geist die Tiefen Gottes. 1 Kor. 2, 10. 11. Uns können sie also nur durch Offenbarung des Geistes Gottes aufgeschlossen werden. Dazu kommt noch, daß die Welt nach dem Zeugnis der Schrift und Erfahrung im argen liegt, daß die Herzen durch die Sünde verfinstert sind; und weil das geistige Wesen eine Einheit ist, so muß vom Herzen aus auch die Erkenntnis verdunkelt sein. Deshalb reicht die natürliche Offenbarung für die Menschen wie sie jetzt sind, vollends nicht hin, um Gott zu erkennen, noch weniger praktisch zu Gott zu gelangen.

II. Freilich erhebt sich nun aber die Frage: Ob denn dasjenige eine **wirkliche Offenbarung sei**, was uns in der heil. Schrift als Offenbarung bezeugt wird, oder ob die Schriften des israelitischen Volks vor Christo und die Schriften der Jünger Christi wirklich **heilige** Schriften,

Schriften heiligen Inhalts seien? Diese Schriften haben einen so wunderbaren Inhalt. Sie reden von Erscheinungen Gottes, von göttlichen Erleuchtungen dieser und jener Menschen, sogar vom Menschwerden Gottes. Sie erzählen die wunderbarsten Dinge, welche von jenen Menschen geschehen sein sollen. Wer würde es einem heutigen Zeugen leicht glauben, wenn derselbe eine göttliche Erscheinung gehabt zu haben behaupten würde, göttlicher Erleuchtung sich rühmte oder Totenauferweckungen u. dgl. vollbracht haben wollte? Muß man nicht urteilen, daß je wunderbarere Dinge eine Schrift erzählt, um so weniger Glauben sie verdient, zumal wenn es nun Schriften sind aus grauem Altertum? — Auch andere alte Völker wollen Gotteserscheinungen und Wunderdinge erlebt haben und wir glauben ihnen nicht. Warum sollen wir denn diesen christlichen Schriften glauben? Ist es denn auch sicher, daß die sogenannten apostolischen Schriften wirklich von den Aposteln, die Evangelien wirklich von Augen- und Ohren-Zeugen Christi herrühren? Daß die Schriften der angeblichen Propheten nicht etwa erst nach den Dingen, die darinnen prophezeit sind, geschrieben wurden? Rühren insbesondere die geschichtlichen Schriften des Alten Testaments von zuverlässigen Zeugen her? Sind sie nicht erst sehr lange Zeit *nach* den angeblichen Ereignissen entstanden und haben sie in diesem Fall ihre Erzählungen aus *zuverlässigen* Quellen geschöpft? Endlich, gesetzt, die mosaischen Bücher seien von Moses geschrieben, wie konnte denn Moses sicher wissen, was jenseits des ersten Exils in Aegypten von Abraham erlebt worden war? Wie konnten sich sogar über die von Moses erzählte Zerstreuung der Völker und Verwirrung der Sprachen herüber zuverlässige Erinnerungen erhalten? Ja sogar über Dinge, welche zweieinhalb Jahrtausend vor Moses geschehen sein sollen? Wie kann Moses vollends bezeugen, was der Erschaffung der Menschen vorangegangen ist? —

Es ist nicht unsere Absicht alle diese Fragen hier einzeln zu beantworten, darauf können die Gelehrten in jeder guten Apologetik Antwort finden. Wir möchten aber den nichtgelehrten Wahrheitsliebhabern einen kurzen Weg weisen, zur vollen Gewißheit der Wahrheit zu gelangen. Die Hauptfrage hierbei ist, ob wir an die Person *Jesu Christi* mit Recht oder Unrecht als an eine göttliche Person glauben? Glauben wir mit Recht an ihn, so werden wir von ihm aus auch zum Glauben an die heil. Schrift geführt. — Haben wir Unrecht an ihn zu glauben, so fällt die Glaubwürdigkeit der ganzen Schrift zusammen. — Nun ist aber das eine geschichtliche Thatsache, daß Christus wie die Evangelien bezeugen, das Licht der Völker geworden ist, namentlich das Licht des Gewissens. Jedes vorurteilsfreie Gewissen fällt seinen Worten zu, wenn er redet von dem Zustand des Menschen und von der Verpflichtung des Menschen. Auch ist es unleugbar, daß sein Bild, welches uns die Evangelien schildern, ein sündloses, heiliges Bild ist, welches von Sündern *nicht* hätte erfunden werden können. Denn allen erdichteten Helden und Göttern der Heidenvölker haften Schwachheiten und Sünden an.

Ferner ist die Thatsache der Auferstehung Christi in der unzweifelhaftesten, echten Schrift des Paulus bezeugt (1 Kor. 15) mit Berufung auf viele Augenzeugen. Und die Entstehung der christlichen Gemeinden, das Festhal-

ten ihres Glaubens an einen Gekreuzigten, als an einen Messias wäre ganz unbegreiflich, wenn Christus nicht wirklich auferstanden wäre. Sind nun aber Christi Worte ein solches Licht für das menschliche Gewissen, steht er in all seinem Thun und Lassen als der Heilige vor unsern Augen, so ist es unmöglich, ihn in irgend etwas, was er von sich selbst oder von Gott oder von der Welt oder von den Menschen sagt, für einen Betrüger oder Betrogenen zu achten. — So gelangen wir zunächst zur Sicherheit des Glaubens an seine von ihm selbst bezeugte Gottheit. Dann aber auch zur Sicherheit über die Geisteserleuchtung der von ihm erwählten und ausgesendeten Jünger und zur Sicherheit der Glaubwürdigkeit der alttestamentlichen Schriften, denn Christus hat an sie geglaubt, auf sie verwiesen, auf sie sich berufen. — Und die Erscheinung Christi aus der Mitte Israels hervor, wäre auch nicht möglich gewesen, wenn nicht eine Reihe Offenbarungen Gottes unter diesem Volk das Aufblühen dieser Wurzel aus Davids Stamm ermöglicht hätte. — Der Mensch kann in seinem Gewissen ein Zeugnis für Christum vernehmen, welches er innerlich erkennt als ein Gotteszeugnis und nach dessen Glaubwürdigkeit er nicht weiter zu fragen braucht. Uebrigens sind auch die Schriften der Apostel und Propheten so voll von einer seither nie wieder erschienenen, durch alle Zeiten hindurch wirkenden Geistes- und Heiligkeitsmacht, daß wer von dieser Macht im Gewissen getroffen ist, ihren übernatürlichen Ursprung nicht mehr bezweifelt. Woher kam der christlichen Gemeinde ihre Macht, die gebildete und ungebildete Welt und deren ganzes Lebens- und Gedankensystem zu überwinden, wenn die christliche Gemeinde nicht im Besitze der göttlichen Wahrheit gewesen ist? Und wie konnte das vorchristliche Israel zu einer Zeit, wo alle sonstigen Völker in den religiösen und sittlichen Irrtümern des Heidentums gefangen lagen, zur Erkenntnis des einen, in Liebe und Feuereifer heiligen Weltschöpfers und Weltregenten, des ewigen und selbständigen Jehovas gelangen? —

Christi Person, Christi Gemeinde, das Volk Israel, die Schriften der Apostel und Propheten bleiben ein Rätsel, wenn die angebliche Offenbarung, von welcher die Schrift uns sagt, nicht wirkliche Offenbarungen Gottes gewesen sind. — Weiter läßt sich aber auch erkennen, daß die Weltgeschichte überhaupt und zuletzt die ganze Natur und Schöpfung nur dann, wenn Christus und der ganze Schriftinhalt eine Wahrheit ist, ihr Licht und ihr rechtes Ziel erhalten.

III. Die Wahrheit, ja ein System göttlicher Wahrheit ist in der heil. Schrift enthalten. Aber nun ist die Frage: Wo in den Schriften ist es denn zu finden? Diese Schriften, welche allmählich in einem Zeitraum von 16 Jahrhunderten entstanden sind, geben uns teils Erzählungen, teils Gesetzgebungen, Ermahnung und Predigt, teils enthalten sie Weissagungen, Bußbekenntnisse der Menschen, Klagen und Bitten, namentlich auch Lobpreisungen von frommen Menschen ausgesprochen. Solche Schriften, in welchen eine eigentliche Lehrentwicklung beabsichtigt würde, giebt es in der heil. Schrift fast keine. Wo finden wir denn das Ganze der Wahrheit in systematischer Ordnung? Die Antwort lautet: Das finden wir freilich nirgends so bei einan-

der. Was uns die heil. Schriften bezeugen wollen, das sind, in der That, nicht sowohl Lehren, Sätze für den Verstand, sondern vielmehr die Thaten Gottes werden in diesen Schriften bezeugt.

Auf göttlichen Thaten beruht unser Heil, auf göttlichen Thaten schon unser natürliches Leben. Diese Thaten Gottes sind teils bereits geschehen, so die Schöpfung, die Bundesschließung mit Abraham, die Erteilung des Gesetzes durch Moses an das aus Aegypten errettete Volk, die Menschwerdung Gottes, der Tod und die Erhöhung des Menschgewordenen, die Geistesausgießung u. s. w. Teils sind es zukünftige Gottesthaten: nämlich das Wiederkommen Christi zur Vollendung seines Reichs und zum Gericht. — Die göttliche Wahrheit, an welche wir glauben, ist vor allem ein System göttlicher Thaten, in welchen sich Gott den Menschen offenbart. Nicht zu vergleichen einem Lehrer, welcher seinen Schülern Lehrsätze erteilt, daß sie dieselben mit dem Verstande fassen, sondern er gleicht einem Vater, welcher im Wohlthun, in Züchtigungen, in Ermahnungen, im Ernähren und Kleiden seine Vaterliebe an den Kindern bestätigt, um sie zu erziehen zum rechten Leben oder um sie aus der Irre zu demselben zurückzuführen. Das Belehren ist beim göttlichen Offenbaren nicht das erste, das Wohlthun, Leiten, Züchtigen, die Lebenserziehung geht voran. Die Belehrung bleibt nicht aus, aber sie geschieht nur auf Grund der Erziehung und nach und nach durch die von der Lebenserziehung herbeigeführten Gelegenheiten. In einem allmählichen Stufengang erbauen sich die göttlichen Heilsthaten an der Menschheit eine auf der andern. Sie bilden ein System von übereinander sich erhebenden Stufen.

Nachdem die ursprünglichen Offenbarungen nach zwei Jahrtausenden von den Menschen verlassen und vergessen worden sind und die Völker schon fast ganz heidnisch geworden waren, fängt Gott mit Abraham wieder vorne an, schließt mit ihm und seinen Söhnen einen Bund, giebt etliche Jahrhunderte hintennach der Nation der Abrahamiten sein Gesetz, damit sie ein Gottesstaat werden sollen, richtet eintausend Jahre später den Davidischen Thron auf zur göttlich-menschlichen Regierung dieses Staats, stürzt ihn nach abermals 500 Jahren wieder um, damit diese Nation den Fluch ihres Undanks erfahre, richtet aber endlich den Thron des ewigen Davidssohnes auf, aber wiederum ganz allmählich in einer Reihe von Schritten, indem er seinen Sohn in Niedrigkeit zu den Menschen sendet, ihn in den Tod giebt, dann erst erhöht, die Menschen nun einladet zu diesem König, bis endlich die unsichtbare Herrschaft desselben über die Herzen, zur sichtbaren, herrlichen Herrschaft über Menschen und Natur werden wird.

Ebenso stufenmäßig und allmählich ist nun der an diesen Gang göttlicher Thaten sich anschließende Lehrgang Gottes: Abraham erhält eine Belehrung, Moses eine tiefere u. s. w. Christi Jünger können, ehe er litt und starb, nur wenig Lehren ertragen. Nach Kreuzigung, Auferstehung, Himmelfahrt und Pfingstfest geht das rechte Verstehen der Jünger an. Anderes lernen sie erst verstehen, nachdem Gott angefangen hat die Heiden herbeizuführen. Endlich die apokalyptischen Lehren verknüpfen sich erst recht mit der Zerstörung Jeru-

salems und dem beginnenden Konflikt zwischen Christi Gemeinden und den heidnischen Weltreichen. Manche haben gemeint, zur Ehre der heiligen Schrift, schon in den ersten Kapiteln der Genesis die Dreieinigkeit Gottes, die Gottheit des Messias finden zu müssen. Das ist aber gerade so verkehrt, als wenn ein Lehrer den Unterrichtskursus umkehren, die schwierigsten Aufgaben zuerst geben würde, ehe die Schüler die Anfangsgründe gelernt haben. — So kann z. B. das ewige Leben des Menschen nach dem Tode erst gelehrt werden, nachdem das ewige Leben wirklich durch die göttliche Lebenserneuerung dem Menschen anfängt Heil zu bringen. Die Gottheit des Messias wird erst nach Christi Erhöhung völlig klar. — Wenn er erst einmal in der Fülle da sein wird, werden wir etwas mehr als jetzt von ihm verstehen.

Insbesondere wird auch von den zukünftigen Adventen des Herrn erst dann das rechte Wissen kommen, wenn sie geschehen sind. Die Weissagung redet nicht so deutlich, als die Geschichte erzählt. Wir können überhaupt nur das recht fassen, was wir schon erlebt haben. — Aus dem allem folgt nun, daß wir, um die göttliche Wahrheit als ein Ganzes aus der Schrift kennen zu lernen, uns stellen müssen auf den höchsten Punkt, zu welchem die Offenbarung Gottes bis jetzt emporgestiegen ist: nämlich wir müssen mit Christus, mit Paulus, Petrus und Johannes umgehen, ihre Worte zu einem Ganzen zusammenfassen und rückwärts blicken, den ganzen Gang der göttlichen Thaten und Zeugnisse von Abraham an, gewissermaßen von Adam an überblicken. Was bei Christo und bei den Aposteln als der beherrschende Mittelpunkt ihres Anschauens und Lehrens hervortritt, das müssen wir zum Mittelpunkt machen. Von diesem Gesichtspunkt aus müssen wir das ganze Gefüge der göttlichen Offenbarungen überblicken. Der Geist Gottes selbst muß uns an der Hand des Wortes Christi in den Mittelpunkt hineingeführt haben. Dann ordnet sich für das sehende Auge das Ganze zu einem wachstümlich sich entfaltenden Organismus. (So lernt man vom Zentrum aus bis zur Peripherie schauen. Red.)

IV. Sämtliche Offenbarungsthaten Gottes, von der Schöpfung an, bis zu der noch zukünftigen, gerichtlichen und erlösenden Vollendung des göttlichen Reichs, bezwecken die Heranbildung der Menschen zur Lebensgemeinschaft mit Gott. Diese wäre nicht möglich, wenn wir nicht göttlichen Geschlechts wären. Wenn wir nicht erstlich: Geist wären, entsprungen aus dem Geisteswesen Gottes, zweitens: wenn wir nicht freie und selbstbewußte, also herrliche Wesen wären. Weil wir nun aber göttlichen Geschlechts sind, so ergiebt sich hieraus in Bezug auf das Vernehmen und Anerkennen der göttlichen Wahrheit ein Doppeltes, welches auf den ersten Anblick entgegengesetzt zu sein scheint:

Erstens: Als Geist aus Gottes Geist können wir nicht anders, wir müssen die Offenbarungsthaten Gottes, wenn sie vor unser Auge und Ohr treten, vernehmen, wir müssen vernünftig sein. Z. B. muß die Offenbarung Gottes in uns erkannt werden durch den Anblick der von ihm erschaffenen Welt. Und es muß der recht gepredigte Christus in unserm Gewissen Anerkennung finden.

Zweitens aber, als freie Wesen können wir wählen zwischen dem Gernevernehmen und zwischen dem Ablehnen des Vernommenen. Wir können den vernommenen Stimmen Gottes gehorchen, oder aber den Gehorsam verweigern und deswegen auch das Hören vermeiden.

Insofern ist also zwar nicht das erste, aber doch das nachfolgende Vernehmen Gottes eine Sache der Freiheit, des freien Entschlusses. „Im Glauben vernehmen wir,“ sagt der Hebräerbrief Kap. 11, 3. Der Glaube ist freie Hinbewegung der Seele zu den verlautenden Stimmen. Hieraus ergiebt sich nun in betreff der göttlichen Methode, die Wahrheit zu beweisen, folgendes: die Männer Gottes, deren Worte in den Schriften aufgezeichnet sind, bezeugen die Wahrheit und rechnen auf das menschliche Vernehmen und freie Zustimmung. Sie sagen: Wer Gott leugnet, der ist ein Thor, indem er nämlich wider die gesunde menschliche Natur handeln will; oder der ist ein Gottloser, indem er sich vor Gott verschließen will, er wird aber über seinem Unglauben gerichtet werden. Der Unglaube ist also eine Sache der mißbrauchten Freiheit, der Verschuldung. — „Wer da will den Willen dessen thun, der mich gesandt hat, der wird erkennen, daß die Lehre aus Gott ist.“ (Joh. 7, 17). Dagegen führt die heil. Schrift keine den Verstand zwingende Beweise für die Wahrheit. Sie beweist nicht auf eine schlechthin nötigende Weise, daß Gott lebt, daß der Mensch nach dem Tode fortleben wird, daß Christus göttliche Wahrheit ist u. s. w. u. s. w.

Solche Beweise, welche den Verstand schlechtweg nötigen würden zur Anerkennung, zwingende Beweise, lassen sich für die göttliche Wahrheit überhaupt nicht führen, und zwar gerade deswegen nicht, weil es göttliche Wahrheit ist. Zwingende, unentfliehbare Verstandesbeweise giebt es nur in betreff der Wahrheiten und Gesetze dieser sichtbaren Welt. Der unsichtbare Gott, die unsichtbare Gotteswelt, die über dieser irdischen Welt ist, und die Gesetzgebung, welche für die unsichtbare Welt unserer Seele gilt, kann nur, wenn die freie Entschließung des Menschen dabei ist und die Ergründung seines eigenen Lebens in das Unsichtbare geschieht, erkannt und mit steigender Sicherheit anerkannt werden und zur vollen Gewißheit für den Menschen gelangen. — Also die Männer Gottes beweisen indem sie bezeugen und auf die freie Zustimmung des vernünftigen Menschen und auf sein Erleben des von ihnen Bezeugten und in der Welt gegenwärtigen göttlichen Lebens rechnen.

Thesen.

1. Göttliche Offenbarung ist für den Menschen, der von, durch und zu Gott hin geschaffen ist, Bedürfnis.

2. Gott hat für die Befriedigung dieses schreienden Bedürfnisses gesorgt, er hat sich geoffenbaret:

a. Durch die Erschaffung der Welt. Röm. 1, 19. 20.

b. Durch die sittliche Gesetzgebung im menschlichen Gewissen, und durch den religiösen Zug, der auf göttlicher Verwandtschaft beruht. Diese natürliche Offenbarung ist aber unzureichend, die Wahrheit ganz und völlig zu erkennen.

c. Am vollkommensten aber hat sich Gott in seinem Wort und durch seinen Sohn, ὁ λόγος κατ' ἐξοχήν geoffenbart, aber in einem allmählichen Stufengang von Offenbarungsthaten.

3. Wir können zur Gewißheit gelangen, daß die heil. Schrift göttliche Offenbarung ist, wenn wir zur Erkenntnis Christi und zum vollen Glauben an ihn gelangen. Das reine, heilige, sündlose Bild Christi in den Evangelien dargestellt, konnte nicht von sündigen Menschen erfunden werden. Ferner ist die christliche Kirche ein Beweis für die Uebernatürlichkeit des Stifters.

4. Um die göttliche Wahrheit zu finden, müssen wir suchen in der Schrift und zwar die Hauptsache, den Mittelpunkt derselben und fortwährend um die Erleuchtung des göttlichen Geistes flehen.

5. Der Zweck der Offenbarung ist die Heranbildung der Menschen zur Lebensgemeinschaft mit Gott. Das ist möglich, weil wir göttlichen Geschlechts sind.

6. Es ist vernünftig an die göttliche Wahrheit zu glauben, denn wir können seine Spuren vernehmen, seine Stimmen hören.

7. Es ist unvernünftig ungläubig zu sein, denn Unglaube ist Unnatur, Unvernunft, freiwillige, wenn auch allmähliche Verirrung, Umnachtung des Geistes durch eigene Verschuldung.

Das Wesen der Liebe zu Gott.

Das ist ein Thema, das sich schwerlich erschöpfen läßt, das jeder nur vom Standpunkte seines Erkennens und Fühlens berühren kann. Zu der folgenden Darstellung hat ein Artikel in der „Neuen theologischen Zeitschrift“ von Stadtpfarrer Walther in Stuttgart die Anregung gegeben. So lesenswert derselbe war, schien es doch geeignet, ihn nicht unverändert zum Abdruck zu bringen, sondern frei zu reproducieren, wobei denn die Anerkennung nicht zurückgehalten zu werden braucht, daß die Darstellungen dieses Verfassers, namentlich in den Citaten, die er giebt, ausgiebig benutzt werden sollen.

Daß die Liebe zu Gott im Zusammenhange der christlichen Wahrheit, im Gesetz und im Evangelium nicht bloß einen Hauptpunkt bildet, sondern so recht von zentraler Bedeutung ist, das bedarf keines besondern Beleges durch Schriftstellen. Dennoch, sagt Walther, muß es auffallen, daß das Neue Testament wenig darüber sagt, worin eigentlich das Wesen der Liebe zu Gott bestehe. Auffallend, meinen wir, kann das kaum mit Recht genannt werden, sondern es liegt ganz in der Natur der Sache begründet, daß keine eigentlich begriffliche Erklärung gegeben wird. Der Begriff Gottes sowohl wie der der Liebe, sie sind ja auf der einen Seite unfaßbar, unsagbar, und doch auf der andern Seite dem innersten Wesen des Menschen so unmittelbar naheliegend, daß eine entfaltende und zerlegende Erklärung weder gegeben werden kann noch gegeben zu werden braucht. Das Auffallende ist u. E. weniger bei der Schrift zu suchen als bei uns selbst. Legen wir uns die Frage vor: was ist eigentlich die Liebe zu Gott, so müssen wir mehr oder minder mit einem beschämenden Befremden gewahr werden, daß wir über die Sache weniger Bescheid wissen,

als wir uns eingebildet haben. Lernend und lehrend haben wir das Wort „Liebe zu Gott" so oft im Munde geführt und gemeint, wir wüßten völlig, was darunter zu verstehen sei, und doch ist's mit dem Gebrauche dieses Wortes ähnlich wie mit dem einer Münze, die von Hand zu Hand geht, über deren eigentlichen Feingehalt aber die wenigsten sich eine richtige Kenntnis verschafft haben.

Indirekt natürlich lassen sich, wie das nicht anders zu erwarten ist, auf die Frage: was ist die Liebe zu Gott, in der heil. Schrift Antworten genug finden; wie könnte auch dieselbe, wenn sie in diesem Zentralpunkte uns ohne Licht ließe, die Quelle für die Berichtigung und Vertiefung unserer religiösen Anschauungen bilden. Es lassen sich zwei Gruppen von diesbezüglichen Aussagen unterscheiden. Entweder wird ausgesprochen, daß die Liebe zu Gott im Halten seiner Gebote sich beweise, 1 Joh. 5, 3 u. a., oder es wird in hartem Anstreifen an den Gedanken, daß es dem Menschen überhaupt unmöglich sei, dem unsichtbaren Gott unmittelbar Liebe zu bezeugen, aufgefordert, die Gottesliebe durch Nächstenliebe zu erweisen, 1 Joh. 5, 10 u. a. In beiden Aussagen macht sich eine nüchterne, sittlich praktische Auslegung des vornehmsten Gebotes geltend, die jedenfalls durch die Erfahrung im Gemeindeleben hervorgerufen war; man wird kaum fehlgehen mit der Vermutung, daß schon in der apostolischen Gemeinde Abirrungen und Auswüchse unpraktisch thoretisierender oder asketisch weltflüchtiger oder schwärmerisch übergeistlicher Frömmigkeit solche nüchtern vernünftige Warnungen nötig gemacht haben. Kol. 2, 1; 1 Tim. 4 u. a.

Unbedingt ist es doch aber nicht die Meinung der Schrift, daß in dem Halten der Gebote oder in der Liebe zum Nächsten die Liebe zu Gott völlig aufgehe in dem Sinne, wie etwa ein und dieselbe Sache mit zwei verschiedenen Namen benannt werden kann, wobei es gleichgültig bleibt, unter welchem Namen man die Sache kennen lernt oder betreibt. Unbedingt nicht meint die Schrift, wie in unserer modernen Zeit die Gesellschaft für ethische Kultur, daß die Forderung der Liebe zu Gott ersetzt werden könne durch die Forderung des normalen sittlichen Verhaltens oder der Nächstenliebe, daß Sittlichkeit oder Nächstenliebe ein Aequivalent der Liebe zu Gott seien, weshalb man denn unter Umständen die Sache in ihrer altmodischen Form, als Liebe zu Gott, als antiquiert beiseite lassen und sie in zeitgemäßerer Gestalt als vernünftige Sittlichkeit und Nächstenliebe in Quantität und Qualität unverändert weiter besitzen könne. Vielmehr ist die Liebe zu Gott nach der Schrift etwas Reales, Selbständiges, nicht bloß ein Name für eine Sache, die anders und richtiger benannt werden kann, wie „der Weihnachtsmann" ein personifizierender Name für die Bethätigungen der Elternliebe ist. Die Liebe zu Gott muß vorhanden sein, um das Halten seiner Gebote und die Nächstenliebe zu dem zu machen, was sie sein sollen. Etwas Selbständiges muß im Sinne der Schrift die Liebe zu Gott sein und doch nichts vom Halten der Gebote und von der Nächstenliebe Trennbares, nichts Daneben-, sondern etwas Darinliegendes. In der alttestamentlichen Offenbarung tritt die Forderung der Liebe zu Gott erst in zweiter Linie hervor, es ist erst das Deuteronomium,

welches diese Forderung ausdrücklich stellt, voraus geht in der ersten Gesetzgebung vom Sinai die Forderung unbedingter Anerkennung der Gebote; daher tritt die Forderung der Liebe zu Gott im Alten Testamente eigentlich nie als eine selbständige Forderung auf, sondern die Liebe zu Gott wird fast immer als das Wesen und die treibende Kraft der Gesetzeserfüllung genannt. Exod. 20, 6; Deut. 13, 4.

So eng und unlösbar der Zusammenhang zwischen der Gottesliebe und der Nächstenliebe und dem Halten der Gebote ist, so daß sie so zu sagen immer in einem Atem genannt werden, so hat doch die Liebe zu Gott ein gewisses Etwas in sich, das in ihren Erweisungen durch Sittlichkeit und Nächstenliebe nicht aufgeht. Es wäre ja sonderbar, wenn dasjenige Gebot, welches Jesus als das vornehmste bezeichnet hat, keinen selbständigen Sinn für sich haben und nur durch das andere, das ihm gleich ist, einen Sinn erhalten sollte. Für Jesum, für den der Verkehr mit dem Vater die bestimmende Macht seines Lebens war, hat die Forderung der Gottesliebe einen Sinn voll leuchtender Klarheit gehabt, Paulus hat bei seinem Hymnus auf die Liebe, die nimmer aufhört, nicht bloß an die Nächstenliebe gedacht, und Johannes mit seiner innigen Mahnung „lasset uns ihn lieben, denn er hat uns zuerst geliebt", nicht ein zur rechten Zeit sich einstellendes Wort für einen fehlenden Begriff ausgesprochen.

Wenn nun Walther sagt: „Aber eine deutliche Aussprache darüber, was die Liebe zu Gott sei, vermissen wir, und diesen Mangel hat die Christenheit empfunden, sonst würde nicht die Dogmengeschichte ein Suchen und Tasten nach der richtigen Erfüllung des Gebots der Gottesliebe aufweisen, das in der Mystik gelegentlich die seltsamsten Blüten getrieben hat," — so müssen wir dasselbe, was schon oben gesagt, geltend machen: es ist hier weniger an einen Mangel seitens der Schrift zu denken, sondern an einen Mangel seitens der Menschen, an eine Unfähigkeit, das lebendig sich anzueignen, was in That und Leben uns offenbart ist. Diesen Mangel als solchen anzuerkennen und nach seiner Beseitigung zu ringen, ist die Aufgabe evangelischer Frömmigkeit; wesentlich ist die Aufgabe eine praktische, durch persönliche Anstrengung, durch Wandel in der Wahrheit zu erfüllende; die Theologie für sich allein ist graue Theorie und kann den Mangel nicht durch Formulierung von Definitionen beseitigen, aber wie Theorie nirgends zu verachten ist, so kann und soll auch hier evangelische Theologie durch Bestreitung vorgekommener Irrtümer, durch Warnung vor Irrwegen und Einseitigkeiten, durch Andeutung klarer Gesichtspunkte der Praxis bescheidene Dienste leisten.

Der Versuch, für die Gottesliebe ein selbständiges Gebiet festzustellen, begegnet heutzutage Vorurteilen. Abgesehen von der breiten Strömung religionsfeindlicher oder gegen Religion gleichgültiger Gesinnung, von der sich die Masse treiben läßt, von dem Verlangen nach Autonomie des menschlichen Geisteslebens, welches imstande sein soll, sich auch ohne die Krücken religiöser Vorstellungen und Antriebe würdig und edel zu gestalten, ist auch die Theologie von einer Abneigung gegen metaphysische Erörterungen beherrscht, die Untersuchungen über das Verhältnis des Menschen unmittelbar zu Gott nicht

zu den Lieblingsgegenständen theologischer Beschäftigung macht. Der Stimmführer dieser antimetaphysischen Richtung ist Rischl. Er sagt: „Die Liebe zu Gott hat keinen Spielraum des Handelns außerhalb der Liebe zu den Brüdern." Daß er dafür eine ganze Reihe von Schriftstellen anführen kann, welche besagen, daß der Mangel an Bruderliebe ein Beweis für den Mangel an rechter Gottesliebe ist, ist selbstverständlich, aber es ist doch nicht bloß die Gewalt dieser Schriftstellen, die ihn zu dieser Behauptung geführt hat, sondern eben seine aufs praktische gerichtete, nüchterne Denkweise, die ihn zum Gegner aller unfruchtbaren Sentimentalität macht; der Versuch, durch passive Hingabe an die Gottheit eine unmittelbare Annäherung an dieselbe zu erstreben, ist ihm eine Verzerrung der Religion, und selbst der liebende Verkehr der Seele mit Christus ist ihm ein spielerischer Gedanke, bei dem nichts Gutes herauskommen kann. Um den mystischen Verirrungen jeder Art den Weg zu verlegen, greift er zu dem Radikalmittel, der Gottesliebe überhaupt kein selbständiges Gebiet einzuräumen.

Daß dem Widerwillen des scharfsinnigen Theologen gegen die Mystik, obwohl er in seinem verwerfenden Urteile über ihre einzelnen Erscheinungen und Vertreter entschieden zu weit geht, doch ein berechtigtes Motiv zu Grunde liegt, muß zugestanden werden. Pflicht der evangelischen Theologie ist es ja, rein gefühlsmäßige Formen der Frömmigkeit, welche sich der Klärung durch die Zucht des Wortes geflissentlich entziehen, zu bekämpfen. Die evangelische Lehre muß fordern, daß unsere Beziehungen zu Gott ganz und gar durch den Glauben an unsere Rechtfertigung durch Christum bestimmt und gestaltet seien. Klarheit sowohl der Sündenerkenntnis als auch des Erlösungsglaubens ist also unbedingtes Erfordernis, und es ist eine leidige Thatsache, daß die gefühlsmäßigen Regungen, in welchen die Mystik die Beziehungen zu Gott finden lehrt, diese Klarheit vielfach vermissen lassen; denn durch die Eröffnung der Möglichkeit einer unmittelbaren Vereinigung der Seele mit Gott werden die einfachen Wahrheiten des Evangeliums unwillkürlich in den Hintergrund gedrängt. Es ist ja aus der Dogmengeschichte hinlänglich bekannt, wie nahe oft die christliche Mystik an den ethnischen Pantheismus angestreift hat, indem weniger die Empfindung des Gegensatzes zwischen Sünde und Heiligkeit als vielmehr die des Gegensatzes von Endlichkeit und Unendlichkeit die das Erlösungsbedürfnis weckende Grundstimmung abgab, und die fromme Sehnsucht weniger auf das Gut des Friedens durch die Vergebung der Sünde als vielmehr auf eine Verzückung aus der endlichen Beschränktheit und ein Verschwimmen der Seele in ihrem unendlichen Urgrunde sich richtete.

Das alles berechtigt allerdings nicht, unter dem Namen Mystik die Aussprüche und Aeußerungen echtester Frömmigkeit als unprotestantisch zu verdächtigen. Kennt doch auch die heil. Schrift Beziehungen zu Gott, die kaum anders denn als mystisch bezeichnet werden können. Ps. 73.: „Dennoch bleib ich stets an dir; wenn ich nur dich habe, so frage ich nichts nach Himmel und Erde." Ps. 16: „Ich spreche zu Jehova: du bist mein Herr, mein Glück ist nicht außer dir" u. a. Auch die ekstatischen Erscheinungen, von denen das

Neue Testament berichtet, die Glossolalie, die Verzückungen des Paulus, können dem Zusammenhange mit dem, was man Mystik nennt, kaum entzogen werden. Allein es wäre ein Mißverständnis, wollte man aus diesen Thatsachen den Schluß ziehen, daß die ideale Frömmigkeit in einem wortlosen (oder wortreichen) Empfindungsleben verlaufen, wenigstens in einem solchen ihren Gipfelpunkt ersteigen müsse. Vielmehr hat nach evangelischer Anschauung das Glaubensleben gerade die umgekehrte Aufgabe, aus der Ueberschwenglichkeit ekstatischer Aeußerungen und mystischer Gefühlsregungen mit der Zeit in das Fahrwasser objektiver Begriffe einzulenken. 1 Kor. 14, 19: „Aber in der Gemeinde will ich lieber fünf Worte reden mit meinem Sinn als zehntausend mit Zungen."

Diejenigen Männer hingegen, welche man gemeinhin als Mystiker bezeichnet, sind der direkt entgegengesetzten Meinung: sie sehen in Visionen und Verzückungen den Höhepunkt der Frömmigkeit; sie knüpfen an die von der Macht des gläubigen Gefühls zeugenden Schriftstellen an und wollen das Ideal der Frömmigkeit und Gottesliebe durch planmäßige Ausbildung der zu Tage tretenden Elemente eines frommen Empfindungslebens gewinnen. In Hoppes „Geschichte der quietistischen Mystik in der katholischen Kirche" heißt es: Alle Mystiker gingen von dem Gedanken aus, daß der Mensch nur durch die Liebe zu Gott zur wahren Erkenntnis Gottes gelangen könne, daß er sich daher vor allem durch den Affekt des Willens mit Gott zu einigen habe, und daß es ihm hierdurch möglich werde, zu einem solchen innern persönlichen Erleben, Erfahren und Erfassen des Göttlichen zu gelangen, daß er schließlich in vollkommenster Vereinigung mit Gott lebe und sich innerlich schon hier auf Erden desselbigen Lichtes erfreue, wie die Seligen im Himmel." „Diese Liebe reinigt das Herz in erster Linie durch Mortifizierung der Sinnenlust und Selbstsucht, sodann durch eine Gelassenheit der Seele, in welcher diese alle Leiden und Anfechtungen als ein Mitleiden mit Christus in williger Nachfolge Jesu ertrug." „Damit ist verbunden eine durchaus passive willenlose Ergebung in den Willen Gottes ohne jede Hoffnung auf Lohn." Indem nun so aus der Reinigung der Seele deren Erleuchtung erwächst, vollendet sich dieselbe schließlich in einer Einigung der Seele mit Gott, in welcher diese zu wirklicher Vergottung gelangt."

Derartige religiöse Bestrebungen sind uns, obwohl wir nicht mehr im katholischen Mittelalter leben, doch nicht fremd, sie begegnen uns auf dem Boden der evangelischen Kirche, namentlich des Methodismus, überall da, wo der Besitz des seligen Friedens mit Gott als der Preis der sogenannten „vollkommenen Heiligung" gepriesen wird. Wenn Walther sagt: „Derartige religiöse Bestrebungen wird man bei uns allgemein für verkehrt und unevangelisch erklären," so bedarf dies Urteil wohl einer nähern Bestimmung und Begrenzung. Es ist ja nicht zu leugnen, daß die theoretischen Vordersätze dieser Anschauungen ganz richtige, tiefe Wahrheiten sind, und daß es demnach sehr schwer ist, die Grenze zwischen dem Wahren und Falschen in diesen Behauptungen anzugeben. Es ist ja wahr, daß der Schlüssel zur Erkenntnis Gottes

die Liebe zu ihm ist, und daß allein eine That des Willens in seine Gemeinschaft führt, wahr, daß die Liebe das Herz reinigt durch Ertötung der Sündenlust und Selbstsucht und sie mit Gelassenheit erfüllt, daß die Erleuchtung zu wahrer Gotteserkenntnis Hand in Hand mit dem Leben in Gott geht; das sind Thatsachen, die wir in der evangelischen Verkündigung nicht vermissen möchten. Unevangelische Schwärmerei entsteht erst da, wo der Mensch sich bemüht, den Regungen anbetender Bewunderung, Liebe und Hingebung gegenüber seinem Gott träumerisch nachzusinnen unter dem planmäßigen Bemühen, diese Gefühle als solche zu steigern und zur Hauptquelle innerer Befriedigung zu machen, wobei er schließlich statt zur Gottseligkeit zur Selbstseligkeit gelangt. Die thatenlose Versenkung in fromme Gefühle entfremdet den Menschen nicht bloß seinem gottgeordneten Berufe, läßt ihn die Ansprüche seiner Mitmenschen an die Thatbeweise seiner Liebe zu Gott vergessen, sondern artet auch schließlich zu geistlich wollüstiger Unnatur aus. Deshalb ist es nicht zu hart geurteilt, wenn wir in der von Hoppe geschilderten Art der Mystik ein spielerisches Treiben erkennen, das niemals die wahrhaft evangelische Gottesliebe bilden kann.

„Aber," fragt Walther weiter, „wird von diesem Urteile nicht auch der klassische Mystiker der lutherischen Kirche, Johann Arndt, und die von ihm in die lutherische Kirche eingeführte Mystik getroffen?" Und er kann nicht umhin, diese Frage in gewissem Umfange zu bejahen. Arndts Schilderung des Umgangs der gläubigen Seele mit Gott zeigt deutlich, daß auch ihm das Wohlgefühl der Ruhe in Gott, eine irgendwie gedachte unmittelbare Berührung der gereinigten Seele mit der Gottheit, als das Höchste gilt.

Allerdings will Arndt dies Ziel streng innerhalb des Rahmens der lutherischen Lehrweise erreichen und stellt seine Heilslehre sorgfältig sicher gegen jede Abweichung von derselbign. Allein wenn das vor Augen gemalte Ziel ein Schwelgen der Liebe in Gott ist, so ist die lutherische Heilslehre schwerlich aufrecht zu erhalten. Schon der in „Wahres Christentum" öfter ausgesprochene Grundsatz: „Wenn die Liebe der Kreaturen ausgeht, so geht Gottes Liebe ein," beweist, daß hier weltflüchtige Beschaulichkeit, ein unmittelbares Genießen des höchsten Gutes empfohlen wird, das dem Sinne Luthers direkt widerspricht, so wenig dies in Arndts Absicht lag. Man höre eine Darstellung, wie die in einem „Gebet um die wahre Liebe" gegebene: „Laß aber auch deine inbrünstige Liebe ein Feuer der göttlichen und reinen Liebe in uns entzünden, daß wir dich, unsern liebreichen Vater, von Herzen lieb gewinnen, dir allein anhangen, an deiner Herrlichkeit uns vergnügen, unsere Seelenruhe in dir genießen und um deinetwillen alles verleugnen!" Man denke sich einen Mönch in diesen Bemühungen, und alles ist in Ordnung. Aber ein im thätigen Leben stehender Christ kann derartigen Ansprüchen nimmermehr genügen. Und wenn er auch einzelne Stunden im Tage für solche Beschaulichkeit frei zu halten sucht, so wird er bei dem Versuche, das Gebot Deut. 6: „Du sollst Gott deinen Herrn lieben von ganzem Herzen" u. s. w. in dieser Weise zu genügen, immer der Forderung

gegenüber ein schlechtes Gewissen behalten. Umgekehrt aber wird derjenige Mensch, welchem Zeit und Umstände erlauben, sich dem so gedachten Akte der Gottesliebe in größerem Maßstabe hinzugeben, bei sich selbst und anderen unwillkürlich in den Geruch einer höheren Vollkommenheit geraten. Also kommt auf diese Art die ganze Werkgerechtigkeit, welche die Reformation beseitigen wollte, auf einem Umwege wieder herein. Die Bemühungen der Seele, in dem Akte der Gottesliebe sich zu ergehen, bilden ein Werk, das nicht alle Christen in demselben Umfange betreiben können, dessen möglichst häufiger und intensiver Vollzug den Gläubigen deshalb als verdienstlich erscheinen muß.

So ist überhaupt in die lutherische Theologie und Erbauungslitteratur vielfach und unbewußt eine Auffassungsweise eingebürgert, die an die Tradition der vorreformatorischen Mystik unmittelbar wieder anknüpft, und die kirchliche Praxis ist dem nachgefolgt. So heißt z. B. im Württembergischen Konfirmandenbüchlein auf die Frage: „Was heißt Gott lieben?" die Antwort: „Gott lieben heißt Gott für das höchste Gut achten, ihm mit dem Herzen anhangen, immer in Gedanken mit ihm umgehen, das größte Verlangen nach ihm tragen, das größte Wohlgefallen an ihm haben, ihm ganz und gar sich ergeben und um seine Ehre eifern." Die Anlehnung an Arndtsche Mystik geht hier bis zur Entlehnung seiner Ausdrücke. Man wird sich kaum getrauen, an dieser Definition etwas auszusetzen; es ist ja alles schön und wahr, aber man wird doch sagen müssen, daß die ganze Definition nur ein Stammeln ist, ein Versuch, etwas Unaussprechbares durch Worte zu beschreiben, die wohl etliche Merkmale des Begriffes richtig hervorheben können aber unzureichend sind, das Ganze in seinem Kern und Wesen faßbar auszudrücken. Allerdings liegt es ja einerseits in der Natur der Sache, wenn gerade bei der Erklärung des größten Gebotes es hervortritt, daß das Gesetz pneumatisch ist, Forderungen in sich schließend, die über die Kräfte der irdisch sinnlichen Menschennatur weit hinausgehen, daß Sollen und Sein nie sich decken werden; aber auf der andern Seite soll doch, namentlich im katechetischen Unterrichte, nicht der Anschein erweckt werden, als gingen die Forderungen des Gesetzes über das Menschenmögliche, Erfüllbare, hinaus und dürften nach der nun einmal vorhandenen Beschaffenheit der Dinge, der Menschennatur, nicht so genau wörtlich genommen werden, als enthielten sie nicht eine für jeden Moment des Lebens erfüllbare Forderung. Das wird sich in der Praxis leider immer als notwendige Konsequenz ergeben, daß das Menschenkind sich mit Forderungen, die offenbar über seine Leistungsfähigkeit hinausgehen, am leichtesten damit abfindet, daß es sich einfach von ihnen dispensiert. „Gott lieben, heißt immer in Gedanken mit ihm umgehen"; wer thut das? wer kann das? Leicht denkt sich dann der Mensch: ach, das ist nur so eine fromme Redensart, die für das wirkliche Leben nicht paßt. Nicht ohne Berechtigung sagt daher Walther: „Muß es nicht verhängnisvoll wirken, wenn schon Kindern von der Erfüllung des von Jesu als des vornehmsten bezeichneten Gebotes eine Vorstellung beigebracht wird, die geeignet ist, eine mönchische Versenkung ins Anschauen der Gottheit als das Ideal der Frömmigkeit erscheinen zu lassen, und demnach zum mindesten die Meinung zu er-

wecken, als wäre die Liebe zu Gott eine eigenartige Beschäftigung, welche den sonstigen sittlichen Verpflichtungen beim wahrhaft Frommen eine möglichst starke Konkurrenz zu machen hätte?

Worin denn nun aber ist das spezifische Wesen der Liebe zu Gott zu erkennen? Gehorsam gegen Gottes Gebote und Liebe zum Nächsten sind ihre Früchte; was aber ist sie selbst? Jedenfalls zunächst ein Gefühl, eine Stimmung des Herzens. Aber dies Gefühl muß sich, wenn es nicht unklar bleiben soll, sofort und stetig in charakteristische Gedanken und Handlungen umsetzen. Das Wesen aller Liebe besteht in einem bestimmten Charakter des gegenseitigen Verkehrs; unser Verkehr mit Gott aber verläuft durch die Gesamtheit der Erlebnisse, mit welchen wir Tag für Tag zu schaffen haben. Demnach haben wir Gelegenheit, die Liebe zu Gott in unserm gesamten alltäglichen Verhalten zu bewähren. Wenn nun Walther sagt: „Wer Gott liebt, der ist zufrieden mit dem, was Gott thut, er meistert nicht Gottes Weltregierung, sondern freut sich aller von ihm ausgehenden Thaten, schon weil sie einen Bestandteil seiner Regierung bilden; der Charakter, welchen die Gottesliebe dem Menschen aufprägen muß, ist demnach zu bezeichnen als Zufriedenheit, und in dieser Zufriedenheit besteht das begrifflich faßbare Wesen des Gefühls der Gottesliebe": so ist diese Erklärung zwar richtig und vielleicht auch ausreichend, wenn der Begriff der Zufriedenheit in einem umfassenderen und tiefern Sinne genommen wird, als ihn der Sprachgebrauch damit verbindet, aber in dem spezielleren Sinne, wie ihn der Sprachgebrauch nimmt, ist die Erklärung doch zu enge. Es ist ja wahr, Zufriedenheit ist etwas Schönes, wer zufrieden ist, ist ein König, und so mag Zufriedenheit ein geeigneter Ausdruck sein, um das stille stetige Glück zu bezeichnen, das der Gott Liebende genießt; aber auf menschliche Verhältnisse angewendet bezeichnet doch der Ausdruck Zufriedenheit nicht den höchsten Grad der Innigkeit beglückter Stimmung, wie sie aus der Liebe hervorgeht. Der Bräutigam sagt nicht: ich bin mit meiner Braut, der Bürger nicht, ich bin mit meinem Könige, meinem Vaterlande zufrieden. Die Stimmung der Zufriedenheit schließt immer das Wissen um andere Güter ein, auf die man im Besitze des einen gerne Verzicht leistet. Wenn ich sage: ich bin mit meinem Lose zufrieden, so meine ich dabei: es mag andere, bessere und glänzendere Lose geben, aber ich begehre sie nicht. Diese Stimmung des Sichbescheidens, Verzichtens und Sichgenügenlassens hat allerdings auch in der Liebe zu Gott ihren Platz. Es liegt in der menschlichen Natur der Zug, andere Götter haben zu wollen und sich ein selbsterdachtes Bild und Gleichnis vom höchsten Gute zu machen, das Idealbild einer Welt, die anders gestaltet sein müßte als die, welche Gott geschaffen hat, erhält und regiert. Der Gott Liebende weist das von sich und im Widerstreit mit seiner eigenen Natur und ihren Neigungen nimmt er die Welt, wie sie nun eben ist, als den Schauplatz der Offenbarung Gottes und sucht die einzelnen Fügungen der göttlichen Weltregierung, so rätselhaft und dem Wunsche widerstreitend sie sein mögen, mit der Ehrfurcht, dem Gehorsame, der Liebe aufzunehmen, die er ihrem Urheber schuldet. Darum liegt in der Liebe zu Gott

das Moment des Kampfes, der Anstrengung, und es müssen in ihr alle Kräfte und alles Vermögen aufgeboten werden. Darum ist auch die Leistung dieser Liebe zu Gott nicht möglich ohne den immer erneuten Hinblick auf den, in welchem Gott seine Liebe zur Welt kund gethan hat; darin stehet die Liebe, nicht daß wir Gott geliebt haben, sondern daß er uns geliebet hat und gesandt seinen Sohn zur Versöhnung für unsre Sünden. Wer wird unter Leiden und Schicksalsschlägen die Liebe zu der weltregierenden Macht festhalten können, der nicht den vor Augen hat, an dem wir erkannt haben, daß Gott uns zuerst geliebt hat.

Zufriedenheit ist das Wesen der Liebe zu Gott, das ist richtig in dem Sinne, daß der Zufriedene die Dinge nimmt wie sie sind, sich in seiner Umgebung, in seinem Lose heimisch macht, sich nicht aus demselben hinausträumt, sondern mit den in seinen Verhältnissen, in seinem Bereiche liegenden Mitteln haushält, um sie aus sich selbst heraus neu und besser zu gestalten. Zufriedenheit schließt das Vorwärtsstreben nicht aus, vielmehr ist nur der Vorwärtsstrebende fähig, zufrieden zu sein, denn Zufriedenheit ist eben Lebensgefühl, die Empfindung ungehemmten Strebens. Der Ausdruck „Zufriedenheit“ ist aber zu arm, um den Grad der Befriedigung, des Wohlgefallens an dem höchsten Gegenstande der Liebe zu bezeichnen; er ist nur dann richtig, wenn wir über den Sprachgebrauch hinaus auf die Bewunderung und Begeisterung als den höchsten Grad des Wohlgefallens darunter begreifen.

Die Liebe zu Gott will nicht eine stille Privatbeschäftigung sein, die unserm Erkennen und Wirken in der Welt begleitend zur Seite geht oder dasselbe je und dann und möglichst häufig unterbricht; gewiß erfordert sie auch die Sammlung des Gemütes aus aller Zerstreuung, aus aller Beschäftigung mit einzelnem, die Uebung der Andacht im Gebet und in der Betrachtung des göttlichen Wortes, aber diese Sammlung und Andacht, obwohl nicht bloß Mittel zum Zweck, sondern höchster Selbstzweck, soll und wird doch befähigen und antreiben zum Erkennen und Wirken in der Welt in der Sphäre des individuellen Berufs. Unser Verkehr mit Gott läuft, wie oben gesagt, durch die Gesamtheit der Erlebnisse, mit denen wir zu thun haben. Nicht weltflüchtig noch weltverdrossen soll der Christ dem Leben zuschauen, als habe das alles keinen Wert, weil erst in einer jenseitigen Welt Gott sich vollkommen offenbare, sondern in reger Teilnahme an dem fortschreitenden Welterkennen, in unverdrossenem Mitwirken an der Bewältigung der der Menschheit gestellten Aufgaben wird sich die Liebe zu Gott kund geben.

Das ist nun zwar gar nichts Neues, sondern das gute, alte, nüchterne Sprüchlein: „Bete und arbeite“, spricht schon denselben Grundgedanken aus; aber in einer Zeit, in welcher Unbefriedigtheit die immer allgemeiner werdende Signatur der sonst so verschiedenen Richtungen, der unfrommen wie der frommen, ist, erscheint es nicht überflüssig, die im vornehmsten Gebote liegende Grundforderung zum Gegenstande des Nachsinnens zu machen.

E. D.

Die Chronologie der neutestamentlichen Schriften.

Von P. G. Brändli.

I. Die vier Evangelien und die Apostelgeschichte.

Die Beurteilung der altchristlichen Litteratur scheint in der neuesten Zeit wieder eine Wendung zum Bessern zu nehmen. Adolf Harnack hat in seinem neuesten Werke*) rückhaltlos die Notwendigkeit einer „rückläufigen Bewegung zur Tradition" anerkannt gegenüber dem modernen, die Tradition kühn beiseite setzenden Kritizismus. Man staunt geradezu über das positive Zeugnis, das Harnack der altchristlichen Litteratur im allgemeinen und den neutestamentlichen Schriften im besonderen ausstellt. Wenn er z. B. sagt: „Es hat eine Zeit gegeben....., in der man die älteste christliche Litteratur, einschließlich des Neuen Testaments, als ein Gewebe von Täuschungen und Fälschungen beurteilen zu müssen meinte. Diese Zeit ist vorüber." Wenn er ferner sagt: „Im ganzen Neuen Testament giebt es wahrscheinlich nur eine einzige Schrift, die als pseudonym im strengsten Sinne des Wortes zu bezeichnen ist," dann darf man ruhig das alte System der neutestamentlichen Kritik, das bis in die neueste Zeit immer noch die alten Geleise der Baurschen Schule ausgetreten hat, als abgethan betrachten. Und wenn auch Harnack bei seinen Untersuchungen im einzelnen den großen Gesichtspunkten, die er seinem Werke voranstellt, teilweise sehr wenig treu geblieben ist, so bleibt doch immer die Stimme dieses gelehrtesten Sprechers der vorherrschenden Schule ein Zeugnis dafür, daß die Zeit eines maßlosen, unbesonnenen und zügellosen Kritizismus ein Ende hat, indem die Überlieferung — die alte, vielgeschmähte — nun doch wieder zu ihrem Rechte kommt und bei den kritischen Untersuchungen zu Rate gezogen wird.

Als nun noch in den Jahren 1897–98 Th. Zahns Einleitung in das Neue Testament in erster Auflage erschien, da hatte auch die positive Theologie „ein Meisterwerk ersten Ranges,"†) eine Verteidigung der Echtheit der neutestamentlichen Schriften, deren Beweisführung bis ins kleinste hinein ein glänzendes Zeugnis ablegt, nicht nur von dem eminenten Wissen und durchdringenden Scharfsinn Zahns, sondern auch von der Zuverlässigkeit der Schriften, die den Grund unseres allerheiligsten Glaubens bilden. Diesem Werk liegt eine langjährige, mühsame Gelehrtenarbeit zu Grunde. Und Zahn geht damit dem modernen Skeptizismus, gegenüber der altchristlichen Litteratur und speziell den neutestamentlichen Schriften, noch ganz anders zu Leibe, als Harnack es thut in seinen Untersuchungen.

Nach diesen epochemachenden Erscheinungen auf dem Gebiete der neutestamentlichen Wissenschaft wird es nun nicht mehr als unwissen=

*) Die Chronologie der altchristlichen Litteratur bis auf Eusebius. Bd. I. 1897.

†) Theol. Litteraturblatt, von Prof. Dr. Chr. E. Luthardt, XX. Jahrgang, 1899, No. 32 u. 33.

schaftlich gelten, wenn die Chronologie der neutestamentlichen Schriften wiederum mit Zuhilfenahme der altchristlichen Tradition versucht wird.

1. Das Matthäus-Evangelium.

Bei der Datierung unserer kanonischen Evangelien treten uns gleich von vornherein bedeutende Schwierigkeiten entgegen. Eine davon ist das sogenannte „synoptische Problem", die Frage nach der gegenseitigen Abhängigkeit der drei ersten Evangelien. Je nach dem kritischen Urteil über diesen Punkt ändert sich natürlich auch die Datierung.

Harnack setzt die Abfassung der vier Evangelien in die Zeit zwischen 65—110. Damit stimmt er im wesentlichen mit der Tradition überein. Aber er nimmt an, daß Markus älter ist als Matthäus. Jenen weist er in die Jahre 65—70, diesen 70—75.*) — Nach Zahn dagegen ist ein aramäisches Matthäus-Evangelium zwischen 61—66 entstanden, während das Markus-Evangelium etwa um 67 erschien.**) Wir können hier davon absehen, daß auch schon dem Lukas die Priorität vor Matthäus und Markus zugesprochen wurde; ja daß die Evangelien-Kritik im Laufe der Zeit, in betreff der chronologischen Reihenfolge der synoptischen Evangelien, alle vorhandenen Möglichkeiten erschöpft hat. Daß das Johannes-Evangelium das jüngste sei, ist nie bestritten worden. Auch die angebliche Priorität des Lukas vor den beiden anderen Synoptikern wird längst nur noch als kritisches Kuriosum aufgeführt. — Somit stehen wir zunächst vor der Frage: Wer ist älter, Matthäus oder Markus? und: Um welche Zeit etwa sind sie anzusetzen?

Die Tradition der vier ersten Jahrhunderte†) weist einstimmig auf Matthäus als den ersten Verfasser einer Evangelienschrift. — Irenäus († c. 202) bezeugt, Matthäus habe sein Evangelium geschrieben, als Petrus und Paulus in Rom das Evangelium verkündeten. Markus dagegen habe erst nach dem Tode derselben den Inhalt der Predigt des Petrus uns schriftlich überliefert.††) — Damit stimmt auch das älteste Zeugnis über diese beiden Evangelien,‡) das uns in einem Fragment des Papias († etwa 162) überliefert ist. Nach ihm hat Matthäus ein Evangelium in hebräischer, oder aramäischer Sprache‖) abgefaßt; während Markus nach den Lehrvorträgen des

*) Lukas 75—93; Johannes 80—110.

**) Lukas 75; Johannes 80—90.

†) Anm. Spätere Zeugnisse können für unsere Frage nicht mehr in Betracht kommen, da dieselben kaum ein selbständiges Urteil enthalten, sondern von älteren Zeugnissen abhängig sind.

††) Vgl. Iren. adv. Haer. III., 1, 1: Ὁ *μὲν δὴ* Ματθαῖος . . . *γραφὴν ἐξήνεγκεν εὐαγγελίου τοῦ* Πέτρου *καὶ τοῦ* Παύλου *ἐν* Ῥώμῃ *εὐαγγελιζομένων* . . . . . *μετὰ δὲ τὴν τούτων ἔξοδον* Μάρκος . . . . . *τὰ ὑπὸ* Πέτρου *κηρυσσόμενα ἐγγράφως ἡμῖν παραδέδωκε.*

‡) Vgl. hiezu: Papiae Fragmenta, Patrum Apost. Opp., Gebhardt & Harnack; Fasc. I, Part II, Appendix, No. II, 15. 16, pg. 92 f.

‖) *ἑβραΐδι διαλέκτῳ.*

Petrus später aus dem Gedächtnis sein Evangelium aufschrieb.*) Hätte Petrus damals noch gelebt, so wäre Markus nicht genötigt gewesen, wie Papias unmittelbar nachher sagt, besondere Sorge darauf zu verwenden, „nichts von dem, was er gehört hatte, auszulassen oder etwas davon unrichtig darzustellen.“†) Somit stimmt denn auch dieses älteste Zeugnis mit dem des Irenäus, daß Markus erst nach dem Tode des Petrus geschrieben habe, also später als Matthäus. — Auch Origenes (185—254) tritt ausdrücklich für die Priorität des Matthäus ein.‡) Und eine Notiz des gelehrten Historikers Eusebius († 338) giebt uns einen Anhaltspunkt über die Zeit der Abfassung des Matthäus-Evangeliums,‖) die mit allen früheren Zeugnissen völlig im Einklang steht. Matthäus hat nämlich, nach Eusebius, den Judenchristen in Palästina sein schriftliches Evangelium hinterlassen als einen Ersatz für seine bisherige mündliche Verkündigung, zur Zeit, als er Palästina verließ. Führt uns schon das Zeugnis des Irenäus in die Zeit zwischen 64—68, d. h. nach der neronischen Christenverfolgung, aber vor Neros Tod, so weisen noch bestimmter die Worte des Eusebius in die nämliche Zeit. Es ist überaus wahrscheinlich, daß Matthäus (wie auch die übrigen Apostel) Palästina endgültig verließ erst nach dem Ausbruch des jüdischen Krieges (Anno 65). Mit dieser Datierung stimmt auch trefflich der einzige Anhaltspunkt, den das Evangelium selber bietet, Matth. 24, 15: *ὁ ἀναγινώσκων νοείτω* (der Leser merke auf!). Diese Bemerkung hat nur dann einen Sinn, wenn sie aufgefaßt wird als Fingerzeig des Evangelisten, der dem Leser andeuten soll, daß die von Jesu geweissagten Vorzeichen der hereinbrechenden Katastrophe bereits im Eintreffen sind. Als die Wirren des jüdischen Krieges angehoben hatten, als das Gerichtsverhängnis immer drohender über Jerusalem und dem jüdischen Lande heraufzog, da sah sich der Apostel genötigt, dem Wort des Meisters (24, 16: *τότε οἱ ἐν τῇ Ἰουδαίᾳ φευγέτωσαν*) gehorsam, das jüdische Land zu verlassen. Den zurückbleibenden Christen aber hinterließ er sein schriftliches Evangelium etwa ums Jahr 66.

Aber nun: Haben wir **das** Matthäus-Evangelium, von dem diese alten Zeugen reden? Sie alle, von Papias bis auf Eusebius, ja noch weiter bis auf Hieronymus und Augustin treten dafür ein, daß Matthäus sein Evangelium in hebräischer (resp. aramäischer) Sprache ge-

---

*) *ὅσα ἐμνημόνευσεν, ἀκριβῶς ἔγραψεν.*

†) *ἑνὸς γὰρ ἐποιεῖτο πρόνοιαν, τοῦ μηδὲν ὧν ἤκουσε παραλιπεῖν ἢ ψεύσασθαί τι ἐν αὐτοῖς.*

‡) Bei Euseb. VI, 25: *πρῶτον μὲν γέγραπται.*

‖) Hist. eccl. III, 24: *Ματθαῖος μὲν γὰρ πρότερον Ἑβραίους κηρύξας, ὡς ἔμελλε καὶ ἐφ’ ἑτέρους ἰέναι, πατρίῳ γλώττῃ γραφῇ παραδοὺς τὸ κατ’ αὐτὸν εὐαγγέλιον, τὸ λεῖπον τῇ αὐτοῦ παρουσίᾳ τούτοις ἀφ’ ὧν ἐστέλλετο, διὰ τῆς γραφῆς ἀπεπλήρου.*

schrieben habe.*) Unser Matthäus aber ist, wie alle übrigen neutestamentlichen Schriften, in griechischer Sprache geschrieben. Und über seine Entstehung sagt uns der gelehrte Hieronymus: quod quis postea in graecum transtulit, non satis certum est. Unser griechisches Evangelium scheint somit nicht das ursprüngliche zu sein, denn das einstimmige Zeugnis des Altertums redet dem hebräischen Matthäus das Wort. Aber gerade deshalb ist es auch von ganz besonderer Wichtigkeit, daß gegen den griechischen Matthäus, der sich schon sehr früh in der alten Kirche eingebürgert hat, sich nirgends die mindeste Spur von Widerspruch findet, sondern daß derselbe auch in dieser Gestalt als authentische Schrift des Matthäus anerkannt wird. So werden wir zu der Annahme geführt, daß das griechische Matthäus-Evangelium, auch wenn es nicht eine Übersetzung von der Hand des Apostels selbst sein sollte, doch eine treue Wiedergabe des Evangeliums sein muß, welches Matthäus *ἑβραΐδι διαλέκτῳ* verfaßt hat. Denn eine freie Bearbeitung desselben könnte, da das hebräische Original noch zur Zeit des Hieronymus in der Bibliothek des Pamphilus zu Cäsarea vorhanden war, unmöglich apostolische Autorität erlangt haben†) (vgl. z. B. das Schicksal des sog. Hebräer-Evangeliums, das nach unserem Matthäus-Evangelium gebildet ist. Es hat in der Kirche nie Geltung erlangt, trotz seines hohen Alters).

Endlich bleibt uns noch ein Streitpunkt zu erledigen. Auf Grund des lakonischen Berichtes des Papias über Matthäus‡) sind die Gelehrten wiederum sehr verschiedener Meinung über den eigentlichen Sinn seiner Worte. Und thatsächlich, die paar Worte an sich betrach-

*) Papias: *Ματθαῖος μὲν οὖν Ἑβραΐδι διαλέκτῳ τὰ λόγια συνεγράψατο.*
Iren., Haer. 3, 1: *Ματθαῖος ἐν τοῖς Ἑβραίοις τῇ ἰδίᾳ διαλέκτῳ αὐτῶν καὶ γραφὴν ἐξήνεγκεν εὐαγγελίου.*
Origenes (Euseb. V, 25) sagt: Das Matthäus-Evangelium sei herausgegeben für die Gläubigen aus den Juden und darum *γράμμασιν Ἑβραϊκοῖς συντεταγμένον.*
Euseb. III, 24: *πατρίῳ γλώττῃ γραφῇ παραδοὺς τὸ κατ' αὐτὸν εὐαγγέλιον.*
Cyrill. Hieros., Catech. 14: *Ἑβραΐδι γλώσσῃ* habe Matthäus sein Evangelium geschrieben.
Epiphanius (Haer. 30, 3): Matthäus sei der einzige, der im Neuen Testament die Ausgabe und das Zeugnis des Evangeliums *Ἑβραϊστὶ καὶ Ἑβραϊκοῖς γρὰμμασιν* abgefaßt habe.
Hieronymus, Praef. in Matth.: Matthaeus in Judaea evangelium Hebraeo sermone edidit.
Weitere Zeugnisse hiefür beizubringen ist belanglos.

†) N. B. Daß bei Hieronymus, der uns diese Thatsache mitteilt, keine Verwechslung der hebräischen Grundschrift des Matthäus-Evangeliums mit dem sogenannten Hebräer-Evangelium vorliegt, zeigt seine Darlegung de vir. ill. 2. 3 ganz unmißverständlich. Nach dieser Stelle hat er das Hebräer-Evangelium ins Lateinische und ins Griechische übertragen, während er das hebräische Matthäus-Evangelium nur abgeschrieben hat, da der griechische und lateinische Matthäus sich schon längst in der Kirche eingebürgert hatte.

‡) Alles, was Papias über Matthäus zu sagen hat, faßt er in die paar Worte zusammen: *Ματθαῖος μὲν οὖν Ἑβραΐδι διαλέκτῳ τὰ λόγια συνεγράψατο, ἡρμήνευσε δ' αὐτὰ ὡς ἦν δύνατος ἕκαστος.*

tet, enthalten ein unlösbares Rätsel. Aber sie stehen in einem Zusammenhang, der das Dunkel lichtet. Es handelt sich hauptsächlich um die Bedeutung des Wörtleins λόγια. Unmittelbar vor Matthäus wird Markus abgehandelt, der den Herrn weder gehört habe, noch ihm nachgefolgt sei, später aber dem Petrus, der je nach vorhandenen Bedürfnissen seine Lehrvorträge eingerichtet habe, aber nicht „ὥσπερ σύνταξιν τῶν κυριακῶν ποιούμενος λογίων" d. h. „als ob er eine geordnete Zusammenstellung der Herrn-Worte zu machen beabsichtigte." Hier treffen wir wiederum die λόγια und zwar genauer bezeichnet als „Aussprüche des Herrn" oder „Herrn-Worte". Daß aber Papias mit diesem Namen nicht ausschließlich *Aussprüche* oder *Reden* des Herrn gemeint hat, ist klar ersichtlich daraus, daß er schon etwas vorher das nämliche, was er hier λόγια nennt, bezeichnet hat: τὰ ὑπὸ τοῦ χριστοῦ ἢ λεχθέντα ἢ πραχθέντα („das was Christus geredet und gethan hat"). Da also Papias unmittelbar vorher gesagt hat, was seine Leser unter λόγια zu verstehen haben, so brauchte er doch bei seinem Zeugnis über Matthäus nicht noch einmal das nämliche zu wiederholen. Es ist also nach dem Zeugnis des Papias die Schrift des Matthäus nicht nur eine Sammlung von Herrn-Sprüchen, sondern eine Evangelienschrift, welche auch Erzählungen von den Thaten des Herrn enthielt. Es kann damit also sehr wohl unser kanonischer Matthäus gemeint sein.

Dieser Konsequenz suchte man dadurch auszuweichen, daß man die Behauptung aufstellte,*) λόγια sei im Zeugnis des Papias über Matthäus ebenso zu deuten, wie in dem Titel der Hauptschrift des Papias „λογίων κυριακῶν ἐξηγήσεις". — Daß aber die λόγια, welche Papias in diesem fünfbändigen Werk gesammelt hat, nur Herrnsprüche seien, wird schwer zu erweisen sein aus dem Titel desselben. Zudem widerspricht diese Auffassung geradezu der Deutung, welche Papias selber für λόγια gegeben hat. Ferner sind wir durch einige Fragmente über den Inhalt des papianischen Werkes in etwas orientiert, und können uns infolgedessen des Eindrucks nicht erwehren, als ob es dem Papias mehr darum zu thun wäre, anderen sein Wissen auszukramen, als Herrnworte zu sammeln und auszulegen. Im vierten Buch seiner Exegesen erzählt er z. B. eine schauerliche Geschichte von Judas Ischariot, die ebenso sehr unvereinbar ist mit dem Bericht der heiligen Schrift, wie sie auch die Grenzen des Wohlanständigen so weit hinter sich zurückläßt, daß man sie in gutem Deutsch nicht wiedergeben kann. Im zweiten Buch meldet er, daß der Apostel Johannes von Juden ermordet worden sei, um samt seinem Bruder (Jakobus) die über ihnen gesprochene Voraussage Jesu, sowie ihr eigenes Bekenntnis, zu erfüllen†) (vergl. Matth. 20, 22 f.). Die Bedeutung von λόγια bei Papias läßt sich also weder aus dem Titel seines Werkes, noch aus dem Inhalt desselben, soweit wir darüber orientiert sind, entnehmen. Wollen wir sicher

*) Z. B. Mangold, in Bleeks Einleitung in das N. T., 1875, S. 117, Anm.

†) Papiae Fragmenta, Patrum Apost. Opp., Gebhardt & Harnack; Fasc. I, Part. II, Appendix, No. III u. XI, pg. 93 f. 96 f.

gehen, so müssen wir uns an die Definition des Ausdrucks halten, die Papias selber giebt. Thun wir das, so fällt die Behauptung in Nichts zusammen, Matthäus habe nur eine aramäische Spruchsammlung verfaßt, die dann später zu einem Evangelium ausgearbeitet worden sei. Und an die Spitze des einstimmigen Zeugnisses der alten Kirche, das den Apostel Matthäus als den Verfasser des gleichnamigen Evangeliums anerkennt, tritt dann das Zeugnis des Papias, der nur durch eine Generation von der apostolischen Zeit getrennt war.

2. Markus.

Die Ausführungen über das Matthäus-Evangelium haben notwendigerweise einiges bereits erledigt, was über das Markus-Evangelium zu sagen ist. Da nämlich die Tradition bis auf Augustin*) einstimmig den Matthäus als den ersten Evangelisten nennt, und auch im Evangelium selber nichts gegen diese Anordnung redet, so ist dem Markus die zweite Stelle zuzuweisen. Die Aussage des Irenäus, Markus habe erst nach dem Tode des Petrus sein Evangelium geschrieben,**) hat auch das älteste Zeugnis, nämlich das des Papias für sich. Denn wenn derselbe sagt, Markus habe aus dem Gedächtnis aufgezeichnet, was er noch in Erinnerung hatte von der früheren Predigt des Petrus, und habe besondere Sorgfalt darauf verwendet, nichts auszulassen oder unrichtig darzustellen,†) so führt das offenbar in eine Zeit, da Petrus nicht mehr am Leben war. Wenn dem entgegen spätere Zeugen auch aussagen, Petrus selbst habe das Markus-Evangelium approbiert,‡) ja sogar, der Apostel habe es diktiert, und Markus habe nur als dessen Schreiber fungiert,‖) so sind uns diese Zeugnisse nur darum bemerkenswert, weil sie uns zeigen, wie schon früh in der christlichen Kirche das Interesse erwachte, auch dem Evangelium des Apostelschülers Markus **volle apostolische Autorität** zu verleihen.

---

*) de cons. evv. I, 2: Hoc ordine scripsisse perhibentur (scil. evangelistae): primum Matthaeus, deinde Marcus, tertio Lucas, ultimo Johannes.

**) adv. Haer. III, 1, 1: *μετὰ δὲ τὴν τούτων ἔξοδον* (es ist von Petrus und Paulus die Rede) *Μάρκος ὁ μαθητὴς καὶ ἑρμηνευτὴς Πέτρου καὶ αὐτὸς τὰ ὑπο Πέτρου κηρυσσόμενα ἐγγράφως ἡμῖν παραδέδωκε.*

†) Vergl. das bereits angeführte Papiasfragment II, 15: *Μάρκος....ὅσα ἐμνημόνευσεν, ἀκριβῶς ἔγραψεν.* Und etwas später: *ἑνὸς γὰρ ἐποιήσατο πρόνοιαν, τοῦ μηδὲν ὧν ἤκουσε παραλιπεῖν ἢ ψεύσασθαί τι ἐν ἀυτοῖς.*

‡) So Euseb., Hist. eccl. II, 15: *γνόντα δὲ πραχθέν φασι τὸν ἀπόσολον* (nämlich Petrus)....*κυρῶσαί τε τὴν γραφὴν εἰς ἔντευξιν ταῖς ἐκκλησίαις.* Er beruft sich dabei fälschlicherweise auf Clem. Al., denn vgl. hist. eccl. VI, 14: *ὅπερ ἐπιγνόντα τὸν Πέτρον προτρεπτικῶς μήτε κωλῦσαι μήτε προτρέψασθαι.*

Diese Worte des Clemens besagen doch deutlich, Petrus habe, nach aufmerksamer Durchsicht des Markus-Evangeliums, es **weder verboten noch empfohlen!**

‖) Hieron. ad. Hedib. 11 (Hieronymus redet zuerst von Paulus): habebat ergo Titum interpretem, sicut et beatus Petrus Marcum, cujus evangelium *Petro narrante et illo scribente* compositum est.

Fragen wir nun nach dem ungefähren Zeitpunkt der Abfassung unseres zweiten Evangeliums. Es ist überaus wahrscheinlich, daß Paulus und Petrus nicht gleichzeitig den Märtyrertod erlitten haben. Die ältesten zuverlässigen Zeugen behaupten das auch nicht.*) Von Paulus ist ziemlich sicher, daß er etwa ums Jahr 67 in Rom gestorben ist. Aber wann und wo Petrus das Martyrium erlitten hat, bleibt nach dem Zeugnis der zwei ersten Jahrhunderte unbestimmt.†) Nur soviel erscheint nach dem Eingang des ersten Petrusbriefes sicher, daß Petrus später als Paulus starb. Denn es ist unwahrscheinlich, daß Petrus an paulinische Gemeinden geschrieben habe, solange der Gründer und Pfleger derselben noch lebte, und also selber schreiben konnte; woran ihn selbst die Gefangenschaft nicht hindern konnte.‡) — Nach dem uns vorliegenden Zeugenmaterial bleibt also unentschieden, ob Petrus wirklich in Rom den Märtyrertod erlitt, — erst Hieronymus behauptet das zuversichtlich,||) hat aber in seinen Bericht zu viele sagenhafte Elemente aufgenommen, als daß demselben historische Zuverlässigkeit beigemessen werden könnte. Ziemlich sicher ist jedoch, daß Petrus in der letzten Zeit der Regierung Neros, also etwa 68, starb.

Somit haben wir als Ausgangspunkt zur Datierung des Markus-Evangeliums das Jahr 68. Im Evangelium selbst lassen sich aber deutliche Spuren nachweisen, daß dasselbe kaum vor dem Jahre 70 ge-

---

*) Der erste Clemensbrief (geschrieben c. 93—97) stellt, V, 4. 5, das Martyrium des Petrus und Paulus nebeneinander; deutet aber mit keiner Silbe an, daß beide gleichzeitig den Tod erlitten. Jedenfalls sind an der betreffenden Stelle die beiden Apostel zusammen erwähnt um ihrer Bedeutung willen, die sie für die christliche Kirche haben, worauf die Bezeichnung schließen läßt: „ὁι μέγιστοι καὶ δικαιότατοι στύλοι.“

†) Noch weniger als der Clemensbrief sagt der Ignatiusbrief ad. Rom. IV, 3: οὐχ ὡς Πέτρος καὶ Παῦλος διατάσσομαι ὑμῖν. Denn, dieses διατάσσεσθαι kann, ut figura docet, in sehr mittelbarer Weise gemeint sein; nötigt jedenfalls nicht zur Annahme persönlicher Anwesenheit beider Apostel in Rom.

Irenäus, a. a. O. sagt nur: μέτα δὲ τὴν τόυτων ἔξοδον — woraus für unsere Frage nichts zu entnehmen ist.

Dionysius, Bischof von Korinth, seit 177, sagt zwar, daß die beiden Apostel ἐμαρτύρησαν κατὰ τὸν αὐτὸν καιρόν (vgl. Eus. hist. eccl. II, 25). Aber was vorher gesagt ist von der gleichzeitigen Wirksamkeit der beiden Apostel in Korinth, scheint nur aus 1 Kor. 1, 12 erschlossen zu sein und verrät das Bestreben, die beiden Apostel einander möglichst nahe zu rücken. — Eine ungefähr gleichzeitige Notiz, Tertull. de praescr. haer. 36, die eine unterschiedliche Todesart zwischen Paulus und Petrus konstatiert, spricht entschieden gegen die Annahme der Gleichzeitigkeit des Martyriums. Etwas später: de corp. XV, sagt zwar auch Tertullian, daß beide unter Nero den Tod erlitten haben, aber aus seinen Worten ist nicht zu schließen, daß es für beide um die nämliche Zeit geschah. Und noch adv. Marc. IV, 5 sagt er nur: Romani.... quibus evangelium et Petrus et Paulus sanguine quoque suo signatum reliquerunt.

‡) Vgl. die sog. „Gefangenschafts“- und Pastoral-Briefe.

||) Vgl. de script. eccl. I de Petro: Simon Petrus.... secundo Claudii imperatoris anno.... Romam pergit, ibique viginti quinque annos cathedram sacerdotalem tenuit, usque ad ultimum annum Neronis.... A quo et affixus cruci, martyrio coronatus est etc.

schrieben sein kann. Diese Zeitbestimmung widerstreitet auch keinem der alten Zeugnisse. Wenn auch Clemens-Alex. annimmt, daß Markus noch zu Lebzeiten des Petrus geschrieben habe,*) so widerspricht dieser Annahme schon das andere Zeugnis des Clemens, daß die Evangelien mit den Genealogien zuerst geschrieben seien;†) denn dann müßte Lukas vor Markus gesetzt werden, entgegen dem sonstigen einstimmigen Zeugnis der alten Kirche. Verwirft man mit Zahn die zweite Aussage des Clemens als eine gelehrte Hypothese, welcher keine Bedeutung zukomme, so kann man ebensowohl seine erste Aussage dem Wunsche entsprungen sein lassen, dem Evangelium des Apostelschülers volle apostolische Autorität zu sichern. Die Unvereinbarkeit beider Aussagen entscheidet für ihre Unzuverlässigkeit; und daß Clemens später begeisterte Nachschreiber gefunden hat, macht die Sache nicht glaubwürdiger.

Betrachten wir endlich das Evangelium selber auf die Merkmale hin, die es bietet zur Bestimmung seiner Abfassungszeit, so werden wir notwendig auf einen Zeitpunkt geführt, der mit der ältesten Tradition („nach dem Tode des Petrus") sich sehr wohl vereinigen läßt. Besonders auffallend sind einige Stellen aus den Parusie-Reden des Herrn, wenn wir sie zusammenhalten mit dem Text des Matthäus. Markus 13, 24 verglichen mit Matth. 24, 29 bietet solche Unterschiede, die von größter Wichtigkeit sind für den aufmerksamen Beobachter. Matthäus sagt: *εὐθέως δὲ μετὰ τὴν θλῖψιν τῶν ἡμερῶν ἐκείνων.* Markus setzt dafür: *ἀλλὰ ἐν ἐκείναις ταῖς ἡμέραις μετὰ τὴν θλῖψιν ἐκείνην.* Matthäus stellt „sogleich" nach dem Gericht über Jerusalem das Erscheinen der Vorboten des Weltgerichtes in Aussicht. — Markus aber läßt nicht nur das *εὐθέως* weg, sondern setzt dafür eine dehnbare Zeitbestimmung: *ἐν ἐκείναις ταῖς ἡμέραις.* Wer giebt ihm das Recht dazu? Alles erklärt sich, wenn man annimmt, Matthäus habe noch vor dem Eintreffen des Gerichtes über Jerusalem geschrieben, Markus aber unmittelbar nach der *θλῖψις.* Wenn nach derselben Sonne und Mond ruhig weiter leuchteten und die Sterne in ihren Bahnen weiter kreisten, so konnte der Evangelist nicht mehr schreiben: *εὐθέως μετὰ τὴν θλῖψιν ἐκείνην.*

Man kann auch noch hinweisen auf die Parallelen Matth. 24, 22 und Mark. 13, 20. Auffallend ist, daß bei Matthäus rein futurische Wendungen sich finden, dagegen bei Markus solche, welche auf eine Vergangenheit hinweisen. Matthäus: „wenn jene Tage nicht verkürzt würden" .... „Aber um der Auserwählten willen werden jene Tage verkürzt werden." Markus: „wenn der Herr die Tage nicht verkürzt hätte" .... „Aber um der Auserwählten willen, die er erwählt hat, hat er die Tage verkürzt."‡) Auch hier lassen die Worte

*) Vgl. oben: Euseb. hist. eccl. VI, 14.

†) Euseb. hist. eccl. VI, 15, 5: *ὁ Κλήμης....περὶ τῆς τάξεως τῶν εὐαγγελίων παράδοσιν....τέθειται, τοῦτον ἔχουσαν τὸν τρόπον. προγεγράφθαι ἔλεγεν τῶν εὐαγγελίων τὰ περιέχοντα τὰς γενεαλογίας.*

‡) Matth.: *εἰ μὴ ἐκολοβώθησαν ἁι ἡμέραι ἐκεῖναι.... διὰ δὲ τοὺς ἐκλεκτοὺς κολοβωθήσονται ἁι ἡμέραι ἐκεῖναι.*

Mark.: *εἰ μὴ ἐκολόβωσεν κύριος τὰς ἡμέρας....ἀλλὰ διὰ τοὺς ἐκλεκτοὺς οὓς ἐξελέξατο ἐκολόβωσεν τὰς ἡμέρας.*

des Markus kaum eine andere Deutung zu, als daß sie geschrieben wurden *nach dem Eintreffen* dessen, was Matthäus noch als Weissagung überliefert hat.

Ferner ist merkwürdig Mark. 9, 1 verglichen mit Matth. 16, 28. Matthäus sagt noch: „Wahrlich ich sage euch, es stehen etwelche hier, die den Tod nicht schmecken werden, *bis sie sehen werden den Sohn des Menschen kommend in seinem Reich*." Markus hat dieses Herrnwort in allgemeinerer Fassung: „Wahrlich ich sage euch, es sind etwelche von denen die hier stehen, die den Tod nicht sehen werden, bis sie sehen werden das Reich Gottes gekommen in Kraft." — Auch hier erklärt sich der jeweilige Wortlaut am natürlichsten durch die Annahme, Matthäus habe *vor* dem Hereinbrechen der Katastrophe geschrieben, an welche er *unmittelbar* (εὐθέως 24, 29) die Wiederkunft des Herrn anschloß; Markus dagegen habe erst *nachher* geschrieben, und deshalb den Wortlaut des Matthäus entsprechend abgeändert.

Ebenfalls von entscheidendem Gewicht ist die Stelle Matth. 10, 23, die bei Markus keine Parallele hat, während doch der ganze, vorhergehende Abschnitt Matth. 10, 17—22 in Mark. 13, 9—13 wiederkehrt. „Wenn sie euch verfolgen in der einen Stadt, so fliehet in die andere; denn wahrlich ich sage euch, ihr werdet nicht einmal fertig werden mit den Städten Israels, *bis des Menschen Sohn kommt*." — Diese Worte des Matthäus setzen das zeitliche Zusammentreffen des Gerichtes über Israel mit dem Weltgericht ebenso bestimmt voraus, wie die bereits erwähnten Stellen aus Matthäus. — Markus, welcher erst schrieb, als sich das Gerichtswetter über Israel entladen hatte, aber vergebens nach dem Kommen des Menschensohnes ausschaute, wußte sich, sozusagen, nicht anders zu helfen, als daß er das ihm unverständliche Wort ausließ.

So werden wir auch durch das Selbstzeugnis des Evangeliums in die nämliche Zeit verwiesen, wie auch durch die Zeugnisse der zwei ersten Jahrhunderte der christlichen Kirche — in die Zeit *kurz nach dem Jahre* 70.

Wie verhält sich's aber mit der Abhängigkeit des Markus-Evangeliums von Matthäus? Jedenfalls führt schon eine oberflächliche Vergleichung des beiderseitigen Textes zu dem Resultat, daß Markus unseren griechischen Matthäus nicht als Vorlage benutzt haben kann. Wie wenig Augustin das Richtige traf, wenn er das Verhältnis des Markus zu Matthäus mit den Worten charakterisiert: „Marcus enim subsecutus tamquam pedissequus et breviator eius videtur", darüber belehrt uns ein genaueres Eindringen in die Eigenart des Markus-Evangeliums. Zwar sind es nur wenige Stücke, die Markus allein hat*) oder nur mit Lukas gemeinsam;**) dagegen finden sich bei

*) Mark. 3, 19-21; 4, 26-29; 6, 53-56; 7, 31-37; 8, 22-26; 9, 49; 14, 51 f.

**) Mark. 1, 21-28 (= Luk. 4, 31-37); Mark. 1, 35-39 (= Luk. 4, 42-44); Mark. 3, 13-15 (= Luk. 6, 12 u. 13); Mark. 6, 12 u. 13 (= Luk. 9, 6); Mark. 9, 38-41 (= Luk. 9, 49 u. 50); Mark. 12, 41-44 (= Luk. 21, 1-4).

Matthäus eine ganze Anzahl von Stücken, die bei Markus fehlen.*) Markus, der für Heidenchristen schrieb, konnte natürlich manches weglassen, was Matthäus, dessen Evangelium für Judenchristen bestimmt war, notwendig erwähnen mußte, wie z. B. die Genealogie und die alttestamentlichen Beweisstellen.**) Dagegen wäre es ganz unerklärlich, daß Markus fast alle größeren Redestücke des Matthäus ausläßt,†) wenn dieser ihm als Vorlage gedient hat. Ebensowenig läßt es sich verstehen, wie Markus, wenn er nach Matthäus referiert, oft mitten aus einem Zusammenhang, ohne irgendwelche Veranlassung, einen Teil wegläßt;††) und insbesondere, daß er kein einziges von den großen Gleichnissen Jesu aus seiner judäischen Wirksamkeit mitteilt,‡) während doch auch er das letzte Wirken Jesu nach Judäa verlegt (vgl. 10, 1. 32. 46; 11, 1. 11. 15 u. s. w.). Neben diesen Eigentümlichkeiten, die der Annahme schriftstellerischer Abhängigkeit des Markus von Matthäus entgegenstehen, finden sich aber noch andere, die entschieden dagegen zeugen; nämlich die ganze, plastische Darstellungsweise des Markus, die auch da oft bis ins kleinste Detail ausmalt, wo Matthäus nur skizziert. Woher hat Markus die reiche Fülle von kleinen, ausmalenden, die Situation lebendig veranschaulichenden Zügen, die wir

---

*) Matth. Kap. 1 u. 2; 4, 13–16; 5, 1–7, 27 (mit Ausnahme von 5, 13. 14. 29. 30. 32; 6, 14 vgl. Mark. 9, 50; 4, 21; 9, 47. 43; 10, 11; 11, 25); 8, 5–13; 19–22; 9, 27–34; 10, 5–8. 23–39; 11, 2–19. 20–30; 12, 15–23. 38–45; 13, 24–30. 36–43. 44–53; 16, 17–19; 17, 24–27; 18, 1–9 (mit Ausnahme von V. 6. 8. 9 vgl. Mark. 9, 42. 43. 45. 47). 10–35; 19, 10–12; 20, 1–16; 21, 14–17. 28–32; 22, 1–14; 23, 1–39 (mit Ausnahme von V. 6. 7. [14] vgl. Mark. 12, 38–40); 24, 43–51; 25, 1–13. 14–30. 31–46; 27, 3–10. 62–66; 28, 11–15. 16–20.

**) Diese letzteren fehlen bei Markus ganz, mit Ausnahme von Kap. 1, 2. 3 (vgl. die Zusammenstellung in der vorigen Anmerkung).

†) Aus der Bergpredigt Matth. 5, 1–7, 27 finden sich nur wenige Verse in Mark. 4, 21; 9, 43. 47. 50; 10, 11; 11, 25. — Die Aussendungsrede Math. 10 ist bei Markus reduziert auf 6, 7–13. — Die Sendung der Johannesjünger und die daran knüpfende Rede Jesu über Johannes Matth. 11, 2–19, das Wehe über die Städte V. 20–24, die Gebetsworte Jesu und seine Einladung an die Mühseligen V. 25–30 fehlen bei Markus. — Die reichhaltige Rede Jesu Matth. Kap. 18 fehlt bei Markus, bis auf einige Bruchstücke aus V. 1–9 (vgl. Mark. 9, 42 f. 45. 47). — Matth. 23, die große Strafrede wider die Pharisäer, hat Markus nicht, ausgenommen V. 6. 7. 14 in Mark. 12, 38–40.

††) Matth. 12, 38–45, die Zeichenforderung und Jesu Antwort darauf, fehlt, während der übrige Inhalt von Kap. 12 (mit Ausnahme des Schriftbeweises V. 15–21) in Mark. 2, 23–28; 3, 1–6; 3, 22–39; 7, 16–18; 3, 31–35 Aufnahme gefunden hat. — Aus den Gleichnisreden Jesu Matth. 13 hat Markus das vom Säemann samt seiner Erklärung Mark. 4, 1–20; ferner das Gleichnis vom Senfkorn V. 31 f., während er die drei kleinen Gleichnisse (Schatz, Perle, Netz) wegläßt. — Matth. 19, 3–9 hat Mark. 10, 2–12, aber die daran sich anschließende Antwort Jesu auf den Einwand der Jünger, Matth. 19, 10–12, läßt Markus weg. Ebenso die liebliche Scene Matth. 21, 14–17; und den Schluß der Parusierede Matth. 24, 43-51, während der übrige Inhalt von Matth. 24 in Mark. 13 sich wiederfindet.

‡) Matth. 20, 1–16, Arbeiter im Weinberg; 21, 28–32, die beiden Söhne; 22, 1–14, die Hochzeit des Königssohnes; 25, die drei Gleichnisse von den zehn Jungfrauen, Talenten und jüngsten Gericht.

bei Matthäus umsonst suchen?*) Woher hat er jene Erzählungen, die sich zwar auch bei Matthäus finden, die aber bei Markus in ihren Einzelheiten weiter ausgeführt sind, so daß erst seine Darstellung uns die Situation recht verständlich macht?**) Es bleibt uns keine andere Wahl als auf die ältesten Zeugnisse zurückzugehen und anzunehmen, Petrus, der alles, was Markus erzählt, miterlebt hat, habe dem Markus in seinen Predigten den Stoff an die Hand gegeben, aus dem dieser das Evangelium zusammenstellte. Wahrscheinlich ist zwar, daß er den hebräischen Matthäus gekannt hat, was ihn aber nicht einmal veranlaßte, seine Erzählungen in der nämlichen Reihenfolge aufzuführen, geschweige dieselben sonst der Überlieferung des Matthäus anzupassen. Somit fällt die, erst von Augustin vertretene Hypothese, Markus sei der „breviator" des Matthäus gewesen, dahin. Die beiden Evangelien stehen selbständig nebeneinander, das eine ein Werk des Apostels Matthäus, das andere des Apostelschülers Markus. Die so oft zur Erweisung des Gegenteils hervorgehobene Übereinstimmung bis auf den Wortlaut findet verhältnismäßig so selten statt, daß sich dieselbe wohl erklären läßt aus der allmählich sich stereotypierenden Verkündigung der Urapostel. Denn die Evangelien wurden zu einer Zeit geschrieben, wo sich die Überlieferung von dem, was Jesus geredet und gethan, lebendiger dem Gedächtnis einprägte

---

*) Mark. 1, 9: „aus Nazareth in Galiläa; 1, 13: und er war mit den Tieren zusammen; 1, 20: sie ließen den Vater samt den Tagelöhnern; 2, 15. 16: *ἦσαν γὰρ πολλοί, καὶ ἠκολούθουν αὐτῷ καὶ γραμματεῖς τῶν φαρισαίων*. 2, 18: und die Jünger Johannis und die Pharisäer pflegten zu fasten. 3, 6: alsbald .... mit den Herodianern; 6, 19. 20: die Herodias aber trug es ihm nach und wollte ihn töten und konnte nicht. Denn Herodes fürchtete den Johannes, da er ihn kannte als gerechten und heiligen Mann, und er schützte ihn. Und wenn er ihn hörte, so that er meistens danach, und er hörte ihn gern. — Mark. 6, 5. 6: und er konnte daselbst keine Machtthat thun ... und er verwunderte sich über ihren Unglauben. Mark. 14, 56: Viele nämlich redeten falsches Zeugnis wider ihn, aber ihre Aussagen stimmten nicht überein. — Alle diese Züge fehlen in den entsprechenden Parallelen bei Matthäus. Als Beispiel, wie sehr sich solche Züge noch vermehren ließen, nehmen wir nur noch die Geschichte von der Verleugnung Jesu durch Petrus; Mark. 14, 54. 66–72 vgl. mit Matth. 26, 58. 69–75.

Mark. V. 54b: *καὶ θερμαινόμενος πρὸς τὸ φῶς*. V. 66: eine von den Mägden des Hohenpriesters — und als sie den Petrus sich wärmen sah, betrachtete sie ihn und spricht: auch du warst mit dem Nazarener Jesus! V. 68: „und begreife nicht" — und er ging hinaus.... „und der Hahn krähte", nach V. 69 ist es die nämliche Magd, die den Petrus wieder anredet (vgl. *ἡ παιδίσκη.... ἤρξατο πάλιν*). V. 72: der Hahn krähte „zum zweitenmal" (vgl. zum letzteren auch Mark. 14, 30. 31 mit Matth. 26, 34. 35).

**) Vgl. Mark. 2, 1–12 mit Matth. 9, 1–8; Mark. 5, 1–20 mit Matth. 8, 28–34; Mark. 5, 21–43 mit Matth. 9, 18–26; Mark. 6, 21–29 mit Matth. 14, 6–12; Mark. 6, 30–44 mit Matth. 14, 13–21; Mark. 9, 14–29 mit Matth. 17, 14–21; Mark. 14, 12–16 mit Matth. 26, 17–19; Mark. 15, 42–47 mit Matth. 27, 57–61. — Alle diese Erzählungen enthalten, gegenüber der Rezension des Matthäus, bei Markus ganz bedeutende Zusätze, welche mit der Annahme unvereinbar sind, Markus habe den Matthäus ausgeschrieben.

als in unserer Zeit, wo alles, was nicht geschrieben wird, der Vergessenheit anheimfällt. Denken wir daran, mit welcher Liebe, Begeisterung und Hoffnung die Jünger Jesu auf ihren Meister sahen und seinen Worten lauschten, so ist die Annahme nicht so ungeheuerlich, daß das Wenige; was Markus und Matthäus gemeinsam haben, nicht auf schriftlichen Quellen beruht, sondern beim letzteren auf Augenzeugenschaft und beim ersteren auf mündlicher Überlieferung. Daß es sich bei Lukas thatsächlich anders verhält, kann für die Beurteilung der beiden ersten Synoptiker nicht in Betracht kommen. — Endlich sei nur noch bemerkt, daß das Markus-Evangelium gegenüber Matthäus eine ganze Reihe von Eigentümlichkeiten aufweist, welche sich am leichtesten daraus erklären, daß das Evangelium so entstanden ist, wie Papias es bezeugt.*)

*) Daß wir im Markus-Evangelium ein mittelbar petrinisches Evangelium haben, scheinen folgende Stellen anzudeuten: Mark. 3, 16 tritt im Markus-Evangelium der Name *Petrus* zum erstenmal auf und zwar mit dem bestimmten *Hinweis* darauf, daß Jesus ihm diesen Namen gab. In der Parallele Matth. 10, 2 heißt es einfach: „Simon, genannt Petrus", wie schon 4, 18. 19, während in der Markus-Parallele noch der *Ehrenname* weggelassen ist, wie auch 1, 29. 36 nur Simon steht, während bei Matth. 8, 14: Petrus. In Matth. 14, 28 f. ist uns erzählt, wie Petrus dem Herrn auf dem Wasser entgegengehen wollte — daß Petrus diese Demütigung nicht selber weiter erzählte, ergiebt sich aus Mark. 6, 50 f., wo diese Episode fehlt. — Matth. 15, 15 tritt Petrus auf als der *Sprecher* für die andern Jünger (vgl. V. 16); Mark. 7, 17 fragen einfach *die Jünger* — Petrus tritt demütig in den Hintergrund. Noch mehr zeigt sich die Demut Petri Mark. 8, 27–33. Nach Matth. 16, 13–23 hat Petrus Jesum als den Christ bekannt und Jesus hat ihn *selig* gepriesen. Diese *Seligpreisung* läßt das Markus-Evangelium weg. Dagegen hat etwas später V. 33 den scharfen Verweis Jesu an Petrus mit noch schärferen Worten eingeführt als Matth. V. 23. — Mark. 9, 6 beim Bericht über die Verklärung heißt es von Petrus: „er wußte nämlich nicht, was er sagen sollte." Daß *Petrus*, der das erlebt hat, es auch selber mitteilt, ist ebenso natürlich, wie das *Fehlen* dieses Zuges bei Matth. 17, 4. — Daß Markus, nach 9, 33, nichts weiß von der Geschichte mit dem Stater, die Matth. 17, 24–27 erzählt ist, verrät ebenfalls den feinen Takt und die bescheidene Zurückhaltung des Petrus. — Mark. 14, 29–31 ist die Versündigung des Petrus *viel schärfer* hervorgehoben (vgl. bes. V. 31: er aber redete nur noch viel eifriger) als in Matth. 26, 33–35. — Ebenso verhält sich's mit Mark. 14, 37: er sprach *zu Petro*: Simon, schläfst du? Vermagst du nicht eine Stunde zu wachen? Vgl. dagegen Matth. 26, 40: wo dem Tadel die *persönliche* Beziehung auf Petrus allein genommen ist.— Das Gedächtnis des Petrus für Momente, die ihm besonders wichtig waren, tritt hervor in Stellen wie: Mark. 5, 37: „nur *Petrus*, Jakobus und Johannes begleiteten ihn." Dieser Zug fehlt bei Matthäus im entsprechenden Zusammenhang. Die Erzählung vom verdorrten Feigenbaum findet sich viel ausführlicher in Mark. 11, 12–14 und 20–24, als Matth. 21, 18–22. Bemerke besonders: als sie den Feigenbaum am anderen Morgen wieder sahen, „*erinnerte sich Petrus*", das ist ein Zug, den Matthäus nicht hat. — Ebenso ist Mark. 13, 3 genauer als Matth. 24, 3. Nach Matthäus fragen „*die Jünger*" den Herrn über Zeit und Zeichen seiner Wiederkunft und des Weltendes; *Markus* dagegen nennt die Namen der Fragenden: *Petrus*, Jakobus, Johannes und Andreas! — Mark. 16, 7 lautet der Befehl des Engels an die Frauen: „aber gehet hin und saget seinen Jüngern *und dem Petrus*", während Matth. 28, 7 der ausdrückliche Hinweis auf Petrus fehlt.

3. Lukas und Apostelgeschichte.

Unser drittes Evangelium und die Apostelgeschichte haben nach Act. 1, 1 denselben Verfasser. Die Tradition nennt, seit Irenäus,*) als solchen für beide Schriftwerke den Lukas. Dieser ist, wie auch Markus, nicht Augenzeuge der Begebenheiten, die er in seinem Evangelium berichtet. Er gehört auch nicht der palästinensischen Urgemeinde an, sondern erst der paulinischen Heidenkirche. Paulus bezeichnet ihn Philem. 24 und 2 Tim. 4, 11 als seinen Mitarbeiter, und stellt ihn Kol. 4, 11. 14 in Gegensatz zu denen „aus der Beschneidung". Aus letzterer Stelle erfahren wir noch, daß Lukas seines Berufes ein Arzt war.

Wenn spätere Nachrichten ihn zu einem der Siebzig**) machen (Luk. 10,1), oder zu dem ungenannten Emmaus-Jünger†) (Luk. 24, 18), so steht das nicht nur in direktem Widerspruch mit seiner eigenen Angabe (Luk. 1, 1 ff.), sondern auch mit seiner heidnischen Abkunft, die Paulus in Kol. 4, 11. 14 andeutet.

Die sogenannten „Wir-Stücke"‡) in der Apostelgeschichte enthalten ein indirektes Zeugnis für die Autorschaft des Lukas, denn sie erklären sich am einfachsten durch die Annahme, daß in dem „Wir" das „Ich" des Verfassers des gesamten Werkes miteingeschlossen ist. Alle anderen Hypothesen||) haben sich als undurchführbar erwiesen. Lukas hat sich dem Paulus auf seiner zweiten Missionsreise in Troas (16, 11) angeschlossen, hat ihn bis Philippi begleitet und blieb daselbst bis zu Pauli Rückkehr auf seiner dritten Reise (20, 5. 6). Er begleitete ihn sodann bis Jerusalem (21, 15) und Rom (27, 2; 28, 2. 11–14), wo er bis zuletzt, als alle den Apostel verlassen hatten, oder sonst ihm ferne waren (2 Tim. 4, 11 vgl. 10. 14. 16), treu bei ihm aushielt.

Über Ort und Zeit der Abfassung der Schriften des Lukas sagt die Tradition nichts Bestimmtes. Zwar scheint schon Irenäus, sowie das

*) Iren. adv. haer. III, 1, 1: *Λουκᾶσ δὲ ὁ ἀκόλουθος Παύλου τὸ ὑπ' ἐκείνου κηρυσσόμενον εὐαγγέλιον ἐν βίβλῳ κατέθετο.*

Origenes, bei Euseb.: *τρίτον* (scil. *γέγραπται*) *τὸ κατὰ Λουκᾶν.*

Auch das sogenannte Muratorische Fragment, nach Zahn jedenfalls **nicht** nach 210 abgefaßt, sagt: tertium evangelii librum secundum Lucas.— Auch die acta sind gleichen Verfassers (vgl. lin. 2 ff.; 34 ff.). — Euseb. nennt in seinen Quaest. ad Steph. den Lukas *ὁ εὐαγγελίστης.* — Irenäus sagt, mit Beziehung auf Act. 16, 10–28, 16, von Lukas III, 14, 1: Lucas inseparabilis fuit a Paulo ...non solum prosecutor, sed et cooperarius fuerit (Philem. 24 und 2 Tim. 4, 11).

**) So zuerst Epiphanius, seit 367 Bischof von Constantia auf Cypern, † 403 (vgl. haer. 20, 4; 51, 6).

†) Erst Theophylact († 1107), der es übrigens nur als Vermutung ausspricht.

‡) Act. 16, 10–17; 20, 5–15; 21, 1–18; 27, 1–28, 16.

||) Mit Recht bemerkt schon Dr. H. A. W. Meyer in seinem Kommentar zur Apostelgeschichte (S. 5): „Die unüberwindlichen Schwierigkeiten aber, von welchen sowohl die schon durch 20, 4 f. ausgeschlossene Timotheus-Hypothese, als auch die durchaus unhaltbare Silas-Hypothese, gedrückt ist, dienen der Überlieferung der Kirche, daß Lukas, als Verfasser des ganzen Buches, das dem Theophilus wohlbekannte Ich der Wir-Abschnitte sei, nur zu desto größerer Bestätigung."

muratorische Fragment vorauszusetzen, daß dieselben bald nach dem zweijährigen Aufenthalt des Paulus in Rom verfaßt seien.*) Diese Annahme stützt sich aber nur auf das plötzliche Abbrechen der Apostelgeschichte mit diesem römischen Aufenthalt des Apostels. Da nun die Apostelgeschichte (1, 1) sich selbst mit Beziehung aufs Evangelium, als das zweite Werk ausgiebt, so kann sie unmöglich schon so früh geschrieben sein, da das Evangelium selber deutliche Spuren aufweist, welche andeuten, daß es kaum vor der Mitte der 70er Jahre verfaßt sein kann; somit die Apostelgeschichte etwa den Jahren 75—80 zuzuweisen wäre.

Das Evangelium setzt die Zerstörung Jerusalems offenbar bereits voraus. Vergleichen wir die Fassung der Worte Jesu in seiner Parusie-Rede Luk. 21, 9. 24 f. mit Matth. 24, 6. 29, so finden wir einen bedeutenden Unterschied. Lukas sagt von der angekündigten Zerstörung des Tempels: „es muß nämlich dieses zuerst geschehen, aber: οὐκ εὐθέως τὸ τέλος. Erinnert das nicht an das εὐθέως μετὰ τὴν θλίψιν bei Matth 24, 29; und wenn auch an der entsprechenden Parallelstelle Matth. 24, 6 (wie auch Mark. 13, 7) steht „ἀλλ' οὔπω (ἐστὶν) τὸ τέλος", so ist doch die ganze Auffassung der Situation bei Matthäus eine andere als bei Lukas, der offenbar das εὐθέως des Matthäus modifiziert. Vergleichen wir überdies Matth. 24, 15 die in allgemeinen Zügen gehaltene Vorhersagung mit jener detaillierten Darstellung Luk. 21, 20, so empfangen wir unwillkürlich den Eindruck, daß Lukas erst nach dem Eintreffen der Weissagung geschrieben, und Weissagung und Erfüllung miteinander verwoben habe. Daß er auch nicht mehr die nämliche Erwartung mit Matthäus teilt in Bezug auf die Wiederkunft des Herrn, zeigt 21, 24: „und Jerusalem wird zertreten sein von Heiden, bis vollendet sein werden die Zeiten der Heiden."†) — Aber, immer noch lebt die Hoffnung, daß die Wiederkunft des Herrn nicht allzulange werde auf sich warten lassen. Denn noch für die erste christliche Generation, welche die Katastrophe erlebt hat, stellt er dieselbe in Aussicht (21, 32): „Wahrlich ich sage euch, dieses Geschlecht wird nicht vergehen, bis alles geschehen ist."

Nach allen diesen Andeutungen, welche das Evangelium selbst giebt, muß man dasselbe etwa in die Mitte der 70er Jahre verweisen. Und für die Apostelgeschichte sind wir durch nichts genötigt, über die zweite Hälfte der 70er Jahre hinabzugehen.

Eine Frage, welche der Kritik schon überaus viel Kopfzerbrechens machte, ist die Frage nach den Quellen, die der Evangelist benutzt habe. Zwar hat der Evangelist dieselbe im Eingang seiner Schrift (1, 1–4) selbst beantwortet. Er redet da von solchen, die versucht haben, nach der Überlieferung derer, die von Anfang an „Augenzeugen und

*) Vgl. Zahn, Geschichte des neutestamentl. Kanon II, 1, pg. 57.

†) Vgl. auch Matth. 16, 28 mit Luk. 9, 27, wo die spezielle Fassung des Matthäus: „bis sie sehen werden den Sohn des Menschen kommend in seinem Reich" bei Lukas abgeändert ist in das allgemeine: „bis sie sehen werden das Reich Gottes."

Diener des Wortes" waren, die evangelische Geschichte zusammenzustellen. Von sich selbst sagt er nur: nach diesen Versuchen „schien es auch mir wohlgethan, nachdem ich allem von Anbeginn genau nachgeforscht habe, es für dich, wertester Theophilus, der Reihe nach aufzuschreiben, damit du die Zuverlässigkeit der Geschichten kennen lernest, in denen du unterrichtet worden bist."

Nichts redet in diesen Worten des Lukas dagegen, daß er sowohl mündliche, wie schriftliche Überlieferung der Augenzeugen zur Abfassung seines Evangeliums benutzt hat. Aber alles spricht gegen die Behauptung von Weiß (Einleitung ins Neue Testament, 2. Aufl.), „das dritte Evangelium hat.... den gesamten Inhalt des Markus noch vollständiger als das erste in sich aufgenommen." Hätte Lukas der Hauptsache nach nur den Markus ausgeschrieben, so hätte er keine so genaue Nachforschungen halten müssen, um dem Theophilus etwas Zuverlässiges zu bieten. Die Behauptung von Weiß ist eine Übertreibung, zu Gunsten seiner Markus-Hypothese. Denn auch wo er thatsächlich damit nicht mehr auskommt, will er sie doch lieber festhalten, weil ihm sonst „jeder sichere Anhaltspunkt für die Ermittelung der vom ersten und dritten Evangelisten gemeinsam benutzten Redequelle" verloren geht (vgl. A. A. O. 542). Also um dieses Unglück zu verhüten, hält er an einer Hypothese auch dann noch fest, wenn ihm thatsächlich Erscheinungen entgegentreten, die seine Hypothese eigentlich widerlegen, weil sie bei seiner Voraussetzung gänzlich „unerklärbar" sind.*)

Schon das spricht gegen die Weißsche Hypothese, daß eine große Zahl von Stücken, die Matthäus mit Markus gemeinsam hat, bei Lukas fehlen,†) während nur ganz wenige, und mit zwei Ausnahmen ganz unbedeutende Stücke, die Lukas mit Markus gemein hat, bei Matthäus fehlen.‡) Daß endlich Lukas eine Anzahl Stücke mit Mat-

---

*) Die Markus-Hypothese erscheint uns damit nicht zuverlässiger, daß Weiß behauptet, das Wort der Abwehr Luk. 7, 6 stamme aus Mark. 5, 39; und das Wort der Auferweckung des Jünglings zu Nain 7, 14 aus Mark. 5, 41; der Schluß der Salbungsgeschichte 7, 50 aus Mark. 5, 34 rc. (vgl. 539, Anm. 2).

†) Matth. 4, 18–22 (Mark. 1, 16–20); Luk. 5, 1–11 ist eine andere Begebenheit! Matth. 13, 54–58 (Mark. 6, 1–6); Luk. 4, 16–30 ist nicht damit zu identifizieren! Matth. 14, 6–12 (Mark. 6, 21–29); Matth. 14, 22–33 (Mark. 6, 45–52); Matth. 14, 34–36 (Mark. 6, 53–56); Matth. 15, 1–20 (Mark. 7, 1–23); Matth. 15, 21–28 (Mark. 7, 24–30); Matth. 15, 29–31 (Mark. 7, 31–37); Matth. 15, 32–39 (Mark. 8, 1–10); Matth. 15, 39–16, 4 (Mark. 8, 10–13); Luk. 12, 54–56 sind andere Worte in anderem Zusammenhang! — Matth. 16, 5–12 (Mark. 8, 14–21); Matth. 17, 9–13 (Mark. 9, 9–13); Matth. 19, 3–9 (Mark. 10, 2–12); Matth. 20, 20–28 (Mark. 10, 35–45); Matth. 21, 18–22 (Mark. 11, 12–14. 19–24); Matth. 24, 22 (Mark. 13, 20). Matth. 26, 31–33 (Mark. 14, 26–29); Matth. 26, 42–46 (Mark. 14, 39–42); Matth. 27, 27–31 (Mark. 15, 16–20).

‡) Luk. 4, 31–37 (Mark. 1, 21–28); Luk. 4, 42–44 (Mark. 1, 35–39); Luk. 6, 12. 13 (Mark. 3, 13–15); Luk. 9, 6 (Mark. 6, 12. 13); Luk. 9, 49. 50 (Mark. 9, 38–41); Luk. 21, 1–4 (Mark. 12, 41–44).

thäus gemeinsam hat,*) die bei Markus fehlen, und zwar nicht nur Rede-, sondern auch Erzählungsstücke, ist auch nicht zu Gunsten der Markus-Hypothese. Es sprechen aber noch andere triftige Gründe gegen die von Weiß behauptete ausschließliche Abhängigkeit des Lukas von Markus in den beiden gemeinsamen Partien. Wir machen nämlich die Beobachtung, daß in vielen Erzählungen, welche alle drei Synoptiker gemeinsam haben, gerade die Eigentümlichkeiten des Markus fehlen, oft aber die des Matthäus bei Lukas sich wiederfinden. Wer wollte aber behaupten, daß solche Erzählungen aus Markus stammen? Welch eigentümlicher Zufall, wenn Lukas den Markustext so bearbeitet haben soll, daß er dem Matthäus ähnlich wurde, den Lukas nach Weiß nicht gekannt haben soll. Fast irgend eine, den drei Synoptikern gemeinsame Erzählung, widerstreitet dieser Hypothese. — Nehmen wir die Erzählung von der Versuchung Christi Luk. 4, 1–13, so finden wir manche Übereinstimmung mit Matth. 4, 1–11; aber gerade der dem Markus eigentümliche Zug: „er war bei den Tieren" Mark. 1, 13, fehlt bei Lukas. — Oder betrachten wir Luk. 3, 19. 20, die Gefangennehmung Johannes des Täufers, so vermissen wir jeden dem Markus (6, 17–20) in seiner Darstellung eigentümlichen Zug, während sich die Worte des Lukas ganz gut begreifen lassen als summarische Wiedergabe von Matth. 14, 3–5. Auch Luk. 4, 38. 39, die Heilung von Petri Schwiegermutter, kann nicht nach Mark. 1, 29–31 erzählt sein, denn es fehlen verschiedene dem Markus eigene Züge: „in das Haus des Simon und Andreas mit Jakobus und Johannes", dagegen hat Luk. V. 38: „sie war von heftigem Fieber befallen", was bei Markus lautet: „κατέκειτο πυρέσσουσα"; daß Jesus ihre Hand ergriff, wie auch Matth. 8, 15 erwähnt wird, fehlt ebenfalls bei Lukas! Jedenfalls ist soviel sicher, daß Lukas diese Erzählung nicht aus Markus schöpfte. — Die Geschichte von der Heilung des Gichtbrüchigen, Luk. 5, 17–26, ist eher nach Matth. 9, 1–8, als nach Mark. 2, 1–12 geschrieben. Der Eingang V. 17 enthält Eigentümlichkeiten, die den beiden anderen fehlen (Pharisäer und Gesetzeslehrer, die ge-

*) Vgl. das Geschlechtsregister Jesu Luk. 3, 23–38 und Matth. 1, 1–17; und dazu die späteren Bemerkungen über den Lukas-Stammbaum in Cod. D. Die Versuchung: Luk. 4, 3–13. Matth. 4, 3–11; Hauptmann zu Kapernaum: Luk. 7, 1–10. Matth. 8, 5–13; Gesandtschaft des Johannes, Jesu Rede an das Volk: Luk. 7, 18–35. Matth. 11, 2–19; der stumme Dämonische: Luk. 11, 14. 15. Matth. 9, 32–34; der vorsichtige Haushalter: Luk. 12, 39–46. Matth. 24, 43–51; Talente: Luk. 19, 11–28. Matth. 25, 14–30.

Dazu der gemeinsame Redestoff: Luk. 3, 7–9. Matth. 3, 7–10; Luk. 6, 40. Matth. 10, 24; Luk. 9, 57–60. Matth. 8, 19–22; Luk. 10, 3. Matth. 10, 16; Luk. 10, 12–16. Matth. 11, 20–24; Luk. 10, 21–24. Matth. 11, 25–27. 13, 16; Luk. 11, 29–32. Matth. 12, 38–42; Luk. 12, 2–9. Matth. 10, 26–33; Luk. 12, 51–59. Matth. 10, 34–36; 16, 2. 3; 5, 25. 26; Luk. 14, 26. 27. Matth. 10, 37. 38; Luk. 15, 3–7. Matth. 18, 10–14; Luk. 16, 16–18. Matth. 11, 13; 5, 18. 32; Luk. 17, 33. Matth. 10, 39; das Bild von Blitz und Adler Luk. 17, 24. 37 findet sich wieder in der Parusierede Matth. 24, 27. 28. — Vgl. auch die Lukas-Parallelen zur Bergpredigt des Matthäus.

kommen waren aus allen Orten Galiläas und Judäas und aus Jerusalem). ἐπὶ κλίνης V. 18 stimmt mit Matth. 9, 1, wo der nämliche Ausdruck steht, während Markus κράβαττον hat V. 4. 11. 12. — Auch V. 33 ff. stimmt auffallend mit Matth. 9, 5 ff. — während Mark. 2, 9 ff. eine Menge von Zügen aufweist, die sich weder bei Lukas noch Matthäus finden (vgl. noch Luk. V. 20 ἄνθρωπε, während Mark. V. 5, Matth. V. 2 τέκνον). — Ebenso finden wir Luk. 8, 26–39 nur einige der dem Markus (5, 1–20, vgl. bes. 3b–5) eigentümlichen Züge. Mit Markus hat Lukas V. 26 „Land der Gergesener", während Matth. V. 28 „Gadarener" schreibt, ferner, daß es einer war, während Matthäus von zwei Besessenen redet. — Die Heilung des blutflüssigen Weibes Luk. 8, 43–48 ist sowenig nach Mark. 5, 25–34, wie nach Matth 9, 20–22. — Denn Luk. 8, 43 heißt es: „welche all ihr Vermögen an Ärzte gewendet hatte und konnte von keinem geheilt werden;" Mark. 5, 26 sagt dagegen: „obschon sie viel erlitten hatte von vielen Ärzten, brachte es ihr gar keinen Nutzen, sondern es wurde nur schlechter mit ihr." Bei Matthäus fehlt beides! — Die Geschichte von der Auferweckung der Tochter des Jairus, Luk. 8, 40–42. 49–56 ist weder aus Mark. 5, 21–24. 35–43, noch aus Matth. 9, 18. 19. 23–26 geschöpft. Denn Lukas erzählt: „es war seine einzige Tochter" (V. 42); er sagt ferner: „und es kehrte ihr Geist wieder zurück" (V. 55), sowie: „und er befahl, daß man ihr zu essen gebe" (V. 55), was alles bei Markus und Matthäus fehlt (vgl. auch: ἡ παῖς ἐγείρου V. 54; während Matth. V. 25: ἠγέρθη τὸ κοράσιον und Mark. V. 41: τὸ κοράσιον-ἔγειρε). Während es nach Mark. 5, 37 den Anschein hat, als ob dem Herrn schon unterwegs nur Petrus, Johannes und Jakobus nachfolgen durften, sagt Lukas ausdrücklich: „Als er ins Haus trat, ließ er nur den Petrus, Johannes und Jakobus, auch den Vater des Kindes und seine Mutter mit hineingehen" (V. 51). Die ganze Darstellung ist so abweichend von der des Markus, daß dieser unmöglich dem Lukas als Vorlage gedient haben kann. — Lukas 9, 10–17, die Speisung der Fünftausend, hat teils Züge mit Markus gemein, teils mit Matthäus. Vgl. Luk. 9, 11b: „und die der Heilung Bedürftigen machte er gesund", übereinstimmend mit Matth. 14, 14; während Markus diesen Zug nicht hat. Die Darstellung Luk. 9, 13 entspricht Matth. 14, 16–18; während Mark. 6, 37. 38 ganz eigentümliche Züge aufweist. Luk. 9, 14 hat wie Matth. 14, 21 ὡσεὶ, was Mark. 6, 44 weggelassen ist. Die Frage hingegen: Luk. 9, 13 vom Kaufen der Speise für alles Volk ist Mark. 37b noch in originellerer Fassung, während sie bei Matth. fehlt; wie auch der Befehl an die Jünger Luk. 9, 14b. 15, das Volk sich lagern zu lassen, viel anschaulicher geschildert ist in Mark. 6, 39. 40; bei Matthäus fehlt (14, 10) der Zug: „je fünfzig und fünfzig". — Auch hier kommt, trotz aller Verwandtschaft der lukanischen Rezension mit Markus, die Markus-Hypothese ins Wanken. Ebenso bei Luk. 9, 37–43; die Heilung des Mondsüchtigen entspricht in ihrer Darstellung weder dem Bericht des Matthäus noch des Markus. Luk. 9, 38 „er ist mein ein-

ziger“ ist dem Lukas eigentümlich. V. 39. 40 entspricht weder Mark. 9, 15–18 noch Matth. 17, 15. Jeder der drei Synoptiker hat eine ihm durchaus eigentümliche Erzählungsform. — Lukas stimmt nur 9, 41 mit Matth. 17, 17 in der Beifügung *διεστραμμένη*, gegen Mark. 9, 19, der es wegläßt. Während dagegen Mark. 9, 21–27 bei Lukas und Matthäus fehlt. — Luk. 22, 7–13, die Vorbereitung zum Passahmahl, ist weder nach Mark. 14, 12–16, noch nach Matth. 26, 17–19. Denn nach den beiden letzteren fragen „*die Jünger*“, wo sie ihm das Passah zubereiten sollen. Lukas aber sagt: „*er sandte den Petrus und Johannes*“; erst nachher fragen *diese beiden*: „wo sollen wir zubereiten?“ Wäre hier Lukas dem Matthäus oder Markus gefolgt, so hätte er nicht so geschrieben. — Ebensowenig ist Kreuzabnahme und Begräbnis Jesu Luk. 23, 50–56 nach Matthäus oder Markus geschildert. Denn das Lob, das dem Joseph gespendet wird (Luk. 23, 50. 51) hat weder Matthäus noch Markus. Auch die übrige Darstellung ist so abweichend (vgl. Mark. 15, 43 ff. mit Luk. 23, 52 ff. und Matth. 27, 57 ff.) trotz der Übereinstimmung von Luk. V. 53 mit Matth. V. 59, daß an schriftstellerische Abhängigkeit im modernen Sinn nicht gedacht werden kann.

Die schriftstellerische Selbständigkeit des Lukas läßt sich überdies an einer Menge von kleinen Zügen nachweisen, in denen er von Matthäus und Markus abweicht, oder sogar über jene hinausgeht,*) die sich fast in jeder allen drei gemeinsamen Perikope finden. Überdies verfügt Lukas über eine reiche Fülle von Rede- und Erzählungsstoff, der ihm ganz eigentümlich ist.†) Alle diese Thatsachen beweisen nur, daß wir uns bei der Beurteilung dieser Evangelienschrift zunächst an das zu halten haben, was Lukas selbst über ihre Entstehung mitteilt. Jedenfalls schöpfte er aus dem lebendigen und reichen Strom der

*) Vgl. nur beispielsweise: Luk. 3, 21: „da auch *Jesus* getauft wurde und *betete*.“
Mark. 1, 9: „und es geschah, in jenen Tagen kam *Jesus von Nazareth in Galiläa* und ließ sich von Johannes im Jordan taufen.“
Matth. 3, 13: „da stellt sich *Jesus von Galiläa* am Jordan bei Johannes ein, um von ihm getauft zu werden.“
Luk. 5, 27: „einen Zöllner mit Namen *Levi*“; Mark. 2, 14: „*Levi, den Sohn des Alphäus* an der Zollbude;“ Matth. 9, 9: „einen Mann an der Zollbude .... *Matthäus* genannt.“
Luk. 5, 30: „und es *murrten* die Pharisäer und ihre Schriftgelehrten gegen seine Jünger und sprachen: *warum esset ihr*“ u. s. w. Mark. 2, 16: „*Schriftgelehrte aus den Pharisäern* .... sprachen zu seinen Jüngern: *mit den Zöllnern und Sündern ißt und trinkt er?*“ Matth. 9. 11: „*die Pharisäer* sprechen zu seinen Jüngern: *warum ißt euer Lehrer* mit den Zöllnern und Sündern? — Vgl. auch: Luk. 5, 33 mit Mark. 2, 18; Matth. 9, 14; Luk. 6, 11 mit Mark. 3, 6; Matth. 12, 14 u. s. w.; Luk. 22, 43 ist Lukas eigentümlich.

†) Kap. 1 u. 2; 3, 23–28; 4, 16–30; 5, 1–11; 7, 11–17; 7, 36–50; 8, 1–3; 9, 51–56; 10, 1–16; 10, 17–24; 10, 25–37; 10, 38–42; 11, 5–8; 11, 17–23; 11, 27 f.; 11, 33–36; 12, 1–21; 13, 1–17; 13, 22–33; 14, 1–35; 15, 1–32 (ausgenommen V. 3–7 vgl. Matth. 18, 12–14); 16, 1–31 (ausgenommen V. 13–18 vgl. Matth. 6, 24; 11, 13; 5, 18. 32); 17, 5–10; 17, 12–19; 18, 1–14; 19, 1–10; 22, 15–18; 22, 24–33; 22, 35–37; 23, 6–16; 24, 13–53.

Überlieferung derer, die von Anfang an Augenzeugen der von ihm erzählten Begebenheiten waren, und durch gründliche Nachforschung ist es ihm gelungen, dem Theophilus das Bild des Meisters, um manchen bedeutsamen Zug bereichert, in seiner Evangelienschrift darzustellen. Ob Lukas die beiden ersten Evangelien kannte, ob er sie benutzt hat, und in welchem Umfang, das läßt sich wohl kaum auch nur annähernd bestimmen. Die mündliche Tradition trat ihm ja noch in ihrer jugendlichen Lebendigkeit entgegen; daß er daneben auch schriftliche Quellen, vielleicht auch Matthäus und Markus benutzt hat, ist kaum zu bezweifeln. Aber daß Lukas nicht in sklavischer Befangenheit seine Quellen ausschrieb, sondern dieselben mit den vielen übrigen Bausteinen, die ihm außerdem zu Gebote standen, zu einem selbständigen, herrlichen Bauwerk zu verarbeiten verstand, dafür ist sein Evangelium ein beredtes Zeugnis.

Endlich noch ein Wort über Luk. 3, 23–38. Dieser Stammbaum Christi, der bis zu Adam hinaufreicht, und von Christus bis David ganz andere Namen enthält, als der Stammbaum des Matthäus (1, 1–17), hat den Kritikern schon viel Kopfzerbrechens verursacht. Daß Lukas auch den Stammbaum kannte, den Matthäus seinem Evangelium voranstellte, bezeugt Cod. D Cantabrigiensis. Da hat auch Lukas die Königslinie von David an, während im rezipierten Text die Linie über Nathan weitergeführt wird. Daß Matthäus, ebenso wie Lukas nach D, den Stammbaum des Joseph giebt, ist ebenso klar, wie das, daß der rezipierte Lukas-Text diesen nicht giebt. Daß ferner der Stammbaum des Cod. D nicht eine Korrektur nach Matthäus ist, ergiebt sich sowohl aus der Verschiedenheit der Namenschreibung,*) als auch aus der vollständigeren Aufführung der Glieder im Stammregister bei D gegenüber Matthäus.†) Es war ein genialer Gedanke von Gräfe,‡) wenn auch nicht von ihm zuerst ausgesprochen, so doch von ihm zuerst gründlich verteidigt, daß beide lukanischen Stammbäume, der rezipierte sowohl wie der des Beza-Textes, aus der Feder des Lukas stammen. Lukas hat, nach Gräfes Ausführungen, in seiner ersten Ausgabe des Evangeliums (wie Cod. D sie giebt), wie Matthäus, den Stammbaum des Joseph gehabt; später habe er infolge seiner Nachforschungen auch den Stammbaum der Maria aufgefunden und ihn seinem Evangelium in der zweiten Ausgabe einverleibt,

---

*) Matth.: Ἐσρωμ Βοες Ἰωβηδ Ἀβια Ἀχαζ Ἀχειμ.
D: Ἀσρωμ Βοος Ὠβηδ Ἀβιουδ Ἀχας Ἰαχειν.
Daß die Schreibart der Namen bei Matthäus und Lukas selbst im lateinischen Text von D bedeutende Differenzen aufweist, spricht ebenfalls für obige Annahme. Vgl. z. B.: Heleazar, Eleazar; Heliacib, Eliakim; Heliut, Eliut u. s. w.

†) Zwischen Ἰωραμ und Ὀζειας bei Matth. stehen in D noch: Ὀχοζιας; Ἰωας; Ἀμασιας; und zwischen Ἰωσειας und Ἰεχονιας sind eingefügt: Ἐλιακειμ und Ἰωακειμ, welche identisch sind. Vgl. 2 Kön. 23, 34 (und zur Schreibart LXX 2 Chron. 36, 4).

‡) Studien und Kritiken 1898, I, 123–132.

die wir im rezipierten Lukas-Text besitzen. Daß die Textform von D an unserer Stelle (Luk. 3, 23 ff.) nicht eine spätere Korrektur nach Matthäus ist, dafür scheint überdies ihre völlige Isoliertheit zu sprechen, die sich am einfachsten daraus erklärt, daß Lukas selber seine zweite Ausgabe des Evangeliums als die authentische autorisiert hat, die dann auch dem rezipierten Text einverleibt wurde.

Schon Lightfoot*) hat angenommen, daß der lukanische Stammbaum des rezipierten Textes derjenige der Maria sei. Das Resultat seiner exegetischen Untersuchungen lautet: „Josephus hic non vocatur filius Heli, sed Jesus!“ — Der Wortlaut von 3, 23, verglichen mit dem Beza-Text, begünstigt diese Auffassung.†) Denn im rezipierten Text kann 'Ιωσήφ nicht als erstes Glied der Stammlinie aufgefaßt werden, weil es durch seine Stellung dem Zwischensatz ὢν–'Ιωσήφ zugewiesen wird, der nur eine ganz beiläufige Näherbestimmung des Subjekts 'Ιησους enthält. Vielmehr ist das 'Ιησους des Hauptsatzes, welches durch das Prädikat ἀρχόμενος u. s. w., sowie den Zwischensatz ὢν u. s. w., von τοῦ 'Ηλεὶ getrennt ist, vor diesem letzteren zu ergänzen. Zu übersetzen ist daher: „und er, Jesus, war bei seinem ersten Auftreten etwa dreißig Jahre alt (als Josephs-Sohn, wie man annahm) — ein Sohn des Eli“ u. s. w. Die Härte der Konstruktion mag sich daraus erklären, daß wir es eben mit einer Korrektur zu thun haben. Der Text von D liest sich glatter: „es war aber Jesus etwa dreißig Jahre alt, da er auftrat; wie man annahm, war er ein Sohn Josephs, des Jakob“ u. s. w.‡)

Schon Justin scheint den Stammbaum im rezipierten Lukas-Text als den der Maria angesehen zu haben. Denn er sagt (Dialog. c. Tryph. 327 A): „Menschensohn pflegte er (scil. Jesus) sich zu nennen, entweder von der Geburt durch eine Jungfrau, welche, wie ich behauptete, aus dem Geschlecht Davids und Jakobs und Isaaks und Abrahams war, oder weil Adam selbst Vater auch dieser Hergezählten war, von denen die Maria ihr Geschlecht hergeleitet hat. Denn auch die Erzeuger der Weiber betrachten wir als Väter der Kinder, die ihren eigenen Töchtern geboren wurden.“

Woher wußte Justin, daß Maria ihren Stammbaum von David, Jakob, Isaak und Abraham ableitete? Offenbar hat er den Stammbaum bei Lukas als den der Maria aufgefaßt. Und eben der Sprung: „Jesus, ein Sohn Elis,“ wo es nach unserer Meinung doch heißen sollte: Jesus, ein Sohn der Maria, ein Sohn Elis u. s. w.,

---

*) Horae hebr. et talm. 1684. pg. 749 f.; 183.

†) Rezipiert: καὶ αὐτὸς ἦν 'Ιησοῦς ἀρχόμενος ὡσεὶ ἐτῶν τριάκοντα, ὢν υἱός, ὡς ἐνομίζετο 'Ιωσήφ, τοῦ Ηλεὶ u. s. w.

Bezatext: ἦν δὲ 'Ιησοῦς ὡς ἐτῶν .λ. ἀρχόμενος, ὡς ἐνομείζετο εἶναι υἱὸς 'Ιωσήφ, τοῦ 'Ιακὼβ u. s. w.

‡) Für diese Auffassung des Satzes vgl. Herodot IV, 5: ὡς δὲ Σκύθαι λέγουσι, νεώτατον ἁπάντων ἐθνέων εἶναι τὸ σφέτερον.

erklärt Justin so, daß der Vater der Maria ganz gut auch als Vater ihres Sohnes Jesu betrachtet werden könne.*) (Vgl. auch: Genes. 31, 28 u. bes. **43.**)

Ganz die nämliche Auffassung wie bei Justin finden wir auch im Jerusalemischen Talmud. Denn er nennt die Maria geradezu „eine Tochter des Eli". Lightfoot macht auf die betreffende Stelle aufmerksam (Hier. Chagigah 77, 4) und bemerkt dazu: „Agitur de religioso quodam, qui in somniis vidit poenas inferorum. Inter alia: חמא מרים בת עלי צלים quae sic reddimus, libentissime corrigendi, si erramus: „*Vidit Mariam filiam Heli in umbris.*" Rabbi Lazar bar Josah dicit: „suspensam per glandulas mammarum." R. Josah bar Haninah dicit: „Vectis portae Gehennae erat infixus eius auri." Der Haß und die Verachtung, welche aus diesen Worten redet, läßt nicht im Zweifel, wer mit „Maria, Tochter des Eli" gemeint ist. Lightfoot bemerkt darum mit Recht: „Si hic sit verborum sensus, quod ego quidem credo, eousque convenit cum evangelista nostro, ut Maria dicatur filia Heli, et reliqua dici in opprobrium beatissimae virginis; ...cui etiam convitiantur sub nomine *Satda*†) non raro!"

Alle Versuche, den Stammbaum im rezipierten Lukas-Text als den Josephs aufzufassen, haben nur zu den schlimmsten Willkürlichkeiten geführt. Es ist und bleibt eben ein anderer Stammbaum, als der bei Matthäus. Die natürlichste Auffassung, welche auch an die Exegese keine unberechtigten Anforderungen stellt, bleibt eben, nach dem oben Ausgeführten, daß Lukas den Stammbaum der Maria gegeben hat.

Wir schließen diese Untersuchung mit den wahren und beherzigenswerten Worten Gräfes in seiner erwähnten Abhandlung: „Im übrigen verträgt die heilige Schrift auch in diesem Stücke die schärfste Prüfung, wenn man nur mit vollem Wahrheitssinn an die alten Handschriften herantritt!"

*) Daß diese Auffassung der lukanischen Genealogie durchaus, auch exegetisch, gerechtfertigt ist, beweist Genes. 36, 2: אהליבמה בת־ענה בת־צבעון d. h.: „Ahalibama, Tochter des Ana, Tochter des Zibeon," denn im zweiten Glied kann nicht Ana als Tochter Zibeons bezeichnet sein, denn in V. 24 wird Ana als Sohn des Zibeon aufgeführt, wie V. 25 Ahalibama als Tochter des Ana. Weil sie Tochter des Ana ist, kann sie auch Tochter des Zibeon genannt werden.

†) Die Talmudisten nennen Jesum (babyl. schabb. fol. 104, 2) בן סטרא d. h. „Hurensohn", und lästern ferner über ihn: „exportavit magias ex Aegypto per caesuros, quas fecerat in carne sua; und etwas später: Jesus magicam exercuit et decepit, atque ad Idololatriam adegit Jerusalem." Kein Wunder, daß sie seine Mutter „Hure" nennen, um mit diesem scheußlichen Namen auch ihn zu lästern.

(Fortsetzung folgt.)

Der Sündenfall.

Referat von P. M. Weber.

Ein ebenso ernstes, wie schwieriges Thema ist es, welches zur Betrachtung vorliegt. Es führt uns hinein in das Dunkel der menschlichen Urzeit und in die dunklen Tiefen des eigenen Herzens; es berührt die wichtigsten theologischen und psychologischen Fragen. Es bedarf kaum besonders erwähnt zu werden, daß die Erörterung einer derartigen religiösen Wahrheit zu allen Zeiten und an allen Orten wichtig und zweckmäßig ist.

Ueberall treten uns ja die Folgen der Sünde: Armut, Krankheit, Verwahrlosung, Verlassenheit entgegen. Die Sünde ist das Gift, an welcher die ganze Menschheit krankt, das überall eindringt und allen Unfrieden der Seelen, allen Jammer des Lebens verursacht und jeder äußeren Not den Stachel giebt, der sie doppelt schmerzhaft macht. Gäbe es die Not der Sünde nicht, so brauchte weder die Aeußere noch Innere Mission zu sein. Den Zweck, den die Verkündigung solcher Wahrheiten im Auge hat, will auch die schriftliche Erörterung in Obacht nehmen.

Wir treten unserm Gegenstand durch die nun zu erörternde Frage näher:

Was ist Sünde? Welche Macht, welchen Umfang hat ihre Herrschaft im einzelnen Menschen und in der Menschheit?

Ueber die Beantwortung dieser Fragen ist man keineswegs zu allen Zeiten einig gewesen. Die Kirchengeschichte berichtet uns, wie heftig darüber im fünften Jahrhundert gestritten wurde, zwischen Augustinus und Pelagius. Zwar siegte der erstere in der Kirchenlehre, aber seine tiefen Ansichten von der Verderbnis der menschlichen Natur wurden immer wieder von den Pelagianern und sogenannten Halbpelagianern angefochten, bis in die neuesten Zeiten herab, wo englische Deisten und Sensualisten, französische Aufklärer und deutsche Rationalisten pelagianische Grundsätze erneuerten.

Es giebt menschliche Gesellschaften und Kreise, wo das Wort Sünde nur mit Abneigung und Mißbehagen gehört, ja fast nie genannt wird. Schwäche, Mängel, Unvollkommenheiten, Fehler, das giebt man zu, hat jeder Mensch, aber daß jeder Mensch ein Sünder sei, das wollen viele nicht hören. „Ich thue nach Kräften meine Schuldigkeit, ich lebe ehrlich und rechtschaffen, und niemand kann mir etwas Böses nachsagen, — daher habe ich ein gutes Gewissen und brauche mich nicht einen Sünder nennen zu lassen," das sind die bekannten Glaubensbekenntnisse des Pharisäismus unserer Zeit. Das Kleid solcher Selbstgerechtigkeit zeigt sich freilich bei näherer Betrachtung stets sehr zerrissen; denn jeder tiefer blickende und gegen sich selbst aufrichtige Mensch muß, wenn er sich im Spiegel der Gebote recht betrachtet, erkennen und bekennen, daß er von ihnen nach ihrem heiligen Sinne auch nicht eins gehalten habe. Aber auch dann, wenn man seinen Mangel und Ungehorsam zugesteht, will man doch nicht zugeben, daß die Ursache in der Verderbnis der menschlichen Natur liege. Die Leugnung der Sünde als Verderbnis der Menschennatur ist der eigentliche Kern und Ausgangspunkt des Rationalismus. Ein rationalistischer Schriftsteller (J. Rousseau) schreibt: „Alles ist gut, indem es aus den Händen des Schöpfers hervorgeht; alles entartet unter den Händen

der Menschen," also jeder Mensch, der geboren wird, ist gut, und was sich später an Verderbtheit bei ihm zeigt, ist Schuld anderer Menschen und der menschlichen Verhältnisse.

Diese auf einem falschen Optimismus beruhende, einer gutmütigen, schwächlichen Pädagogik und Politik Vorschub leistende Ansicht, ein Hauptgrundsatz des Rationalismus und des Liberalismus fand der kirchlichen Lehre von der Erbsünde gegenüber, auch bei den Deutschen im vorigen Jahrhundert vielen Beifall. Auf den Grundsatz, daß der Mensch von Natur gut sei, baute der von Friedrich dem Großen hochgeschätzte Professor Sulzer, dem die Leitung der Schulanstalten in Schlesien übertragen waren. Von tiefer blickenden Menschen wurde dieser Grundsatz zum wenigsten bezweifelt, sogar vom König.

Aber, sagt man von einer anderen Seite, soll denn der Säugling in der Wiege auch schon ein Sünder sein? Was thut er denn für Sünde? Freilich, wer überhaupt nichts thut, der kann auch keine Sünde thun; allein es giebt Sünde auch da, wo nichts gethan wird. Das Wesen der Sünde liegt nicht im Thun und Handeln des Menschen, sondern in der Richtung seines Willens, in dem Zustande seines ganzen Innern. Ob dieser Zustand beim Menschen von Natur ein normaler, ein dem wahren Wesen und der Bestimmung des Menschen entsprechender sei, ist die Frage.

Den Materialisten gegenüber, die die wesentliche Verschiedenheit des Leibes vom Geiste leugnen, müssen wir festhalten, daß das Eigentümliche des Menschen darin besteht, daß er Geist hat, ja, daß er vorzugsweise Geist ist. Der Geist ist es, der den Menschen zum Menschen macht, nicht der Leib, wenn er auch noch so feine Organe hat. Bestimmen, beherrschen soll der Geist den Leib, nicht umgekehrt. Gottähnlich wird der Mensch nur, wenn der Geist mit klarer Erkenntnis, mit Willen des Guten und mit reinem Gefühl in ihm herrscht und all sein Thun und Lassen regiert, die Seele aber mit ihren Empfindungen dem Geiste dient, und der Leib nichts ist, als ein willig gehorchendes Organ, das dem Geiste die Eindrücke der Außenwelt zuführt und seine Einwirkungen auf dieselbe vermittelt, ja, so dem rechten Geiste dient, daß der Leib ein Tempel des heiligen Geistes genannt werden kann. So wäre alles in rechter Harmonie, so wäre der Mensch vollkommen zu jedem guten Werk geschickt. So finden wir aber den Menschen von Natur nicht. Nicht etwa nur als ein schwaches Wesen, das durch Entwickelung und Stärkung zu einem vollkommenen Zustand geführt werden könnte, finden wir den neugeborenen Menschen, sondern in einem ganz verkehrten Zustande. Das Oberste steht unten, was herrschen sollte, der Geist, ist ganz untergeordnet und nur erst im Keime vorhanden. Das, was geleitet vom Geiste, den Körper regieren sollte, die Seele, sie gehorcht ganz und gar den leiblichen Bedürfnissen.

Zur Freiheit ist der Mensch geschaffen, aber geboren wird er als Sklave seiner sinnlichen Natur, seines Fleisches. Der Mensch soll ein selbstbewußtes, sich selbst bestimmendes Wesen sein, dies sagt ihm jede Betrachtung seiner selbst und das ihm tief in seine Brust gelegte unauslöschliche Verlangen. Aber leider ist der Mensch von Natur nicht so. Der Körper, der ein Organ, eine

wohnliche Behausung seines Geistes sein sollte, ist sozusagen ein Kerker desselben, der überall hemmt und einengt.

Daß die schwache Kraft des Geistes entwickelt und gestärkt werde, hilft dem Uebel nicht ab, denn ein starker Geist kann doch sehr gebunden sein durch Sinnlichkeit und die von ihm erregten Triebe, man nehme zum Beispiel Napoleon den Ersten. Frei, wahrhaft frei, wird der Mensch nur, wenn er sich nicht durch die endlichen Verhältnisse bestimmen läßt, sondern durch die ewigen, allein rechten Normen des ewigen Geistes. Er ist von ihm geschaffen, daß er ihm diene, und in seinem Dienst allein erreicht er den seiner wahren Natur entsprechenden Zweck. Der Mensch ist nach Gottes Bild geschaffen, ihm soll er gleich sein (1 Mos. 1, 26). Gott ist Licht und in ihm ist keine Finsternis (1 Mos. 1, 5). Also sollte auch der Mensch erleuchtet sein von reiner Erkenntnis. Gott ist die Liebe (1 Joh. 4, 16). Also sollte das Wesen des Menschen auch Liebe sein. Wie finden wir ihn aber von Natur? Mit sehr getrübter Erkenntnis von seinem eigenen Wesen, seiner Bestimmung, von Gott, seinem Schöpfer, mit unverständigem, verfinstertem Herzen. Statt der Liebe finden wir Selbstsucht bei ihm.

Diesen Zustand nun, in welchem erfahrungsgemäß alle Menschen geboren werden, der sich von Geschlecht zu Geschlecht, von allen Eltern auf ihre Kinder forterbt, nennt man Erbsünde. Die Allgemeinheit, der im Menschengeschlecht hervortretenden Sünde bezeugt die heil. Schrift verschiedentlich. „Da ist keiner, der Gutes thue, auch nicht einer," klagt David (Psalm 14, 3). „Wie mag ein Mensch gerecht sein vor Gott? Und wie mag rein sein eines Weibes Kind?" fragt Bildad, der Freund Hiobs (Hiob 25, 4), und bei Moses spricht Gott selbst: „Das Dichten des menschlichen Herzens ist böse von Jugend auf."

Durch alle Jahrhunderte, durch alle Völker hindurch tönt die Klage über die Verdorbenheit des Menschengeschlechts. Sie ertönt in Indien so gut wie in Griechenland. Am Ganges in Indien treibt sie 600 Jahre vor unserer Zeitrechnung einen edlen Königssohn Buddha zu begeisterter Predigt von dem Elend des Menschen und von der Lösung aus der Macht der Begierde als dem einzigen Weg zum Frieden. Millionen haben auf diesem Wege gesucht, was unter der Last der Sünde ihnen fehlte, und Millionen von Menschen suchen es noch heute. Auch in Griechenland, wo, wie man oft und viel gemeint hat, ein Volk nicht gequält vom trüben Sündenbewußtsein, in heiterem Götterdienste frohem Lebensgenusse in maßvoller Harmonie sich hingab, auch dort ist die Klage vom Elend der Menschen zu hören. Dichter, Geschichtsschreiber und Philosophen lassen sich da hören.

Aus sehr alter Zeit treten uns da Urteile entgegen, wie z. B.:

„Allen Menschen ist gemein das Sündigen,
Ganz tadelfrei ist keiner, noch ganz ohne Schuld."

„Was ist das wahrste Wort?" soll ein Pythagoras gefragt und als Antwort verlangt haben: „Daß die Menschen böse sind."

Es bedarf weiterer Zeugnisse nicht, denn jeder Blick ins eigne Herz, jeder aufmerksame Blick auf die dunklen Schatten, welche bei aller äußerlichen

Freude in das Menschenleben um uns hineinfallen, lehrt, daß die Menschen alle zu kämpfen haben mit einer unheilbringenden Macht, deren Versuchungen und Schädigungen sich niemand ganz entziehen kann, der Macht des Bösen.

Woher stammt nun diese Macht? Das ist eine Frage, die kein verständiger Mensch so ohne weiteres von sich weisen kann, dieweil selbige sein wichtigstes Interesse, sein Glück und seinen Frieden berührt. Hat diese Macht des Bösen immer über die Menschen Gewalt gehabt? Und ist keine Erlösung von derselben möglich? Diese Fragen gehören zum Kern aller Religion. Die Antwort auf die eine lautet in den Erinnerungen vieler Völker und in den Urkunden der israeltischen und christlichen Religion: nein; das Böse, die Sünde, hat nicht von Anbeginn an über das menschliche Geschlecht Macht gehabt. Es gab eine bessere Urzeit, wo die Menschen ohne Sünde, ohne Not und Tod ein glückliches, paradiesisches Leben führten. Wenn das so ist — und wichtige Gründe sprechen dafür — so muß die Menschheit aus dem paradiesischen Urzustande einst herausgetreten sein in den gegenwärtigen sündigen und unheilvollen Zustand. Dieses Heraustreten nennt man den Sündenfall, weil es ein Herabsinken war aus einem besseren Zustande in einen schlechteren und weil es ein Fall war aus der Unschuld in die Sünde. — Höchst unsinnig ist die Ansicht, daß das Verlassen des ursprünglichen Unschuldszustandes für die Menschheit nicht eigentlich ein Fall, eine Verderbnis, sondern ein Fortschritt zum Besseren, der notwendige Durchgang zu höherer Kultur gewesen. Schiller z. B. in seiner Abhandlung „über die erste Menschengesellschaft", meint, seinem Meister Kant darin folgend: der erste Mensch habe wie ein Tier unter der Vormundschaft des Naturtriebes gestanden; der sogenannte Sündenfall sei ein Heraustreten aus der Herrschaft des Instinkts, der erste Anfang seiner Selbstthätigkeit, das erste Wagstück seiner Vernunft. „Dieser Abfall des Menschen vom Instinkte," so sagt er unter anderem weiter, „ist ohne Widerspruch die glücklichste und größte Begebenheit in der Menschengeschichte; von diesem Augenblicke her schreibt sich seine Freiheit, hier wurde zu seiner Moralität der erste entfernte Grundstein gelegt." Wohl fühlend, wie er mit dieser Ansicht im Widerspruch stünde mit der biblischen Erzählung vom Sündenfall und alle dem, was die Kirche und Schule lehrt, empfiehlt er den Volksschullehrern, daß sie diese Begebenheit als einen Fall des ersten Menschen behandeln, und, wo es sich thun läßt, nützliche Lehre daraus ziehen; der Philosoph habe aber nicht weniger recht, der menschlichen Natur im großen zu diesem wichtigen Schritt zur Vollkommenheit Glück zu wünschen. Danach hat also der erste recht, es einen Fall zu nennen, — denn der Mensch wurde aus einem unschuldigen Geschöpf ein schuldiges, aus einem vollkommenen Zögling der Natur ein unvollkommenes unmoralisches Wesen, aus einem glücklichen Instrument, ein unglücklicher Künstler. Der letztere, der Philosoph, hat recht, es einen Riesenschritt zu nennen, denn der Mensch wurde dadurch aus einem Sklaven des Naturtriebes ein frei handelndes Geschöpf, aus einem Automat ein sittliches Wesen. —

Jene Schillersche Ansicht vom Sündenfall beruht auf zwei Irrtümern,

nämlich erstens, auf einer unrichtigen Ansicht von dem Urzustand des Menschen, der keineswegs ein tierartiger, auch nicht ein indifferenter, d. h. weder guter noch böser gewesen sein kann. Der Mensch war aus der Schöpferhand des heiligen Gottes nach Leib und Seele gut hervorgegangen, er war zur Gemeinschaft mit Gott und Gottähnlichkeit geschaffen. Das Herz des Menschen war rein, und deshalb lebte er in ungetrübtem Schauen Gottes, sein Wille war unmittelbar einig mit dem göttlichen Willen, also war er heilig und gerecht. Das Verderben dieser seligen Harmonie des Menschen mit seinem Schöpfer, der Verlust des Paradieses war gewiß kein Fortschritt, sondern ein Fall aus dem Frieden in den Unfrieden, aus dem Gehorsam in den Ungehorsam, aus Gottesfreundschaft in Gottesfeindschaft, aus dem Glück ins Elend. Der andere Irrtum Schillers ist der, daß er meint, der Mensch müsse sündigen, damit er durch das Sündigen zu einer bewußten Wahl des Guten erzogen werde. Aehnlich wie Schiller hat der Philosoph Hegel gelehrt, indem er sagt, der Zustand der Unschuld, dieser paradiesische Zustand sei der tierische; das Paradies sei ein Park, wo nur die Tiere und nicht die Menschen bleiben könnten. Durch den Sündenfall komme der Mensch zum Fürsichsein, zur Trennung von dem allgemein göttlichen Geiste, und dadurch werde er erst zum Menschen. Nach dieser Lehre müßte jeder Vater zu seinem Sohne sagen: Wenn dich die bösen Buben locken, so folge ihnen, damit du auch recht tüchtig sündigst und demnächst dadurch zu höherer Bildung und moralischer Vollkommenheit gelangst. — Hegel nennt unter anderem den Sündenfall einen ewigen Mythus, damit wohl wie schon Kant und viele rationalistische Theologen und Philosophen meinend, jene Erzählung der Bibel sei in geschichtlicher Einkleidung eine Darstellung von dem, was sich immer bei jedem Menschen mit dem Uebergange aus der Kindheit zur selbstbewußten Reflexion wiederhole. Allein wenn man erwägt, daß das Menschengeschlecht ohne Zweifel einmal einen Anfang gehabt hat, daß sein Zustand ein anderer gewesen sein muß, als der in der Geschichte sich zeigende, so kann man nicht umhin, einen Uebergang des Menschengeschlechtes aus dem paradiesischen Urzustand in den Stand der Verderbnis als eine an dem Anfang der Weltgeschichte liegende Thatsache anzuerkennen.

Wie geschah nun dieser Uebergang? Nach einem der ältesten Gedichte der Griechen, „den Werken und Tagen“ Hesiods, durch allmähliche Verschlechterung. Die Götter schufen nach dem ersten seligen Menschengeschlecht nach einander mehrere Geschlechter. Das fünfte, der eisernen Zeit angehörig, war ein verdorbenes und immer schlimmer wird es, klagt der Dichter. Kein Mensch wird mehr dem andern trauen, nicht Vater und Sohn, Wirt und Gastfreund, nicht Brüder einander — selbst Kinder werden nicht mehr die Eltern ehren. Wilder Streit, Unrecht und Gewalt, Meineid und Tücke überall. Dann werden die Scham und die Nemesis völlig verlassen und zum Olymp aufwallen. Nach der Vorstellung der Alten schwillt der Strom des Verderbens immer höher an. Er hat einen Ursprung gehabt, das wissen sie, beim Untergang einer goldenen Urzeit; aber woher er entsprungen, darüber haben sie keine klaren Vorstellungen.

Der Ursprung des Bösen ist ein tiefes Geheimnis. Woher kommt in die Welt, die von Gott geschaffen ist und von ihm regiert wird, etwas hinein, was dem heiligen Willen Gottes widerstrebt und doch von seiner Allmacht nicht vernichtet wird?

Diesem Widerspruch im göttlichen Wesen zu begegnen, nahm man bekanntlich zwei Götter an, einen guten und einen bösen, oder redete von einer Bethörung des Menschen zur Sünde durch die Gottheit selbst, oder durch ein bösartiges verblendendes Schicksal. — Damit wird aber jener Widerspruch erst recht befestigt und der zum Verständnis der Welt notwendige Gedanke einer einheitlichen Weltregierung unmöglich. Spinoza lehrt, daß das Böse nur ein scheinbares Sein habe. Er sagt: Gott sei die Ursache von allem, mit Ausnahme des Bösen, denn das Böse habe keine Wesenheit. In dem starren pantheistischen System verschwindet der reale Unterschied von gut und böse, ähnlich wie im Materialismus, der alle sittlichen Begriffe leugnet.

Nach einer anderen Ansicht ist das Böse etwas im göttlichen Weltplan Notwendiges. Hier wird die Macht des Bösen überschätzt, indem es zu einem unentbehrlichen Faktor bei der Erziehung des Menschen erhoben wird. Die Notwendigkeit, daß der erste Mensch sündigen mußte, darf nicht behauptet werden, wenn man das Böse nicht als zum Wesen des Menschen gehörig, setzen will; nur die Möglichkeit mußte ihm gegeben werden, damit er ein sittlich freies Wesen sei.*) Daß aus der Möglichkeit eine Wirklichkeit geworden, daß er in der Versuchung, bezw. der Prüfung, wie er wohl gekonnt hätte, nicht bestand, das ist eine nur aus der Erfahrung zu erkennende, nicht eine aus dem Begriff des Menschen als notwendig abzuleitende Thatsache. Das Böse ist ein schneidender Mißton, der die Harmonie der Schöpfung stört und nicht in dieselbe kann aufgelöst, sondern unbedingt aus ihr muß ausgestoßen werden. Wer aber brachte diesen Mißton hinein in die gut geschaffene Welt? War es die Materie, die sich dem ordnenden Geiste nicht völlig fügen wollte und ihm ihrer Natur nach widerstrebte? So meinte Plato und sah daher die Schöpfung des Menschen, bei welcher die Seele mit dem Leibe verbunden wurde, selbst schon als einen Abfall an. Allerdings ist nach der christlichen Lehre die sinnliche Seite der Natur des Menschen, das Fleisch, ein wichtiger Faktor in der Versuchung zum Bösen. Doch liegt das Böse an sich nicht in ihm, sonst müßte Gott, der den Menschen nach Seele und Leib geschaffen, selbst der Urheber des Bösen sein. Gott sahe aber nach Erschaffung des Menschen alles an, was er gemacht hatte, und siehe da, es war sehr gut (Gen. 1, 21).

---

*) Die Möglichkeit, sündigen zu können, hatte ihre Ursache in dem von Gott gewollten und gesetzten menschlichen Willensvermögen, in der von Gott den persönlichen Geschöpfen verliehenen Spontaneität, die von der Ichheit, dem selbstbewußten Geiste, gar nicht zu trennen ist, weil ja das ethische Gesetz seinem innersten Wesen nach nicht zwingend nach Art des Naturgesetzes wirkt und nicht zwingend wirken kann, sondern die Freiheit des Menschen zu seiner Voraussetzung hat. Wollte Gott persönliche Kreaturen schaffen, so hieß das an sich schon: er wollte mit Willensfreiheit begabte Menschen schaffen, in denen die Möglichkeit der Sünde vorhanden sei. Indem Gott Menschen gewollt hat, hat er die Möglichkeit der Sünde gewollt; (!) die Wirklichkeit (das Wirklichwerden) der Sünde (!) hat dagegen ihre Ursache nicht in Gott, sondern allein ausschließlich in dem Willen der persönlichen Kreatur.—Aus Ebrard Apologetik, Bd. I, pag. 231 und 232.

Der Ursprung des Bösen ist demnach nicht in Gott und nicht in der Organisation des Menschen zu suchen; folglich außer beiden. Damit treten wir dem Mysterium nahe, von dessen Inhalte die göttliche Offenbarung Kunde giebt. Joh. 8, 44; Apok. 20, 2.

Dem Fall des Menschen ging ein Engelfall vorher. Einer, der von Gott geschaffenen himmlischen Geister ist nicht bestanden in der Wahrheit, in der Gemeinschaft mit Gott; er ist gefallen und hat andere Engel mit in seinen Fall hineingerissen. Er ist dann ein Versucher geworden, auch für den der Versuchung zugänglichen Menschen. In dieser von außen an den Menschen herantretenden Versuchung, in dem Reize der ihn umgebenden Welt und in dem Zunder der bösen Lust, der in der sinnlichen Natur des Menschen sich regte, da ist der Ursprung des Bösen zu suchen. Luther sagt: Der Teufel, die Welt und das Fleisch sind die Versucher. Wirklich wurde die Sünde dadurch, daß Eva und Adam trotz des Verbotes dem Reize der Versuchung nachgaben und damit ihren Willen abkehrten von dem göttlichen Willen, aus dem Stande des Gehorsams und der Liebe zu Gott in Ungehorsam fielen gegen Gottes Gebot und dem Teufel folgten.*) Nicht gewollt von dem heiligen Gott, steht die Sünde doch unter seiner Zulassung, weil die anerschaffene Heiligkeit des Menschen sich im freien Wollen auch der Versuchung gegenüber bewähren sollte. Warum Gott dem Menschen eine Vernunft gegeben habe, die er mißbraucht? fragt schon ein Cicero, indem er klügelnd meint, Gott hätte dem Menschen eine dem Mißbrauch und die Schuld ausschließende Vernunft geben sollen. Damit hätte er aber ein unfreies Wesen geschaffen, nicht einen freien Menschen, in dessen Begriff liegt, daß er die Möglichkeit haben muß, seinen Willen auch wider Gott zu richten.

Die Zulassung der Sünde und aller ihrer schlimmen Folgen, welche die göttliche Gerechtigkeit setzen mußte, widerstreitet insofern nicht der Liebe Gottes, als er zugleich den Ratschluß der Erlösung faßte. Dies ganze, vor der tiefsten philosophischen Forschung, wie vor aller Erfahrung des Lebens sich in seiner Richtigkeit bewährende Verhältnis drückt die biblische Erzählung vom Sündenfall auf eine wunderbar treffende Weise aus. Sie ist nicht phisophischer Mythus, nicht eine allegorische Darstellung, sondern die Beschreibung einer historischen Thatsache und eines durch dieselbe entstandenen realen Verhältnisses. „Nichts ist," wie Fr. Delitzsch sagt, „nichts ist an der heiligen Erzählung dichterisches Sinnbild, alles reale Hülle tiefer Geheimnisse."

In den Sagen heidnischer Völker haben sich nur Erinnerungen an einzelne Züge jenes geheimnisvollen Vorganges erhalten, mit dem das Menschengeschlecht sich von der Gottheit trennte und der Unseligkeit dieser Scheidung anheimfiel.

---

*) P. S. 2. „Die von den Spöttern aufgeworfene Frage, ob denn der Biß in einen Apfel eine so große Sünde gewesen, sowie die Meinung, daß in sinnbildlicher Lust (Näscherei) oder in Neugierde die Sünde der ersten Eltern bestanden habe, ist zu albern, um eine Widerlegung zu verdienen. Thöricht ist auch die Meinung, das Ganze sei eine Parabel oder Allegorie des erwachenden Geschlechtstriebes. Die Geschlechtlichkeit des Menschen wird ja als gottgewollte, vor dem Fall gegebene dargestellt (s. Gen. 1, 27 u. 28; 2. 18 u. 21–24); infolge des Falles trat nun jene Verkehrung und Verderbnis der Geschlechtlichkeit ein, jene Emancipation des Naturtriebes vom Willen, welche konsequenterweise das Schamgefühl zum Korrelat hatte."—J. H. A. Ebrards Apologetik, Bd. I, pag. 275.

Wir wollen nur einiges aus der griechischen Mythologie erwähnen. Nägelsbach sagt: es sei wahr, die Griechen wüßten von einer seligen Vergangenheit, in welcher die Menschen in ungetrübter Harmonie mit den Göttern lebten, aber sie wüßten nichts von einer Verschuldung, durch welche diese uranfängliche Harmonie zerstört sei. Allerdings konnten die Griechen das tiefe Sündenbewußtsein des Volkes der Offenbarung nicht haben, weil ihnen der heilige Wille Gottes in gleichem Grade nicht bekannt war, sie also nicht in einem so klaren Spiegel ihre eigene Verderbtheit zu erblicken vermochten. Sie erkennen also nicht so deutlich die Sünde als die Ursache dieses Verderbens. Aber daß der Ursprung des Uebels mit einer Schuld des Menschen, mit Frevel wider die Gottheit zusammen hänge, ist ihnen nicht unbewußt. Der Tantalus- und Prometheusmythus lassen sich mit der mosaischen Erzählung vom Sündenfall gut zusammenstellen. Die Quelle der Sünde im Herzen des Menschen ist nach Vorstellung der Griechen, wie in der mosaischen Erzählung, die Selbstüberhebung, eine Ueberschreitung des dem Menschen gesetzten Maßes. Zuweilen wird auch eine verbotene Wißbegierde als Quelle des Unheils angesehen. Das Streben des Menschen zu sein wie Gott, zu erfahren, was er selbst nicht erfahren sollte, verstößt ihn aus der seligen Gemeinschaft mit der Gottheit.

Die tiefsinnige Prometheussage enthält sogar auch eine leise Andeutung künftiger Erlösung. Durch versuchten Betrug Gottes und durch frevelhafte Aneignung göttlicher Erkenntnis — das ist der Feuerraub — ist Prometheus, der Urmensch (und zugleich ein Halbgott), in Schuld und Strafe gefallen. Doch Hermes verkündet dem Gefesselten: Nie solle er seiner Drangsale ein Ziel hoffen, bevor nicht als Stellvertreter seiner ein anderer Gott sich bereit erkläre in den Hades zu gehen. Zur Erfüllung dieser Verheißung kommt endlich Herakles, tötet den Adler, löst des Prometheus Bande, und der Halbgott Chiron, der, von Herakles unheilbar verwundet, zu sterben begehrt, geht freiwillig in den Hades.

Wie aus jener mosaischen Erzählung vom Sündenfall das erste Evangelium von dem, welcher dereinst der Schlange den Kopf zertreten sollte, als eine noch dunkle, im Fortgang der Offenbarung immer heller werdende Verheißung auf Christum, den Erlöser, heraus klingt: so dürfen wir in jenem Zuge des Prometheusmythos eine Ahnung des griechischen Volksgeistes von einer künftigen Erlösung durch einen Gottmenschen, von seinem Siege über Tod und Sünde, ja sogar von seinem freiwilligen Sterben erkennen. Sogar bei unsern Vorfahren, den alten Germanen, hören wir ähnliches aus den uralten Liedern von drachentötenden Gottheiten des Lichts, welche im Kampfe mit den Mächten der Finsternis siegen und damit den zukünftigen völligen Sieg des Guten über das Böse hoffen lassen.

Die Folgen des Sündenfalles, nämlich forterbende sündliche Verderbnis, mühselige Arbeit, Not und Tod, sind nach den Ahnungen der Heiden und den Lehren der Offenbarung nicht ohne göttliche Macht zu überwinden.

Daß eben das göttliche Erbarmen dem gefallenen Menschen nachgeht und ihm zur Rettung die Gnadenhand bietet, diese Liebe sollte diejenigen, welchen

Erbarmung widerfahren, treiben, daß sie auch Liebe üben, Liebe zum Nächsten in leiblicher, vornehmlich in geistlicher Hinsicht, nach dem Beispiele des barmherzigen Samariters und dem Worte des Herrn: „Gehe hin und thue desgleichen!"

Der Fall Weingart.

Unter allen kirchlichen Ereignissen der neueren Zeit ist wohl keines, das so hoch gehende Bewegungen der Geister erzeugte und so sehr dazu angethan ist, ein klare und reine Scheidung der Geister herbeizuführen, als der „Fall Weingart". Da in den Blättern diesseits des Ozeans doch nur meist kurze Fragmente darüber gegeben wurden, aus denen man sich kein klares Bild über das machen konnte, weshalb Past. Weingart von dem Landeskonsistorium von Hanover seines Amts entsetzt wurde, so halten wir es für gut, eine möglichst vollständige Darstellung zu geben. Wir werden zunächst das rein Geschichtliche darzustellen suchen und dann erst die Beurteilung folgen lassen, um dann, wo möglich, gewisse Folgerungen für unsere Synode daraus zu ziehen.

I. Der geschichtliche Hergang. Pastor Weingart, ein junger Geistlicher wurde aus der Gothaischen Landeskirche nach Osnabrück berufen. In einem Kolloquium erklärte er, daß er an der bekenntnismäßigen Auffassung der Heilsthatsachen festhalte, und verpflichtete sich durch Namensunterschrift auf das Bekenntnis der evangelisch-lutherischen Kirche und auf die Osnabrücker Kirchenordnung, die ihm befiehlt, in seinem Pfarrkreis reine und gesunde Lehre zu führen, nach der alten, unveränderten Augsburgischen Konfession, und nichts, was ihr und den andern Bekenntnissen der ev.-luth. Kirche zuwider sein möchte, in einigerlei Weise zu lehren, sondern vielmehr vor widrigen Irrtümern mit höchstem Fleiß zu warnen.

Nun fand am 26. Okt. 1898 in Osnabrück eine Bezirkssynode statt, bei welcher Past. Weingart zu referieren hatte über einen Agendenentwurf, welcher augenblicklich der hanoverischen Landessynode vorlag. Folgende Stellen seines Referates gaben, als es im Druck vorlag, der Kirchenbehörde Anlaß, gegen den Referenten eine Untersuchung einzuleiten.

Weingart sagte vor der Synode:

1. Was mögen sich wohl viele, viele unserer Gemeindeglieder dabei denken, wenn sie in der Beichte hören, daß sie in Sünden empfangen und geboren sind, also daß in ihnen von Natur nichts Gutes, sondern eitel Sünde wohne, und daß sie wider die erste und andere Tafel des Gesetzes wirklich sündigen (man beachte diese schwerfällige, zwecklose Umschreibung), ja, daß sie sogar sündigen mit innerlicher angeborener Blindheit.

2. Was mögen sich viele vorstellen, wenn es am Sarge heißt: Lasset uns gedenken an den Tod und des „Todes Ursach" — dieser Ausdruck könnte doch geradezu irre führen.

3. Wozu den Gemeinden so oft in den Gebeten den „Satan", den „Teufel" vor die Seele — nein, ich sage richtiger nur: vor die Ohren halten? Hat Christus das in seinen Gebeten gethan? . . . Man soll den Teufel nicht an

die Wand malen, sagt man scherzhaft. Ich sage sehr ernsthaft: man soll ihn im feierlichen Moment der religiösen Erhebung nicht in den Mund nehmen! Apage Satanas: fort mit ihm, wo er hingehört: in den Abgrund, nämlich der — Vergangenheit. . . .

4. Religiöse Bedenken, wenn schon ganz anderer Art, kommen mir auch bei den häufigen an die Person Jesu gerichteten Gebeten. Ich stehe mit freudigem Bewußtsein auf Apostelg. 4, 12 und 1 Kor. 3, 11; aber die einzige Adresse meines Gebetes kann für mich nur Gott, der Vater, sein. Das lehren Christi eigene Worte zweifellos (Matth. 4, 10, Bergpredigt u. a. a. O.). Der Herr hat nie gefordert oder auch nur angedeutet, daß man zu ihm beten soll. . . . Aus demselben Grunde beanstande ich den Ausdruck: „Unter deinem (nämlich Christi) allmächtigem Schutze fürchten wir kein Unglück.“ Das greift wieder, wenn ich so sagen darf, in Gottes Rechte ein.

5. Eine unserem Gottesbegriff aber geradezu unangemessene Anschauung ist es, wenn es heißt: „Der da nicht verschmähet hat auf Erden zu wohnen.“ Nach unserer christlichen theistischen Gottesidee ist sein Wohnen auf Erden keineswegs erst der zeitlich vollzogene Akt eines besonderen göttlichen Wohlgefallens, sondern eine seiner wesentlichen Eigenschaften.

6. Dementsprechend kann ich mich auch mit dem „Jammerthal“ nicht befreunden. Für mich und viele Tausende ist die Erde trotz aller Sünden und Leiden kein Jammerthal, sondern, wie das ganze Weltall, die Stätte des göttlichen Waltens und Offenbarens. „Herr, die Erde ist voll deiner Güter!“

7. Mancherlei gäbe es . . . zu bemerken. So über die für mich unvollziehbare Vorstellung im Beerdigungsgebet, daß unsere sterblichen Leiber von den Toten auferweckt und am jüngsten Tage mit der Seele wieder vereinigt werden sollen.

Diese Stellen erregten bei der Kirchenbehörde den Verdacht, „daß Weingart in mehreren Stücken, namentlich in der Lehre von der Sünde, der Gottheit Christi und der Auferstehung der Toten“ von dem Bekenntnis der Kirche abweiche. Es wurde deshalb am 22. Febr. 1899 das förmliche Disciplinarverfahren gegen ihn eingeleitet. Der Haupttermin erster Instanz fand am 16. Juni 1899 vor dem Konsistorium Hannover statt. Dort gab Weingart die Erklärung ab:

„Ich nehme in Anspruch, daß mir als Geistlichen ebenso wie jedem andern Kirchengliede nicht verboten werde, durch ernste Forschung in der heiligen Schrift auf allen Gebieten des kirchlichen Glaubens zu einer größeren Klarheit hindurch zu bringen. Ich erkenne aber an, daß ich nicht berechtigt bin, eine von der öffentlichen Kirchenlehre abweichende, subjektive theologische Auffassung an Stelle der grundlegenden Glaubenssätze der öffentlichen Kirchenlehre in meiner lehramtlichen Thätigkeit zum Ausdruck zu bringen, und verspreche, hiernach künftig zu handeln.“

Zu den oben gegebenen Stellen gab Weingart auf Befragen folgende Antwort:

1. Es habe ihm fern gelegen, die Lehre von der Erbsünde anzutasten. Er habe nur an der nach seiner Meinung für Gemeindeglieder ungeeigneten Ausdrucksweise Kritik ausüben wollen.

2. Das Gleiche gelte von den Worten „des Todes Ursach“, indem hierbei mancher an die letzte leibliche Krankheit des Verstorbenen zu denken versucht sei.

3. Habe er nur deshalb den Ausdruck „Teufel“ in den Gebeten durch „das Böse“ ersetzt wissen wollen, um der volkstümlichen Vorstellung von den widergöttlichen Mächten in der bekannten sagenhaften Gestalt mit Schweif und Pferdefuß zu begegnen.

4. Hier erkenne er an, daß seine Ausführungen über das an die Person Christi gerichtete Gebet inkorrekt, einseitig und mißverständlich gewesen seien. Er berichtige und ergänze sie dahin, daß es ihm, wie auch seine Predigten bezeugten, religiöses Bedürfnis sei, persönlichen Gedanken- und Herzensverkehr mit dem lebendigen Herrn als Gruß, Wunsch und Bitte zu pflegen. Er müsse sich nur gegen die ausschließlich an Christus ohne Beziehung auf Gott, den Vater, gerichteten Gebete aussprechen.

5. Was seine Bemängelung des Ausdrucks: „Der da nicht verschmähet hat auf Erden zu wohnen“ betreffe, so habe er damit die Menschwerdung des Sohnes Gottes (Conf. Aug. 3) durchaus nicht zu leugnen beabsichtigt. Er habe nur sagen wollen: wenn sich Gott nur erst in Christo geoffenbart habe, so müsse es eine Zeit gegeben haben, wo Gott nicht auf Erden gewesen sei. Eine solche Zeit habe es aber nicht gegeben.

6. In dem Worte „Jammerthal“ habe er lediglich dessen pietistisch weltflüchtigen Sinn zurückgewiesen und keineswegs die Durchsetzung der Welt mit Sünde in Abrede zu stellen unternommen.

7. Endlich in der Wendung „daß unsere sterblichen Leiber von den Toten auferweckt“ u. s. w., habe er nichts weiter als eine contradictio in adjecto und einen Widerspruch gegen 1 Kor. 15, 42 und 50 nachweisen, niemals aber den Glauben an Auferstehung und ewiges Leben leugnen wollen. Dieser Glaube sei mit die notwendige Bedingung für seinen Glauben als Christ überhaupt. An die Thatsache der Auferstehung und Himmelfahrt des Herrn habe er dabei nicht gedacht.*)

In betreff der auf das Referat erhobenen Anklage gegen Past. Weingart erfolgte nun auf Grund der Erklärungen des Past. Weingart das Urteil erster Instanz, das ihm einen ernsten Verweis erteilte. Doch damit war die Sache nicht erledigt.

Hier greift nämlich ein weiterer wichtiger Faktor entscheidend mit ein. Schon während der Voruntersuchung war ein halber Jahrgang von Weingarts Predigten (1897—98) eingefordert und auf diese das Disciplinarverfahren ausgedehnt worden. Anlaß dazu gab Weingarts Weigerung, seine persönliche Stellung zu den (in der ersten Anklage) angezogenen Dogmen ausführlich darzulegen, da solches in ein Kolloquium gehöre; dagegen berief er sich mehrfach auf seine Predigten. Er hatte es also doch immerhin z. T. sich selbst zuzuschreiben, daß seine Predigten mit in die Untersuchung hereingezogen wurden. Eine Durchsicht derselben befreite ihn von jenem Verdacht, welcher durch die angeführten

*) Wir gaben obige Citate in dem Wortlaut, den die „Christliche Welt“ mitteilte.

Stellen seines Synodalreferats wider ihn entstanden war. Dagegen führte eben diese Durchsicht der Predigten zu einem Ergebnis, das schließlich seine Amtsentsetzung herbeiführte. „Es zeigte sich, daß Weingart über die Auferstehung und Himmelfahrt Jesu falsche Lehre führte. In zwei Predigten, in einer Oster- und Himmelfahrtspredigt, hatte er diese beiden geheimnisvollen Thatsachen durch die sogenannte objektive Visionshypothese seiner Gemeinde zu erklären versucht und unumwunden die Verwesung des Erdenleibes Jesu ausgesprochen. Die Behörde erblickte darin einen nicht zu duldenden Widerspruch gegen das Bekenntnis der Kirche. Und dieses Vergehen wurde sowohl von der ersten als von der zweiten Instanz verurteilt. (So berichtete die „Christliche Welt".)

Die Stellen jener Perdigten, welche zu diesem Urteil führten, lauten wörtlich also:

„Dieser Glaube der ersten Jüngergemeinde an die Auferstehung des Herrn ist eine unumstößliche Geschichtswahrheit. Und der Grund dieses Glaubens? „Wir haben den Herrn gesehen!" Und wie sie ihn gesehen haben, wie sie seine Stimme gehört und seine Nähe tröstlich gespürt, das eben läßt uns Paulus nach seiner eigensten Erfahrung aus seinen eigenen Worten erkennen oder doch wenigstens ahnen: Dort bei Damaskus hat des Herrn Herrlichkeit ihn wie ein Licht vom Himmel umleuchtet und so ist der Auferstandene auch von den anderen Jüngern zuvor gesehen worden. Nun, meine Freunde, da findet unser Osterglaube gar festen Boden unter sich. Da war nichts Irdisches, nichts Fleischliches mehr an der Erscheinung Christi, denn — das sind Pauli klarste Worte — denn Fleisch und Blut können das Reich Gottes nicht erben und das Verwesliche kann nicht erben das Unverwesliche. Des Herrn müder Erdenleib, am Kreuz zu Tod gemartert, er ruht sanft und friedlich dort im Grab, Staub zu Staub, aber — war denn dieser Leib der Herr? Nein, „der Herr ist der Geist", wie Paulus auf der höchsten Stufe christlicher Erkenntnis jubelt, und so hat das geistliche Auge der begnadigten Jünger Geistiges geschaut, der Christus nach dem Geist, der verklärte, himmlische, zum ewigen Leben auferstandene Christus hat sich im Lichtleib, der nichts vom Erdenwesen mehr an sich trug, ihnen kund gethan und seine Osterherrlichkeit geoffenbaret: ich lebe!"

In der Himmelfahrtspredigt hat Weingart ausgeführt, daß die Himmelfahrt Jesu „für uns nicht seine fleischlich-körperliche, vor Menschenaugen sichtbar vollzogene Erhebung auf einem Wolkenschiff in den irdischen Himmel hinein und seine räumliche Versetzung an irgend einen bestimmten Ort im Weltenraum bedeute, sondern daß der Herr . . . nach seinem Scheiden aus dieser irdischen Welt in jene andere unsichtbare Welt gegangen war, in der schon hienieden seine Seele gelebt, zu der er die Seinen allezeit emporgewiesen hatte, und daß er da bei seinem Gott, dem Vater, ewig wohne in seiner Verklärung und Herrlichkeit.*)

*) Wir gaben die Stellen, wie sie in „Der Protestant," No. 7, 1900, mitgeteilt sind.

Auf Grund dieser Stellen in den Predigten wurde Past. Weingart des Amtes entsetzt. Zwar nicht schon die erste Instanz war es, welche die Amtsenthebung aussprach. Es erfolgte aber gegen das mildere erste Urteil doppelte Berufung, sowohl von seiten der Anklage, die schon in erster Instanz den Antrag auf Amtsenthebung gestellt, aber Weingart in Rücksicht auf seine Erklärungen der Milde der Richter empfohlen hatte; als auch von seiten des Angeklagten, der da glaubte, statt des „ernsten Verweises“ nur eine „Warnung“ verdient zu haben.

Bei seiner Rückkehr vom Gericht erster Instanz wurde ihm von den „liberalen“ Elementen in Osnabrück eine großartige Ovation bereitet, die er in einer Weise beantwortete, daß sofort Zweifel entstehen mußten, inwieweit er sich durch seine im Konsistorium gegebene Erklärung (s. o.) in seiner pfarramtlichen Thätigkeit gebunden erachte.

In der Verhandlung vor der zweiten Instanz hat er denn auch jene Erklärung, daß er nicht berechtigt sei, eine von der öffentlichen Kirchenlehre abweichende, subjektive theologische Auffassung an Stelle der grundlegenden Glaubenssätze der öffentlichen Kirchenlehre in seiner lehramtlichen Thätigkeit zum Ausdruck zu bringen, bedeutend eingeschränkt. Schon beim ersten Termin hatte er bestritten, daß die fraglichen Predigtstellen von dem Bekenntnis der evangelisch-lutherischen Kirche abweichen; sie enthalten nur eine Abweichung von der Doktrin der hannoverischen Orthodoxie. — Dann erklärte er in zweiter Instanz, daß er unter subjektiven theologischen Auffassungen nur Gedanken verstanden habe und habe verstehen können, die ihm vielleicht augenblicklich in einem Gefühlsmoment, ohne gründliche Ueberlegung kämen, nicht aber Anschauungen, die wissenschaftlich von namhaften Vertretern der theologischen Wissenschaft ausgesprochen seien. Er nahm grundsätzlich und unbeschadet jener Erklärung für sich das Recht in Anspruch, wissenschaftliche Ansichten berufener theologischer Lehrer, welche er sich nach seiner Gewissensüberzeugung aneigne, als objektive (!) Glaubenslehre pfarramtlich zu verkündigen. Dies um so mehr, wenn, wie in seiner Osnabrücker Gemeinde, solche Ansichten mit der communis opinio übereinstimmten.

Also auch seine Auffassung von der Auferstehung des Herrn, nach welcher sein Leib im Grabe verwest sei, rechnete Weingart zu den objektiven Ergebnissen der theologischen Wissenschaft. Er bekannte, unter Hinweis auf seine Osterpredigt, als seinen Glauben, daß Christus in der Kirche und in den Herzen seiner Gläubigen lebe und herrsche, er habe sich den Jüngern als lebendig „in einem Lichtleibe“ offenbart. Dieser Vorgang sei aber ein innerlicher gewesen; die von den Evangelisten berichtete Thatsache, daß das Grab am Ostermorgen leer gewesen sei, leugne er, der sinnliche Leib (Fleisch) des Herrn sei im Grabe geblieben. Das vere resurrexit des 3. Artikels der Augustana lehre er mit der Auslegung, daß er an seiner Anschauung von der Auferstehung festhalte, gerade diese seine Anschauung stelle das vere resurrexit dar. Die Frage, ob er bekenne und lehre, daß am dritten Tage das Grab im Garten des Josef von Arimathia aufgethan und Christus lebendig mit einem verklärten Leibe aus dem Grabe

auferstanden sei, beantwortete er mit einem runden und bestimmten „Nein“! Er halte sich an Paulus, der davon nichts wisse (! cf. Apostelg. 13, 35). Die Erzählungen der Evangelisten von dem offenen Grabe am Ostermorgen seien nur spätere Verkörperungen dessen, was die Jünger innerlich erfahren hätten, als historische Berichte könne er sie nicht ansehen. Die Gewißheit, daß Christus lebe, gründe er lediglich darauf, daß Christus sich in der Geschichte seiner Kirche lebendig erwiesen und er das Leben des Herrn an sich selbst erfahren habe. Die Himmelfahrt des Herrn bezeichnete er als die poetische Einkleidung eines religiös-ethischen Vorganges im Herzen der Jünger, als die Konsequenz ihres Osterglaubens. Die Himmelfahrt sei kein äußerlicher Vorgang vor den Augen der Jünger gewesen, damit aber wolle er die Himmelfahrt selbst nicht leugnen.

Wenn er in dem seiner Anstellung in der Landeskirche voraufgegangenen Kolloquium mit dem Landeskonsistorium erklärt habe, er halte fest an den Heilsthatsachen, so seien gerade die inneren Erfahrungen die wahren Heilsthatsachen. (Ist das die bekannte reservatio mentalis, die dem Jesuiten erlaubt, anderes zu sagen, als was er denkt? R.) Uebrigens habe er, hier wie später, seine Verpflichtung auf das Bekenntnis der Kirche — in Hannover und Osnabrück — für sich die Bekenntnisse der Kirche als Norm nur in dem Sinne und nur mit der Maßgabe anerkannt und anerkennen wollen, daß er sie auf die Wissenschaft gestützt auslege und geistlich verstehe, um sie dann in der Gemeinde in Geist und Leben einzusetzen. Seine Stellung zum Bekenntnis und der diesem zweifellos vorgehenden heiligen Schrift, sei bedingt durch seine akademische Bildung, wie durch seinen ganzen Entwicklungsgang und seine Lebensführung. So stehe er denn auch gegenwärtig nicht mehr so, wie zur Zeit des Kolloquiums und seiner Anstellung in Osnabrück, er sei dort viel weiter fortgeschritten und habe viel gelernt.

Das ungefähr ist der Gang der Verhandlung in zweiter Instanz, wie er in der Begründung des Urteils der Amtsenthebung dargestellt ist.

Das Urteil zweiter Instanz lautete: „Unter Stattgebung der vom Vertreter der Anklage gegen die Entscheidung des hiesigen königl. Konsistoriums vom 16. Juni 1899 erhobenen Berufung und unter Verwerfung der Berufung des Angeschuldigten wird der Angeschuldigte zur Strafe der Amtsenthebung verurteilt, indem ihm gleichzeitig, gemäß § 36 des Disciplinargesetzes, das volle Ruhegehalt beigelegt wird. Die baren Auslagen des Verfahrens fallen dem Angeschuldigten zur Last.“

Die Hoffnung, daß das Urteil durch eine Appellation an das Kultusministerium kassiert werden könnte, erwies sich insofern als trügerisch, als das Urteil des Hannoverischen Landeskonsistoriums als definitiv gelten mußte und nicht der Bestätigung des Kultusministers bedurfte. Dafür wurde ein Sturmlauf auf die Gnade des Kaisers in Scene gesetzt. Eine Eingabe an den Kaiser wurde aufgesetzt, in welcher er um Begnadigung Weingarts gebeten wurde. Diese Petition wurde angeblich von 5237 Männern, 5763 Frauen und Jungfrauen oder insgesamt von 11,000 erwachsenen Gemeindemitgliedern beiderlei Geschlechts unterzeichnet.

Diese Massenpetiton machte übrigens auf den Kaiser keinen Eindruck, es blieb bei dem Urteil der Amtsenthebung.

Das also ist der geschichtliche Verlauf des Prozesses des Pastor Weingart. Wir hielten es für gut und wichtig, möglichst vollständig das mitzuteilen, was die Verurteilung herbeigeführt hat und folgten dabei mit einer Ausnahme der Darstellung solcher Blätter, die ganz unumwunden die Partei Weingarts nahmen. — Das Urteil hat einen Sturm der Entrüstung bei den liberalen Elementen der protestantischen Kirche Deutschlands hervorgerufen. Namentlich die angeblich juristische Anwendung der Symbole wurde von allen Seiten angefochten, auch wo man den Glaubensstandpunkt Weingarts nicht teilte. Ein Gefühl der Unsicherheit bemächtigte sich vieler, die sich bewußt waren, ebenfalls nicht in Harmonie mit den Bekenntnisschriften zu stehen.

Unsere Sache wird es nun nicht sein, die juridische Seite dieses Prozesses zu beurteilen, die wir getrost dem Landeskonsistorium von Hannover überlassen können. Uns wird zunächst die theologische, resp. praktisch-religiöse Seite der Frage zu beschäftigen haben, die wir dem nächsten Artikel vorzubehalten gedenken.

Warum kam und blieb Judas Ischarioth unter der Zahl der zwölf Apostel?

Diese Frage kann nur dann befriedigend beantwortet werden, wenn die Wahl dieses Mannes unter dem höheren Gesichtspunkt des göttlichen Ratschlusses betrachtet wird. Auch darf man die, dem Herrn Jesu in Joh. 2, 23—25 zugeschriebene Menschenkenntnis nicht so stark betonen, daß ihm damals schon göttliche Allwissenheit zukam, vermöge welcher er von Anfang an den ganzen Geschichtsverlauf etwa hätte voraus sehen können. So viel ist freilich als ganz gewiß anzunehmen, daß Jesus sich nicht etwa in ihm getäuscht hat bei der Wahl und ihn für besser hielt, als er war. Jesu Lauf stand, als in der Schrift vorher beschrieben, schon vor seinem Geistesauge; und er wußte, daß auch Verrat mit zu dem ihm verordneten Leidenswege gehören würde. Bei der Wahl aber der Jünger mußte er sich leiten lassen von dem göttlichen Winke des Vaters (Luk. 6, 12. 13). Er durfte nicht lediglich der Wahl seines Herzens folgen, sondern mußte den Mann mit hereinnehmen in die Zahl der Zwölfe, der an ihm nach Gottes Rat zum Verräter werden sollte. Ob dem Herrn das vom ersten Augenblick an schon klar bewußt war, ist eine Frage, die wir nicht ausmachen können, obwohl Joh. 6, 64 dafür zu sprechen scheint. So können wir sagen, der Herr redet Joh. 6, 70 von der Wahl, wie sie der Vater ihm auferlegt hat, dagegen Joh. 13, 18 redet er von der Wahl seines Herzens: „Nicht rede ich von euch allen, ich weiß, welche ich erwählt habe."

Es gehörte zu den dem Sohne vom Vater auferlegten Gehorsamsproben, daß er diesen Mann mit aufnehmen mußte in die Zahl der vertrautesten zwölf

Jünger. Er erkannte das als des Vaters Willen und durfte ihn nicht abweisen, sondern mußte mit ansehen, wie dieser Mann, trotz aller Mühe Jesu um seine Rettung, sich immer völliger dem Verderben überlieferte.

Man kann daraus schließen, was Jesus muß gelitten haben darunter, daß er diesen Mann tragen und um sich dulden mußte bis zuletzt. Sehet hier, welchen schmalen Leidensweg der Sohn Gottes gehen mußte, und in welche schmerzliche Schranken er gewiesen wurde. Wie bald ist bei unsereinem die Geduld zu Ende, wie schnell sind wir bereit, einem schlechten Menschen die Thüre zu weisen, ihm einen Prozeß anzuhängen, ihn aus der Gemeinde auszuschließen: Jesus mußte den Judas behalten bis dieser ihn seinen Todfeinden ausgeliefert hat.

Für die Christenheit ist der Verräter Judas ein abschreckendes Beispiel, was aus einem Menschen werden kann, selbst unter der treuesten Seelenpflege, wenn er sein Herz verhärtet gegen die Wahrheit. Das sollte vor harten und lieblosen Urteilen bewahren, gegen solche Kinder Gottes, die ähnliche Leidenswege geführt werden und erleben müssen, wie trotz treuer Sorgfalt gar manches mißrät.

Was den Judas selbst betrifft, so muß man sich davor hüten zu meinen, er sei durch einen unabänderlichen, zwingenden Ratschluß Gottes in diese schauerliche That hineingetrieben worden. Sondern gerade hier kann man das Problem studieren, über das Zusammenwirken der göttlichen und menschlichen Freiheit. Was einseitige Theoretiker Synergismus schelten, ist einfach das normale Zusammenwirken des die Freiheit wollenden Gottes und des seine Freiheit in Aktion setzenden Menschen. Gottes Wollen ist und bleibt, auch bei einem Judas, von vornherein nichts als Heil und Seligkeit. Die Wahl des Judas war ein Versuch Gottes, sein Herz zu bekehren. Das aber konnte nicht erreicht werden ohne das Mitwirken der menschlichen Freiheit, er mußte seinen Herzenswiderstand aufgeben gegen die an ihn herandringende Wahrheit, die sein Herz umwandeln konnte und sollte, wenn er sich ihr hingab. Daß er dieser Wahrheit widerstand, führte das Gericht der Verstockung herbei. Seine Festhaltung im Apostelkreis führte ihn zur Verstockung.

Wer diejenige Zeit seines Lebens, die ihn aufs dringendste zur Buße ruft, mißbraucht zur Selbstverstockung, dem muß nachher auch durch Gottes Leitung Verstockung widerfahren und selbst das muß ihm zum Gifte werden, was andern Genesung bringt.

Schlimm ist der Irrtum der Menschen, zu meinen, der Tod führe sicher in die Ewigkeit. Nur wer den ewigen Gott hat, den führt der Tod in die Ewigkeit. Wer aber den ewigen Gott nicht hat, der ist nicht und kommt nicht in die Ewigkeit. In der Ewigkeit sein heißt: In der Lebensvollkommenheit sein; aber nur Gott ist das Leben und außer Gott sein heißt im Tode sein.

Pädagogisches.

Jäger und Hase.

(Ein altes Volkslied.)

Ein Unterrichtsbeispiel für die Unterstufe.

Aus: „Deutsche Schulpraxis“

Vorbereitung. L. Ich weiß sicher, ihr habt schon alle einen Hasen gesehen; ich meine einen, der lebt. Wo hast du ihn gesehen? Sch. Er lief über den Weg, als ich heute morgen zur Schule kam. 2. Sch. Ich sah einen, der lief in den Wald. L. Liefen die Hasen immer, die ihr gesehen habt? 1. Sch. Nein, ich habe einen gesehen, der saß auf den Hinterbeinen und machte ein Männchen. L. Gut, da hast du etwas recht Niedliches gesehen. 2. Sch. Ich habe einmal gesehen, wie drei Hasen spielten, — ein alter und zwei junge. 3. Sch. Einmal lief ein großer Hund hinter einem Hasen; da lief der Hase so sehr, als er konnte. L. Nun, das freut mich, daß ihr schon allerlei vom Hasen gesehen habt. Ihr müßt euch stets hübsch alles besehen. Ich glaube sogar, manch einer von euch hat etwas hier in der Schule, das auch vom Hasen stammt. — Sch. Eine Blume (Schwanz) vom Hasen, die haben wir in der Griffelbüchse oder im Federkasten, damit die Griffel nicht abbrechen. L. Seht ihr wohl.

Ziel. Nun, heute sollt ihr hören, wie einmal ein Hase etwas gar schönes zu einem Jägersmann gesagt hat. Das möchtet ihr doch wohl gern wissen. Der Jäger hat's allen seinen Kindern erzählt. Hört nur, wie er's ihnen erzählte:

Gestern abend ging ich aus, ging wohl in den Wald hinaus;
Saß ein Häslein in dem Strauch, guckt mit seinen Aeuglein raus;
Kommt das Häslein dicht heran, daß mir's was erzählen kann,
„Bist du nicht der Jägersmann, hetzt auf mich die Hunde an?
Wenn dein Windspiel mich ertappt, hast du Jäger mich erschnappt.
Wenn ich an mein Schicksal denk, ich mich recht von Herzen kränk.“
Armes Häslein, bist so blaß! Geh dem Bauer nicht mehr ins Gras;
Geh dem Bauer nicht mehr ins Kraut, sonst bezahlst's mit deiner Haut;
Sparst dir manche Not und Pein, kannst mit Lust ein Häslein sein!

L. Wie sprach der Jäger zu seinen Kindern am anderen Morgen? Sch. „Gestern abend ging ich aus . . . Wald hinaus.“ L. Warum erzählt wohl der Vater es seinen Kindern nicht gleich denselben Abend? — ! Nun denkt, es war schon spät, als er nach Hause kam! Sch. Die Kinder schliefen schon. L. Was erzählt der Vater weiter? Sch. „Saß ein Häslein . . . Aeuglein raus.“ L. Ob wohl der Hase da schon den ganzen Tag gesessen hat? Sch. Nein, er ist dort eben hingelaufen. L. Wann? Sch. Als er den Jäger kommen sah. L. Ob er ihn wohl gleich sah? — Denkt, es war schon ein bißchen dunkel! Sch. Er hörte ihn zuerst. L. Ja, der Hase kann sehr gut hören. Wie macht er's, wenn er scharf oder genau hören will? Sch. Dann spitzt er die Ohren, d. h. er richtet sie hoch auf. L. Als er nun den Jäger sieht, da läuft er so schnell wie er kann, weg. Aber nicht allzu weit. Warum läuft er? Er fürchtet sich. L. Was mag er wohl bei sich denken? — ! Denkt mal, wenn ihr

der Hase wäret! Sch. Da kommt der böse Jäger, — noch so spät; der will mich gewiß wohl noch schießen, — zum Abendbrot. L. Nun, gut. Der Hase kneift wohl beide Augen fest zu, als der Jäger näher kommt. Sch. Nein, er guckt mit seinen Augen raus. L. Wo raus? Sch. Er guckt hinter dem Busche raus oder hervor. L. Ja, so ein bißchen um die Ecke. Warum wohl? Sch. Er will sich den Jäger genau besehen. L. Und wie er nun mit seinen großen Augen hinsieht, da schaut er etwas sehr Merkwürdiges. Ich glaube, ihr wißt's nicht. Er sah nämlich, daß der Jäger sein Gewehr nicht mitgebracht hatte. Ob da das Häslein wohl noch große Angst gehabt hat? Sch. Nein. L. Warum nicht? Sch. Es dachte, nun kann mich der Jäger doch nicht schießen. L. So hat's Häslein sicher gedacht. Darum wurde es auch ganz dreist und keck. — Wie erzählt der Jäger seinen Kindern weiter? „Kommt das Häslein . . . erzählen kann." Warum kommt also der Hase aus seinem Versteck heraus? Sch. Weil er sich etwas mit dem Jäger erzählen wollte. L. Hier ist der erste Vers zu Ende. Wer will mir nun noch einmal erzählen, was der Jäger seinen Kindern den anderen Tag erzählte?

Sch. Gestern abend ging ich in den Wald hinaus. Wie ich nahe an den Wald kam, sprang ein Hase auf. Der lief hinter einen Strauch und versteckte sich dort. Mit seinen großen Augen schaute er heraus. Als ich näher kam, sah der Hase, daß ich mein Gewehr nicht mitgebracht hatte. Da wurde er ganz dreist. Er kam hinterm Strauch hervor und dicht zu mir heran. Er wollte sich etwas mit mir erzählen.

L. Nun werden wir hören, was der Hase dem Jäger erzählt hat. Was fragt er ihn? Sch. „Bist du nicht der Jägersmann?" L. Das Häslein meint: Du siehst ja heute so ganz anders aus. Warum denn? Sch. Weil er sein Gewehr nicht mitgebracht hatte. L. Und noch eins! Den grünen Hut mit der langen Feder hatte der Jäger auch nicht auf. Warum wohl nicht? Sch. Er war ihm zu warm. L. Wie spricht das Häslein weiter? Sch. „Hetzt auf mich die Hunde an." L. Was gehört auch zu einem rechten Jägersmann? Sch. Ein Jagdhund.

L. Wozu nimmt er den mit? Sch. Der muß den Hasen suchen. 2. Sch. Er muß den Hasen aufjagen. L. Noch etwas! Sch. Wenn der Jäger etwas geschossen hat, dann muß es der Hund holen. L. Wie macht er das? Sch. Er nimmt's ins Maul und bringt's dem Jäger. L. Wie spricht der Hase weiter? Sch. „Wenn dein Windspiel mich ertappt, hast du Jäger mich erschnappt." L. Wen meint er mit dem Windspiel? Sch. Den Jagdhund. L. Warum nennt er ihn so? Nun denkt mal an den Wind — wie der geht . . . Sch. Weil er fast so schnell laufen kann wie der Wind. L. So ist's brav. Was meint er mit ertappt? Sch. Wenn der Hund mich aufjagt. L. Oder! Sch. kriegt oder greift. L. Was meint er mit erschnappt? Sch. Dann bekommst du Jäger mich. L. Wie denn? Sch. Dann schießt du mich und steckst mich in deine Tasche. L. Wie das Häslein hieran denkt, wird es ganz traurig. Wie spricht es weiter? Sch. „Wenn ich an mein Schicksal denk, ich mich recht von Herzen kränk." L. Was meint er mit Schicksal? Sch. Wenn ich an meinen Tod denke. Oder! Wenn ich an die große Angst denke. L. Wie ist's ihm

dann? Sch. Er kränkt sich von Herzen. L. Damit will er sagen: Ich werde ganz krank vor Gram. Noch einmal!

L. Nun wollen wir noch einmal erzählen, wie das Häslein dem Jägersmann seine Not klagt!

Sch. Als das Häslein zum Jäger kam, da sagte es: Bist du nicht der Jägersmann? Es dachte: du siehst ja heute so ganz anders aus. Du hast ja deine Flinte vergessen, und deinen Hund hast du auch nicht mitgebracht. Darum bin ich jetzt ganz dreist; denn dein Windspiel kann mich nicht beißen und du kannst mich nicht schießen. Aber wenn du deinen bösen Hund mitbringst, dann hast du mich gleich erschnappt. Ach, wenn ich an meine große Not denke, dann werde ich ganz krank.

L. Nun werden wir hören, wie der freundliche Jägersmann das verzagte Häslein tröstet. Es ist ja so unglücklich, wie spricht er zu ihm? Sch. „Armes Häslein, bist so blaß.“ L. Wie ist das Häslein? Sch. Es ist so blaß. L. Wann seid ihr so? Sch. Wenn wir krank sind. L. Und warum ist's Häslein so blaß? Sch. Weil es sich so grämt. 2. Sch. Weil es immer in Angst leben muß, daß der Jäger es einmal totschießen wird. L. Welchen Rat giebt er dem Hasen? Sch. „Geh dem Bauer nicht mehr ins Gras . . . ins Kraut.“ L. Wohin soll es nicht mehr gehen? Sch. Es soll dem Bauer nicht mehr ins Gras und Kraut gehen. L. Aber, werdet ihr denken, der Hase thut's doch nicht zum Spaß. Warum denn? Sch. Weil er Hunger hat. L. Ja, und tothungern kann er doch nicht, nicht wahr? Sch. Nein. L. Der Jäger sagt zum Hasen: Wie ich eben zum Walde kam, da saßt du auch wieder bis über die Ohren im Kohl und ließt dir's gut schmecken. Das erschrockene Häslein läßt beide Ohren hängen und wird noch immer bläſſer . . . Der Jäger spricht weiter: Wenn du es noch einmal thust, dann bezahlst du es mit deiner Haut. Wie spricht er? Sch. Wenn . . . L. Womit bezahlt man sonst etwas? Sch. Mit Geld. L. Womit soll's der Hase bezahlen? Sch. Mit seiner Haut. L. Ja, hat denn der Hase eine lose Haut über dem Rücken, die er nach Belieben weggeben kann? Nein. Na, was denn? (Wie ist's denn gemeint?) Sch. Der Jäger meint: Ich schieß dich tot und zieh dir die Haut (das Fell) ab und verkauf's dem Juden. L. Recht so, dann hat er das, was er dem Bauern abgefressen hat, mit seiner Haut bezahlt. Wie spricht der Jäger weiter? Sch. „Sparst dir manche Not und Pein, kannst mit Lust ein Häslein sein.“ L. Wann spart er sich die Not und Pein? Sch. Wenn er dem Bauern nicht mehr ins Gras und Kraut geht. L. Wie kann er dann immer sein? Sch. Dann kann er stets lustig sein.

Nun wollen wir noch einmal erzählen, wie der Jäger das verzagte Häslein tröstet.

Sch. Der freundliche Jäger sprach zu dem Hasen: Armes Häslein du bist schon ganz blaß vor Angst und Furcht. Aber du mußt dem Bauern auch nicht mehr ins Gras und Kraut gehen. Sonst mußt du's ihm doch noch einmal mit deiner Haut bezahlen. Er schießt dich tot und zieht dir dann dein warmes, weiches Fell über die Ohren. Wenn du aber nicht immer vom Kohl des Bauern schmausest und naschest, dann kannst du noch einmal so lustig sein. Das merk dir . . .

L. Da ließ der Hase die Ohren hängen und hüpfte davon. Er sagte nicht einmal gute Nacht. Bei sich aber dachte er: das will ich mir alles merken; ich will nicht wieder thun, was mir der Jäger verboten hat. Als er aber unterwegs ein schönes Kohlfeld antraf, da vergaß er schnell alle guten Vorsätze. Er wurde gleich wieder lustig und Hunger hatte er auch schon. Darum sprang er schnell in den Kohl und fing nach Herzenslust an zu schmausen. Und da saß er auch noch, wie ich da neulich vorbei kam.

Drei inhaltschwere Worte.*)

1. So spricht der Herr: Wer ärgert dieser Geringsten einen, die an mich glauben, dem wäre besser, daß ein Mühlstein an seinen Hals gehängt würde und er ersäuft würde im Meer, da es am tiefsten ist. — — Aergern! Matth. 18, 6. — Mit einem Mühlsteine am Halse hinabsinken auf den tiefsten Grund des Meeres! Welch ein Ende!! Aber Schrecklicheres noch hat am Tage des Gerichts derjenige zu erwarten, der ein an Christum glaubendes Kind geärgert hat. Und nun — — wer zählt die Aergernisse, welche manchem Kinde an einem einzigen Tage gegeben werden — auf der Straße, im elterlichen Hause, in der Schule? Ja, ja! im elterlichen Hause und in der Schule! Väter, Mütter und Lehrer, — diese von Gott bestellten Hüter und Führer der Kinder — was sind sie so oft? Was thun sie? Was geben ihrer so viele den Kindern zu sehen, zu hören. „Sollte sich doch der Himmel davor entsetzen, erschrecken und sehr erbeben" (Jer. 2, 12). Wie man in seinem Sprechen und Handeln keine Rücksicht nimmt auf die Sachen umher, weil dieselben das Sprechen nicht hören, das Handeln nicht sehen können: so thun zahllose Eltern und Lehrer bei den Kindern, die doch gerade für das, was ihre Erzieher thun, so sehr scharfe Augen und Ohren haben. Und indem man also die Kinder ignoriert, kann in ihren Herzen ein Feuer angezündet werden, welches später alle wahre Sittlichkeit, alle wahre zeitliche Wohlfahrt, ja sogar das ewige Heil verzehret. Das sind nicht Träume. Wehe, wenn diejenigen, welche Führer sein sollten, Verführer sind!

2. So spricht der Herr: Sehet zu, daß ihr nicht jemand von diesen Kleinen verachtet; denn ich sage euch, ihre Engel im Himmel sehen allezeit das Angesicht meines Vaters im Himmel. Matth. 18, 10. Verachtet nicht! Wie dürfte ich ein Wesen verachten, das Gott nach seinem Bilde erschaffen und für seinen Himmel berufen hat! Wie dürfte ich ein Wesen verachten, welches der Heiland der Welt so unaussprechlich geliebt und so hoch geehrt hat! Wie dürfte ich ein Wesen verachten, das unter der Leitung und Pflege des heiligen Geistes steht, ein Wesen, dem die Engel Gottes dienen müssen. Wäre solches Verachten nicht meine Schande? Es wäre noch mehr als das. Kann ich denn ein Kind recht behüten und leiten, wenn ich es nicht recht beachte? Je höher ich ein Kind achte, desto sorgfältiger werde ich mich selbst und das Kind be-

---

*) Aus dem köstlichen Büchlein „Gedanken über den Religionsunterricht der christlichen Volksschule," von J. H. Schüren, das wir jedem Lehrer aufs angelegentlichste und wärmste empfehlen möchten. Verlag von C. Bertelsmann, Gütersloh Achte Auflage. Geb. 55 Cts.

wachen, desto treuer an ihm arbeiten, desto inbrünstiger für dasselbe beten. Hochachtung vor dem Kinde ist nicht minder Grundbedingung zum gesegneten Wirken an dem Kinde, als die Hochachtung des Kindes vor dem Erzieher. Wenn nun aber ein Lehrer in seiner äußern Haltung vor den Kindern sich gehen läßt; wenn er den Unterricht nachlässig erteilt; wenn er um das Betragen der Kinder sich wenig kümmert und selbst unsittlich handelt; wenn er heftig und grob gegen die Kinder ist; wenn er mit spitzigen, ironischen Worten und Schimpfnamen sie kränkt; wenn er die Kinder viel körperlich straft, ja sogar mißhandelt: — — kann er dann sagen, daß er Achtung vor den Kindern habe?! Er kann es nicht sagen; und eben deshalb sollte er nicht Lehrer sein. Ist er es doch, so kann er's sein sich zum Gericht. Wohl dagegen dem Lehrer, wohl den Kindern, wenn in dem Herzen des Lehrers lebt, was das Herz jenes Matrosen erfüllte und bewegte! Als in einer dunklen Gewitternacht in einem Schiffe auf fast allen Gesichtern nur Angst und Verzweiflung zu lesen war, weil man an Rettung kaum noch zu denken wagte, nahm ein roher Matrose einer weinenden Mutter das Kind vom Schoße, eilte damit aufs Verdeck, hielt es hoch empor und rief: „Mein Gott, siehst du denn nicht, daß hier ein Kind ist?" Was sagst du, Freund, zu diesem Matrosen? Beschämt er dich? Beugt er dich? Wohl dir, wenn er's thut!

3. Da sprach der Herr zu Kain: Was hast du gethan? Die Stimme deines Bruders Blut schreiet zu mir von der Erde. 1 Mose 4, 10. — D a s B l u t s c h r e i e t ! — Wie still war Abels Blut aus der Wunde hingeflossen in den Sand; und — das lautlos hingeflossene Blut war doch zu einem Schrei geworden, der bis in den Himmel gedrungen war. So etwas geschiehet noch alle Tage. — Wo ein unglückliches, gefallenes Mädchen in stiller Nacht jammert auf ihrem Lager (ihre Stunde ist gekommen), da kann ihr leises Wimmern zu einem Schrei werden, der bis in den Himmel dringt, zu einem Schrei — wider den Lehrer, an den das Mädchen selbst vielleicht nicht einmal denkt. Wo ein armer Züchtling in stiller Nacht auf der Pritsche in seinem Gefängnis seufzt über sein und der Seinigen Unglück, da kann dieser Seufzer zu einem Schrei werden wider den Lehrer, an den der arme Gefangene vielleicht nicht einmal denkt. Wo eine Mutter in stiller Nacht bei dem todkranken Kinde trostlose Thränen weint, da können diese Thränen zu einem Schrei werden, der bis in den Himmel dringt, zu einem Schrei wider den Lehrer. — Wider den Lehrer, der zwar allerlei Wissen in den Kopf, aber keine Gottesfurcht in das Herz brachte, und der es bei dem Kinde fehlen ließ an rechter Unterweisung, an sorgfältiger Bewachung, an christlichem Vorbild, an ernstlichem Beten. Wo nur eines gefehlt hat, da kann es wie Bergeslast sich auf die Seele legen, wenn da drinnen der Herr zu reden anfängt; oder wenn in dunkler Nacht die in Unsittlichkeit verkommenen alten Zöglinge des Lehrers sich um sein Bette stellen und die Nacht zu einer schlaflosen machen; denn nur maßloser Leichtsinn, um den ein Lehrer wahrlich nicht zu beneiden ist, kann in einer solchen Nacht ruhig schlafen. Gottesfürchtige, christlich gesinnte Schulleute können in solcher Stunde so in Not kommen, daß nicht bloß sie selbst, sondern auch ihre Zöglinge darunter leiden. Das will Gott nicht; der sagt ausdrücklich: „Siehe, meine Knechte sollen fröhlich sein" (Jes. 65, 13).

Schulverhältnisse im Transvaal.

Gegenwärtig, wo die Aufmerksamkeit der ganzen zivilisierten Welt auf die mit dem mächtigen Albion im Kampfe liegenden südafrikanischen Republiken gerichtet ist, dürfte auch für unsere Leser von Interesse sein, was über das Schulwesen bei den Buren berichtet wird.

Der Unterricht der Kinder läßt bei den Buren noch viel zu wünschen übrig, doch kann man nicht leugnen, daß in diesem Punkte in den letzten Jahren ein wesentlicher Umschwung zum Bessern eingetreten ist. Die geistliche Behörde geht hierin mit der weltlichen Hand in Hand. Die Prädikantensynode schreibt als strengstes Gesetz vor, daß jeder Konfirmand außer der Bibelkenntnis und dem Katechismus wenigstens seinen Namen schreiben kann. Ein Deutscher lacht darüber; aber wer die hiesigen Verhältnisse kennt, weiß, daß gerade infolge dieses Gesetzes, das strenge gehandhabt wird, junge Herren und Fräulein von 18 bis 20 Jahren und darüber den ABC-Schützen gleich das Lesen und Schreiben lernen. Hoffentlich werden jedoch infolge der großartigen Bemühungen, welche sich in den letzten Jahren die Regierung um Hebung der Schule und des Unterrichts giebt, solch alte ABC-Schützen bald gänzlich aus der Schule verschwinden.

Der Bur selbst stellt natürlich bezüglich des Wissens keine hohen Anforderungen an seine Kinder; in gewisser Beziehung verachtet er einige Lehrfächer, wie z. B. die Geographie. Der Vorsteher eines kleinen Bezirks kam gerade in die Schule, als der Lehrer bemüht war, seinen Kindern die Bewegung der Erde um die Sonne verständlich zu machen. Ohne viel Umstände verbot der Vorsteher dem Privatlehrer, seinen Kindern solch dummes Zeug beizubringen. Als der Lehrer sich nun erlaubte, den Vorsteher darauf hinzuweisen, daß das kein dummes Zeug, sondern eine sehr nützliche Wissenschaft sei und daß, wenn sich die Erde nicht um die Sonne drehte, die Gelehrten nicht ausrechnen könnten, wann die verschiedenen Sonnen- und Mondfinsternisse eintreten, da gab der Vorsteher eine kurze, aber den Geist der Buren so recht bezeichnende Antwort: „Dies ist alles erlogen; denn davon steht nichts in der Bibel.“ Da diese Schule eine Privatschule war, so blieb dem Lehrer nichts anderes übrig, als fortan den Geographieunterricht ganz ausfallen zu lassen. In eine Regierungsschule schickt der Bur seine Kinder nur sehr ungern. Solange die Mittel es ihm erlauben, stellt er sich selbst einen Privatlehrer im eigenen Hause an. Der Bur thut dies, weil er einerseits seine Kinder nicht lange von der Farm entbehren kann, andererseits aber, weil er zu den holländischen Lehrern kein rechtes Vertrauen hat, so sehr diese auch von der Regierung empfohlen und bevorzugt werden. Viele Buren halten es überdies für hinreichend, wenn ihre Kinder drei bis vier Monate im Jahre die Schule besuchen. Ein längerer Unterricht, meinen sie, mache die Kinder gelehrt, Gelehrsamkeit aber sei eine Wurzel von allem Uebel. Ueber zu hohe Anforderungen kann sich ein Privatlehrer bei den Buren nicht beklagen; übrigens auch nicht über Mangel an Gehalt. Gewöhnlich bekommt er bei freier Kost und Wäsche 120 M. monatlich. Nehmen auch fremde Kinder, das heißt Kinder angrenzender Plätze, am Unterricht

teil, so müssen solche monatlich 10 Mk. Schulgeld entrichten. Endlich steht dem Lehrer beständig ein Reitpferd zur Verfügung.

Der Lehrer hat im großen und ganzen ein angenehmes Leben. An Arbeit fehlt es ihm übrigens auch nicht; wenn er auch nur fünf Schultage und an jedem Tage nur fünf Schulstunden hat, so muß er sich doch beinahe den ganzen Tag mit den Kindern abgeben und ihnen am Abend bei ihren Aufgaben behilflich sein. Ueberdies kommt der Bur selber den Tag über dutzendmal, um sich bald über dies und jenes Auskunft zu holen, oder sich einen Brief oder Paß für seine Kaffern schreiben zu lassen. Samstag und Sonntag sind frei; da hat der Meister Ferien. Aber nicht jeder Bur hat die Mittel, sich einen Privatlehrer zu halten. Doch ist auch für den Unterricht der Kinder aus ärmeren Klassen gesorgt. Man kann getrost behaupten, daß keine Regierung in den letzten Jahren solch hochherzige Opfer zur Hebung der Schulen gebracht hat, wie Transvaal und der Oranje-Freistaat.

Im Oranje-Freistaat unterhält die Regierung außer den Stadt- und Dorfschulen noch sogenannte rundgehende Schulen. Das sind Schulen, die bei einem Bur errichtet werden, sobald die nötige Anzahl von Schulkindern, nicht unter 10, vorhanden ist. Die Regierung schickt dann einen Lehrer an den betreffenden Platz mit einem Gehalt von monatlich 200 M. Zu diesem Gehalt kommt noch das Schulgeld, das bei jedem Kinde monatlich 3 bis 5 M. beträgt. Kinder armer Eltern sind vom Schulgeld ganz frei. Diese ambulanten Schulen können den Platz wechseln, das heißt sie können nach drei Monaten auf einen anderen Burenplatz verlegt werden, vorausgesetzt, daß so ein Platz nicht weniger als fünf englische Meilen (etwa 1½ Stunden) von der nächsten Stadtschule entfernt ist.

Im Oranje-Freistaat ist der Schulbesuch obligatorisch. Die Bücher werden von der Regierung zum Selbstkostenpreis geliefert; arme Kinder erhalten sie gratis. Alle Schulbücher sind ferner portofrei, so daß ein Buch an der Grenze von Suaziland oder im Zoutpansberg nicht mehr kostet, als in Pretoria. Ferner erlaubt der Staat, da es nicht möglich ist, auf jedem beliebigen Platz ein Schulhaus zu errichten, daß um den Preis von 10 bis 20 M. monatlich ein Schulzimmer gemietet werde. Bücher und Papier, Schiefertafeln und Griffel, Tinte und Feder liefert der Lehrer gratis an die Schulkinder. Kinder bemittelter Eltern jedoch bezahlen diese Schulutensilien.

Der Lehrer seinerseits hat in Städten und Dörfern ein festes Gehalt, auf dem Lande dagegen ist er abhängig von der Zahl der Schulkinder. Der Staat vergütet monatlich für alle Kinder der vier untern Schulklassen 10 M. und für die der obern Klassen 12 M. Die Kinder wohlhabender Eltern müssen monatlich 4 bis 5 M. Schulgeld entrichten; arme Kinder sind davon frei. Für jedes arme Kind bezahlt die Regierung sogar einen Teil des Kostgeldes, 22 M. monatlich. Von diesem großartigen Anerbieten der Regierung wird seitens der Buren nach den letzten Schicksalsschlägen, wie Rinderpest, Heuschrecken, Mißernte u. s. w., dankbar Gebrauch gemacht, obschon sonst der Bur kein Freund von Regierungsschulen ist.

Was endlich den Unterricht selbst anbelangt, so bilden dessen Hauptgegen-

stände: Lesen, Schreiben, Rechnen, Notenlesen im Gesangbuch und Bibelkenntnis. In den besseren Schulen, wie in den Städten, folgt dann noch Grammatik, vaterländische Geschichte und etwas Geographie; in den höheren Klassen auch Zeichnen und Englisch. In jedem Distrikt giebt es einen aus drei bis vier Mitgliedern bestehenden Schulrat, dessen Pflicht es ist, jedes Vierteljahr sämtliche Schulen des ganzen Bezirks zu visitieren. Einmal im Jahre kommt der Regierungsinspektor zur öffentlichen Schulprüfung.

(Aus „Erziehung und Unterricht").

Gedanken und Beispiele.

Vom Schelten.

Wir nahmen, eine Anzahl junger Lehrer, französisch in der oberen Klasse der Fortbildungsschule bei dem verstorbenen Professor N. in N. Der Professor hatte den Ruf und Ruhm, ein ganz hervorragend tüchtiger und geschickter Lehrer zu sein, und mit Recht. Seine Darlegungen waren kristallklar, seine Definitionen messerscharf, die ganze Haltung und Methode straff, knapp, prägnant. Wenn er nur nicht einen Fehler gehabt hätte — das leidige Schelten. Die geringste Störung des Unterrichts, ein Geräusch mit den Füßen, ein fallender Bleistift oder eine unbedachte Antwort, ein leichtes Uebersehen konnte ein minutenlang andauerndes Poltern und Zanken bei ihm entfesseln. Oftmals hat er die Hälfte der ganzen Unterrichtsstunde bloß mit grimmigem, bissigem Schelten zugebracht, ja verschiedenemale kam er erst in der letzten Viertelstunde zu einem ruhigen, geordneten Unterrichten. Der Erfolg fiel dementsprechend auch nur kümmerlich und mangelhaft aus. Und doch, was hätte der Mann leisten können, ohne diese Untugend! — abgesehen davon, daß er mit der Zeit ein schweres Nervenleiden durch sein reizbares, ungezügeltes Naturell sich zugezogen hat.

Aber wie viele, oft der besten Lehrer leiden an diesem Fehler — exempla sunt in promptu et multa. Ein großer Teil der Schulzeit und, was noch schlimmer ist, der beste Teil der Kraft wird oftmals durch ärgerliches Schelten verbraucht und aufgezehrt. Ein geringfügiges Hindernis kann den ganzen Lauf des Unterrichts hemmen und aufhalten und eine breite Ueberschwemmung zorniger, bitterer Reden herbeiführen, die eine arge Verwüstung in Kopf und Herz der Schüler anrichtet. So ist dann vielleicht für den ganzen Tag die Stimmung verderbt und anstatt geistbildender Einwirkung nur noch mechanisches Einbleuen möglich.

Das Hindernis muß zwar beseitigt, der Widerstand gebrochen werden; aber kurz und bestimmt, dann fertig und abgemacht; die Bahn ist wieder frei und der Geist bleibt in sicherem Gleichgewicht. — Verbrauchen wir doch nicht unsre beste Kraft aufs Negative, sondern verwenden wir sie aufs Positive.

—n.

Der Knopf am Faden.

In Amerika lebte ein Schneider, der so reich wurde, daß ihn alle beneideten, die ihn kannten. Als sich sein Leben dem Ende zuneigte, wünschte er sich den Mitgliedern seiner Zunft noch einmal nützlich zu erweisen. Er ließ ihnen

daher sagen, daß er sich freuen würde, ihnen das Geheimnis mitzuteilen, durch das sie reich werden könnten; sie möchten sich deshalb zu einer bestimmten Stunde in seinem Hause einfinden. Eine große Zahl der Ritter vom Fingerhut erschien und wartete in großer Spannung auf die Eröffnung des kostbaren Geheimnisses. Da ließ sich der reiche Meister in seinem Bette aufrichten und sprach mit seinem letzten Atemzuge das kurze Wort:

Macht immer einen Knopf an euren Faden! *) —

Der Knopf am Faden hatte ihm zum Reichtum verholfen, und wahrlich, er kann noch manchem Schneider und Nichtschneider gute Dienste leisten, auch wenn sie nicht dem Mammon dienen wollen und das Gelingen ihrer Arbeit nicht eigener Kunst und Kraft, sondern dem göttlichen Segen zuschreiben.

„Doppelt genäht, hebt gut" — sagt das Volk; aber mit dem Knoten am Faden hält der Rockknopf noch besser. Ferner: Wenn der Nagel in der Radachse steckt, wird das Rad nie herausspringen und der Wagen nicht umfallen oder stecken bleiben. Ferner: Wenn der Kasten geschlossen ist, wird ihn kein Neugieriger ohne weiteres öffnen, und wenn das Fenster des Hühnerstalles zugeschoben ist, wird kein Fuchs oder Marder eindringen und morden können. — Das sind Beispiele von Knoten; und sie sagen dir: Thu nichts halb, sondern thue es ganz.

Gilt es zu schreiben, so setze den Punkt auf das „i" und den Punkt am Ende des Satzes, und du hast in dieser Beziehung etwas Ganzes geleistet. Liesest du ein gutes Buch, so nimm deine Feder zur Hand und zeichne auf, was dir wichtig erscheint oder streiche es wenigstens im Buche an oder lies das Buch noch einigemal. (Vergl. „Lesen und Reden" von Prof. Dr. C. Hilty. S. 15 und ff.)

Bist du ein Lehrer, so ist es besonders wichtig, daß du Knoten zu schlingen verstehst. Da trägt vielleicht einer seinen Stoff vor, unbekümmert, ob er recht verstanden worden und das Wissenswerte haften geblieben sei. Er hat Faden um Faden abgewickelt und auf dem Tisch ausgebreitet oder über die Köpfe seiner Schüler geworfen, so daß ein wirres Durcheinander entstand, weil die Schüler nicht folgen konnten. Ein anderer behandelt den Stoff in einer dem kindlichen Verständnis angemessenen Art. Er hat den Faden durch die Nadel gezogen und damit genäht. Aber: haben seine Fäden auch Knoten? d. h. bringt er seine Schüler zu einer Uebersicht des Stoffes; bespricht er schwierige Stellen so, daß ihre Erklärung haftet, indem er dabei an Bekanntes anschließt und die Erklärung selbst einprägt und wiederholt; verwendet er Geschichten, Bilder, vorzeigbare Gegenstände, um die Erläuterung interessanter zu machen? Die Fadenknoten müssen vor Beginn des Unterrichts gesucht und zubereitet sein, damit keine Zeit verloren geht und das Erläutern und Einprägen nicht nur halb oder ungeschickt geschieht oder gar versäumt wird. — Hast du manchmal zu klagen, daß das Gedächtnis deiner Kinder einem Siebe gleiche, so frage dich, ob du nicht solche Knoten verfertigen könnest, daß das Gelehrte nicht durch die Sieblöcher hinabfallen kann. Repetiere mit deinen Schülern nicht nur einmal, sondern mehreremal; beleuchte ein Wort, das z. B. orthographisch schwierig ist, von verschiedenen Seiten; laß es nicht nur buchstabieren, sondern auch aufschreiben; diktiere es mehrmals in einer Lektion und in späteren Lektionen.

Gewiß, solche Uebungen sind oft zeitraubend und mühsam; aber jedesmal einen Knoten machen, kostet den Schneider auch manche Minute, und darum wird's mancher unterlassen, während der treue Arbeiter und der treue Lehrer sich gerade solche scheinbare Kleinigkeiten nicht verdrießen läßt und einmal auch wohl belohnt wird.

---

* Aus der „Kunst der Illustration" von C. H. Spurgeon. Stuttgart. M. Kielmann.

Kirchliche Rundschau.

Schon in der Rundschau der vorigen Nummer haben wir auf die neuesten Streitartikel der Missourier gegen uns hingewiesen. Dieselben bilden das umfangreichste Schriftstück, das seit fünfzehn Jahren aus der missourischen Presse gegen unsere Synode hervorgegangen ist. Was seit dem Artikel vom Jahre 1885 (Die sogenannten Evangelischen u. s. w.) gegen uns erschien, ist nach Umfang klein und nach Inhalt schwach gewesen, und so hat es den Missouriern nötig erschienen, wieder einmal mit etwas Gedrucktem auf dem Plane zu erscheinen, das nach Länge und Breite vor dem seither erschienenen gerade so hervortritt, wie einst Goliath vor dem übrigen Heer der Philister.

Glücklicherweise — d. h. für uns selbst — sind wir nicht Sauls Knechte und so hat uns das Erscheinen eines solchen durch fünf Nummern des „Lutheraner" vom 20. Februar bis zum 17. April in der schwerfälligen Rüstung missourischer Lehrreinheit hertrampenden Riesenartikels durchaus nicht erschreckt. Es zeigte sich nämlich sofort, daß derselbe nur deswegen so umfangreich ist, weil er mit einer Unmasse von Citaten ausgefüllt ist und denselben Eindruck macht, wie ein ausgestopfter Riesenkittel, in den sich ein kleiner Junge oder Bube — wie der Schwabe sagen würde — gesteckt hat, um verständige Leute zu erschrecken, die er aber dann nur belustigt.

Etwas sonderbar mutet einen der Umstand an, daß gerade in diesem Jahre wieder ein Missourier mit so viel Geschrei gegen uns anläuft. Derselbe (F. B. ist sein Name) sagt: „Der „Lutheraner" hat die Pflicht, vor falschen Kirchengemeinschaften zu warnen und wider die Irrlehrer zu zeugen. Zu den Irrlehrern und Falschgläubigen gehören auch die Evangelischen oder Unierten." — Der „Lutheraner" ist in der Erfüllung dieser Pflicht in den letzten fünfzehn Jahren sehr nachlässig gewesen und er muß nun dieses Jahr um so eifriger sein. Es ist das leicht begreiflich. Als Missourier hat er eben die „heilige Pflicht" sich in kirchlicher Beziehung als ein Nachbar zu erweisen mit dem auch der Beste nicht im Frieden leben kann. Es giebt ja auch sonst derartige, getreue Nachbarn. Wächst nun bei einem solchen wieder ein neuer hoffnungsvoller Sprößling in die Flegeljahre hinein, so übernimmt dieser zur Stärkung seines Selbstbewußtseins gerne die Pflicht, dem Nachbar Steine oder Schmutz nachzuwerfen. Da man aber dieser Beschäftigung nicht fortwährend obliegen kann — sie würde dadurch langweilig werden — so verspart man sie auf besondere Gelegenheiten, wo der Nachbar entweder durch einen Trauerfall, oder durch ein Freudenfest mit sich selbst beschäftigt ist. Daher erscheint der lange Missourierartikel gerade im Jahre unseres Seminarjubiläums.

Schwer genug ist allerdings unserem Missourier die Erfüllung seiner Pflicht geworden. Freilich nicht in dem Sinn, daß er sich in seinem Gewissen etwa beunruhigt gefühlt hätte durch solche Sprüche der Bibel wie: Selig sind die Friedfertigen, oder: Ist es möglich, so viel an euch ist, so habt mit allen Menschen Friede. Solche Schriftworte kommen einem Missourier, wenn er gegen uns loszieht, so wenig zum Bewußtsein, wie einem Straßenjungen, wenn er Fensterscheiben einwirft. Insofern aber ist es ihm schwer geworden, als seine Artikel eine mühselig zusammengeschleppte Anhäufung von manchem Denkbaren und manchem Undenkbaren sind, das er durch un-

haltbare Behauptungen und unablässige Wiederholungen notdürftig in Verbindung zu bringen sucht. Wir haben schon manche Aufsätze zu lesen gehabt, an denen sehr viel auszusetzen war, aber ein Schriftstück, das nach Anlage und Ausführung, nach Gedanken und Sprache so holperig gewesen wäre wie diese Artikelreihe des „Lutheraner", ist uns noch selten zu Gesicht gekommen.

Zunächst beklagt sich F. B. darüber, daß die Unierten Gemeinden in St. Louis alljährlich gemeinsam das Reformationsfest feiern und sich dabei vor der Welt und Kirche den Anschein gäben, als ob sie die echten, rechten, treuen Söhne Luthers und der Reformation seien. Es ist zwar richtig, daß die evangelischen Gemeinden von St. Louis gemeinsam das Reformationsfest feiern, aber es ist nicht wahr, daß wir uns dabei irgend einen Anschein geben, oder, wie F. B. einige Zeilen weiter sagt, „uns als die wahren Jünger Luthers aufspielen". Wir spielen uns überhaupt nicht auf; und was das Prahlen mit der Jüngerschaft Luthers betrifft, so überlassen wir das den Missouriern, die auf diesen Ruhm gerade so erpicht sind, wie einst die Juden auf die Jüngerschaft Moses. In unserer Bibel steht: Wer Christi Geist nicht hat, der ist nicht sein; von Luthers Geist ist darin mit keiner Silbe die Rede.

„Die bekenntnistreuen Lutheraner" (ein Euphemismus für Missourier) sorgen schon ganz von selbst dafür, daß jeder verständige Mensch, der ihre Schriften liest und ihre Handlungsweise kennen lernt, gar kein anderes Urteil haben kann als das, daß ihr Verhalten im höchsten Grade fanatisch ist. Es ist also gar nicht nötig, daß wir, wie F. B. vorgiebt, die Missourier „als Fanatiker verschreien"; das thun sie selbst mit einer Gründlichkeit und einem Eifer, daß ihnen darin niemand gleichkommen kann. Oder soll es vielleicht Toleranz heißen, wenn F. B. als lutherischer Großinquisitor und missourischer Ketzermeister folgende Proklamation erläßt: „So stellt sich damit die unierte Synode vor Gott und der Kirche auf die Seite derer, die sich auflehnen wider den Herrn und seinen Gesalbten. Sie sind prinzipielle Rebellen in der Kirche, dem Reiche, in dem nicht Zwingli und Kalvin, sondern Christus allein der Herr ist." (Es hat sich noch niemals um einen Gegensatz zwischen Christus und den schweizerischen Reformatoren gehandelt, sondern nur gegen Luther. Es ist einfach Fälschung, wenn Luther von den Missouriern an die Stelle Christi eskomotiert wird, oder, worauf es im letzten Grunde hinausläuft, wenn sie selbst die alleinige Herrschaft über die Kirche beanspruchen. D. R.) „Statt der Bekenntnisfahne unseres Herzogs" (ist das Luther oder Walther? D. R.) „zu folgen und dieselbe hoch zu heben und für dieselbe Gut und Blut einzusetzen, treten die Evangelischen dieselbe mit Füßen." (Also wenn man sich zu Christus bekennt, aber nicht zu den sächsischen Visitationsartikeln, dann tritt man die Fahne des Herzogs der Missourier mit Füßen. Wer ist denn ihr Herzog? Christus sicherlich nicht. Vielleicht ist's Luther, oder der Kurfürst von Sachsen, oder sonst jemand. D. R.) „Das ist über die Maßen erschrecklich. Und wenn die Christen in den unierten Gemeinden wüßten, was sie thun und wie sie von ihrer Synode angeleitet und angehalten werden, den Herrn, der sie erkauft hat, zu verleugnen, so würden sie aus einer Gemeinschaft, die grundsätzlich Christum in seinen Wahrheiten nicht bekennen will, fliehen, wie einst Lot aus Sodom."

Kann irgend etwas anderes als Fanatismus den folgenden Worten von F. B. zu Grunde liegen: „Die evangelische Synode ist vielmehr grundsätzlich eine Behausung von Irrgeistern, und das unierte Bekenntnis ist ein

Pelz, in dem allerlei Ungeziefer des Irrtums sich unbelästigt einnisten und ausbreiten kann."

Wahrscheinlich wollen die Missourier bloß deswegen nicht als Fanatiker gelten, weil sie nicht mit Scheiterhaufen und Richtschwert gegen uns vorgehen dürfen. Feuer und Schwefel würden sie schon gerne regnen sehen. Oder spielen sie sich bloß als solche Fanatiker auf, um ihre einfältigen lutherischen Christen gegen uns aufzuhetzen, während die Sache, um die sich's nach ihrem Vorgeben handelt, ihnen selbst gleichgültig ist und ihr Treiben nicht aus Ueberzeugung, sondern aus Berechnung hervorgeht. Unmöglich ist es nicht. Dann sind sie freilich keine Fanatiker, sondern noch etwas viel Schlimmeres.

Gehen wir aber auf den weiteren Gang des missourischen Artikels ein, so wird zunächst der Auslegung unseres Katechismus von D. Irion grobe Unwahrheit vorgeworfen, weil hier nämlich gesagt ist, die evangelische Kirche strebe die Einigkeit im Geist an, wie sie in der Augsburgischen Konfession dargelegt sei; die einzelnen Kirchen brauchten weder im Kultus noch in der Lehre in allen Stücken gleichförmig zu sein. Um nun seiner Beschuldigung in den Augen des Lutheranerpublikums einen Schein der Berechtigung zu verschaffen, citiert F. B. den zweiten Teil des siebten Artikels der Augustana. Da aber in diesem von einer Gleichförmigkeit der Lehre in allen Stücken nichts gesagt ist, so fährt er fort: „Und in der Konkordienformel heißt es Artikel 10: „Solchergestalt werden die Kirchen von wegen Ungleichheit der Ceremonien . . . einander nicht verdammen, wenn sie sonst in der Lehre und allen derselben Artikeln . . . mit einander einig."

Es ist natürlich, daß F. B.s einfältige lutherische Christen weder die Augustana, noch die Apologie, noch die Konkordienformel nachlesen, noch auch den Kniff durchschauen, daß er die Konkordienformel citiert, wo wir uns auf die Augustana berufen haben, um an Stelle des von ihm behaupteten Widerspruchs mit der Augustana einen solchen mit der Konkordienformel unterzuschieben. Unter Kartenspielern nennt man so etwas Betrug; der Wahrhaftigkeit eines Missouriers scheint es keinen Eintrag zu thun, denn dem Ketzer gegenüber ist man zur Wahrhaftigkeit nicht verpflichtet. Das ist missourische Praxis und jesuitische Lehre.

Mit der Zeit kommt F. B. auch zu seinem Thema und seinen Teilen: „Wir beschränken uns im folgenden darauf, aus ihren eigenen Schriften darzuthun, daß es mit der Behauptung der Unierten, daß sie Gottes Wort lauter und rein haben, und daß ihre Lehrstellung der heiligen Schrift gemäß sei, eitel Lug und Trug und Täuscherei ist. Vornehmlich drei Stücke sind es, die wir nach der heiligen Schrift an den Evangelischen von Herzen verwerfen und verabscheuen müssen: 1. Daß sich die Unierten weigern, die falschen Lehren der Reformierten zu verwerfen, dieselben vielmehr dulden, ja als berechtigt anerkennen; 2. daß sich die Unierten weigern, die göttlichen Wahrheiten, welche die lutherische Kirche gegen die Reformierten festhält, als allein berechtigt anzuerkennen und öffentlich zu bekennen; 3. daß die Unierten in ihren öffentlichen Schriften viele falsche Lehren verbreiten."

Man sieht sofort, daß das Ganze auf das Verständnis einfältiger lutherischer Christen, zu deutsch, auf die Unwissenheit des missourischen Publikums, berechnet ist. Denn daß das Thema eine grobe Unwahrheit ist (es wäre ja möglich, daß F. B. wirklich an sein Thema glaubt, darum wollen wir den Ausdruck Lüge nicht gebrauchen), weiß jeder Evangelische und jeder,

der die Evangelischen wirklich kennt. Solche wird es also nicht weiter anfechten. Ebenso sieht jeder verständige Mensch, daß die beiden ersten Teile Unsinn sind und jeder, der uns kennt, weiß, daß der dritte Teil nicht wahr ist.

F. B. bemißt nach den Unterscheidungslehren der lutherischen und reformierten Kirchen, ob unsere Lehrstellung der heiligen Schrift gemäß sei oder nicht. Nun weiß aber jeder Mensch, der einigermaßen Verstand hat, daß man die Angemessenheit an einen Maßstab nur nach diesem selbst bemessen kann und nicht nach etwas ganz anderem, von dem es zweifelhaft ist, ob es mit diesem Maßstab stimmt oder nicht. Ob unsere Lehrstellung der heiligen Schrift angemessen ist oder nicht, kann nur nach der Schrift selbst bemessen werden, nicht aber nach den Unterscheidungslehren, deren Schriftgemäßheit streitig ist, und die sich zum größten Teil auf einem Gebiet bewegen, das über die Schrift hinausgeht. Entweder weiß F. B. das, oder er weiß es nicht. In dem letzteren Falle geht es ihm dann so wie dem Dr. Faust, daß er mit Müh und Schweiß von etwas redet, was er selbst nicht weiß. Im ersteren Falle aber treibt er mit der Unwissenheit und Leichtgläubigkeit seiner „arglosen Lutheraner" ein gewissenloses Spiel.

Nun weiß doch jedermann, daß die lutherischen Unterscheidungslehren nicht heilige Schrift sind und die heilige Schrift nicht lutherische Unterscheidungslehre ist. Das kümmert aber F. B. nicht im mindesten, denn er schreibt nicht für die Wissenden, sondern für die Unwissenden, nicht für evangelische, sondern für e i n f ä l t i g e l u t h e r i s c h e Christen, für Missourier.

Immerhin aber hält er es nach Art der Taschenspieler für nötig, etwaige Gedanken und Bedenken seines arglosen Publikums durch endlose Reden und ermüdendes Wortgeklapper zu verscheuchen. Darum schiebt er seinen Lesern die Frage nach den falschen Lehren der Reformierten unter, indem er schreibt: „Du frägst, welches sind denn die falschen Lehren der Reformierten?" So wird natürlich kein einziger Mensch fragen, der noch weiß, daß F. B. zu beweisen versprochen hat: daß es mit der Behauptung der Unierten, daß sie Gottes Wort lauter und rein haben . . . eitel Lug, Trug und Täuscherei ist. Er wird vielmehr erwarten müssen, daß F. B. die L e h r s t e l l u n g d e r U n i e r t e n (nicht die Lehren der Reformierten) darlege, und daß er dann beweise, daß dieselbe mit der heiligen Schrift im Widerspruch stehe; daß er also nachweise, daß die Erklärungen unseres Bekenntnisparagraphen (die er bei einer Anführung desselben an einem andern Orte aber vorsichtigerweise verschweigt), daß nämlich die heilige Schrift sowohl in betreff der gemeinsamen, als auch in betreff der Unterscheidungslehren die alleinige Richtschnur unseres Glaubens sei, im Widerspruch mit der Schrift selbst stehe; daß also die evangelischen Lehren von der Geltung, der Deutlichkeit und Zulänglichkeit der heiligen Schrift Irrlehren seien. Außerdem müßte er noch beweisen, daß diese unsere Lehrstellung unmöglich auf einem Irrtum beruhen könne. Hätte er das bewiesen, dann könnte uns nicht einmal die Möglichkeit eines Irrtums zu gute gehalten werden, und er hätte dann, aber auch dann erst, „dargethan", was er „darzuthun" versprochen hat.

Dieses aber, auch nur seinen einfältigen lutherischen Christen gegenüber, fertig zu bringen, getraut sich F. B. doch nicht; darum sucht er sie, um ihnen die Zeit und sich den Artikel lang zu machen (damit sie darüber den zu beweisenden Satz vergessen) mit einer missourischen Darstellung der „reformierten Irrtümer" und der „lutherischen Wahrheiten" zum Beweise seiner unergründlichen Gelehrsamkeit zu langweilen.

Die Darstellung „etlicher von den erschrecklichen Irrlehren" der Reformierten (mit allen würde er ja so wenig fertig, wie ein Rabbi mit allen Halachot, denn seine Gelehrsamkeit ist unermeßlich) enthält meist negative Sätze. Die getreuen Lutheraner müssen sich also damit begnügen, „etliche erschreckliche" Dinge zu erfahren, welche die Reformierten nicht lehren. Dabei passiert es ihm, daß er einen Satz, entweder so gelehrt oder so einfältig, formuliert, daß nach demselben die Reformierten auch ihre eigene Lehre verdammen.

Das Beste leistet er aber mit folgender Darstellung der reformierten Irrlehre von der Prädestination: „Von der Prädestination endlich lehren die Reformierten ebenfalls in ihren Bekenntnisschriften: „Daß Gott beschlossen habe, sich nicht aller Menschen, sondern nur einiger zu erbarmen; daß er beschlossen habe, diejenigen, welche verloren gehen, in der verderbten Masse zu lassen und endlich dem ewigen Verderben zu weihen; daß Gott die meisten Menschen in Verderben und Verdammnis liegen lasse, um an ihnen seine Gerechtigkeit zu offenbaren; daß Gott sich nur den Erwählten barmherzig erzeige, die andern aber in ihrem Fall und in ihrer Verdammnis gelassen habe; daß Gott nach seinem Belieben einige zur Seligkeit erwählt, andere verworfen habe; daß wir nicht erwählt seien um Christi willen, sondern absolut; u. s. w."

Die „arglosen Lutheraner" halten natürlich den ganzen Abschnitt für eine Anführung aus einer oder einigen reformierten Bekenntnisschriften. Das ist er aber nicht, sondern er ist von F. B. so formuliert worden, damit seine Leser leicht erkennen können, wie erschrecklich die Irrlehren der Reformierten sind. Er hat freilich gute Gründe, die reformierte Erwählungslehre nicht mit den Worten der Dordrechter Synode wiederzugeben. Diese lehrt nämlich: „Die Erwählung ist der unveränderliche Vorsatz Gottes, durch welchen er aus dem gesamten menschlichen Geschlecht, das aus der ursprünglichen Unschuld durch eigene Schuld in Sünde und Verderben gefallen war, nach dem freiesten Wohlgefallen seines Willens, aus reiner Gnade, eine bestimmte Menge gewisser Menschen, weder besser noch würdiger wie die andern, sondern in gemeinsamen Verderben mit den andern liegend, zur Seligkeit in Christo erwählt hat, welchen er auch von Ewigkeit her als Mittler und Haupt aller Erwählten und als Grund des Heils gesetzt hat; u. s. w." — Hätte nun F. B. diesen Abschnitt der Dordrechter Beschlüsse angeführt, so hätte sich vielleicht einer oder der andere seiner arglosen Lutheraner daran erinnern können, daß die Missourier lehren: „Die Erwählung ist der unveränderliche und ewige Beschluß Gottes, da er aus dem ganzen menschlichen Geschlechte (das aus der ersten Unschuld in Sünde und Verderben durch eigene Schuld gefallen) nach dem freien Vorsatz seines Willens aus lauter Gnade und Erbarmen eine bestimmte Menge gewisser Menschen, nicht besser und würdiger vor andern, sondern im allgemeinen Verderben mit den andern liegenden, zur Seligkeit verordnet hat."

Würde F. B. die Irrlehre der Reformierten genau darstellen und würde er die reine Lehre Missouris daneben stellen, so würde es mit der Arglosigkeit vieler seiner treuen Lutheraner vorbei sein.

Auf die Darstellung dieser Irrlehren folgt dann eine Verdammung unserer Synode, die wir aber, da sie später wiederholt wird, an einem andern Orte besprechen wollen.

Darauf wiederholt sich dasselbe Spiel wie im ersten Teil und wir wer-

den verdammt, weil wir uns „auch weigern, die göttlichen Wahrheiten, welche die lutherische Kirche gegen die Reformierten festhält, als in der Kirche allein berechtigt anzuerkennen und öffentlich zu *bekennen*. In diesen Lehren, welche die Unierten zu bekennen sich weigern, handelt es sich auch nicht etwa um bloße menschliche Ansichten und Dinge, sondern um wichtige in der heiligen Schrift klar geoffenbarte Wahrheiten.“ — Man sollte nun doch erwarten dürfen, daß F. B. die in der „Schrift klar geoffenbarten Wahrheiten“ auch in der Schrift aufweise. Das versucht er aber nicht einmal, denn er scheint ganz wohl zu wissen, daß sie sich in der Schrift gar nicht finden. Sie finden sich, nach F. B.s Worten, „insonderheit im 7., 8. und 11. Artikel der Konkordienformel und 1592 in den Visitationsartikeln.“ — Die sächsischen Visitationsartikel sind also *die* heilige Schrift und *das* Wort Gottes, in welchem sich die „klar geoffenbarten Wahrheiten“ finden, daß der Leib und das Blut Christi im Abendmahl „*der rechte, natürliche Leib Christi sei*, der am Kreuze gehangen und *das rechte, natürliche Blut*, das aus Christi Seite geflossen“ und daß „Christus *nach dem Fleisch zur Rechten Gottes* gesetzt“ ist.

Es weiß nun jeder, der auch nur über eine sehr mäßige theologische Bildung verfügt, daß die Visitationsartikel gar nicht einmal zum Konkordienbuch gehören, sondern demselben nur als Anhang beigedruckt sind, und daß diese Artikel gar kein Bekenntnis der lutherischen, viel weniger der gesamten deutschen evangelischen Kirche sind, sondern nur eine theologische Polizeimaßregel waren, um innerhalb des Kurfürstentums Sachsen jeden milder gesinnten evangelischen Prediger oder Staatsbeamten, der sein Gewissen nicht unter die Herrschaft dieses Ultraluthertums beugen wollte, seines Amtes zu entsetzen. Es kann sein, daß F. B. das nicht weiß; es kann aber auch sein, daß er es weiß; jedenfalls aber rechnet er darauf, daß es seine „arglosen Lutheraner“ *nicht* wissen.

Nach dem Abdruck der sächsischen Visitationsartikel folgt eine zweite Verdammung der evangelischen Synode, die ungefähr denselben Wortlaut hat, wie die erste. Wir geben beide mit Auslassung der Citate wieder. Die erste lautet: „Und diese Irrlehren weigern sich die Unierten zu verwerfen und zu verdammen. Von diesen Irrlehren wollen die Evangelischen sich nicht lossagen, dulden dieselben vielmehr in ihrer Mitte, ja gestehen ihnen Berechtigung innerhalb ihrer Synode zu. Und das nicht etwa allein durch laxe Praxis und Mangel an Lehrzucht, sondern grundsätzlich in ihrem Synodalbekenntnis und in ihren Gemeindekonstitutionen. . . . In diesem Bekenntnis erklärt also die Evangelische Synode und jede evangelische Gemeinde, daß sie die reformierten Irrlehren zwar nicht als göttliche Wahrheit bekenne, *aber auch nicht als falsch und schriftwidrig verwerfe und verdamme*, vielmehr jedem die Freiheit und Entscheidung lasse, wie er es mit diesen Irrlehren halten will, doch so, daß die „mehr lutherisch gesinnten Brüder“, die „mehr reformiert gesinnten“ als gleichberechtigt anerkennen. Kurz, die unierte Synode weigert sich, die reformierten Irrlehren zu verdammen.

So verstehen obiges Bekenntnis (den Bekenntnisparagraphen unserer Synode. D. R.) auch die Unierten selber. . . . Prinzipiell will die unierte Synode nicht erklären, wie es mit den Unterscheidungslehren, also auch den oben von uns genannten Irrlehren der Reformierten, gehalten werden solle. . . . So macht allerdings die unierte Synode es ihren Gliedern und Gemein-

den zur Pflicht, daß sie die reformierten Irrlehren nicht verwerfen, dieselben vielmehr dulden, ja, als berechtigt und neben der lutherischen Lehre als zu recht bestehend anerkennen."

Das zweite Verdammungsurteil lautet: „Diese wichtigen, in der heiligen Schrift klar geoffenbarten Lehren (damit sind die sächsischen Visitationsartikel gemeint. D. R.) der lutherischen Kirche, welche die Reformierten verwerfen, weigern sich die Unierten als in der Kirche allein berechtigt zu bekennen. Statt mit den Lutheranern wider die Reformierten für diese göttlichen, ewigen (sie stammen aus dem Jahre 1592. D. R.) Wahrheiten einzutreten, verschweigen und verleugnen sie dieselben. Und das thun sie nicht etwa durch Schwachheit im Wandel, wie Petrus in Antiochien die Lehre von der christlichen Freiheit, Gal. 2, 11, sondern grundsätzlich in den Statuten ihrer Synode, in den Ordnungen ihrer Gemeinden, in ihren Katechismen und andern öffentlichen Schriften. In den bereits im vorigen Artikel ausführlich (ein Drittel und zwar die Hauptsache ist weggelassen worden. Das heißt auf missourisch: ausführlich. D. R.) angeführten Worten ihrer Statuten erklären die Unierten, daß sie sich in den Differenzpunkten zwischen den Symbolen der Reformierten und Lutheraner also auch in den von uns angeführten Lehren „der in der evangelischen Kirche obwaltenden Gewissensfreiheit" bedienen (die Worte „hält sich . . . allein an die heilige Schrift" hat F. B. weggelassen, um in seinen Lesern die Vorstellung zu erwecken, daß wir in diesem Stück gar keine Lehrnorm hätten, sondern alles dem Belieben des einzelnen überlassen bleibe. Missourische Wahrhaftigkeit. D. R.) und sich zu den lutherischen Symbolen nur bekennen, sofern sie mit den reformierten Symbolen übereinstimmen. Hiermit erklären also die Unierten, daß sie sich grundsätzlich nicht bekennen und nicht bekennen wollen zu den lutherischen Unterscheidungslehren. Laut Bekenntnis soll in der unierten Synode jeder es nicht bloß mit den reformierten Irrlehren, sondern auch mit den lutherischen Wahrheiten halten, wie er es für recht ansieht. Niemand soll es in der unierten Synode gestattet sein, die reformierten Irrlehren als nicht berechtigt zu verdammen. Und niemand soll gehalten sein, die lutherischen Wahrheiten anzunehmen und zu bekennen. Will jemand in der unierten Synode für seine Person die lutherischen Wahrheiten verwerfen und die reformierten Irrlehren annehmen, so steht ihm das frei, aber nicht so, daß er die lutherische Lehre für nicht berechtigt erklärt. Will ein anderer die lutherische Lehre annehmen, so kann er das für seine Person thun, aber nicht so, daß er sie für allein berechtigt erklärt und der reformierten Irrlehre das Recht in der Synode abspricht. Kurz, wie die Unierten die reformierten Irrlehren nicht verdammen wollen, so wollen sie auch die entgegengesetzten lutherischen Wahrheiten nicht als allein berechtigt anerkennen und bekennen."

Zunächst fällt einem der unverkennbare Klapperstil dieser missourischen Verdammungstheologie auf. Immer wieder dieselben Worte, dieselben Sätze, dieselben Wendungen, dieselben Formen, dieselbe Leere, dieselbe Eintönigkeit. Es ist die reine Mischna; es klingt, als ob ein Rabbi ein Stück aus dem Talmud hersagte; und es ist sehr wohl möglich, daß dieses sonderbare Wissen, diese wundersame Logik und diese schellige Beredtsamkeit einen gelehrten Titel zur Grundlage hat.

Nach der Abgabe des zweiten Verdammungsurteils scheint F. B. zu befürchten, daß selbst seinen einfältigen lutherischen Christen die Gläubigkeit

ausgehen könne, denn er fährt fort: „Daß die Unierten die angeführten Worte ihres Bekenntnisses so, wie von uns dargelegt, verstehen, sagen sie selber mit dürren Worten. Den von uns im vorigen Artikel hiefür bereits angeführten Aussagen der Unierten fügen wir zum Ueberfluß noch folgende hinzu." — Es wird dann etwa die Hälfte von Seite 8 der Geschichte unserer Synode von Schory citiert, wo sich die „dürren Worte", daß wir die reformierten Anschauungen als Irrlehren ansehen, aber trotzdem sie nicht verwerfen und die lutherischen Ansichten als göttliche Wahrheit betrachten, aber sie trotzdem nicht annehmen, so wenig finden, als in den früher „angeführten Aussagen der Unierten". Nichtsdestoweniger wird mit gewohnter, missourischer Dreistigkeit fortgefahren: „Das ist klar! In der unierten Synode darf der „lutherisch gesinnte Bruder" dem „mehr reformiert gesinnten" gegenüber seine Lehre nicht als alleinberechtigt geltend machen, oder was dasselbe ist, er darf sie nicht als göttliche Wahrheit bekennen."

Es ist doch eine merkwürdige Gleichstellung von „allein berechtigt" und „göttliche Wahrheit"; als ob etwas dadurch, daß man es in einer Kirchengemeinschaft als allein berechtigt erklärt, zur göttlichen Wahrheit würde. Göttliche Wahrheiten sind doch nicht solche theologische Lehrsätze, die als allein berechtigt erklärt worden sind, sondern solche Wahrheiten, die von Gott geoffenbart worden sind. — Es fehlt eigentlich bloß noch die Lehre von der Gottheit Doktor Luthers oder Doktor Walthers, um das Maß missourischer Rechtgläubigkeit voll zu machen.

In seinem dritten Artikel sagt F. B. von unserem Katechismus: „Da suchten die Unierten zu „vereinigen", lutherische Wahrheit und reformierte Lüge, Ja und Nein, Licht und Finsternis zu vereinigen. Es wird dann die alte missourische Litanei von den zweideutigen Reden der Unierten wieder hergesagt und „um diese Zweideutigkeit und Unbestimmtheit des Evangelischen Katechismus ins gebührende Licht zu stellen" . . . beschränkt sich F. B. auf zwei Beispiele. Das erste derselben — auf das wir uns beschränken wollen — ist die Antwort auf Frage 132 unseres Katechismus.

Schon vor fünfzehn Jahren hat ein Missourier diese Antwort unter Hervorhebung der Worte „der neue Mensch" abdrucken lassen, und u. a. dazu bemerkt: „Es wird hier gesagt, der neue Mensch empfange den Leib und das Blut Christi. . . . Nun sage, lieber Leser, kann der neue Mensch, kann dies neue Wesen des Geistes, können die neuen geistlichen Kräfte Brot essen und Wein trinken?"

Wir hätten dem Missourier schon damals sagen können, und einige unserer Mitsynodalen drängten uns, dies zu thun, daß der große Lutherische Katechismus gerade so zweideutig und unsinnig ist, wie der Evangelische, denn Luther sagt dort: „Darum heißt es wohl eine Speise der Seelen, die den neuen Menschen nährt und stärket." Wir wollten aber diesen Punkt noch für einen späteren Fall aufsparen, um den Missouriern die Gelegenheit nicht abzuschneiden, Luthers Lehre noch einmal verdammen zu können. Wir haben aber gerade dort die Frage aufgeworfen: „Sind wirklich die Missourier so dumm, wie G. sich und seine Mitgenossen hinstellt, oder stellt er sich bloß so?"

Nun nach fünfzehn Jahren citiert F. B. dieselbe Antwort unter Hervorhebung derselben Worte („durch welches der neue Mensch den Leib und das Blut unseres Herrn Jesu Christi als die Nahrung seines Lebens empfängt), um sie als Beweis der Zweideutigkeit unseres Katechismus seinen Lesern vorzuführen.

Gelehrte erster Größe und Lutheraner erster Güte wollen die Missourier sein, aber in fünfzehn Jahren sind sie alle zusammen nicht imstande gewesen zu erfahren und zu erforschen, daß unser Katechismus gerade in den von ihnen als unsinnig hingestellten Worten, dasselbe sagt, wie Doktor Martin Luther im Großen Katechismus. — Aber selbst wenn sie behaupten wollten, sie seien nicht so dumm, um das nicht zu wissen, und ihr ganzes Verfahren sei beidemal nur Verstellung gewesen, so wird ihnen das auch der Gläubigste nicht mehr glauben; vielmehr wird jedermann ihr Verhalten nur als einen Beweis für den Satz ansehen, daß man sehr klug sein muß, um nicht hereinzufallen, wenn man sich dummer stellen will, als man ist. — Hoffentlich fallen sie nicht so bald wieder herein. Denn schließlich würde uns doch unsere Sabbatruhe lieber sein, als das Herausziehen der Missourier.

Der übrige Teil des Artikels ist eine Wiederholung des zweiten Teiles des ersten und zweiten Artikels verbunden mit dem Abdruck eines Abschnitts aus dem Schriftchen von G. vor fünfzehn Jahren und eine Wiederholung der Stellen des Neuen Testaments, die nach missourischer Auslegung von den unierten Ketzern handeln. Den Schluß bildet die weiter oben von uns angeführte Rebellionsproklamation.

Auf dieselbe folgt in der nächsten Nummer des „Lutheraner": „Die Unierten weigern sich grundsätzlich die falschen Unterscheidungslehren der Reformierten zu verwerfen und die schriftgemäßen Unterscheidungslehren der Lutherischen als in der Kirche allein berechtigt zu bekennen." Darauf folgt dann zum Beweis, daß die Unierten viele falschen Lehren vertreten, ein durch zwei Nummern des „Lutheraner" laufender Katalog von „Irrlehren", die zum Teil unserem Katechismus, zum Teil unserer Zeitschrift, zum größten Teil aber Irions Katechismuserklärung entnommen sind.

Die Beweise, welche F. B. in Aussicht gestellt hat, giebt er nun nicht; dagegen liefert er einige Beweise, die zu geben, er wohl nicht beabsichtigt hat. Er sagt nämlich in einer Anmerkung u. a.: „Gleich auf der folgenden Seite schreibt Irion: „Die evangelische Kirche läßt auch die reformierte Lehre neben der lutherischen zu Recht bestehen." Das ist ebenso unvernünftig, als wenn Irion sagen würde, daß er zwar den Satz $2 \times 2 = 4$ bekenne, zugleich aber auch den Satz: $2 \times 2 = 5$ zu Recht bestehen lasse. In ihrem Bestreben das Widersprechende zu vereinigen, ist den Unierten nicht bloß Gottes Wort, sondern vielfach auch die Vernunft abhanden gekommen."

Diese Behauptungen beweisen durchaus nicht, daß den Unierten „auch die Vernunft abhanden gekommen ist", sondern, daß es F. B. an Verstand fehlt. Denn 1. kennt er den Unterschied der lutherischen und reformierten Abendmahlslehre nicht, und 2. hat er höchst mangelhafte Begriffe über das Verhältnis der zwei Seiten einer Gleichung. — Bringt man die lutherische und reformierte Abendmahlslehre unter dieselbe logische Form, wie den Satz $2 \times 2 = 4$, so sieht man sofort, daß links vom Zeichen = in beiden Fällen nicht das Gleiche stehen darf. Denn das Verhältnis des sichtbaren Zeichens zur Sache wird von Luthertum und Kalvinismus nicht gleich gefaßt. Der Lutheraner sagt: Das, was in, mit und unter dem Brote empfangen wird = . . .; der Kalvinist dagegen: Das, was zugleich mit dem Brote empfangen wird = . . . Wenn nun auf der rechten Seite des Gleichheitszeichens von dem Lutheraner gesetzt wird: „Der wahre Leib Christi", und von dem Kalvinisten: „Der verklärte Leib Christi", so sieht jeder, der Ver-

stand hat, daß auch diesmal, wie gewöhnlich, die Unvernunft auf seiten des Missouriers ist: Er hätte nämlich rechts vom Gleichheitszeichen anstatt der nämlichen verschiedene Größen setzen müssen, also für „in, mit und unter etwa 2+2+2 und statt zugleich mit etwa 2+2. Dann hätte notwendig auf der andern Seite der Gleichung das erste Mal 6 das zweite Mal 4 stehen müssen, und beides hätte eine richtige Gleichung ergeben. Oder mit andern Worten: Die Prämissen sind nicht gleich, darum sind auch die Schlüsse verschieden. Den Unterschied in den Prämissen sieht aber der Missourier nicht, darum meint er, der Unterschied in den Schlüssen sei unvernünftig. Es erscheint ihm also als vernünftig, aus verschiedenen Prämissen den gleichen Schluß zu ziehen und als unvernünftig, mit verschiedenen Prämissen verschiedene Folgerungen zu verbinden. In Wirklichkeit hat er nur den Satz bewiesen, daß es keine größere Dummheit giebt als die, daß einer sich klüger stellt als er ist.

Der Katalog unierter „Irrlehren" ist übrigens rein nach der Schablone gearbeitet. Fast alle Abschnitte fangen an: „Von . . . lehren Unierte . . ." Dann folgt eine echt missourische Behauptung, dann ein langes Citat aus Irions Katechismuserklärung; darauf: „Dagegen lehrt die Schrift", und dann wieder eine Behauptung, die exegetisch wie dogmatisch gleich unhaltbar ist. Die ganze Anlage dieses Stückes mit ihren buchstäblichen Wiederholungen giebt nur eine treffliche Illustration des Mottos von „Lehre und Wehre", in welchem die Missourier sich selbst als feindlich bellende Hunde bezeichnen. Es ist immer das gleiche missourische Wauwau.

Dabei passieren F. B. allerlei wunderliche, man möchte fast sagen wunderbare Dinge. So kann er z. B. trotz 1 Kor. 15, 47 den neuen Menschen nicht von dem ersten Menschen unterscheiden. An einer andern Stelle fängt er an: „Unierte leugnen ferner, daß die Wassertaufe den Menschen selig macht"; dann folgt ein langes Citat, und dann: „Dagegen lehrt die Schrift, daß das Wasser uns selig macht in der Taufe." — Lutherisch ist diese Schriftauffassung nicht, sondern einfach römisch. Doktor Luther sagt bekanntlich: „Wasser thut's freilich nicht."

Wenn übrigens die Missourier nicht im „Lutheraner" gesagt hätten: „Wahrhaft gläubigen Kindern Gottes sprechen Unierte die Bekehrung ab", und: „Von der Kirche lehren Unierte, daß es noch keine „Eine, heilige, allgemeine Kirche" gebe", so hätten wir das niemals erfahren, und kein menschlicher Verstand hätte es jemals ergründet, daß wir gerade das Gegenteil von dem lehren, was wir schreiben und in Schule und Kirche reden.

Dabei scheut sich F. B. nicht vor geradezu handgreiflicher Fälschung. Die Antwort auf Frage 107 unseres Katechismus lautet: „Die Kirche ist zwar zu allen Zeiten als wahre Kirche vorhanden gewesen, aber vielfach mit Irrtum und bösem Wesen vermischt; doch ist ihre zukünftige Vollendung nach Gottes Verheißung gewiß." F. B. schreibt aber im „Lutheraner" buchstäblich: „Auf Frage 107 des Evang. Katechismus lautet die Antwort: „Die Kirche ist alles das, was wir von ihr bekennen noch nicht geworden."" — Augenscheinlich hat F. B. ein sehr gutes missourisches Gewissen, das ihm nur dann Vorwürfe gemacht hätte, wenn er statt der von ihm gefälschten Antwort seinen „arglosen Lutheranern" die richtige Antwort unseres Katechismus gegeben hätte. Außerdem weiß er, daß die „einfältigen lutherischen Christen", weder unsern Katechismus noch unsere Zeitschrift lesen, und er darum vor einer Entdeckung seiner Fälschung in ihrem Kreise sicher sein kann. Missouriermoral.

Wie sehr ihn sein Feuereifer hinreißt, wollen wir noch an einem Beispiel zeigen. Er schreibt: „Frage 88 des Evang. Katechismus sagt, daß der Heilige Geist „uns das V e r m ö g e n darreicht, zu Christo unserem Heiland zu kommen und bei ihm zu bleiben, in Zeit und Ewigkeit". Das Wort V e r m ö g e n ist von F. B. durch Sperrdruck hervorgehoben, um es als falsch zu bezeichnen. Man sollte nun erwarten, daß das Richtige, was bei den Missouriern zu finden sein muß, von dem Falschen, was sich bei uns finden soll, verschieden ist. Nun sagt aber „Lehre und Wehre" im Aprilheft 1900 in Bezug auf die Lehre von der Bekehrung: „Wenn man doch auf die Konkordienformel hätte achten wollen!" und citiert dann aus derselben u. a. die Worte: „denn die Bekehrung ist eine solche Veränderung durch des heiligen Geistes Wirkung . . ., daß der Mensch durch solche Wirkung des heiligen Geistes k ö n n e (von L. und W. gesperrt) die angebotene Gnade annehmen." — Beide Mal ist dasselbe gesagt, daß nämlich der heilige Geist dem Menschen die Annahme der Gnade m ö g l i c h macht. Nun wird derselbe Begriff in „Lehre und Wehre" hervorgehoben, um ihn als den richtigen zu kennzeichnen, während er im „Lutheraner" hervorgehoben wird, um ihn als einen falschen hinzustellen. Entweder weiß F. B., was die Konkordienformel und L. und W. lehren, oder er weiß es nicht. Weiß er es nicht, dann ist sein Verfahren eine arge Dummheit, weiß er es aber, dann ist es eine dreiste Spekulation auf die Unwissenheit der Leser des „Lutheraner".

Wir wollen nun noch das Gebet mit dem F. B. seine Artikelreihe abschließt, hierher setzen: „Dagegen bitten wir Gott, daß er auch in der Zukunft uns und unsre Kinder vor den Unierten und ihren Greueln bewahren wolle, und gnädig helfen, daß unser Zeugnis wider die Unierten, das wir Freund und Feind schuldig sind, nicht verstummen und nicht ungehört bleiben möge."

Die rabies theologica tritt auch sonst noch bei den Missouriern gegenwärtig stark auf. So findet sich einer bemüßigt — wohl auch um nebenbei mit seiner Gelehrsamkeit zu imponieren — den 7. Artikel der Augustana, nebst der stereotypen missourischen Erklärung desselben im „Lutheraner" gegen uns abdrucken zu lassen.

Ein anderer betrachtet „einige Exempel aus der Schrift", unter denen sich auch das folgende befindet: „Zum Beispiel war dem Jerobeam gleich der König Friedrich Wilhelm der Dritte von Preußen. Der erließ zum dreihundertjährigen Jubiläum der Reformation, also im Jahre 1817, einen Aufruf zur U n i o n, das heißt, zur Vereinigung der lutherischen und reformierten Konfession." Von der Union wird nun gesagt: „Die Union ist eine Anstalt, in welcher die Wahrheit des göttlichen Wortes verwaschen wird, wie die Farbe eines Zeuges verwaschen wird."

Daß der Mann, der so redet, ein Wäscher ist, läßt sich, wenn man es nicht seinem ganzen Artikel angemerkt hätte, schon aus diesem „kleinen Wort" ersehen; aber was er sagt, ist doch wenigstens keine so trockene, gelehrte, sondern eine frische, naturwüchsige, man möchte fast sagen, geniale Dummheit. Die Wahrheit des Wortes Gottes wird also nach C. M. Z. — so nennt sich der betreffende Artikelschreiber — verwaschen. Dieser Ausspruch ist höchst lehrreich, denn man kann daraus ersehen, was für Ansichten vom Worte Gottes die Missourier haben. Jedenfalls haben sie i h r Wort nicht von Christus, noch von Paulus, weder von den Aposteln noch von den Propheten, sondern von Leuten, die das Wort Gottes gefälscht

haben, denn es ist noch nicht einmal in der Farbe echt. Da könnte man auch sagen: Armer Missourier, der gar nichts Echtes hat; seine Rechtgläubigkeit ist zur Leichtgläubigkeit geworden, sein Luthertum ist im Kalvinismus vermischt, und selbst „sein Wort Gottes“ hält nicht einmal die Farbe.

Da sind wir Unierte doch viel besser daran als die Missourier. Das Wort Gottes, das wir haben, ist nicht ein so armseliger Lappen von unhaltbarem Stoff und unechter Farbe, sondern es ist eine ewige, unvergängliche Wahrheit, die durch und durch echt ist, die weder verwaschen noch verbrannt werden kann, und die schon alle Proben bestanden und sich noch niemals als unecht erwiesen hat. Und dieses Wort Gottes lehren und predigen wir. Das ist auch das Wort von dem der erste Petrusbrief sagt: Es bleibet in Ewigkeit.

Verhielte es sich so mit dem Worte Gottes wie die Missourier meinen, und wie es sich mit ihrem, den sächsischen Visitationsartikeln und den Dordrechter Beschlüssen entnommenen Worte Gottes am Ende verhalten mag, dann hätte der Apostel ganz anders geredet, und etwa gesagt: Das Wort Gottes ist wie ein gefärbtes Tuch; die Farbe vergeht und das Tuch zerreißt, und damit ist's aus.

Und Leute, die solche Vorstellungen vom Worte Gottes haben, wollen behaupten, sie hätten allein die reine Lehre und den wahren Glauben.

Bücher und Zeitschriften.

Unsere Bücher- und Zeitschriften-Anzeigen

möchten wir gelegentlich der besonderen Beachtung unserer Leser empfehlen. Je weniger es dem amerikanischen Pastor namentlich auf dem Lande in kleiner Gemeinde möglich ist, sich viele theologische Zeitschriften des In- und Auslandes zu halten und mit den neueren Geistesprodukten der theologischen Litteratur u. dergl. sich auf dem Laufenden zu erhalten, um so wünschenswerter muß es für die Redaktion sein, wenn namentlich ausländische Verlagsbuchhandlungen uns teils Wechselblätter, teils neue Erscheinungen auf dem theologischen Büchermarkt zur Verfügung stellen. Und durch sorgfältiges Lesen dieser Anzeigen wird doch mancher unserer Leser in den Stand gesetzt, ein für ihn wertvolles Buch oder Zeitschrift kennen zu lernen und sich das Gewünschte zu verschaffen. Und je mehr der Pastor selbst auf einsamem Posten steht, um so mehr bedarf er der geistigen Anregung und Erfrischung.

Die in letzter Zeit so viel genannten Eisenacher Perikopen hoffen wir in Heft No. 5 in vollständiger Uebersicht darbieten zu können, so daß jeder, welcher im neuen Kirchenjahr damit einen Versuch machen will, die Texte vollständig vor sich hat.

Vorbemerkung: Das Manuskript geht 4—5 Wochen vor der Zeit in die Druckerei. Sendungen, welche nach Abgang des Manuskripts eingehen, müssen daher in der Regel überliegen bis zur nächsten No. des „Magazins“.

1. Bücher:

Verlag: Method. Ep. Book Concern, Curts & Jennings, Cincinnati, O. Das Buch Hiob oder Rechtfertigung der göttlichen Weltregierung. Von Geo. Guth. Seitenzahl 208. Preis

85c. Netto Preis für Prediger 60c, Porto 7c. Rev. Geo. Guth, Prediger und Vorstehender Aeltester der California-Konferenz, ist den Lesern in den Kreisen der bischöfl. Methodistenkirche ein wohlbekannter Schriftsteller. Seit Jahren beschäftigte er sich in seinem Privatstudium mit dem Problem des Buches Hiob. Es ist also eine Arbeit der Liebe und des fleißigen Studiums, welche er hier dem ernsten Leser bietet. Das Leiden der Gerechten, die Geheimnisse der göttlichen Weltregierung, die Gnadenoffenbarungen Gottes im Leben der Seinen werden in klarer, faßlicher und doch in tief gläubiger Darstellung gegeben. Das Büchlein ist Sonntagschul-Lehrern und Jugendbund-Genossen, jedem bibelforschenden Laien und jedem Prediger des Evangeliums warm zu empfehlen. Das Buch ist in einfacher Sprache geschrieben, hat auch zuweilen grammatische Fehler, die bei einer etwaigen 2. Auflage ausgemerzt werden sollten. Es ist keine gelehrte „Theodicee", sondern vom Standpunkt des einfachen, praktischen Bibelchristentums geschrieben. In 47 Kapitel eingeteilt, stellt es sich nicht die Aufgabe, das Buch Hiob im einzelnen durchgehends zu erklären oder erbaulich zu behandeln. Dagegen nimmt der Verfasser daraus Anlaß, über allerlei wichtige und ernste Fragen, die mit dem menschlichen Leiden zusammenhängen, sich auszusprechen. So z. B. behandeln neun Kapitel die Lehre vom Satan und dessen Machteinfluß über die Menschen und über die Naturkräfte. Vielen Modernen gehört die „Satanologie" zu dem überwundenen Standpunkt der Vergangenheit. Wer noch den Schriftzeugnissen des Neuen Testaments glaubt, wird nicht umhin können, dem Verfasser beizustimmen.

Einen besonders breiten Raum (13 Kapitel) nimmt im Buch die Behandlung der Leiden ein; und eben diese Kapitel machen das Buch recht wertvoll für alle Leidenden und besonders auch für solche, welche mit Leidenden viel Umgang haben, namentlich Seelsorgern. Diese Kapitel bieten eine schöne allumfassende Anschauung für die Beurteilung der Leiden, stellen Gesichtspunkte auf, welche trostreich, stärkend, mildernd wirken auf die vom Leiden erregte oder bekümmerte Seele. Diese letztere Partie macht das Buch auch um so mehr empfehlenswert für Prediger des Evangeliums.

Verlag von A. Deicherts Buchhandlung, Leipzig:
1. „Die einzigartige Bedeutung des apostolischen Glaubensbekenntnisses." Von Lic. theol. G. Wohlenberg. 2. Kompastor in Altona. Broch. 47 Seiten, Preis 25 Cts.

Mit großer Wärme des Gemüts tritt der Verfasser für die Schönheit und den großen Wert des apostolischen Glaubensbekenntnisses ein. Das Ganze ist ein apologetischer Vortrag vor Freunden und Mitgliedern des „kirchl. Vereins" in Hamburg gehalten. — Er sucht das hohe Alter des Bekenntnisses darzulegen und die Wahrscheinlichkeit, daß schon zu den Zeiten der Apostel für die Taufkandidaten irgend ein kurzes Bekenntnis aufgestellt, wenn auch nicht wörtlich genau aufgeschrieben und angenommen worden sei. Das Taufbekenntnis war die kurze Zusammenfassung der noch mündlich vorhandenen apostolischen Lehre. Nach dem Heimgang der Apostel stellte sich das Bedürfnis des neutestamentlichen Kanons heraus, und das Bekenntnis fand nun in den neutestamentlichen Schriften seine Auslegung, Erklärung, Begründung und Weiterentwicklung.

Verfasser sieht in dem Bekenntnis eine Lehrsumma und einen Lebenskatechismus, eine Wahrheits- oder Glaubensregel und eine Le-

bensregel, die in Kirche, Schule und Haus viel fleißiger getrieben und treuer bewahrt werden sollte. Besonders für Taufe, Konfirmation und Ordination, sowie für den liturgischen Gebrauch im Gottesdienst hat dieses Bekenntnis eine einzigartige Bedeutung, woran die Gläubigen sich in ihrer Einheit des Glaubens erkennen können.

Wir stimmen dem Verfasser bei, daß die Kirche besonders von Ordinanden zu fordern hat, daß sie sich verpflichten, nach dem ursprünglich geschichtlichen Sinne des apostolischen Glaubensbekenntnisses zu lehren und zu predigen. Können sie das nicht, so sollen sie die Hand vom Beruf des Predigers weglassen.

2. „Die Bergpredigt des Herrn", ausgelegt in Predigten von Dr. Paul Kaiser, Pfarrer an St. Matthäi, Leipzig. II. Gebote; ca. 8 Bogen. 50 Cts.

Die I. Abteilung behandelt die Seligpreisungen und hat, wie die hier beigefügten Recensionen zeigen, günstige Aufnahme gefunden. Vorliegendes Buch enthält neun Predigten über folgende Themata: Ihr seid das Salz der Erde, Ihr seid das Licht der Welt. Das Gesetz und die Propheten. Die wirkliche Erfüllung des 5. (6.) Gebots. Das 6.)7.) Gebot: Du sollst nicht ehebrechen. Eid oder bloßes Wort. Seltsame Vorschriften (Matth. 5, 38—42). Darum sollt ihr vollkommen sein. Habt acht auf eure Almosen.

Kaiser ist Prediger der Großstadt; aber er scheut sich nicht, die Sünden offen bei dem Namen zu nennen, den die Schrift ihnen giebt. Es sind ernste evangelische Wahrheitszeugnisse, welche Beispiele aus alter und neuer Zeit vorführen zur Beleuchtung des Textes. Er zeigt den hohen, heiligen Beruf jedes einzelnen Christen ein Salz der Erde, ein Licht der Welt zu sein.

3. O. Reyländer: Die neuen epistolischen Perikopen der Eisenacher Kirchenkonferenz. Ein in Lieferungen erscheinendes, homiletisches Handbuch, 5 Bogen Lex. 8°. Preis 35 Cts. per Lieferung. Die 5. und 6. liegen uns vor und führen bis zum Sonntag Rogate, resp. 2. Sonntag nach Trin. Vergl. die nächstfolgende Anzeige.

4. Die Evangelischen Perikopen der Eisenacher Konferenz. Exegetisch-homiletisches Handbuch von Lic. Dr. Gottlob Mayer, Past. der Liebfrauen- und Mönchengmeinde in Jüterbog. 1. Lieferung, 5. Bog. Lex. 8°. 35 Cts.

Das Werk soll in 16 Lieferungen erscheinen. Inhalt der 1. Lieferung: Einleitung, 1.—4. Adventsonntag. Wir haben im Januarheft d. J. Seite 78 auf ein ähnliches Werk desselben Verlags verwiesen, das die neuen epistolischen Perikopen der Eisenacher Kirchenkonferenz behandelt und von O. Reyländer bearbeitet wird. Im März- und Maiheft haben wir die seitdem erschienenen Lieferungen dieses Werkes angezeigt, das bis jetzt zur 6. Lieferung aediehen ist und bis zum 2. Sonntag nach Trinitatis führt.

Aehnlich jenem von Reyländer bearbeiteten ist auch das jetzt neu erscheinende Exegetisch-homiletische Handbuch von Lic. Dr. G. Mayer, das die Eisenacher Evangelien behandelt. Es wird aber umfangreicher und ist auf 16 Lieferungen berechnet, während jenes nur 10—11 Lieferungen umfassen soll.

In der Einleitung weist der Verfasser zunächst hin auf den Wert der neuen Evangelien sowohl für die Gemeinden als den Prediger. Die neuen Texte sollen die Gemeinden in die Schrift einführen und ihnen neue Gottes-

gedanken eröffnen. „Sie enthalten nie Nebengedanken, sondern bieten uns in ihrer Gesamtheit ein klares Bild Jesu Christi als unseres Seligmachers.“ Der 2. Abschnitt bespricht kurz die wichtigste wissenschaftliche und praktische Litteratur zu den vier Evangelien überhaupt und den neuen evang. Perikopen insbesondere. Im 3. Abschnitt wird Zweck und Plan des neuen Handbuchs, sowie die richtige Art seines Gebrauchs besprochen. Der Grundtext wird im Griechischen vorangestellt; dann folgt ein allgemein orientierender Abschnitt, der den Zusammenhang und den Gedankengang und Inhalt des Textes summarisch darstellt. Dann eine wortgetreue Uebersetzung und eingehende Exegese, die jedoch nur praktischen Zwecken dienen soll, daher textkritisches und theoretisches Material ausschließt. Als viertes folgt bei der Textbehandlung die homiletische Verwertung des Textes unter drei Unterabteilungen: praktische Textgedanken, Auslese aus der klassischen Erbauungslitteratur und zuletzt eine Anzahl Dispositionen (für 1. Advent deren 14, 2. Advent 13, 3. Advent 11) „vom Verfasser selbständig verfaßt“. Das Werk bietet jedem, der über diese Texte predigen will, sehr reiche Anregung und ein vorzügliches Hilfsmittel, das um so mehr erwünscht ist, da eine Predigtlitteratur über diese Perikopen noch nicht zur Verfügung steht.

Von demselben Verlag kam uns zu: Die Augsburgische Konfession, für den Gebrauch an Mittelschulen erläutert und mit einer geschichtlichen Einleitung versehen von Lic. theol. Phil. Bachmann, Gymnasialprofessor in Nürnberg. 90 Seiten. Preis, geh. 45 Cts.

Das Büchlein ist vorzüglich geeignet, in den reichen Inhalt des Augsburgischen Glaubensbekenntnisses einzuführen. Es bringt zuerst jeden einzelnen Artikel im deutschen Wortlaut, dann folgt immer eine Erläuterung nach, welche den Inhalt des betreffenden Artikels trefflich, auch für das Auge auffällig einteilt und zerlegt. Dabei werden Bibelverse citiert, die als Beleg für den Artikel dienen; auch die neueren Auswüchse des Un- und Aberglaubens, welche durch den Artikel gerichtet werden, werden ganz kurz genannt. Zuletzt faßt ein kurzer Grundgedanke die ganze Erläuterung des Artikels mit diesem selbst in eine kernige, praktische Spitze.

Das Büchlein empfiehlt sich für unsere Seminarien (Pro- und Predigerseminar), aber auch für einfache Christen aus dem Volk, indem es ihnen Gelegenheit giebt, die Schätze dieser Hauptbekenntnisschrift aus der Reformationszeit kennen zu lernen und zu würdigen und namentlich auch den grellen Gegensatz gegen die römisch-katholische Kirche ins Licht stellt.

Im gleichen Verlag ist folgendes Buch erschienen, wurde aber von dem geehrten Verfasser selbst uns zugeschickt: „Wer hat die fünf Bücher Mosis verfaßt? Eine historisch-kritische Studie von P. G. Finke in Astoria, Oregon. 154 Seiten, broch. 75 Cts., Dutz. $7.80. Schön gebunden $1, Dtzd. $10. Im Eden Publ. House zu haben.

Im Maiheft haben wir Seite 238 auf ein kleines Heft von demselben Verfasser hingewiesen: „Das Schreien der Steine“. Im vorliegenden Buch tritt der Verfasser als echter Kämpfer für die mosaische Abfassung der fünf Bücher Mosis ein. Unser Standpunkt in der Frage ist prinzipiell derselbe des Verfassers. Auch wir halten den Offenbarungscharakter der Thorah für unanfechtbar, obgleich wir nicht die Verbalinspiration annehmen, die der Verfasser verteidigt, d. h. die Inspiration der Schreiber der biblischen Bücher steht uns in erster Linie, und in je höherem Maße die Schreiber unter dem direkten und bewußten Einfluß des Geistes Gottes standen, in um so höherem Maße sind auch ihre Schriften

aus dem Geiste Gottes geflossen. Wenn der Verfasser die Stelle 2 Tim. 3, 16 citiert als Beweis, „daß alle Schrift von Gott eingegeben ist“, so halten wir das nicht für ganz richtige Exegese. Die Stelle besagt vielmehr nur: „Alle von Gott eingegebene Schrift“ ist nütze u. s. w., ohne darum als Beweis zu taugen, daß alle die Bücher, welche wir als Kanon des Alten Testaments kennen, nun auch wirklich von Gott eingegeben seien. Auch die Berufung auf Christum und die Apostel, welche Moses nennen als den Verfasser des Gesetzes, beweist schließlich nicht, daß Moses direkt alles selbst müßte geschrieben haben. Wenn er der geistliche Vermittler und Autor des meisten Inhalts des Pentateuchs ist, so berechtigt das, seinen Namen dem Ganzen zu geben, denn **denominatio fit a parte potiori**. Womit wir jedoch nicht behaupten wollen, daß er nicht alles geschrieben habe; sondern wir glauben nur, das Argument dahin restringieren zu müssen, daß die Möglichkeit nicht ausgeschlossen ist, daß einzelne Partieen nicht direkt von Moses stammen. Wir meinen, mit solchen Argumenten sei gegen Zweifler und Ungläubige nichts auszurichten, weil sie eben gerade das nicht strikt beweisen, was sie sollen.

Wir können überhaupt für den Kampf um die Autorschaft eines bestimmten Mannes, wie hier Moses, uns nicht so sehr begeistern; weil nach unserer Auffassung das schließlich nicht entscheidend ist in der Stellung zu Christo. Seite 33 sagt der Verfasser: „Glaubet ihr Mosen, so glaubet ihr Christo, denn nach Inhalt wie Ursprung sind Moses Schriften und Christi Worte identisch. Ihrem Ursprung nach sind sie von Gott, ihr Inhalt ist Christus selbst. Welch inniges und enges Verhältnis zwischen Christi Worten und Moses Schriften! Indem wir Moses Schriften annehmen, nehmen wir thatsächlich Christi Worte an und umgekehrt.“ Der letzte Satz wird thatsächlich widerlegt durch die Pharisäer! Niemand hat wohl so streng und fest Mosis Schriften und Autorschaft anerkannt und dabei geschrieen: Wir haben ein Gesetz (Mosis) und nach dem Gesetz muß er (Christus) sterben! Die Anerkennung der Autorschaft Mosis verbürgt noch nicht die Annahme Christi (das „umgekehrt“ dagegen erkennen wir an). Mosis Schriften und Christi Worte identisch? Ja, so wie Mond und Sonne auch identisch sind!! Sie haben einerlei Ursprung und einerlei Licht! Aber welch ein Unterschied zwischen Mond und Sonne! Und wer den Mond kennt, kennt noch lange nicht die Sonne! Wohl hat der Herr gesagt: Wenn ihr Mosi glaubtet, so glaubtet ihr auch mir! Aber das hat mit der mosaischen Abfassung des Pentateuchs nichts zu thun, denn die stand gar nicht im Zweifel bei den Pharisäern, ihr Unglaube war anderer Art als bloß der kritische Zweifel, ob er der Verfasser sei.

Doch wie gesagt, prinzipiell sind wir eins mit dem Verfasser: Hier stehen sich einfach Glauben und Unglauben gegenüber. Der Glaube an den Gott der Offenbarung, an den Gott der Wunder thut, braucht zwar nicht krampfhaft an die Autorschaft einzelner Männer oder Schriften sich hängen, er wird aber auch nicht leichtfertig die heiligen Urkunden göttlicher Offenbarungen den leichtfertigen Anläufen der negativen Kritik preisgeben, die von ganz falschen Voraussetzungen ausgeht. Wer von positivem Standpunkt aus die Fragen der Pentateuchkritik beleuchtet und die guten Gründe für die Autorschaft Mosis kennen lernen will, der lese diese, auch für Laien sehr empfehlenswerte Schrift.

2. Zeitschriften.

Der Türmer. Monatsschrift für Gemüt und Geist. Herausgeber J. E. Freiherr v. Grotthuß. Preis per Jahrg. $5. (Stuttgart, Greiner & Pfeiffer.)

Auszug aus dem Inhalt des Aprilheftes: Die letzte Rast. Ein Gesicht aus ferner Zeit. Von Peter Rosegger. — Die Halben. Ein Roman aus unserer Zeit. Von Jeannot Emil Frhrn. von Grotthuß. (Fortsetzung.) — Anna Tyzskiewicz, Gräfin Potocka. Von Theodor Schiemann. — Blumenseelen. Ein philosophierendes Gespräch. Von F. E. Medicus. — Das große Mitleid. Von Paul Quensel. — Chinitas. Von José Eschegaray. — Genesung. Von T. Schwabe. — Arnold Böcklin. Von W. v. Oettingen. — Gedichte von Anna Dix, Georg Busse-Palma, Karl von Fircks, Maurice von Stern. — Kritik: Ein Pessimist und ein Optimist. Zwei Bücher über unsere Zeit. Von F. Vetter. Auferstehung. Von F. Lienhard. Zolas neueste Wandlung. Von H. v. Gerlach. Revolution der Lyrik. Von Dr. Hy. Mc. — Rundschau: Lex Heinze. Von Peter Rosegger. Lex Heinze. Von Richard Bahr. Der Fall Weingart. Von Christian Rogge. Eine Klippe der ärztlichen Forschung. Von E. Sch. Paul Heyse. Von Dr. Harry Maync. „Bechstein.“ Von Dr. Karl Storck. Die Katakomben der Kapuziner. Von Rudolf Presber. Stimmen des In- und Auslandes: Die Bewohner der Gestirne. Von S. Die Urbilder zu Gustav Freytags „Soll und Haben“. Deutsche Wissenschaft und Macht. Von E. M. Stammen die Bonapartes aus Mallorca? Von E. v. Ungern-Sternberg. Wie eine Zeitung entsteht und besteht. Von U. F. — Offene Halle: „Universität und Theologie.“ Von Alfred Martin. Zum Kapitel „Lungenschwindsucht“. Von L. Tierquälerei. Von v. S. — Türmers Tagebuch: Einige Selbstverständlichkeiten über Kunst und Strafgesetz. Falsche Töne. Zur Kennzeichnung der Lage. Viel Lärm um nichts. Die berufenen Richter. Auch eine sittliche Anschauung. — Kunstbeilage: Der Gang nach Emmaus. Von Arnold Böcklin. (Photogravure.)

Auszug aus dem Inhalt des Maiheftes: Das Entwicklungsgesetz der Religion und deren Zukunft. Von Dr. Herman Schell. — Die Halben. Ein Roman aus unserer Zeit. Von Jeannot Emil Frhrn. von Grotthuß. (Fortsetzung.) — Ein „Moderner“ aus dem Lande Rembrandts. Von Prof. Pol de Mont. — Tante Fine. Eine Kleinstadtgeschichte. Von Karl Busse. — Waldseeheim. Von Dr. Franz Oppenheimer. — Gedichte von Karl von Fircks, Maurice von Stern, Rudolf Presber. — Kritiken. — Rundschau: Forschungsmittel der Astronomie. Von Dr. Bruno Borchardt. Woher? Wohin? Zur Orientierung in der Schulfrage. Von Dr. Erich Meyer. Musikpflege und Musikelend. Ein Rückblick auf die verflossene Berliner Konzertsaison. Von Dr. Karl Storck. — Stimmen des In- und Aulsandes: Goethes letzte Liebe. Englische Urteile über deutsche Litteratur. Von —r—. Eine Kußepidemie. Die Kinder der Armen. Von E. Gagliardi. Menschenfresser und Seelenesser. Von P. S. — Türmers Tagebuch. Der Mensch der Erfüllung und das neue Gebot. „Jugend von heute.“ Pessimismus. Vom „naturfrischen Proletariat“. — Kunstbeilage: Ophelia. Von Anton van Welie. (Photogravure.)

Die vorstehende Monatsschrift ist vorzüglich geeignet, uns hier in Amerika, besonders den dem hochfeinen Stadtleben so fern stehenden Landpastor, zu orientieren in allen möglichen Fragen des öffentlichen Lebens, der Po-

litik, Kunst, Litteratur und dergl. Sie ist von gesundem, konservativem und christlichem Standpunkt geschrieben.

Verlag von Reuther & Reichard. Halte was du hast. Zeitschrift für Pastoraltheologie. Unter Mitwirkung von Hofprediger Dr. F. Braun, Oberkons.=Rat Dr. P. Kleinert und Oberkons.=Rat Dr. H. A. Köstlin. Herausgegeben von Dr. E. Sachsse. XXIII. Jahrgang 1898—99. (Reuther & Reichard in Berlin.) Per Jahrg. $2.25. — Inhalt des 7. Heftes (April):

I. Abhandlungen. Zur Erinnerung an F. L. Steinmeyer. Von Dr. Erich Haupt. (Schluß.) — Freiheit und Anarchie. Akademische Rede von Professor Gunning.

II. Litteratur. Die Litteratur des Jahres 1899 zur Inneren Mission. Von Stadtpfarrer Dr. Wurster. (Schluß.)

III. Meditationen und Predigten über freie Texte für die Zeit nach Ostern: Luk. 17, 5. — Matth. 22, 23—32. — Matth. 10, 16—20. — Jes. 40, 12—36. — Joh. 17, 13—18 von Schumann — Rietschel — Süskind — Nebe — Müller.

IV. Kasualien. Weiherede in der Gedächtniskirche zu Stuttgart am 3. April 1899 (Ostermontag.) Von Oberkons.=Rat Dr. Braun, Stadtdekan in Stuttgart.

V. Aus dem kirchlichen Leben der Gegenwart.

VI. Aus der übrigen theologischen Litteratur.

VII. Zeitschriftenschau. Referate von Prediger Eckert.

Inhalt des 8. Heftes (Mai):

I. Abhandlungen. Köstlin, H. A., Eine bisher unbekannte Kirchenordnung aus dem XVI. Jahrhundert. v. Nathusius, M., Pastoraltheologische Uebungen.

II. Litteratur. Boeckh, Referat über erbauliche Litteratur. I.

III. Meditationen und Predigten über freie Texte für die Pfingstzeit: Korinth. 12, 3b — Apostelgesch. 2, 36—39. — Röm. 8, 6—11. — Ev. Joh. 3, 1—15. — Akt. 8, 26—38 von Erdmann — Zitzlaff — Beyerhaus — Stölting — Schowalter.

IV. Kasualien. Leichenrede über Jak. 5, 11. (Treuer Gemeindebeamter.) Von Löbe.

V. Aus dem kirchlichen Leben der Gegenwart.

VI. Aus der übrigen theologischen Litteratur.

VII. Zeitschriftenschau. Referate von A. Eckert.

Theologischer Jahresbericht. Neunzehnter Band enthaltend die Litteratur des Jahres 1899. Erste Abteilung, Exegese. Berlin. C. A. Schwetschke und Sohn.

Das vorliegende Heft zeigt auch diesesmal wieder die längstgewohnte Reichhaltigkeit der Registrierung und Besprechung einer Unmasse von Litteratur, die Bezug hat auf die Exegese und ihre Hilfswissenschaften. In dieser Hinsicht ist schon vor Jahren wohl alles Erreichbare geleistet worden. Dagegen hat der mit diesem Heft beginnende Band gegenüber den früheren eine Veränderung darin aufzuweisen, daß die Registrierung der Litteratur in den einzelnen Abschnitten alphabetisch geordnet ist und die in dem darauf folgenden Bericht besprochenen Erscheinungen durch besonderen Druck hervorgehoben worden sind. Ebenso sind in den Besprechungen die Namen der Autoren durch besondere Schrift sehr deutlich hervorgehoben. Durch diese Einrichtung hat der Jahresbericht eine entschiedene Erhöhung seiner Brauchbarkeit zum raschen Nachschlagen und leichten Auffinden des Einzelnen gewonnen.

Magazin
— für —
Evangelische Theologie und Kirche.
Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nordamerika.
Preis für den Jahrgang (6 Hefte) $1.50; Ausland $1.60.

Neue Folge: 2. Band. St. Louis, Mo. September 1900.

Das Blut schreiet.

Wenn auch Schiller zu viel sagte in seinem bekannten Wort: „Die Weltgeschichte ist das Weltgericht," so ist doch so viel wahr, wie schon oft gesagt wurde: „Die Weltgeschichte ist ein Weltgericht," d. h. ein vorläufiges Gericht, das dem letzten, endgültigen vorangeht. Ein Weltgericht vollzieht sich jetzt auch über die Weltmächte von Europa und Amerika. Das Blut schreiet um Rache gen Himmel über die erbärmlich miserable Weltpolitik aller sogen. „Mächte", die vielmehr „Unmächte" heißen sollten. Zu keiner Zeit hat sich die erbärmliche Ohnmacht dieser sogenannten „christlichen" Weltmächte jämmerlicher geoffenbart als in der zweiten Hälfte des letzten Jahrzehnts.

Längst schon schien der „kranke Mann" am Bosporus „auf dem letzten Loch zu pfeifen," und die Aasgeier warteten begierig auf sein Verscheiden, um die Beute unter sich zu teilen. Da gefällt es dem Wüterich, ein Würgen und Morden unter den armenischen Christen anzuordnen. Ein Blutbad um das andere erfüllt die Welt mit Grauen und Entsetzen. Aber kein Finger, keine Feder rührt sich bei den „christlichen" Mächten, um dem Mord der Christen zu wehren. Mit verschränkten Armen schauen alle zu, — die Raubtiernatur der Mächte läßt es nicht zu entscheidendem Eingreifen kommen.

Ja der deutsche Kaiser, der so gerne sich als Christ gebärdet, zeigt dem Christenmörder seine Freundschaft durch den Besuch in Konstantinopel und entweiht so im voraus seine Reise nach Jerusalem durch einen schmachvollen politischen Schachzug.

Ein neues Bild: Im Haag sitzen die Vertreter der Mächte, um über Mittel und Wege zu beraten, dem Kriege zu steuern. Und der ganze Friedenskongreß ist eine elende Farce, ein Hohn auf jede rechte Friedensbestrebung, die reinste Heuchelei. Denn schon rüstet sich das raubgierige Albion um seine Krallen über ein kleines Völkchen niederfallen zu lassen und es zu vernichten, das nichts weiter gethan hat, als daß es von den Briten ungeschoren im Frieden seinen Acker bauen will!

Der schmachvolle Burenkrieg bricht los: atemlos schaut alle Welt auf dieses furchtbare Ringen eines armen Bauernvolkes! Aber wieder das alte

Lied: keine einzige Macht wagt es, dem Räuber in die Arme zu fallen, ihm ein Halt zu gebieten! Wieder das traurige Schauspiel: der deutsche Kaiser geht zu seiner Großmutter zu einer Zeit, wo das ganze deutsche Volk empört ist über die perfide Politik Englands! Wieder dieselbe Unfähigkeit der Mächte, sich zu vereinigen, um durch einen Machtspruch dem fluchwürdigen Kriege zu wehren! Und auch unsre Regierung hat die alten Traditionen vergessen: Wie lendenlahm war der Versuch der Vermittlung! Wie schmählich die Ausflucht: wir können nur dann vermitteln, wenn beide Teile es wollen!! Als ob Räuber je einen Vermittler haben wollten, wenn sie über ihre Beute herfallen!

Wahrlich, diese Ströme Bluts, unschuldigen Christenbluts, die in der Türkei und in Afrika geflossen sind, dieses Blut schreiet, es schreit zu Gott um Rache! Und an diesem Blut sind alle Mächte schuldig, nicht bloß der Türke und nicht bloß John Bull, sondern alle Mächte: Deutschland, Rußland, Oestreich, Frankreich, die Vereinigten Staaten; von kleineren Mächten zu schweigen, die ohne jene nichts thun können.

Und über alle diese Mächte bricht Gottes Gericht herein in der chinesischen Hauptstadt Peking. Ein Schrei des Entsetzens geht durch die Welt über die Greuelthaten in China. Was schreiet ihr so? Jene Katastrophe ist Gottes gerechte Vergeltung und Strafe für eure Raubtierpolitik, die es euch nicht gestattet hat, dem Christenmord zu wehren! Weil Länderraub und Ländergier das treibende Motiv der heutigen Weltpolitik ist — und dazu hat leider auch unsere Regierung sich hinreißen lassen, — und weil die Mächte wie Raubtiere auf einander lauern, um bei jeder passenden Gelegenheit den größten Happen an sich zu reißen, darum waren alle zusammen unfähig, zu geeigneter Zeit und am rechten Ort ein ernstes entscheidendes Wort zu sprechen.

Wahrlich, wer von dieser Perspektive aus die Ereignisse der Weltgeschichte betrachtet, der lernt es verstehen, warum die heiligen Seher der Bibel die Weltmächte nur unter dem Bilde schrecklicher Raubtiere geschaut haben! Daniel 7 und Offb. 13. Haben ja doch diese Mächte als Wappensymbole sich wilde Tiere erwählt: Löwen, Adler, Bären, und so unbewußt über sich selbst gezeugt, daß Raubtiernatur die Weltpolitik beherrscht und durchdringt. Und dazu dann das heuchlerische Gewinsel von Zivilisation und Kulturfortschritt, von dem Beruf der „Angelsachsen", die Welt zu zivilisieren! In einem Artikel „England in Indien" hat der „Deutsche Volksfreund" vom 14. Juli 1900 den Kultursegen Englands in Indien ins rechte Licht gestellt. Die verhungernden Millionen in Indien kommen nicht weniger in das Schuldbuch John Bulls als die bleichenden Gebeine und die zerstörten Ansiedlungen in Afrika!

Ist der Gesandtenmord das ganze Gericht über den Frevel der Weltmächte? Oder soll nach Gottes heiligem Rat sich die Geschichte von 1864 und 1866 wiederholen im großen? Führt Gott die Weltheere zu gemeinsamer Aktion zusammen, um zuerst Strafe an China zu üben und dann an einander? Wir wissen es nicht, aber die Möglichkeit liegt vor, daß Gott,

der Allmächtige, über die frevelhafte Weltpolitik ein allgemeines Gottesgericht herbeiführt, damit die Völker wieder ernüchtert werden von dem Taumelkelch, von dem alle Regierungen so berauscht sind, daß sie jeder edleren That unfähig geworden und ganz dem tierischen Instinkt anheimgefallen sind.

Was nützt ein Christentum, das sich nicht als ein Salz der Ewigkeit bewährt in den faulenden Fleischmassen des Weltlebens! Was nützt es, wenn Kaiser, Fürsten und Präsidenten gelegentlich christliche Reden im Munde führen und nicht den kühnen Glaubensmut haben, das Christentum in Thaten umzusetzen in den Sphären ihres Machtbereiches! Das dumm gewordene Salz ist weder auf das Land noch auf den Mist nütze, sondern man wirft es hinaus zum Zertreten. Das ist die Aufgabe, die den Chinesen zugefallen ist in dem Weltgericht von Peking.

Am 17. Juli 1900.

Wie verhielt sich Luther zur Union?

Referat von P. H. Specht.

Es ist mir der ehrenvolle Auftrag geworden, über das Thema: „Wie verhielt sich Luther zur Union" zu referieren. Unser Thema führt uns mitten in die Reformation hinein, jene gewaltige religiöse Bewegung, welche seit der Menschwerdung des Gottessohnes einzigartig dasteht in der ganzen Welt- und Kirchengeschichte, unerschöpflich in ihrer Bedeutung, unermeßlich in ihrer Tragweite, von segensreichen Folgen für die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Der Name Martin Luther wird unzertrennlich mit dem Andenken jenes Ereignisses verbunden, auch in Zukunft seinen verheißungsvollen Klang behalten. Doch im Vorliegenden ist es nicht sowohl meine Aufgabe, das Werk der Reformation und den Riesenanteil Luthers an demselben darzuthun, vielmehr soll hier die Frage beantwortet werden: wie verhielt sich Luther zur Union? Unter Union haben wir hier die Einigung der reformierten mit der lutherischen evangelischen Kirche zu verstehen, auf der Basis der beiden Teilen gemeinsamen Lehren, trotz der in übrigen Lehrpunkten fortbestehenden Differenzen. Doktor Martin Luther ist bekanntlich nicht der einzige und noch weniger der erste Reformator gewesen. Auch geht die kirchliche und religiöse Reformation nicht in erster Linie von Menschen oder gar von einem Menschen aus, sondern von der heiligen Schrift als Gottes Wort; so ist sie auch nicht an eine menschliche Persönlichkeit gebunden. Gottes Werk bindet sich überhaupt nicht nur an ein menschliches Werkzeug, denn bei Gott gilt kein Monopol. Die Reformation ist also nicht ausschließlich und auch nicht zuerst von Deutschland und dem deutschen Reformator Luther ausgegangen. Es kann allerdings nicht geleugnet werden, daß die deutsche Reformation mit Luther an der Spitze die mächtigste und weitgehendste Bewegung gewesen, welche wie ein heilig Feuer mit der denkbar größten Schnelligkeit um sich griff in die Weite und Breite, in ihrem Siegeslaufe die da und dort auf ihrem Wege flackernden reformatorischen Funken zur hellen Flamme anfachend. Zur selben Zeit aber, ja noch ehe Luthers Name außerhalb Deutschlands Gren-

zen bekannt war, noch ehe Luther den ersten Schritt zur Reformation wagte, predigte ein Ulrich Zwingli in der Schweiz, zuerst in Einsiedeln, das Evangelium und begann damit bereits seine reformatorische Thätigkeit. Während Luther, nachdem er 1517 durch seine antirömischen 95 Thesen den Geisteskampf mit Rom heraufbeschworen hatte, den Bruch mit dem Papsttum immer noch nicht wagte, und wegen seiner evangelischen Ueberzeugung aus einem Kampf in den andern hineingezogen wurde, immer noch der Hoffnung einer Reformation durch die römische Kirche und innerhalb derselben Raum gebend, bis er schließlich von Schritt zu Schritt, Rom immer mehr entfremdet, weiter getrieben nach jahrelangen innern und äußern Kämpfen sich gänzlich von der römischen Kirche losriß, — zur selben Zeit entfaltete Zwingli in Zürich bereits die Wirksamkeit eines evangelischen Predigers, von seiner Obrigkeit nicht nur in Schutz genommen, sondern geradezu beauftragt, und bahnte derjenigen evangelischen Kirchengemeinschaft den Weg, welche sich unabhängig von der lutherischen Kirche, wenn auch vielfach von derselben beeinflußt, weiter entwickelte und unter dem Namen „reformierte Kirche" in der Schweiz und mehr oder weniger auch in einigen süddeutschen Gegenden herrschend wurde.

Die Lehrunterschiede der beiden reformatorischen Kirchen wurzeln schon in der Verschiedenheit der Charaktere der sie repräsentierenden Reformatoren. Hieraus ergeben sich ferner verschiedene reformatorische Prinzipien, welche wiederum auf verschiedenem Wege zur Durchführung gelangen. Von Luther darf mit Recht gesagt werden, daß er die Reformation in sich selbst erlebt und durchgekämpft hat in dem jahrelangen Ringen, Beten und Forschen, bis er, der eifrigste aller Mönche und überzeugungstreue katholische Priester, allmählich mit alledem, was ihm als guten Katholiken heilig und teuer und zur Erlangung der Seligkeit von nöten erschien, brechen mußte und zwar vollständig brechen, um aus dem Nebel des römisch-katholischen Irrtums voll und ganz in die Lichtssphäre der evangelischen Wahrheit treten zu können. Bei Zwingli dagegen erforderte der Bruch mit dem Katholizismus weder Kampf noch besondere Anstrengung. Er entwickelte sich auf dem Wege der nüchternen, verstandesmäßigen Forschung und des ungestörten Bibelstudiums vom Humanisten zum evangelischen Prediger und dadurch natürlicherweise zum evangelischen Reformator. Echter Katholik ist er überhaupt nie gewesen, da der Humanismus dem Denker mehr zusagte als der damalige abgeschlossene, geisttötende Katholizismus. Die biblischen Studien betrieb und verbreitete er nun ebenso nüchtern, wie früher die heidnisch-klassischen; zunächst nur für seinen engsten Wirkungskreis thätig, um mit der erkannten Wahrheit als Bürger seines Vaterlandes dem Vaterlande zu dienen.

Entsprechend der Charakterverschiedenheit des deutschen und des schweizerischen Reformators charakterisieren sich auch ihre reformatorischen Prinzipien und Ziele. Bei der lutherischen Richtung der Reformation steht das sogenannte materiale Prinzip, d. h. die Rechtfertigung durch den Glauben allein und bei den Reformierten das formale Prinzip, die alleinige Autorität der heiligen Schrift im Vordergrunde. Entsprechend diesen Prinzipien

unterscheiden sich dann die lutherische und reformierte Richtung der Reformation durch ihre eigentümlichen Lehren, die eigentümliche Entwicklung des Kultus und des sittlichen Lebens innerhalb der betreffenden Kirchengemeinschaften. Da aber, abgesehen von der Abendmahlslehre, die übrigen Differenzpunkte von keiner die Union ausschließenden Natur sind, wie die später erfolgte Annäherung der beiden verschiedenen Kirchen zeigen wird, so bleibt uns zur Beleuchtung der Unionsfrage nur noch derjenige Differenzpunkt zu besehen übrig, mit welchem eine Union steht und fällt: die lutherische und reformierte Auffassung der Abendmahlslehre.

Luther, wiewohl er der katholischen Transsubstantiationslehre in keinerlei Weise Vorschub leisten wollte, hielt dennoch fest an der leiblichen, substantiellen Gegenwart Christi in den Elementen des heiligen Abendmahles und behauptete echt katholisch, daß der Leib und das Blut Christi sinnlich genossen werde, und zwar so unzweideutig, daß die Kommunikanten den Leib, also das Fleisch Christi mit den Zähnen zerbeißen und mit dem Munde genießen zur Vergebung der Sünden. Wenn selbst der Luther am nächsten stehende Melanchthon vor einer derartigen Auslegung zurückschreckte, so konnte ihre Annahme von den Reformierten noch viel weniger erwartet werden. Zwingli sieht im heiligen Abendmahle die Gedächtnisfeier des Todes Christi zur Erinnerung und Vergegenwärtigung der durch Christum vollbrachten Erlösung, zur Stärkung des Glaubens und der Schwachheit des Fleisches aufzuhelfen und zum Gehorsam des Glaubens zu bringen. Christus ist mit seiner Kraft im heiligen Abendmahle gegenwärtig und wendet den gläubig Genießenden die Segnungen seines Todes zu. Die Elemente sind nur die Symbole Christi, der zur Rechten Gottes sitzt. Diese Auffassung harmoniert mit derjenigen Luthers, ehe die Gegensätze durch die Konsequenzmacherei sich so weit zuspitzten, daß an keine Verständigung mehr zu denken war. Auf Grund der ursprünglichen unwesentlichen Differenzen zwischen der lutherischen und reformierten Kirchenlehre wäre die Möglichkeit einer Union nicht ausgeschlossen gewesen. Die lutherischen und reformierten Evangelischen hätten getrost, sich gegenseitig als Brüder anerkennend, Hand in Hand den heiligen Krieg gegen Rom führen dürfen mit den Waffen des Wortes Gottes, und zusammen arbeiten im gereinigten Weinberge des Herrn, ohne deshalb ihre evangelische Ueberzeugung preiszugeben. Die Reformierten mit Zwingli zeigten sich von Anfang an einer solchen Union nicht abgeneigt. Mit Unrecht will Luther in dieser friedfertigen Gesinnung der Reformierten ihre Unsicherheit in ihren theologischen Anschauungen und Dogmen erkennen.

Zwingli war von der Richtigkeit seiner Abendmahlslehre nicht minder überzeugt als Luther von der seinigen, dagegen wußte er genau zu unterscheiden zwischen wesentlichen, christlichen Grundwahrheiten, von welchen das Heil der Seele abhängig ist und den bloß theologisch-dogmatischen Lehrsätzen, die für das Seelenheil nicht ausschlaggebend sind. Luther verhielt sich im Gegensatze zu Zwingli der Union gegenüber zunächst absolut negativ, indem er in der ersten Zeit seiner Bekanntschaft mit den Reformierten selbst die Annährung floh, wiewohl er in der reformatorischen Kirchenspaltung für die Sache des

Evangeliums eine größere Gefahr erblickte als im ganzen Papsttum, ja der Höllenmacht selbst. Seine subjektive, theologische Auffassung galt ihm als objektive Wahrheit des göttlichen Wortes, weshalb er nicht nur keinen Schritt davon abwich, sondern auch von allen, die mit ihm Bruderschaft schließen wollten, unbedingte Unterwerfung unter seine reformatorische Lehre forderte. Seine Reformation wurde ihm so sehr Christi und Gottes Sache, daß er geneigt war, denen, die nicht in allen Punkten mit ihm übereinstimmten, selbst den Christennamen abzusprechen. Haben wir Zwingli gerecht zu beurteilen versucht, so soll hier auch Luther Recht widerfahren, indem wir uns dagegen verwahren, diese Unduldsamkeit Luthers mit Fanatismus auf eine Stufe zu stellen. Das jetzt für uns befremdliche Verhalten Luthers hat einen geschichtlichen Untergrund, von welchem aus betrachtet das für uns Befremdliche nur natürlich und mehr oder weniger selbstverständlich war. Nachdem sich Luther nach heißem Ringen endlich von der römischen Kirche frei gemacht und fortan unabhängig und ausgestoßen aus der Mutterkirche sich selbst die Wege bahnen mußte, da glaubte er, das ganze Werk der Reformation als Christi Werk sei nun einzig und allein auf ihn gestellt. Da galt es festzustehen nach jeder Richtung hin. Was Luther nun als Gottes Wort erkannte, das hielt er fest, unveränderlich und treu, und dadurch hat er erreicht, was er erreicht hat, das gerade machte ihn zum durchgreifenden Reformator. In der Sturm- und Drangperiode seiner reformatorischen Kämpfe hatte er freilich vergessen gelernt, daß er nicht der allein Kluge sei; daß nicht nur der Papst und die Konzilien sich oft widersprochen und geirrt haben, wie er auf dem Reichstage zu Worms mit Heldenmut bekannte, sondern daß Irren so menschlich ist, daß auch ein Martinus Luther dem Irrtum nicht entgehen kann. Aus dieser falschen Meinung, in dem fraglichen Punkte nicht irren zu können, geht seine Unduldsamkeit und Heftigkeit gegen die Reformierten hervor, welche er nur wegen einer unwesentlichen Differenz in der Lehre vom heiligen Abendmahle "pestilentiae magistri" nennt, „Seelenmörder, die die armen Leute in die Hölle führten", „die einen andern Geist haben und des Teufels seien".

Diese anfänglich absolute Intoleranz den Reformierten gegenüber und seine ausgesprochene Abneigung gegen die Union zeugt auch davon, daß Luther in der Hitze seines Eiferns ein biblisches Beispiel ganz und gar vergessen zu haben schien, an welchem man ihm hätte nachweisen können, daß wenn auch zwei Gottesmänner, welche an demselben Gotteswerke zu arbeiten berufen sind, in diesem oder jenem Punkte nicht derselben Ansicht sind, daß deshalb keiner „des Teufels" sein muß. Man denke an die Lehrdifferenzen der Apostel Petrus und Paulus, bis sie sich unierten. Der eine war so fest überzeugt von der Göttlichkeit seiner Mission wie der andere, und dennoch hatte der große Petrus noch vom kleinen Paulus zu lernen, ja mußte sich von ihm eines Bessern belehren lassen. Was Luther endlich bewog, mit den Reformierten sich einzulassen, — denn sauer genug ist's ihm geworden, — das war in erster Instanz das Drängen der evangelischen Fürsten und in zweiter die Notwendigkeit eines engern Zusammenschlusses der evangelischen Kirchen angesichts der gemeinsamen Gefahr, welche ihm von Rom und der deutschen Reichsregierung, ja vom Kaiser selbst drohte.

Im Verlaufe der Reformationsgeschichte sind vornehmlich drei Unionsversuche gemacht worden, soweit dabei Luther und seine Stellung zur Sache in Betracht kommt. Das Verhalten Luthers bei und zu diesen Unionsversuchen ist der geschichtliche Anhaltspunkt zur Ermittelung seiner Stellung zur Union im allgemeinen. Es handelt sich da zunächst um das Kolloquium zu Marburg 1529. Die Veranlassung dazu gab der Reichstagsabschluß zu Speier in demselben Jahre, welcher das Wormser-Edikt, also die ernstliche Verfolgung der Protestanten zur römischen Tagesordnung machte. Um nun sämtliche Protestanten zu einem den katholischen Mächten imponierenden festen Bunde vereinigen zu können, veranstaltete der Landgraf Philipp von Hessen zu Marburg ein Religionsgespräch, zu welchem auch die Reformierten der Schweiz und des südlichen Deutschlands geladen waren. Hier sollte erst eine religiöse Einigung erzielt und auf Grund derselben eine politische ermöglicht werden. Zunächst besprachen sich Zwingli mit Melanchthon und Luther mit Oekolompad privatim, sodann disputierten Zwingli und Luther sich öffentlich über ihre Lehrunterschiede. Zwingli zeigte sich von vorneherein einer Union zugethan und verständigte sich im Verlaufe des Gespräches soweit mit Luther, daß nur noch die Abendmahlslehre eine Differenz aufwies. Von der lutherischen Auffassung konnte sich Zwingli nicht überzeugen lassen und Luther wollte die vorgefaßte Auffassung unter keiner Bedingung aufgeben. Alle Erklärungen und Einwendungen gegen seine allzustark katholisierende Ansicht wies er mit den vor sich auf den Tisch geschriebenen Einsetzungsworten zurück: "hoc est corpus meum". An diesem „lautern und dürren Worte Gottes" läßt er nicht deuteln und abschwächen. Immerhin trug diese Abweichung keinen die Union ausschließenden Charakter, zumal es sich schließlich nur noch um die Art und Weise der Gegenwart Christi im heil. Abendmahle handelte. Philipp von Hessen und Zwingli waren deshalb geneigt, die Union zu befürworten, und sehr trefflich bemerkte Zwingli: Wenn diese oder jene Fassung der Abendmahlslehre als die allein wahre und zum Heile der Seele notwendig wäre, so hätte Christus sich deutlicher ausgesprochen. Luther aber beharrte darauf, daß er um der kleinen Abweichung willen die Bruderhand der Reformierten nicht annehmen könne und ihnen nur die Liebe zollen werde, welche man auch dem Feinde schuldig sei. Wohl war Luther bei dieser Gelegenheit mit dem Unionsgedanken vertrauter geworden und den Reformierten näher getreten, aber zu einer Union glaubt er sich nur verstehen zu können unter der conditio sine qua non, daß die Reformierten seine Abendmahlslehre annehmen.

Der zweite Unionsversuch fand bald darauf zu Schwabach statt. Auf Grund der Marburger Artikel hatte Luther die 17 Schwabacher Artikel entworfen. Diese sollten als gemeinsames Bekenntnis der unierten, reformierten und luth. Evangelischen gelten. Indem aber die Reformierten die Unterschrift dieses Bekenntnisses verweigerten, weil es ihrer Ueberzeugung nicht genügend Rechnung trug, blieb auch dieser Versuch ohne Resultat.

Erst das Religionsgespräch zu Kassel 1535 durch Melanchthon und Buzer repräsentiert, brachte eine Union zwischen den deutschen Reformierten und Lutherischen zustande durch beiderseitige Unterzeichnung der Concordia. Die Schweizer aber gingen fortan ihren eigenen Weg.

Die Frage: „Wie verhielt sich Luther zur Union", kann also nur im Zusammenhang der geschichtlichen Entwickelung der Unionsidee beantwortet werden. Luthers ursprüngliche Abneigung dagegen war kein prinzipielle, sondern ganz natürliche Aeußerung seines Vorurteils gegen die Person und das Werk des schweizerischen Reformators. Der Gedanke, daß es außer ihm noch mehr treue Gottesknechte geben könne, welche ihre Knie vor dem römischen Baal nicht mehr beugten, lag ihm so fern wie seiner Zeit dem Elias. Man wird unwillkürlich an die Stelle Ev. Joh. 21, 20—22 erinnert, wo der Auferstandene, nachdem er die dreimalige, bedeutungsvolle Frage: „Hast du mich lieb?" an Petrus gerichtet, ihn auffordert: Folge mir nach und wo dann Petrus, weil er auch Johannes Jesu nachfolgen sieht, verwundert frägt: „Was soll aber dieser?", worauf Jesus antwortet: „Wenn ich will, daß er bleibe, bis ich komme, was geht es dich an. Folge du mir nach!", wobei der Nachdruck auf das du zu legen ist: „Du folge mir nach, das ist deine Aufgabe, meine Sache dagegen, wenn es mir gefällt, auch andere zu berufen." Das hat Luther am Anfang nicht bedacht, wiewohl er, getreu seinem echt demütigem Prinzipe: „Christus lebe und Martinus sterbe" im Hinblick auf die andere reformatorische Richtung mit dem Apostel Paulus hätte sagen dürfen: „Wenn nur Christus gepredigt wird, so freue ich mich. Luthers ursprüngliche intolerante Haltung den Reformierten gegenüber erklärt und entschuldigt sich deshalb aus seiner Verwechslung derselben mit den aufrührerischen Schwarmgeistern, da er beide Erscheinungen gleichzeitig miteinander, und die Reformierten zuerst vom Gegensatze in der Abendmahlslehre aus kennen lernte. Die spätere bessere Bekanntschaft mit ihnen änderte sein absprechendes Urteil. Daß Luther nicht der Mann war, welcher, wie jetzt z. B. seine missourischen Nachtreter, in monopolistischer Anmaßung nur für sich allein die reine Lehre beanspruchte, das haben wir hinlänglich aus dem Verlaufe der Unionsversuche ersehen können und wenn er auch mit Zwingli nie harmonierte, so einigte er sich doch mit den übrigen reformierten Kirchenführern. Von Calvin sprach er stets mit Hochachtung und die Freundschaft und der gegenseitige Gedankenaustausch zwischen ihm und den reformierten Theologen gewann immer festern Boden, so daß schließlich beide reformatorischen Richtungen, die lutherische und reformierte, zu ihrem Rechte kamen, in steter Wechselbeziehung sich ergänzend und vor schroffer Ausartung in dieses oder jenes Extrem sich bewahrend. So weit also Luther in Betracht kommt, hat er durch sein späteres Verhalten die Union angebahnt und entspricht es ganz seinem Sinn und Geiste, wenn von seinen Nachfolgern der Unionsgedanke festgehalten und weiter ausgebildet wird, damit die gesamte protestantische Kirche wie ein Mann gerüstet sei, dem römischen Erbfeind Widerstand zu leisten und das Feld dem zu erhalten, der es behalten muß.

Der Fall Weingart.

II. Die Beurteilung des Falles.

Indem wir nun dazu übergehen, den theologischen Standpunkt Weingarts zu beurteilen, möchten wir eine Bemerkung voranschicken. Wir halten fest an den Sätzen, welche wir im Vorwort des vorigen Jahrgangs (Januarheft 1899, Seite 12 und 13) ausgesprochen haben. Wir wiederholen diese Worte hier mit Rücksicht auf solche Leser, denen jenes Heft nicht zur Verfügung stehen mag. Sie lauten also: „Die wahre Kirche weiß nichts von Ketzern, sie kennt nur Christen und Nichtchristen (1 Joh. 2, 22 und 23). Das ist ihr offenes Bekenntnis. Sie duldet jede Meinung, die als Meinung auftritt, und deren Besitzer erklärt, daß er sich die Wahrheit der von der außerweltlichen Persönlichkeit Christi gehaltenen und getragenen Mysterien so oder so vorstelle, für diese seine schwache Erkenntnis aber weiter keine Anerkennung von seinen Brüdern fordere. Diese entsagende Bescheidenheit wird, je nachdem sie da ist, der Maßstab sein, ob diese oder jene Vorstellung richtig oder falsch sei. Finden andere Brüder in der Denkungsart des einen oder anderen auch für sich einen Ausdruck, auch für ihre Sehnsucht das rechte Wort, so wird der Besitzer dieser Denkungsart den Geber preisen, dabei aber nur um so demütiger werden. Gegen jeden sich selbst Ueberhebenden wird die Gemeinde argwöhnisch werden. Sie wird ihn zwar dulden, aber erst dann wieder mit dem alten Zutrauen erfreuen, wann er zur Demut zurückgekehrt ist. Die Verleugnung des Christs von seiten eines Gemeindegliedes macht dies zu einem Geflohenen, eine Abschwörung durch That und Wort zu einem Ausgeschiedenen. Seiner Buße kommt die Gemeinde mit wahrer, unendlicher Liebe entgegen, indem sie ihm Willen und Offenheit zutraut, das Gericht aber Gott überläßt. Zur Ausführung dieser Sätze bedarf es keines Instituts, sondern nur das feste Uebereinkommen der Liebe." (E. A. v. Schaden, Ueber den Begriff der Kirche und seine praktischen Folgerungen.)

Der Verfasser hat allerdings in seinem Pamphlet einen Kirchenzustand beschrieben, wie wir ihn zur Zeit nicht haben, weder in der Staatskirche, noch in der Freikirche, noch sonst irgendwo. Aber niemand, der seine ganze Schrift ernstlich studiert hat, wird leugnen können, daß hier das Ideal gezeichnet ist, dem wir entgegenzustreben haben, um aus der Vielheit und Zersplitterung, welche die theologischen Kämpfe im Gefolge haben, zur wahren Einheit im Geist der Liebe, ohne Heuchelei und falsche Vertuschung der verschiedenen Erkenntnisstandpunkte, zu gelangen.

Warum aber dieses Citat voranstellen? Es dient uns sehr wesentlich zur Beurteilung des in Frage stehenden Falles Weingart. Vor allem kann es einem um den Mann sehr leid thun, da man den Eindruck bekommt, daß er aufrichtig und ehrlich nach der Wahrheit strebt, und daß er den lebendigen Heiland auf keinen Fall preisgeben will. Wir stehen nicht an, ihn trotz allem und allem als einen die Wahrheit *suchenden Jünger Jesu* zu betrachten. Weingart ist *einfach ein Opfer der hochmütigen, und hochmütig machenden Wissenschaft geworden*, das hat

ihn zu Fall gebracht. Im Namen „der Wissenschaft“ fordert er das Recht, das, was e r wissenschaftlich für das allein Wahre hält, auch öffentlich von der Kanzel verkündigen zu dürfen, ohne Rücksicht darauf, ob er damit dem einstimmigen Zeugnis der Apostel und Urzeugen und dem Glauben einer überwiegenden Mehrheit aller Christen aller Zeiten ins Angesicht schlägt und allen denen schweres Aergernis bereitet, die seinem hohen Gedankenflug nicht zu folgen vermögen. Es mangelt also Weingart an der demütigen Bescheidenheit der Liebe, die vor allem sich fragt: Was dient zur wahren Auferbauung des Leibes Christi? „D i e Wissenschaft“, welche auch Jünger Jesu so aufbläht, daß sie hochmütig sich über so stark bezeugte Thatsachen, wie das offene und leere Grab Jesu, hinwegsetzen, ist mit Recht als die „falsch berühmte Kunst“ bezeichnet worden. Das Wissen bläset auf, erzeugt also nur eine Scheingröße, wie beim Frosch in der Fabel, die Liebe bauet auf, erzeugt also wahre, wirkliche Geistesgröße; das hat Weingart vergessen oder noch nicht gelernt, so kam's zu einem „Fall Weingart“.

Schon in dem Wort „die Wissenschaft“ liegt der hochmütige Anspruch. Wo und wer ist denn die Wissenschaft? Jede wissenschaftliche Disziplin hat doch im besten Fall nur ein kleines Stückwerk vom Ganzen der Wahrheit; wo immer Meister oder Schüler im Namen „der Wissenschaft“ zu apodiktischen Aussprüchen sich versteigen, hat man Grund, ihren Aussprüchen zu mißtrauen. Ist denn irgend ein Meister der Wissenschaft zu finden, der die ganze Wahrheit in Generalpacht hat und bei dem alle andern sich legitimieren müßten? Also: weil es dem armen Manne an der wissenschaftlichen Bescheidenheit fehlte, weil er seine Erkenntnis als apodiktische Wahrheit betrachtete, die von „der Wissenschaft“ approbiert sei — das hat ihn zu Fall gebracht. Er hat die engen Grenzen des Wissens nicht erkannt und nicht beachtet.

Hätte er diese beachtet, so hätte er nicht gewagt, in den zwei gerügten Predigten so dreist den Urzeugen der Wahrheit zu widersprechen. Er hätte getrost sein Amt in aller Ruhe weiter führen und die Frage der leiblichen Auferstehung Jesu auf sich beruhen lassen können, bis ihm etwa durch Gottes Gnade darüber später noch bessere Erkenntnis geschenkt worden wäre. Das einmal von ihm gegebene und beharrlich festgehaltene Aergernis konnte von einem gewissenhaften Kirchenregiment unseres Erachtens nicht anders bestraft werden unter unseren jetzigen Kirchenzuständen, als wie es thatsächlich geschehen ist.

Die liberalen Kirchenzeitungen, welche nun jammern, daß mit diesem Urteil allen das Recht in der christlichen Kirche abgesprochen werde, welche nicht dem orthodoxen Auferstehungsglauben huldigen, welchen die hannoverische Orthodoxie allein als Zeichen des Christentums anerkenne, schießen damit weit über die Tragweite des Urteils hinaus. Wer wirklich aufrichtig an den lebendigen, auferstandenen Heiland glaubt, wie Weingart es versichert, der kann rechtskräftig von keinem Kirchenregiment und keinem Gemeinderegiment aus der christlichen (evangelischen) Kirche ausgeschlossen werden, auch wenn er über das w i e der Auferstehung sich wirklich falsche Vorstellungen und Gedanken macht. Aber ein L e h r a m t i n d e r K i r c h e z u f ü h r e n,

ist ein solcher nicht qualifiziert, wenn er nicht die Bescheidenheit hat, seine persönliche Ansicht von der Sache zurücktreten zu lassen hinter diejenige Auffassung, die im allgemeinen Bekenntnis als Glaube der Gesamtheit noch zu Recht besteht. Und wenn sich Weingart auf die opinio communis seiner Gemeinde in Osnabrück beruft, so ist dem Verständigen so viel gewiß, daß von den 11,000 Petenten, die seine Begnadigung erbaten, wohl keine 100, ja keine 10 waren, die aus eigener innerster Herzensüberzeugung und mit voller Geistesreife dieselbe Ansicht hegten bezüglich der Auferstehung Christi, wie Weingart sie vortrug. Die Fortschrittsphilister jauchzen gerne jedem zu, hinter dem sie einen Gesinnungsgenossen für ihren eigenen Leichtsinn wittern, mit dem sie sich über die biblischen Wahrheiten hinwegzusetzen pflegen. Stellt es sich später heraus, daß hinter dem Manne mehr steckt, als man erwartet hatte, und daß er trotz allem ein wirklich echter Jünger Jesu ist und bleiben will, dann ist's mit seiner Popularität bei der Welt doch gar bald zu Ende! Das hat Zinzendorf in einem Gedicht an Friedr. v. Watteville zum Ausdruck gebracht:

— — Sobald man sich bekehrt, dann ist es ausgemacht,
Und stammte man vorher aus Kaiser Karols Lenden,
Den man der Hoheit selbst zur Wurzel ausgedacht,
Dann wird sich unversehn's das Blatt der Ehre wenden u. s. w.

So viel zur Beurteilung des Mannes und der ihm in Folge seiner „falschen Lehre" widerfahrenen Verurteilung.

Durch ihn ist nun aber die Frage nach dem Thatbestand der Auferstehung Jesu und wie dieselbe zu erklären sei, ferner welchen Wert für unsern Glauben die leibliche Auferstehung des Herrn und das leere Grab Jesu habe, sehr in den Vordergrund gerückt worden und wir dürfen uns der Aufgabe nicht entziehen, auch darüber unsere, wenn auch unmaßgebliche, Meinung zu äußern.

Im „Türmer", Aprilheft 1900, kam ein Artikel: „Der Fall Weingart" unterzeichnet von Christian Rogge. Derselbe zeigt, daß es, abgesehen „von dem jüdischen Märchen des gestohlenen Leichnams, das ja auch das leere Grab erklären würde, und von der rationalistischen Verlegenheitsauskunft des Scheintodes", in wissenschaftlichen Kreisen noch vier verschiedene Theorien gebe bezüglich der Auferstehung des Herrn. Die eine Hypothese nimmt an, es handle sich um Sinnestäuschungen, Hallucinationen tief erregter Menschen. Bei dieser geht anscheinend alles „natürlich" zu, und sie hat für moderne Menschen, besonders im Zeitalter der Suggestionen etwas Bestechendes. Von dieser „subjektiven Visionshypothese", wie sie sonst kurzweg genannt wird, sagt er mit Recht: Einen so benommenen und vollständig kopflosen Eindruck, wie diese Hallucinationshypothese voraussetzt, machen die Jünger und selbst die Frauen nicht, wir finden sogar Spuren von einer sehr nüchternen Zweifelsucht. . . . Paulus gar, modernen pathologischen Theorien zuliebe für einen Epileptiker zu halten, verbietet die geistige und sittliche Höhe, die der Apostel dauernd bewahrt hat, sowie der Umstand, daß er eine klare und deutliche Er-

innerung an die Vorkommnisse der kritischen Stunde behielt, was bei Epileptikern bekanntlich nicht der Fall ist.

Die zweite Hypothese ist die sogenannte objektive Visionshypothese, die sich Weingart angeeignet und in seiner Predigt ausgesprochen hat. Bei dieser handelt es sich um rein geistige Vorgänge, bei denen von den Schauenden eine unsichtbare geistige Wirklichkeit innerlich wahrgenommen werde. Die Wirklichkeit sei, daß Jesus lebe und sich in einem reinen geistigen Lichtleib innerlich zu schauen gebe. Die biblischen Erzählungen seien nichts anderes als der litterarische Ausdruck dieser Wahrheit, die Erscheinungen Jesu also gleichzeitig objektiv und visionär, also subjektiv. „Ob diese jetzt vielbeliebte Erklärung, welche die Wirklichkeit der Auferstehung festhalten und doch die biblischen Berichte preisgeben will, wohl bei denkenden Laien, die nicht durch theologische Irrgänge hindurchgegangen sind, Anklang finden wird? Oder gilt hier nicht der alte Satz: Ja und nein ist eine schlechte Theologie!?"

Die dritte Anschauung hält sich einfach an die biblischen Berichte und ist der festen Ueberzeugung, daß damals in der That außerordentliche Manifestationen des Gekreuzigten und Auferstandenen stattgefunden haben, wenn wir auch darauf verzichten müssen, von jenen Vorgängen ein absolut sicheres Bild und eine wissenschaftliche Erklärung zu erhalten. Müssen wir denn nicht auch bei sehr vielen anderen geschichtlichen Ereignissen darauf verzichten?

Doch der unruhige, forschende Geist sucht einmal für alles eine Erklärung. Wer nun bei den drei bisher genannten Anschauungen sich nicht beruhigen kann, der sucht noch einen andern, den vierten Ausweg, das ist die Annahme, es sei im Grabe eine völlige Verwandlung mit dem Leibe Jesu vorgegangen. Rogge meint, es wolle ihm scheinen, als ob die Anhänger dieser Verwandlungstheorie sehr zarte Fragen mit derben Händen anfassen. Uns aber will es bedünken, daß diese Theorie die einzig befriedigende und echt paulinische Lösung der Frage sei.

Wir haben der Kürze halber diese Uebersicht von vier Theorien vorangestellt. Die erste fällt für uns von vornherein hinweg als gar nicht in Frage kommend. Die dritte verzichtet auf eine wissenschaftliche Erklärung der Auferstehungserscheinungen und steht ja jedem zur Verfügung, der sich dabei beruhigen kann und will. — Es kommen für uns also nur die zweite und die vierte Erklärung in Betracht und wir haben zu untersuchen, ob wir berechtigt sind, die zweite ganz und gar abzuweisen, oder ob sie etwa mit der vierten kombiniert werden kann und muß.

In dem angeführten Artikel des „Türmers" kommt der Einsender zu der Meinung, es sei im „Fall Weingart" die zweite und die vierte Theorie aufeinander gestoßen und Pastor Weingart sei abgesetzt worden, weil er es wagte, die zweite Theorie so bestimmt vorzutragen, während das hannoverische Landeskonsistorium die Verwandlungstheorie für die allein kirchliche erklärt habe. Der Verfasser meint, daß Pastor Weingart zwar wohl einen Verweis, aber keine Amtsentsetzung verdient habe.

Uns will es bedünken, daß doch nicht die objektive Visionshypothese den Anstoß und Ausschlag gab, sondern vielmehr der so dreist ausgesprochene Satz, daß Jesu Leib im Grabe verwest sei. Er hat damit sich in Widerspruch gesetzt mit dem klaren und offenen Zeugnis der vier Evangelien vom offenen und leeren Grabe. Dem bestimmten Zeugnis der Pfingstpredigt des Apostels Petrus, Apost. Gesch. 2, 25—32, das ausdrücklich sagt, Christus hat die Verwesung nicht gesehen, schlägt Pastor Weingart dreist ins Gesicht und macht den ersten Zeugen Jesu zum Lügner. Auch Paulus, auf den Weingart sich beruft für seine Theorie, hat nach Ap.-Gesch. 13, 35—37 ebenfalls die Verwesung des Leibes Christi geleugnet.

Und endlich der allgemeine Christenglaube, welchen wir im 3. Artikel bekennen: Ich glaube die Auferstehung des Leibes, fällt mit dahin, wenn die leibliche Auferstehung Jesu geleugnet wird. 1 Kor. 15, 13—18.

Wenn die Leugner der leiblichen Auferstehung sich auf die widerspruchsvollen Erzählungen der Evangelien von den Erscheinungen des Herrn berufen, um damit die Glaubwürdigkeit der Evangelien in Zweifel zu ziehen, so schlagen sie eigentlich sich selbst auf den Mund! Denn wer, wie Pastor Weingart, an die objektive Erscheinungshypothese glaubt, der will wenigstens Jesu Auferstehung im Geist sich nicht nehmen lassen. Das, was anscheinend in den vier Evangelien am unklarsten gelassen ist, das nimmt er als gewiß an, und das, worin alle vier ohne Widerspruch übereinstimmen, das verwirft er! Ist das wissenschaftlich? Es ist nicht einmal juridisch korrekt. Irgend ein Gerichtshof würde das einstimmige Zeugnis von vier verschiedenen Zeugen annehmen, und das, worin sie differieren, würde er als unsicher beiseite lassen.

Mag man es auch noch so sehr betonen, daß der Herr wirklich objektiv, wenn auch nur geistig, d. h. mit den den Jüngern eigenen Geistesaugen, nicht mit den leiblichen Sinnen, geschaut wurde, um die Thatsache des offenen und leeren Grabes ist einmal nicht herumzukommen. Hat ein Theologe Gründe, sich die Erscheinungen des Herrn mit Hilfe der objektiven Visionstheorie zu erklären, so braucht er darum noch nicht sich gegen das leere Grab und gegen die leibliche Auferstehung zu entscheiden. Haben die Apostel eine geistige Wirklichkeit mit Geistesaugen geschaut (wie wir einst ja auch im jenseitigen Leben zu schauen hoffen), so kann das, was sie sahen, ja doch gewiß mit der verklärten Leiblichkeit Jesu, die aus dem Grabe hervorging, identisch sein. Eine geistige Wirklichkeit und eine verklärte, pneumatische Leiblichkeit (= Geistleiblichkeit) sind ja keine Gegensätze, die sich ausschließen.

Wir haben aber gar keinen zwingenden Grund, die bisherige Betrachtungsweise aufzugeben, nach welcher jene Erscheinungen des Auferstandenen sinnenfällig geschaut, gehört und betastet wurden (cf. 1 Joh. 1, 1), auch die Lehre des Apostels Paulus von der verklärten Geistleiblichkeit (1 Kor. 15) kann nicht dagegen geltend gemacht werden.

Es muß insbesondere betont werden, daß die 40 Tage zwischen Auferstehung und Himmelfahrt auch wohl für den Herrn eine Art Uebergangszeit andeuten mochten, in welcher eine allmähliche Vollendung der Verklärung statt=

finden konnte. Nach unserem Dafürhalten muß dem Herrn eine solche Macht über seine irdische Leiblichkeit beigelegt werden, daß er in einem Nu seinen Leib so verdichten konnte, daß er sinnlich wahrnehmbar war, und ebenso konnte er ihn auch wieder der sinnlichen Wahrnehmung entziehen. — Die neueren spiritistischen Phänomene berichten von Dingen, die ebenso unbegreiflich sind für unsere jetzige Kenntnis der Naturkräfte als jene Erscheinungen des Herrn.

Doch die Frage der leibhaftigen Auferstehung des Herrn Jesu ist nicht nur eine Denkfrage, sondern sie ist auch eine wirkliche Glaubensfrage, und zwar Glaube im Sinn von vertrauensvoller Hingabe an Jesum als unseren Heiland und Herrn genommen. Gerade im Interesse unseres evangelisch verstandenen Glaubens kann uns die leibhaftige Auferstehung Jesu Christi durchaus nicht gleichgültig erscheinen. Wir hätten zwar auch dann in Jesu Christo noch einen lebendigen Heiland, wenn er nur seiner geistigen Seite nach in die Herrlichkeit des Vaters eingegangen wäre oder seinen verklärten Leib „beim Eingang in die Himmelswelt“ empfangen hätte. Wäre aber dabei sein gekreuzigter Leib im Garten Josefs vermodert, so hätten wir kein Recht mehr, von einem auferstandenen Herrn und Heiland zu reden. Denn das Auferstehen setzt das Begrabenwerden voraus; begraben aber wird wohl der Leib, nicht aber die Seele. Aber nicht bloß müßten wir zu reden aufhören von einem auferstandenen Herrn, auch unsere völlige, unbedingte Vertrauenshingabe an den Herrn müßte dadurch erschüttert werden. Das wird gut ausgeführt in einem Artikel "vere resurrexit" in der „A. Ev. Luth. K.-Z.“ vom 2. Febr. 1900. Wir geben hier wörtlich, was dort am Schluß gesagt ist.

„Zweierlei Gründe ließen sich denken, aus denen der Leib Jesu im Grabe geblieben sein könnte. Entweder Gott wollte ihn im Tode lassen, oder er konnte ihn nicht dem Tode entreißen. Da sich Gott in Christo vollkommen offenbart hat, würde es dasselbe bedeuten, wenn wir diese Möglichkeiten auf Jesum selbst beziehen. Dann müßten wir sagen: Entweder wollte Jesus Christus seinen Leib im Grabe lassen, oder er konnte ihn nicht aus dem Grabe herausführen.

Gottes Wille ist keine Willkür. Einem solchen Gotte oder seinem ihm natürlich gleichartigen Offenbarer könnten wir von vornherein unser Vertrauen nicht schenken. Oder will der Glaube als Stütze ein schwankendes Rohr? Er braucht einen unwandelbaren Felsen zur Grundlage.

Wollte daher Gott seines Sohnes gekreuzigten Leib nicht dem Tode entwinden, so kann für den Glauben nur ein innerlich begründeter Wille in Frage kommen. Vor dem Willen des lebendigen Gottes aber, der die Quelle alles Lebens ist, giebt es nur eine Ursache des Todes, die Trennung von ihm, dem ewig Lebendigen, d. i. die Sünde. War es also Gottes Wille, daß Christi Leib ein Raub des Todes wurde, so müssen wir an Jesu vollkommener Heiligkeit zweifeln. Unserem Heilsbedürfnis aber entspricht nur ein Hoherpriester, der da ist heilig, unschuldig, unbefleckt und von den Sündern abgesondert. Oder sollten wir das Vertrauen zu ihm haben, er werde unsere Sünde wegnehmen,

während er selbst den Sold der Sünde nach Gottes heiligem Willen bezahlen mußte?

Wie aber, wenn Gott außerstande war, den Leib seines Gesalbten vor der Verwesung zu bewahren? Wie, wenn die Kraft Christi zu schwach war, seinen Leib vor dem Angriffe des Todes zu schützen? Wäre dann sein Wort noch wahr: „Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden?" Könnten wir ihm dann noch über alle Dinge vertrauen? Welche Konsequenzen ergeben sich dann insbesondere für unsere eschatologische Hoffnung. Der Apostel Paulus hat gezeigt, wie eng unsere Auferstehung mit der Osterthatsache zusammenhängt. Ist Christus nicht auferstanden, so sind auch die, die in Christo entschlafen sind, verloren. Ist sein Leib im Grabe verwest, so wird auch der unsere niemals aus den Banden des Todes gerettet werden. Umsonst warten wir dann darauf, daß unser Herr sein Wort erfüllen werde: „Das ist der Wille des Vaters, der mich gesandt hat, daß ich nichts verliere von allem, das er mir gegeben hat, sondern daß ich's auferwecke am jüngsten Tage" (Joh. 6,39). Umsonst wünscht dann Paulus seinen Brüdern, daß ihr Geist ganz samt Seele und Leib behalten werden müsse unsträflich bis auf die Zukunft unseres Herrn Jesu Christi (1 Thess. 5, 23).

Aber ist denn dieses Stück unserer Christenhoffnung von solcher Bedeutung? Was liegt am Leibe, wenn nur der Geist mit Christo am ewigen Leben teil hat? Plato mochte im Körper einen Kerker sehen, und Plotin sich schämen, daß er überhaupt einen Leib hatte. Wir denken besser von dem Leibe. Denn wir wissen, daß er ein Tempel des heiligen Geistes sein soll (1 Kor. 6, 19). Es ist ein wesentliches Stück des Menschen, auch des vom Geiste Gottes erneuerten Menschen. Indessen, wenn schon ein leibloser Mensch kein wahrhaftiger Mensch ist, so ist doch wohl an *diesem* Leibe, den wir auf Erden tragen, nichts gelegen? Kann uns nicht Gott in der Herrlichkeit mit einem völlig neuen, verklärten Leibe beschenken? Auf einen verklärten Leib, der dem neuen Stande der Herrlichkeit entspricht, hoffen wir allerdings. Aber ein anderer Leib, der mit dem Erdenleibe gar keinen Zusammenhang hätte, würde nicht bloß unsere Verwandlung zur Gewißheit der Vollendung im Reiche Gottes, sondern eine völlig andere Individualität bedeuten. Der Leib ist uns mehr als ein gleichgültiges Gewand, das wir jeden Tag wechseln könnten, ohne uns zu ändern. Es ist nicht bloß ein wissenschaftlicher Satz der physiologischen Psychologen, daß „das subjektiv Bedingte (das Psychische) an das körperliche Individuum als seine Bedingung geknüpft sei". Wir erfahren das unmittelbar. Sollte daher unser gegenwärtiger Leib von der schließlichen Erlösung in der ewigen Welt Gottes ausgeschlossen sein, es wären nicht mehr wir selbst, die an diesem seligen Stande der Dinge in dem neuen Himmel und der neuen Erde teil hätten. Aber geht nicht eben darauf unsere Hoffnung, daß wir selbst ihn, unseren Erlöser sehen, und kein anderer? Wie aber können wir es Christo zutrauen, er werde verwirklichen, was wir erwarten, wenn sein Leib im Tode geblieben ist?"

Nicht unser Denken also, sondern gerade unser Glaube kann darum von dem leibhaftig erstandenen Herrn und Heilande nicht lassen. „Was suchet ihr

den Lebendigen bei den Toten? Er ist nicht hier, er ist auferstanden." So klingt vom leeren Grabe in Josefs Garten her die Osterpredigt des Engels in unseren Herzen. Wir können keine andere Antwort darauf finden, als das Bekenntnis des Glaubens: „Willkommen, Held im Streite, aus deines Grabes Kluft! Wir triumphieren heute um deine leere Gruft."

III. Die darin involvierte Rechtsfrage.

Die interessierten freisinnigen Kreise der halb- und ungläubigen Theologen in Deutschland suchten den Fall Weingart besonders in rechtlicher Beziehung als ein horrendum (etwas Schreckliches) hinzustellen. Man wollte aus der Entscheidung des hannoverischen Landeskonsistoriums die Folgerung herauslesen, daß jeder, welcher mit dem Wortlaut der luth. Bekenntnisschriften nicht wörtlich übereinstimmt, hinfort der ketzerrichterlichen Verfolgung ausgesetzt sein werde. Ueberhaupt schien es mit der kirchenrechtlichen Seite in dem ganzen Prozeß zu hapern. Hat ja doch das Konsistorium sich erst im Lauf der Verhandlungen genötigt gesehen, weiter zu gehen, als die ursprüngliche Anklage führte. Pastor Weingart berief sich bei den mündlichen Verhandlungen auf seine Predigten. Es wurden solche zur Prüfung eingefordert und da erst ergaben sich, wie wir sahen, die Punkte, welche schließlich seine Amtsentsetzung herbeiführten. Diese, sagen wir, inquisitorische Art der Untersuchung brachte die liberalen Theologen so sehr in Harnisch. Und dann die Berufung des Urteils des hannoverischen Landeskonsistoriums auf eine ganz alte Kirchenordnung der Osnabrückischen Kirche.

Allein wir fragen: hat ein Kirchenregiment kein Recht mehr, über die Reinheit der Lehre zu wachen? Darf eine Kirche nicht mehr bestimmen, welche Lehrsätze fundamental sind und von den öffentlich anerkannten Organen und Predigern der Kirche nicht ungestraft geleugnet werden dürfen? Giebt es keine objektiven Wahrheiten mehr, die unbedingt festzuhalten sind von den Dienern der Kirche? Soll die subjektive Willkür schließlich allein bei der Frage maßgebend sein, was jeder Prediger als Wahrheit verkündigen darf und was nicht? Eine Kirche, welche der subjektiven Willkür der Prediger keine Grenze setzen wollte, würde damit sich selbst aufgeben. Sie wäre höchstens ein zusammengewürfelter Haufe sehr ungleichartig gesinnter Elemente, denen das wesentlichste Stück, die Glaubens- und Geistesgemeinschaft der Glieder mangelte.

Wenn aber eine Kirche das Recht hat, über die reine Lehre zu wachen, so muß auch dem Kirchenregiment das Recht zustehen, ihre Prediger zur Verantwortung zu ziehen, wenn es wirklich Grund hat zu glauben, daß gefährliche und falsche Lehren vorgetragen werden von einem Diener der Kirche. Da Pastor Weingart selbst auf seine Predigten verwiesen hat, war es denn ein Unrecht, wenn das Kirchenregiment dieselben zur Prüfung einforderte? Und kann irgend ein Pastor sich beklagen, wenn eine Kirchenbehörde auf Grund seiner schriftlichen Predigten sich Klarheit zu verschaffen sucht, welcherlei Lehre der Betreffende vorträgt, vorausgesetzt, daß er selbst Ursache zum Verdacht gegeben oder zu Klagen von seiten der Gemeinde Anlaß gegeben hat.

Uns liegt nun wenig an der Frage, ob das hannoverische Landeskonsistorium eine feste kirchenrechtliche Grundlage in dem ganzen Verfahren hatte oder nicht. Viel wichtiger ist für uns die Frage, wie könnte und müßte in einem ähnlichen Falle in unserer eigenen Synode gehandelt werden, welche Rechtsbasis hätten wir, um disziplinarisch zu verfahren gegen einen Pastor, welcher sich ähnliche Verstöße gegen offenbare Fundamentalartikel des christlichen Glaubens zu Schulden kommen ließe?

Zunächst können wir hier auf unser Ordinationsformular verweisen, nach welchem alle, die von unserer Kirche ordiniert werden, selbst das apostolische Glaubensbekenntnis zu sprechen und dann sich zu verpflichten haben, das Wort Gottes Alten und Neuen Testaments nach dem Bekenntnis unserer evangelischen Kirche lauter und rein zu verkündigen. Diese heilige Handlung der Ordination giebt der Kirche gegenüber den von ihr selbst Ordinierten schon an sich die genügende Rechtsbasis bei groben Verstößen gegen die Lehre. Nun kommen aber thatsächlich viele in den Synodalverband, welche nicht bei uns ausgebildet und nicht von uns ordiniert werden, sondern schon irgendwo die Ordination empfangen haben, oder sie jetzt erst von uns begehren, auf Grund eines uns ganz unbekannten Studienganges.

Namentlich bei der Ueberproduktion im theologischen Fach in Deutschland giebt es viele Kandidaten, die jahrelang ohne Amt bleiben müssen und zuletzt sich zur Auswanderung nach Amerika entschließen. Viele haben bei äußerst liberalen Professoren der Theologie ihre Studien gemacht und sind mehr oder weniger angesteckt von dem rationalistischen Gift des Unglaubens. Da ist den betreffenden Examinationskomitees, welche den Ordinanden zuerst zu prüfen, oder den schon Ordinierten zu kolloquieren haben vor der Aufnahme in die Synode, gewiß die größte Vorsicht und Weisheit nötig, um wirklich den Glaubensstandpunkt des betreffenden Kandidaten zu erkennen. Sie müssen sich selbst klar sein, welche Grundartikel des christlichen Glaubens sie beim Examen oder Kolloquium keinenfalls übergehen dürfen, um nachher dem Betreffenden den Vorwand abzuschneiden: Ihr habt mich ja gar nicht danach gefragt und seid selbst leicht darüber hinweggegangen. Es dürfte sich empfehlen, daß ein ganz bestimmtes Formular aufgestellt würde für den Gebrauch der Examinationsbehörden, das jederzeit zur Verfügung stehen sollte, um den betreffenden Beamten klar zu zeigen, auf welche wichtige Hauptpunkte sie unter allen Umständen ihr Augenmerk zu richten haben. Auch würde dadurch eine möglichst einheitliche Form des Examens oder Kolloquiums ermöglicht werden.

Unsere revidierten Statuten geben in den Paragraphen über Rechtspflege (121—144) lediglich nur formale Vorschriften, welcher Rechtsgang einzuhalten ist bei einem gerichtlichen Verfahren.

In den Statuten ist aber mit keinem Wort angedeutet, in welchen Fällen die Synode, resp. deren Beamte, Recht und Pflicht haben, disziplinarisch vorzugehen. Auch sind solche Disziplinarfälle, in welchen es sich um Lehrfragen handelt, anders zu behandeln als solche, wo es sich um Streitigkeiten in der Gemeinde, um sittliche Aergernisse und dergl. handelt.

Es dürfte die Frage ernstlich erwogen werden, ob nicht in unsere Kirchenrechtsparagraphen auch solche materiale Bestimmungen eingefügt werden sollten, welche eine Rechtsbasis bilden könnten für die verschiedenartigen Disziplinarfälle. Wo es sich um Lehrstreitigkeiten handelt, sollte dem betreffenden Untersuchungskollegium eine gewisse Handhabe dargeboten werden, wonach es Abweichungen von der gesunden evangelischen Lehre zu beurteilen hat.

Immerhin wäre es gut, wenn Fragen dieser Art ventiliert würden in unserem Synodalkreis und Stimmen sich vernehmen ließen, wie solche schwierige Rechtsfragen zu behandeln seien.

Soll die Evangelische Synode ihre Invaliden sowie Pfarr- und Lehrer-Witwen und -Waisen in der bisherigen Weise unterstützen, oder die ganze Unterstützungssache auf eine mehr geschäftliche, ja rechtliche, gesetzmäßige Basis stellen?

Referat, erstattet bei der Distrikts-Konferenz des Iowa-Distrikts und auf dessen Wunsch eingesandt von P. P. Höppner, Remsen, Iowa.

Liebe zur Synode und Liebe zu dem Nächsten drücken mir die Feder in die Hand. Wie ich empfinde, so empfinden Hunderte von Brüdern mit mir. Unser Interesse gilt der Invaliden-, Witwen- und Waisen-Sache. Die bisherige Versorgung derselben ist bereits geraume Zeit gehandhabt worden und hat viele Freunde gewonnen. Aber die größte Anzahl der Brüder scheint doch eine Aenderung der bisherigen Unterstützungsweise zu begünstigen. Im folgenden soll ein Versuch gemacht werden, den Wünschen der meisten Pastoren Rechnung zu tragen. Zu dem Ende wollen wir uns 1. die Mängel der bisherigen Unterstützungsweise vergegenwärtigen, sodann 2. uns den Einwendungen gegen den neuen Versorgungsmodus zuwenden und endlich 3. diesen letzteren praktisch beleuchten.

I. Es müssen triftige Gründe sein, welche gegen die bestehende Unterstützungsmethode erhoben werden. Veranschaulichen wir uns dieselben einmal! Zur besseren Uebersicht klassifizieren wir sie in Gründe A. der Ungerechtigkeit, B. der Unzulänglichkeit, C. der Unsicherheit, D. der Verunehrung und E. der Unzweckmäßigkeit.

A. Also zunächst Gründe der Ungerechtigkeit. Mangel an Gerechtigkeit und Billigkeit wird dem herrschendn Verfahren vor allem zum Vorwurf gemacht. Nach demselben ist jeder Pastor zu einem jährlichen Beitrag von $3.00 in die Invaliden- und in die Witwen- und Waisen-Kasse verpflichtet. Wo Pflichten sind, müssen auch Rechte sein. Aber da hapert's; denn nicht jeder Invalide noch jede Witwe ist zu einer Unterstützung berechtigt, sondern nur ein bedürftiger bezw. eine bedürftige. — Ein weiterer Einwand, der gegen die Unbilligkeit des derzeitigen Systems erhoben wird, ist in der menschlichen Natur begründet. Wir sind schwache Geschöpfe, die sich durch Verwandtschaft und Freundschaft leicht beeinflussen lassen. Infolgedessen kann es gar nicht ausbleiben, daß Nepotismus (Verwandten- und Freundesbegünstigung) bei

der Verteilung der Gaben obwaltet, d. h. die verwandten und befreundeten Invaliden bezw. Witwen empfangen mehr Unterstützung als weniger bekannte und in den Vordergrund getretene. — Sodann erhalten nach dem bestehenden System diejenigen, welche ihre Bedürftigkeit besonders betonen können, mehr, als diejenigen, welche verschämt und bescheiden ihren Mangel nicht an die große Glocke bringen können. Mir stehen da zwei Witwen vor den Augen, welche ungefähr gleich wenig besitzen. Die eine hat bisher jedes Jahr $100 empfangen, während die andere sich schämt, um Unterstützung einzukommen aus der Witwenkasse, die an beständiger Ebbe leidet. Lieber will sie Kartoffeln mit Salz und trocken Brot auf ihre alten Tage essen, als teilweise vom Bettel leben und von Leuten etwas annehmen, die vielleicht noch ärmer sind als sie. Apostelgesch. 6, 1 heißt es: „In den Tagen aber, da der Jünger viele wurden, erhob sich ein Murmeln unter den Griechen wider die Ebräer darum, daß ihre Witwen übersehen wurden in der täglichen Handreichung." So wird auch in unsern Tagen mancher invalide Bruder und manche gattenlose Schwester übersehen. — Zudem giebt es viele Pastoren, welche sich in pekuniär guten Verhältnissen befinden, aber wenig oder gar nicht an die Tage der Not und des Alters denken, mit einem Worte, sie sparen nicht. Diese Brüder werden nun invalide oder sterben. Zu ihrer, bezw. ihrer Hinterbliebenen Versorgung müssen dann arme darbende aktive Pastoren mit einem Jammergehalt von $300—$400 beitragen, obwohl jene alle Tage herrlich und in Freuden gelebt haben. Das ist unbillig.

B. Als weiterer Grund gegen das bisherige Unterstützungssystem wird die Unzulänglichkeit desselben geltend gemacht. Die Zukunft macht dem armen, pekuniär schlecht gestellten Pastor große Sorge, weil er wenig oder gar nichts zu sparen hat und so weder er noch seine Familie hinreichend gegen Nahrungssorgen geschützt ist. Bekommt doch eine Pastorenwitwe mit vier Kindern, deren Mann knapp $400 Gehalt bezog, ein jährliches Almosen von $150. Es wird deren noch mehrere geben, die ebenso kinderreich die gleiche Unterstützung oder gar noch weniger empfangen. Unter diesen Umständen wendet sich der Pastor, wenn er es vermag, an eine weltliche Lebensversicherung. Aber dadurch ist er nicht wirklich gesichert, zumal entweder er oder die Gesellschaft aufbrechen kann. Und seine schöne Hoffnung ist eine Seifenblase gewesen. Aber jene Sorge und diese Uebelstände könnten mit einem Schlage beseitigt werden, wenn alle Pastoren und Lehrer Hand an die Neuerung des alten Unterstützungsmodus legten.

C. An diesen Grund der Unzulänglichkeit reiht sich der der Unsicherheit. Die Höhe jeder Unterstützung hängt gegenwärtig von der Opferwilligkeit der Synodalen ab. Allerdings ist bisher scheinbar — denn wir wissen nichts von der ohne Zweifel obwaltenden geheimen Not — das Erforderliche für die Bedürftigen mit Ach und Krach aufgebracht worden. Doch kann ich mir wohl Zeiten der Teuerung vorstellen, in denen die Gaben zu ihrer Unterstützung noch langsamer und spärlicher fließen. Lehrt uns doch die Erfahrung, daß der Opfer weniger werden für die verschiedenen Kassen, wenn irgend welche Notstände in der Synode die öffentliche Barmherzigkeit besonders in Anspruch nehmen. Ist nicht die Synodalschuld um ein Beträchtliches gestiegen durch die

Hungersnot in Indien vor drei Jahren? Und welche Folgen die Abwehr der gegenwärtigen Trübsal ebendort und die Jubelkollekte für unsere Institute haben wird, wissen wir noch nicht. Aber allem Anscheine nach werden die sehr fühlbar sein; denn die Gelder fließen nach dem Ausweis des „Friedensboten" ziemlich spärlich. Sind wir da nicht zu der Befürchtung berechtigt, daß Zeiten eintreten können, in denen die Unterstützung für die Invaliden, Witwen und Waisen teilweise ausbleibt? Diese Mutmaßung wird bestätigt durch die Erfahrung, daß unsere Invaliden früher teilweise schon $300 jährlich empfingen, während die höchste Unterstützung in den letzten Jahren sich nur auf $200 beläuft. Die Wohlthätigkeit hält also nicht gleichen Schritt mit der Zunahme der Bedürftigen. Es ist daher zu erwarten, daß die Unterstützungssummen mit den Jahren noch geringer werden. Will man vielleicht einwenden, die gegenwärtigen Invaliden können mit geringerer Unterstützung auskommen als die in früheren Jahren, so ist das ein Irrtum; denn unsere Beamten versichern uns, die unterstützten Brüder und Schwestern könnten wohl mehr gebrauchen, aber es sei nicht mehr vorhanden. Auch diese Erwägung sollte uns zu einer Aenderung der bisherigen Versorgung veranlassen. Wollen wir den Zeichen der Zeit kein Verständnis entgegenbringen? Die Geschichte ist eine treffliche Lehrmeisterin. Wollen wir von ihr nicht lernen, von wem wollen wir dann lernen? Und was lehrt uns die Geschichte der gegenwärtigen Not in Indien, bei welcher Millionen von Menschen umkommen? Denke bei Zeiten an eventuelle wirtschaftliche Mißstände! Hätte die dortige Regierung in fruchtbaren Jahren die Bewohner gesichert durch Errichtung von Kornhäusern, das Elend würde nicht solche Ausdehnung angenommen haben. O die Sorglosigkeit hat sich schon vielfach bitter gerächt! Ich erinnere an Spanien, welches nicht mit ev. eintretenden Verhältnissen rechnete, sondern in dem Wahn befangen war, mit seiner Holzflotte durch wunderbare Hilfe Gottes die eisernen und stählernen Kolosse der Neuzeit besiegen zu können. Der Ausgang des Krieges hat gelehrt, wie sich solche Sorglosigkeit und Gottversuchung schwer straft. Laßt uns den Brunnen nicht erst zuschütten, wenn das Kind hineingefallen ist! Die Unterstützungssache auf eine sichere Basis zu stellen, erscheint somit dringend geboten.

D. Der vierte Grund, welcher gegen den herrschenden Unterstützungsmodus spricht, liegt in der Thatsache, daß das Ansehen der Pastoren leiden muß unter dem unaufhörlichen Bitten und Betteln besonders in unserem Lande des Dollars. Diese Abhängigkeit der Invaliden- und der Witwen-Kasse von den Kollekten der Gemeinden führt notgedrungen zu Minderachtung des Pastoren- und Lehrerstandes. Kann man sich da wundern über das Streben einer großen Anzahl von Predigern, von dieser Abhängigkeit frei zu werden! Aber wie wenige erreichen dieses ihr Ziel! Armut vor allem ist die Ursache, welche die meisten Brüder hindert, ihr Ideal zu verwirklichen. Liegt es aber im Bereich der Möglichkeit, den Brüdern dazu zu verhelfen, sollten wir's dann nicht thun? Unserm großen Schiller war die Abhängigkeit bekanntlich auch ein schweres Joch. Deshalb bestand sein vornehmster Wunsch darin, es möge ihm gelingen, so viel zu erwerben, daß er und seine Kinder nicht dereinst das Brot

der Abhängigkeit zu essen brauchten. Noch auf dem letzten Spaziergange, den er mit seiner Schwägerin im Park machte, äußerte er zu ihr: „Wenn ich nur so viel für die Kinder zurücklegen kann, daß sie vor Abhängigkeit geschützt sind, denn der Gedanke an eine solche ist mir unerträglich.“ Doch daß ich eine bessere Autorität für dieses Streben nach Unabhängigkeit beibringe: Luther gelangte im Laufe der Zeit zu einer gewissen Wohlhabenheit. So besaß er nicht allein das Gut zu Jülsdorf zwischen Pegan und Borna, sondern auch das Vorwerk Wachsdorf und zwei ehemalige Klöster, darunter auch das große Augustinerkloster in Wittenberg. Wer trachtete nicht nach Unabhängigkeit! Und aus welchem Grunde? Um der Mißachtung der Menschen zu entgehen. In der That ist es verletzend und erniedrigend, wenn fast jedes Jahr Aufrufe zu freiwilligen Gaben für die Invaliden und Witwen ergehen. Welche beschämenden Gefühle müssen diese erfüllen bei dem Gedanken, trotz aufopfernder Arbeit schließlich auf die öffentliche Wohlthätigkeit angewiesen zu sein! Ist das der Lohn, welchen die Synode einem treuen Diener zahlen kann? Ist diese Unsicherheit die Ruhe des Feierabends, welche einem Pastor oder Lehrer nach dem arbeitsreichen Lebenstage winkt? Heißt das, die Aeltesten zwiefacher Ehre wert halten? Die heil. Schrift sagt 5 Mose 15, 4: „Es soll allerwege kein Bettler unter dir sein,“ und Ps. 37, 25. 26 lautet: „Ich bin jung gewesen und alt geworden und habe noch nie gesehen den Gerechten verlassen oder seinen Samen nach Brot gehen. Er ist allezeit barmherzig und leihet gern, und sein Same ist zum Segen.“ Hier sagt der Psalmist klar und deutlich, daß der Gerechte nicht nur nicht nötig hat zu betteln, sondern daß er selbst noch Barmherzigkeit üben kann. Woran liegt es nun, daß unsere Invaliden und Witwen, wenn auch indirekt, doch bitten, ja bitten müssen? Liegt es daran, daß sie nicht gerecht sind? Das sei ferne! Nein die Synode trägt die Schuld, daß sie nicht durch weisere Einrichtungen besser für dieselben sorgt.

E. Endlich lassen sich aber auch Gründe der Unzweckmäßigkeit gegen das bisherige Verfahren beibringen. Die weitaus größte Zahl der Emeriti und Witwen bezieht Unterstützung. Wenn also nur ein verschwindend kleiner Teil so viel erübrigen kann, um sorglos im Alter leben zu können, weshalb die Versorgung dann nicht auf alle ausdehnen? Und dieses dürfte sich auch aus dem Grunde empfehlen, weil man infolge der Größe der Synode nicht alle Not kennt und die Verteilung der Gaben daher, wenn auch unbewußt, in unbilliger Weise geschieht. — Auch mit Rücksicht auf die Kollekten der Gemeinden wäre es zweckmäßig, an eine Aenderung zu denken. Gegenwärtig werden, um den Bedürftigen das Nötige darzureichen, jedes Jahr Kollekten in den Gemeinden erhoben. Und wenn diese zusammen mit den jährlichen Beiträgen der Pastoren nicht ausreichen, werden Extrakollekten veranstaltet. Wie, wenn diese Kollekten der Gemeinden nicht der Unterstützung der Invaliden, Witwen und Waisen dienen würden, sondern anderen Einrichtungen der Synode, dem Proseminar, dem Kirchbaufonds, der Inneren und Aeußeren Mission, der Schuldentilgungskasse! Mich dünkt, durch solche Aenderung könnte die Synode nur gewinnen. Sollte das nicht auch im Sinne der Schrift sein? Paulus schreibt an den Timotheus im 5. Kap. im 16. Verse: „So aber ein Gläubiger oder

Gläubigin Witwen hat, der versorge dieselben und lasse die Gemeinden nicht beschweret werden, auf daß die, so rechte Witwen sind, mögen genug haben." Auf unsere Verhältnisse angewandt, heißt das etwa, wenn wir Pastoren und Lehrer als eine Familie gedacht werden: die Angehörigen, nämlich wir Pastoren und Lehrer, haben in erster Reihe für unsere Witwen zu sorgen. Die Gemeinden sollen durch ihre Unterstützung nicht beschwert werden, damit die übrigen Institute der Synode nicht darunter leiden. In der richtigen Organisation liegt das Geheimnis aller materiellen Erfolge der Synode.

Der Gründe gegen die bestehende Unterstützungsweise der Invaliden, Witwen und Waisen ließen sich bei einigem Nachdenken noch sehr viele hinzufügen. Es würde aber zu weit führen, sich länger dabei aufzuhalten, zumal die angeführten genügen dürften. Es fragt sich daher, wenn die derzeitige Versorgung aus Gründen der Ungerechtigkeit und der Unzulänglichkeit, der Unsicherheit, der Verunehrung und der Unzweckmäßigkeit zu ändern für geraten erscheint, welches Verfahren wir dann einzuschlagen haben. Nichts klarer als das, ein gerechteres, ein zulänglicheres, ein sichereres, ein würdigereres. Sind alle Pastoren und Lehrer der Synode verpflichtet, jährlich einen gewissen Beitrag in die Invaliden-, Witwen- und Waisenkasse zu zahlen, dann sollten auch alle zu einer Pension berechtigt sein. Freilich der gegenwärtige Beitrag reicht dazu nicht aus. Er muß infolgedessen erhöht werden, und da die Kollekten der Gemeinden besser für andere Zwecke verwandt werden sollten, so muß er beträchtlich erhöht werden. „Aber dieser Plan ist ja etwas völlig Neues," rufen die Konservativen, welche mit allen Fasern ihres Herzens am Alten hängen. Das bisherige Unterstützungssystem habe sich bewährt, nachdem man viele vergebliche Versuche gemacht, folglich sei es am geratensten, beim alten zu bleiben. Aber, fragen wir, auf welcher Seite erhebt sich denn die Opposition. Nicht auf der Seite der gering besoldeten Pastoren, sondern zum größten Teil auf der Seite derer, welche in absehbarer Zeit so viel von ihrem Einkommen erübrigen können, daß sie im Falle ihrer Invalidität oder im Falle ihres Todes ihre Angehörigen gesichert sind. Freilich diese Brüder brauchen keine Pension, wohl aber diejenigen, deren Salär ihnen nicht erlaubt, einen Spargroschen für ihre alten Tage fortzulegen und diejenigen, welche durch gesellschaftliche Verhältnisse genötigt sind, mit ihrem Gehalt tabula rasa zu machen. Es wäre ein Akt der brüderlichen Liebe, zu der wir uns durch das Christentum und das Band der Synode verpflichtet fühlen sollten, wenn die gut situierten Brüder den weniger günstig gestellten die helfende Hand reichen wollten; nur unter dieser Bedingung kann der neue Versorgungsmodus zustande kommen.

Noblesse oblige (der Adel verpflichtet). Wir sind Gotteskinder und Glieder eines Leibes an dem herrlichen Haupte Jesus Christus. Sollten die angeseheneren und mächtigeren Glieder sich nicht getrieben fühlen, den weniger mächtigen entgegen zu kommen und ihnen behilflich zu sein? Das hieße: „So ein Glied leidet, so leiden alle Glieder mit." Welch ein Trost wäre es für uns, wenn innerhalb unserer Synode ein Pensionssystem bestände, welches alle in gleicher Weise berücksichtigte, auch wenn das Invaliden-, bezw. Witwen-Gehalt nur $200 betrüge! Freilich ist jede Neuerung etwas Riskantes. Aber soll

man deshalb alles Neue, auch wenn es etwas Gutes verspricht, von der Hand weisen? Wann wird man uns nicht mehr den deutschen Michel heißen?

Aber nicht aus Prinzip allein, nein aus bestimmten Gründen stellt man sich der bisherigen Unterstützungsweise entgegen. Und diese Gründe seien A. biblisch und B. ethisch. Prüfen wir dieselben einmal auf ihre Echtheit. Damit aber wenden wir uns dem zweiten Teil unserer Arbeit zu, nämlich

II. Den Einwendungen gegen den neuen Versorgungsmodus.

A. Paulus schreibt im 1. Timotheusbrief: „So jemand die Seinen, sonderlich seine Hausgenossen nicht versorgt, der hat den Glauben verleugnet und ist ärger denn ein Heide." Die Exegese dieser Stelle lautet nach dem „Theol. Magazin" No. 1 des 28. Jahrganges Seite 48: Ein Familienvater habe nur so lange für seine Hausgenossen zu sorgen, als sie die Seinen seien, also so lange er lebt. Seien sie ihm entzogen, höre seine Versorgung auf. Für alles Zukünftige gelte das Wort: „Sorget nicht für den andern Morgen, denn der morgende Tag wird für das Seine sorgen!" Die Zukunft sei Gottes, und Gott dürfe man nicht vorgreifen. Aber, fragen wir, wozu hat denn Joseph in den sieben reichen Jahren unzählbare Maße Getreide aufgeschüttet? Doch nicht für die Gegenwart, sondern für die Zukunft, nicht für seine Person allein, sondern für das ganze Volk. Das war keine rationalistische Einrichtung, sondern eine göttliche. Wenn daher gesagt wird, unsere Versicherungsgesellschaften verdanken ihre Entstehung der rationalistischen Zeit, so ist das ein großer Irrtum. Zu jenem Versorgungssystem mußten alle ohne Ausnahme beitragen, Reiche und Arme hatten den fünften Teil ihrer Ernte darzureichen. Dem Allmächtigen wäre es ja ein kleines gewesen, auch in den Hungerjahren die Notleidenden zu versorgen. Aber es war sein Wille, man solle bei Zeiten sich vorbereiten auf Teuerung und Not. Die Erfahrung lehrt uns, daß wir alt und schwach werden und sterben, sei es in jungen oder alten Tagen, daß also die unfruchtbaren Jahre kommen. Wir sollten daher Gott durch Sorglosigkeit nicht zwingen wollen zu einem Zeichen, zu einem Wunder an uns. Das hieße Gott versuchen. So lange unsere Kräfte ausreichen, sollen wir sie gebrauchen, auch zu unserer späteren Versorgung, bezw. der unserer Familie. Das Beispiel von Joseph lehrt uns, wir sollen in Tagen des Glücks an zukünftige Tage der Entbehrung und des Mangels denken. Spare in der Zeit, so hast du in der Not. Das braucht ja nicht mit ängstlichen Gefühlen der Sorge und so mit Vernachlässigung der Arbeiten der Gegenwart zu geschehen, sondern mit dem ruhigen Bewußtsein: Ich thue meine Pflicht, genügt das nicht, nun, so wird Gott sorgen. Gott kann auch bei der Fürsorge für die Zukunft der Grund des Vertrauens und des Glaubens bleiben. Schon daß er etwas erübrigen kann, veranlaßt einen Christen zum Lobpreis Gottes. — Ein anderes biblisches Beispiel von der Berechtigung an die Zukunft zu denken, bietet uns David mit seinen Vorbereitungen zum Tempelbau. Außer seinen Geschenken für denselben empfing er eine freiwillige Steuer lange zuvor, ehe der Tempel von seinem Sohn Salomo gebaut ward. Sind das nicht eklatante Exempel, die uns mahnen, für unsere und unserer Angehörigen Sicherheit bei Zeiten Sorge zu

tragen. Sprechen sie nicht deutlich für die neue Versorgungsmethode? Wir sind ja nicht Bewohner des Reiches der Mitte und tragen auch keine Zöpfe. Die orthodoxen Chinesen halten es nämlich für eine schwere Sünde, eventuellen Notständen abzuhelfen, weil sie dieselben als eine göttliche Heimsuchung ansehen, der nicht entgegen gewirkt werden dürfe. Nun, Gott sei Dank, daß wir nicht Anhänger des Konfucius sind, sonst müßten auch wir lieber umkommen wollen, als der Not entgegenarbeiten.

In einigen Gegenden Deutschlands schützt man sich gegen den Hagel mittels Kanonen, welche auf die Wolken abgeschossen werden. Hier in den Vereinigten Staaten Nord-Amerikas hat man im vergangenen Jahre in einem Städtchen des Westens zu demselben Radikalmittel gegriffen, um die Bahn des Cyklon abzulenken. Wer wollte diese Sicherung gegen Gefahren verurteilen!

Ueberall sind wir von Einrichtungen umgeben, die eine gar laute und verständliche Sprache reden. Wozu hat man Hospitäler, Armenhäuser, Blinden- und Taubstummen-Anstalten, Rettungshäuser, Marthastifte, rote und blaue Kreuze, Altenheime und ähnliche Institute geschaffen? Doch nicht etwa bloß, um dem Uebel in der Gegenwart abzuhelfen, sondern auch in der Zukunft. Ueberall schauen wir Institutionen, die Schwere des Daseins zu erleichtern. Und wir sollten so unvorsichtig sein, uns eine ähnliche Wohlfahrtseinrichtung zu versagen?

B. Aber nicht bloß biblische Gründe werden gegen die neue Versorgungsmethode geltend gemacht, sondern auch ethische. Der neue Modus soll demoralisierend auf die Beteiligten wirken. Prüfen wir diese Anschuldigung einmal! Man hat beim Lesen des Referats in dem „Theol. Magazin" den Eindruck, daß die Wünsche der meisten Brüder behufs Stellung der Invaliden-, Witwen- und Waisenkasse auf eine geschäftliche Basis nicht recht verstanden werden. Es handelt sich doch nicht um Verteilung ungeheurer Summen, sondern um die bescheidene Pension von etwa $200, die jedem invaliden Bruder und jeder Witwe werden soll. Um der Gerechtigkeit Rechnung zu tragen, sollen alle Pastoren ohne Unterschied darauf Anspruch haben dürfen. Daß die Aussicht auf diese geringe Summe, sage $200 — zum Hungern zu viel und zum anständigen Leben zu wenig — die Beteiligten veranlassen soll, in Saus und Braus zu leben und die Erziehung ihrer Kinder zur Arbeit zu vernachlässigen, eben weil ihnen eine jährliche Pension von $200 winkt, kann ich mir nicht gut vorstellen. Auch kann ich es nicht verstehen, daß ältere Brüder sich geneigt fühlen könnten, früher invalide zu werden, als es gegenwärtig geschieht. Ich kann daher nicht einsehen, wie die Aenderung der bisherigen Unterstützungsweise demoralisierender auf die Beteiligten wirken soll als die bestehende.

Eine andere Sache ist freilich die Verwaltung der eingezahlten Gelder, sie können den oder die Kassierer zur Untreue verleiten. Aber wird man denn jeden beliebigen Bruder zum Verwalter bestellen? Gewißlich nicht, sondern einen, der das größte Vertrauen genießt und in Geldangelegenheiten routiniert ist. Warum zittern wir denn jetzt nicht bei dem Gedanken, mit den in die verschiedenen Kassen der Synode fließenden Summen könne Mißbrauch getrieben werden? Einfach aus dem Grunde, weil wir es mit Vertrauenspersonen zu

thun haben. Natürlich müßte der Kassierer für seine Mühe besoldet werden; denn die Arbeitslast wäre zu groß, um unentgeltlich verlangt werden zu können. Auch wäre eine Bürgschaft ganz angebracht, ohne im entferntesten dem Schatzmeister zu mißtrauen; denn das menschliche Leben birgt so viel Mängel in seinem Schoß, daß es um der größeren Sicherheit willen geraten erscheint. Wenn trotz des Vertrauens, das dem Kassierer geschenkt wird, doch Veruntreuungen vorkommen, so ist das seine Sache, er ist dafür verantwortlich und nicht die Synode.

Damit wollen wir es mit der Widerlegung der Einwendungen gegen eine Neuerung der synodalen Invaliden-, Witwen- und Waisen-Unterstützung genug sein lassen. Wir kommen nun schließlich zum dritten Punkt unserer Arbeit,

III. zur praktischen Beleuchtung des neuen Versorgungsmodus.

Hierbei veranschaulichen wir uns zunächst A. denselben, sodann B. seine Möglichkeit, C. seine Berechtigung und endlich D. seinen Segen.

A. Da jeder Pastor jährliche Beiträge leistet, so soll er, bezw. seine Witwe auch zu einer jährlichen Pension berechtigt sein. Das ist ein Satz der Billigkeit und Gerechtigkeit. $200 jährlichen Ruhegehalts für jeden invaliden Pastor, Lehrer und für jede Witwe dürfte bescheidenen Ansprüchen an das Leben Rechnung tragen. Die Invaliditätsgrenze soll wie bisher das 55. Jahr sein. Jeder von der Synode angestellte Pastor oder Lehrer soll zu Beiträgen verpflichtet sein. Pastoren und Lehrer sollen in die Synode nur aufgenommen werden, wenn sie das 40. Lebensjahr nicht überschritten haben, oder sie haben Nachzahlungen vom 39. Lebensjahre an in die Invaliden-, Witwen- und Waisenkasse zu leisten nach Maßgabe ihres gegenwärtigen Gehalts. Wer die Synode verläßt, hat einen Anspruch auf nur die Hälfte seiner Einzahlungen. Dagegen ist er zur vollen Pension berechtigt, wenn er seine Beiträge weiter entrichtet. Witwen, welche wiederum eine Ehe eingehen, verlieren ihr Recht auf Versorgung. Die Frage, ob die bisherigen bedürftigen Invaliden und Witwen in der alten oder in der neuen Weise unterstützt werden sollen, läßt der Verfasser noch offen. Die Pensionen werden in vierteljährlichen Raten postnumerando gezahlt, anhebend mit dem ersten Tag des kommenden Vierteljahres. Um einen Sicherheitsfonds zu erhalten, tritt der neue Versorgungsmodus erst nach fünf Jahren in Kraft. Alsdann hätten wir einen Schatz von etwa $170,000. Behufs Verschmelzung der privaten Witwen- und Waisenkasse mit der neuen sollten die Angehörigen derselben während vier Jahren von Beiträgen befreit sein. Aehnlich könnte verfahren werden mit etwaigen anderen in der Synode bestehenden Privatvereinen. Die Zinsen obigen Kapitals sollten verwandt werden zu Auszahlungen an solche, welche die Synode verlassen; ferner zur Bezahlung des Kassierers und seiner Unkosten; sodann zur Tilgung des ev. Fehlbetrags, wenn die jährlichen Beiträge der Pastoren und Lehrer nicht ausreichen sollten, was kaum eintreten dürfte; der Rest endlich zur Vergrößerung des Sicherheitsfonds. Während genannter fünf Jahre werden die bedürftigen Invaliden und

Witwen noch nach der alten Methode unterstützt. Auch liefern für diesen Zeitraum noch die Pastoren und Lehrer ihre Beiträge und die Gemeinden ihre Kollekten wie bisher. Der Sicherheitsfonds soll durch die Kirchbaukasse an Missionsgemeinden zu mäßigen Zinsen verliehen werden. Weitere Bestimmungen zu treffen, sei erfahreneren Brüdern überlassen.

B. Wir kommen nun zur Darstellung, wie eine jährliche Pension von $200 an jeden invaliden Pastor und Lehrer sowie an jede Witwe erzielt werden könnte. Da bei dieser Einrichtung auf die Hilfe der Gemeinden und auf den Zuschuß vom Verlagshause billigerweise verzichtet werden müßte, so ist der Pfarr- und Lehrerstand auf sich allein angewiesen. Unsere Synode zählt etwa tausend Pastoren und Lehrer. Rechnen wir das Durchschnittsgehalt zu $500, so ergiebt sich ein Gesamtgehalt von $500,000. Gegenwärtig haben wir hundert bedürftige Invaliden und Witwen. Nehmen wir für den neuen Modus einhundertfünfzig an, so bekämen diese $30,000 das Jahr. Das wäre der Gesamtbetrag, den Pastoren und Lehrer jährlich zahlen sollten. Daraus ergiebt sich die Forderung, daß jeder 6 Prozent des festen Einkommens beizusteuern hätte. Diejenigen Brüder, welche ohne freie Pfarr- bezw. Lehrerwohnung von ihren Mitteln dieselben zu bezahlen haben, sollten als festes Einkommen ihr Gehalt abzüglich der Miete ansehen. Sollte der Verfasser sich in seiner Meinung irren, daß die armen Brüder den hohen Beitrag zu leisten imstande sind, so könnte derselbe auf 5 Prozent reduziert werden, aber die Einzahlungsfrist in den Sicherheitsfonds müßte zur beträchtlichen Vergrößerung desselben auf acht bis zehn Jahre verlängert werden. Mit der Zeit ist große Aussicht vorhanden, daß der jährliche Beitrag vermindert werden könnte, zumal das Sicherheitskapital beständig wachsen würde.

C. Das ist das Ideal, welches den meisten Brüder vorschwebt und dessen Verwirklichung bei gutem Willen keineswegs zu den unmöglichen Dingen gehört. Wir wollen ja nichts anderes, als was bereits seit Jahren Existenzberechtigung erlangt hat. Die staatlichen Pensionen der Beamten, die staatliche Altersversorgung und Unfallversicherung der Arbeiter, sowie die Krankenkassen in Deutschland sind doch nicht gottwidrige Institutionen, sondern Einrichtungen, welche die Liebe zum Nächsten hat entstehen lassen. (Ich verweise zum Belege dafür, daß die deutsche Arbeiter-Versicherung in materieller wie sittlicher Hinsicht seit ihrem Bestehen sich vorzüglich bewährt hat, auf eine im Verlage von Ascher und Co. in Berlin erschienenen Schrift: „Einrichtung und Wirkung der deutschen Arbeiter-Versicherung.") Aber „warum in die Ferne schweifen? Sieh, das Gute liegt so nah!" Haben wir doch etwas Aehnliches in unserer Synode. Die Versicherung gegen Feuer, Blitz und Sturm gründet sich auf dasselbe Prinzip, welches wir dem neuen Versorgungsmodus zu Grunde legen wollen, nur mit dem Unterschiede, daß die Versicherungssummen dort verschieden sind, während sie hier gleich sein sollen. Weshalb verlassen sich die Gemeinden nicht auf die Mildthätigkeit der Synodalen im Falle eines Unglücks? Nun, weil diese unsicher ist und auf sich warten läßt, namentlich wenn große und reiche Gemeinden Verluste erleiden sollten. Zu unserer Feuer-Versicherung gehören bedürftige und nichtbedürftige Gemeinden.

Es kommt den bedürftigen Gemeinden gar nicht in den Sinn, die Entschädigung der vermöglichen für ein Unrecht zu halten. Ebenso wenig muten diese jenen zu, für sich selbst Sorge zu tragen. Nein, reiche und arme Gemeinden gehen Hand in Hand, um der Trübsal des Lebens gemeinsam zu begegnen. Niemand wagt es, diese Institution schriftwidrig und unsittlich zu nennen. Gott der Herr hat den Menschen zum Herrn der Schöpfung bestimmt. Kann er da entfesselte Elemente nicht unschädlich machen, so kann er sich wenigstens teilweise durch Versicherung seines Eigentums schadlos halten.

Der neue Versicherungsmodus ist keine unsichere Lebensversicherung, welche bei hohen Prämien hohe Summen auszahlt, sondern eine sichere Einrichtung, welche bei mäßigen Beiträgen eine zum Leben sehr bescheidene Jahresrente gewährt. Das ist eben einer der Hauptgründe, weshalb wir solche Institution befürworten; die Prämien bei den Lebensversicherungs-Gesellschaften sind für arme Pastoren unerschwinglich hoch, während diese geplante Einrichtung sich mehr als viermal so billig stellt. Denn $200 sind die Zinsen von $4000. Wenn ich mein Leben mit $4000 versichere, habe ich weit mehr als eine jährliche Prämie von $120 zu zahlen, während nach dem beabsichtigten Versorgungsmodus jeder durchschnittlich nur $30 das Jahr giebt.

D. Welch ein Segen wäre das neue Verfahren für den einzelnen wie für die ganze Synode! Auch diejenigen, welche an die Zukunft nicht denken und alles verzehren, wären genötigt zu sparen. Ihnen wäre eine Gelegenheit geboten, für sich und die Ihren etwas zu thun. Dadurch würde der Unzufriedenheit abgeholfen, welche gegenwärtig herrscht über die Unterstützung der Brüder und Witwen, welche in Tagen der Kraft und Gesundheit bei gutem Einkommen doch nichts erübrigt haben. Es ist ein Segen, andere zum Sparen zu erziehen. In Deutschland hat man denselben schon lange erkannt, infolgedessen das im großen betriebene System der staatlichen Sparkassen. Wenn Gliedern die Tugend des Haushaltens abgeht, sollte da die Synodalfamilie nicht die Pflicht haben, diese Tugend zu wecken? Sollen wir durch Unterlassung uns der Fehler anderer schuldig machen? „Wer da weiß, Gutes zu thun und thut es nicht, dem ist es Sünde,“ Jak. 4, 17, „Dienet einander, ein jeglicher mit der Gabe, die er empfangen als die guten Haushalter der mancherlei Gnade Gottes,“ 1 Petr. 4, 10.

Welch ein Segen wäre ferner die neue Einrichtung für den armen Pastor! Um gegenwärtig seine Zukunft einigermaßen zu sichern, wird er Glied einer Lebensversicherungs-Gesellschaft und zahlt für $2000 sage $50 bis $60 und noch mehr jedes Jahr. Das geht aber über seine Kräfte, und er muß häufig das Geld auf der Bank leihen, ja seine Versicherung gar fallen lassen. Welche Ersparnis wär's für ihn, wenn er nur $18—$24 jährlich zu zahlen hätte! Da kann die Liebe zum Nächsten manchem Verluste vorbeugen und manchen Kummer stillen.

Die gegenwärtige Unterstützungssache bietet nichts Gewisses. Bangen Herzens warten jetzt Invaliden, Witwen und Waisen auf das ihnen versprochene Geld. Und welch Herzeleid tritt ein, wenn das Nötige für ihren

Unterhalt nicht aufgebracht wird! Fragt doch die Schatzmeister der betreffenden Kassen, welche markerschütternden Schreiben ihnen zugesandt werden, wenn die Unterstützung nicht auf den Tag gezahlt werden kann! Diese Unsicherheit und Ungewißheit macht vielen aktiven Brüdern jetzt schon Sorge. Welch ruhiges Gefühl dagegen würde der arme Pastor und Lehrer haben, wenn er im Falle seiner Invalidität oder seine Angehörigen im Falle seines Todes auf eine sichere, wenn auch geringe Versorgung rechnen könnten! Wie viel Kummer und Thränen würden durch das neue System vermieden werden! Welchen Triumph würde durch dasselbe die Gerechtigkeit feiern! Denn auch die verschämte Armut würde dabei zu ihrem Rechte kommen, Nepotismus würde aufhören, eine Rolle zu spielen, alle würden in gleicher Weise bedacht werden. Selbst die Brüder, welche bei einem Gehalte von $1000 $60 das Jahr in die Invaliden-, Witwen- und Waisenkasse zu zahlen hätten, kämen dabei nicht zu kurz. Rechnen wir die Dienstzeit eines Pastors oder Lehrers auf 30 Jahre, so hätte er nach Ablauf dieser Zeit erst $1800 bezahlt, also mit Zinsen und Zinseszinsen etwa $3700, während er berechtigt ist zu $200 jedes Jahr, also zu einem Kapital von $4000. Sowohl der besser situierte als der weniger gut gestellte Bruder hätte demnach einen großen Gewinn, den größeren freilich der letztere.

Welch ein Segen endlich wäre der geplante Versorgungsmodus für die Synode! Zur Zeit werden die Gemeinden zur Unterhaltung der Bedürftigen herangezogen. Wie, wenn diese zwei Kollekten, welche fast jedes Jahr für die Invaliden und für die Witwen und Waisen erhoben werden (im vergangenen Jahre waren es $5999), anderen Zwecken der Synode zugeteilt würden; ferner, wenn das Publishing House in St. Louis nicht mehr genötigt wäre, einen Teil des Reingewinns der Invaliden- und der Witwen- und Waisenkasse zuzuwenden (im vergangenen Jahre waren es $4600, zusammen mit den Kollekten $10,599); endlich, wenn der Sicherheitsfonds mit der Bereicherung desselben dem Kirchbaufonds geliehen würde, so müßte sich die finanzielle Lage der Synode ohne Zweifel bessern und ihre Schuldenlast leichter werden. Bis jetzt aber sind die Passiva noch immer gestiegen und werden, wenn nicht Wandel geschaffen wird, fortsteigen, bis uns unsere wertvollen Seminarien in Elmhurst und St. Louis — nicht mehr gehören. Das ist keine verlockende Aussicht. Darum, wer ein Herz für die Synode hat, der helfe ihr zur Besserung ihrer finanziellen Verhältnisse! Ein Weg dazu ist eben der neue Versorgungsmodus der Invaliden, Witwen und Waisen.

Das wäre der herrliche Segen der geplanten Einrichtung. Laßt uns dieselbe an Stelle der alten setzen! Laßt sie uns zum Synodalgesetz machen! Wir haben ganz dasselbe Recht dazu wie der Staat, welcher Beiträge zum Pastorenfonds einfordert und wie unsere Vorgänger zur Begründung der alten Unterstützungsmethode. Ja, unser Recht ist größer als das dieser, insofern wir jedem invaliden Bruder und jeder Witwe eine bestimmte Jahresrente in Aussicht stellen und das Bibelwort für uns haben: „Lasset alles ehrlich und ordentlich zugehen," 1 Kor. 14, 40. Durch diese Einrichtung haben wir keineswegs zu fürchten, der Synode zu schaden, weil manche Brüder sich

aus irgend welchen Gründen nicht im Einklang mit derselben befinden möchten. Nein, wir wagen getrost zu behaupten, der neue Versorgungsmodus dürfte dazu beitragen, mehr Kräfte zu gewinnen; denn das Pensionssystem in Deutschland ist für die Theologen kein Hinderungsmittel, sich ihrem Berufe zu widmen, nein, es dient mit zum Antrieb dazu. Doch wie die Brüder wollen. Wer von dem Segen überzeugt ist, welchen eine Aenderung des alten Unterstützungsmodus in der angegebenen Weise für den einzelnen wie für die ganze Synode hat, der wird rückhaltlos dafür eintreten.

Was uns noch übrig bleibt, ist die herzliche Bitte an die Gegner der neuen Versorgungsmethode: Helft uns vor allem dem armen Pastor die sorgenvolle dunkle Zukunft in etwas erhellen! Laßt uns dabei den berühmten englischen Astronomen Newton zum Vorbilde nehmen! Derselbe betrachtete die Welt als in zwei große Massen geteilt, nämlich in eine Masse von Wohlstand und in eine noch größere von Elend. Daher war es sein tägliches Geschäft, so viel als möglich von der Masse des Elends wegzunehmen und so viel er konnte zu der des Wohlstandes hinzuzufügen. Das können wir auch thun, wenn wir nur wollen. Wir sind ja Brüder, Brüder aber lieben sich, und lieben heißt nach Vinet, dem schweizerischen Vertreter des Freikirchenideals, „auf den Altar steigen“, freilich nicht, um sich verehren zu lassen, sondern um sich zu opfern. Nein, wir verkennen es nicht, es ist ein Opfer, welches die gut situierten Brüder den minder gut gestellten bringen. Wohl schmerzt solch Opfer, aber das Bewußtsein, eine gute That zu vollbringen, dem Nächsten etwas zu sein, macht das Opfer weniger schwer. Brüder, laßt uns einig sein, dann kommen wir zum Ziel!

Das Leben Jesu Christi

auf Erden ist die größte, historische Thatsache aller Zeiten, denn kein Ereignis der Weltgeschichte hat auf das Menschengeschlecht einen so gewaltig durchgrifenden Einfluß ausgeübt, wie das kurze Leben, die dreijährige Wirksamkeit und Lehre, das nach menschlichen Begriffen traurige Ende und dann zuletzt die wunderbare Auferstehung und sichtbare Himmelfahrt des Mannes aus Nazareth. Ein fleißiges Forschen in der Lehre dieses Mannes kann deshalb nicht nur nicht als Nebensache angesehen werden, sondern ist von allen Anhängern seiner Lehre und allen Bekennern seines Namens aufs eifrigste zu betreiben, weil sie nach ihrem Bekenntnis die Richtschnur ihres Lebens und zugleich der einzig richtige Wegweiser zur ewigen Seligkeit ist. Für die Gläubigen ist Jesu Leben und Wort eine Quelle, woraus ihnen schon hienieden ein Vorschmack des Himmels zufließt. Sie werden nicht müde, in seinem Worte zu forschen, in seine Lehre einzudringen, ihr Leben nach seinem darin abgespiegelten Vorbilde umzugestalten.

Wir werden des Lichtes nicht müde, weil wir es einmal oder auch öfters gesehen haben; auch bildet sich niemand ein, alle Schönheiten der Natur auf einem Ausfluge schauen zu können, denn jeder neue Sonnenstrahl offenbart uns neue Wunder und nie gesehene Schönheiten. Können wir uns den Wundern in Jesu Lehre verschließen, welche sein Gnadenlicht uns offenbaren will? (Mitarbeiter.)

Die Chronologie der neutestamentlichen Schriften.

Von P. G. Brändli.

(Fortsetzung.)

4. *Johannes.*

Harnack kam bei seinen neuesten Untersuchungen über die Evangelienfrage zu ganz unerwarteten Resultaten in betreff des vierten Evangeliums. Dieses ist nach ihm zwar johanneisch, soll aber nicht von Johannes, dem Lieblingsjünger des Herrn, verfaßt sein. Daß das Evangelium nicht später als in der trajanischen Zeit verfaßt sein kann, davon ist Harnack ebenso fest überzeugt, wie ihm andererseits die Unmöglichkeit seines apostolischen Ursprungs als „ein unwiderlegliches Ergebnis des inneren Befundes des Evangeliums" erscheint.*) Er weiß sich daher nur mit einem kritischen Machtspruch zu helfen, der aller äußeren Bezeugung des Evangeliums geradezu Hohn spricht, indem er dasselbe jenem „Presbyter" *Johannes* zuschreibt, der von Papias erwähnt wird, dem sonst die Autorschaft der *Apokalypse* zugesprochen wurde von solchen, welche ihre Abfassung durch den Apostel bestritten.

Die äußere Bezeugung für das Johannes-Evangelium ist eine so gute, wie sie kaum einer anderen neutestamentlichen Schrift zu teil geworden ist. Sie reicht hinauf bis in die apostolische Zeit und wird ganz direkt bestätigt durch das Selbstzeugnis des Evangeliums. Und wenn noch Weiß in seiner Einleitung in das Neue Testament (S. 616) behauptet, daß die Erfolge der Apologetik in den vierziger bis sechziger Jahren, in betreff der äußeren Zeugnisse für das Johannes-Evangelium, „*stark überschätzt*" worden seien, so klingt das eigentümlich im Munde dessen, der selber zugiebt, daß die Baursche Kritik gerade durch die Wucht dieser Zeugnisse zu einem stetigen Rückzug veranlaßt worden sei. Und wenn auch Ebrard in seiner „wissenschaftlichen Kritik" und in anderen Schriften oft *eiferte mit Unverstand*, so that er es wenigstens in guter Absicht.—

Ganz im Unterschiede von den synoptischen Evangelien erhebt das vierte Evangelium deutlich den Anspruch, von einem *Augenzeugen* der erzählten Begebenheiten verfaßt zu sein. Nach 1, 14 zählt sich der Verfasser zu denen, welche die *Herrlichkeit des fleischgewordenen Logos* geschaut haben. Es war ein unglücklicher Versuch, diesem Zeugnis seine beweisende Kraft streitig zu machen durch die Behauptung, das ἐν ἡμῖν und ἐθεασάμεθα bezeichne ganz allgemein *die Gesamtheit der Gläubigen* aus deren Bewußtsein heraus der Ver-

*) Diese Harnacksche Behauptung ist zwar nicht eine *neue Erfindung*, denn schon Hilgenfeld sagt: „Aus der inneren Beschaffenheit des vierten Evangeliums ergiebt sich die Unmöglichkeit seiner Abfassung durch den Apostel Johannes" (vgl. seine Schrift: Die Evangelien 1854, pg. 337), aber immer wieder muß man sich's gefallen lassen, daß alte Hypothesen in moderner Zustutzung einem als neuestes Ergebnis der wissenschaftlichen Forschung angepriesen werden.

fasser des Evangeliums rede.*) Denn der Zusammenhang unserer Stelle redet von der Erscheinung Christi im Fleisch. Den fleischgewordenen Logos haben doch nur seine Zeitgenossen geschaut, und für die Herrlichkeit desselben war nur das Jüngerauge geöffnet (vergl. Matth. 16, 13–20 und dagegen Joh. 8, 12–14; ebenso Joh. 6, 66–69). Ebenso macht sich der Augenzeuge bemerklich 19, 35. Der Evangelist bekräftigt hier nachdrücklich seinen Bericht über zwei Begebenheiten, die auf ihn einen besonders tiefen Eindruck gemacht hatten, mit den Worten: „und der es gesehen hat, ist Zeuge†), und sein Zeugnis ist wahr, und derselbe (ἐκεῖνος)‡) weiß, daß er die Wahrheit sagt.“ — Wer ist dieser Berichterstatter, der so großes Gewicht darauf legt, daß er selber gesehen habe, was er bezeugt? In V. 26 ist nur von einem Jünger die Rede, der beim Kreuz anwesend war; er wird bezeichnet: „der Jünger, den Jesus lieb hatte.“ Wir finden ihn vorher, beim letzten Mahl, am Busen des Herrn (13, 23). Diesen Platz konnte nur einer von den dreien innehaben, die dem Kreise der drei vertrautesten Jünger Jesu angehörten (vgl. Matth. 17, 1; 26, 37; Mark. 5, 37). Petrus, der diesem Kreise angehört, wird ausdrücklich von ihm unterschieden (vgl. 13, 24; 18, 15 f.; 20, 2 ff.); Jakobus, der ebenfalls einer von den dreien war, erlitt schon früh den Märtyrertod (Act. 12, 2), kann also als Verfasser des Evangeliums nicht in Betracht kommen. So ist der ungenannte, und doch so genau gekennzeichnete Jünger, der ausdrücklich seine Augenzeugenschaft bestätigt (vgl. auch 20, 8), Johannes, dessen Name im Evangelium nie genannt wird, während der Name des Petrus, auch außer den erwähnten Stellen, noch oft vorkommt. Die indirekte Selbstbezeichnung des Evangelisten hat wohl darin ihren Grund, weil sich ihm nur auf diese Weise die Möglichkeit bot, im Evangelium von sich selber zu reden und dabei doch die objektive Darstellungsweise durchweg beizubehalten.

---

*) So noch Hilgenfeld a. a. O., pg. 340.

†) Das Perfekt μεμαρτύρηκεν ist nicht zu übersetzen: „er hat bezeugt,“ da das griechische Perfekt nicht wie das deutsche die Vergangenheit bezeichnet, sondern nur eine Handlung charakterisiert als in der Gegenwart vollendet. Die Perfektform deutet also nicht etwa an, daß der Evangelist und der Augenzeuge zwei verschiedene Personen seien, daß dieser jenem einst bezeugt und bekräftigt hat, was jener dann später einmal aufzeichnete.

‡) Was die Perfektform nicht leistet, soll aber das ἐκεῖνος thun. Es ist nämlich behauptet worden, ἐκεῖνος könne nur eine dritte entfernter stehende Person bezeichnen. Darum sei diese Stelle ein Beweis, daß sich der Schreiber des Evangeliums ausdrücklich vom Augenzeugen unterscheide. Aber schon im Prolog braucht Johannes ἐκεῖνος in V. 8 und 18, wo er offenbar ebensogut hätte αὐτός setzen können, was gewöhnlich geschieht zur nachdrücklichen Hervorhebung einer Person. Und Jesus bezeichnet 9, 37 in seinem Gespräch mit dem Blindgeborenen mit ἐκεῖνος nicht eine dritte, dem Schauplatz der Begebenheiten ferner stehende Person, sondern sich selber, den Redenden. Daß dieser Gebrauch von ἐκεῖνος sogar im klassischen Griechisch sich findet, ist schon von Steitz nachgewiesen worden in Stud. u. Krit. 1861, pg. 267.

Eine andere als die oben gegebene Deutung des ἐκεῖνος, 19, 35, hat Dechent vorgeschlagen.*) Er faßt nämlich ἐκεῖνος auf als eine feierliche, dem Johannes eigentümliche Bezeichnung Jesu. Diese Auffassung scheitert aber nicht nur daran, daß alle Stellen aus dem Evangelium, welche für diese Deutung beigezogen werden, ebensowohl eine andere Deutung zulassen, sondern auch der ganze Zusammenhang unserer Stelle spricht wider diese Auffassung. Johannes redet unmittelbar nach der feierlichen Beteuerung der Wahrheit seiner Worte vom Zweck derselben: „Damit auch ihr glaubet." Nun ist schon die Vorstellung ganz unvollziehbar, daß Jesus selber als Zeuge angerufen werden sollte dafür, daß am Kreuze seine Seite durchbohrt wurde, und daß Wasser und Blut herausgeflossen sei. Sondern wenn Johannes diese Dinge erwähnt, und so nachdrücklich als möglich betont, daß er die Wahrheit, nichts als die lautere Wahrheit rede, und dazu beteuert, daß er das Berichtete mit eigenen Augen gesehen habe, so soll das alles dazu dienen, Glauben zu wecken an Jesu Messianität, die sich deutlich kundgiebt daraus, daß in jenem bedeutsamen Augenblick alttestamentliche Prophetenworte sich erfüllt haben, die auf den Messias abzielten (vgl. V. 36). Glauben an die Herrlichkeit Jesu, die dem Jüngerauge sichtbar wurde auch zur Zeit der tiefsten Erniedrigung des Herrn, möchte der Evangelist auch bei anderen bewirken, das ist der Zweck seiner Erzählung, der Sinn seiner Beteuerung und seines Hinweises auf das alttestamentliche Verheißungswort. Ein Zeugnis Christi für seine Messianität hat für Gläubige die höchste Beweiskraft, aber für solche, die erst für den Glauben gewonnen werden sollen, ist das zuverlässige Zeugnis eines Augenzeugen von ungleich größerem Gewicht.†)

Von den äußeren Zeugnissen ist das älteste schon dem Evangelium selbst beigefügt 21, 24. Da wir offenbar 20, 31 als den Schluß des Johannes-Evangeliums zu betrachten haben, so ist das ganze 21. Kapitel eine Art von Anhang zum Evangelium. Ebensowohl aber ist möglich, daß Johannes noch selber diese Erscheinung des Auferstandenen am See Genezareth dem Evangelium nachträglich beigefügt hat, und daß dann von glaubwürdigen Zeugen, etwa von den ephesinischen Gemeindevorstehern, ausdrücklich die Echtheit und der apostolische Ursprung des ganzen Evangeliums, bestätigt wurde mit der Beifügung V. 24 und 25. Unmittelbar vorher war die Rede von dem Jünger, „den Jesus lieb hatte" (V. 20), und daß auf Grund eines mißverstandenen Wortes Jesu über denselben (V. 22) die Rede unter die Brüder kam: „Jener Jünger stirbt nicht!" Auf die Richtigstellung dieses Irrtums folgt dann das Zeugnis: „Dieser ist der Jünger, der Zeuge ist für diese Dinge und sie aufgeschrieben hat, und wir wissen, daß sein Zeugnis wahr ist." Da schon Papias und Irenäus in ihren Zeugnissen

*) Vgl. Stud. u. Krit. 1899, pg. 446 ff. „Zur Auslegung der Stelle Joh. 19,35."

†) ἵνα καὶ ὑμεῖς πιστεύσητε ist offenbar eine Anrede des Evangelisten an diejenigen von den Lesern, die noch nicht an Jesus glaubten (vgl. auch 20, 31).

sich auf ephesinische Presbyter berufen,*) so ist die Vermutung, die schon Grotius ausgesprochen, daß dieselben im Namen der ephesinischen Gemeinde, aus deren Mitte das Evangelium hervorgegangen ist,**) die Echtheit des Evangeliums bezeugen, durchaus nicht unwahrscheinlich.

Hilgenfeld†) eröffnet seine Besprechung der äußeren Zeugnisse für das Johannes-Evangelium mit den Worten: „Ist das Evangelium in Kleinasien entstanden, so muß es vor allem befremden, daß es von Papias in der ersten Hälfte des zweiten Jahrhunderts gar nicht erwähnt wird.“ Hilgenfeld weiß sogar, daß, wenn Euseb bei Papias auch nur die geringste Spur vom Johannes-Evangelium entdeckt hätte, er solches ganz unmöglich hätte verschweigen können. Worin diese Nötigung für Euseb lag, sagt uns Hilgenfeld nicht.††) Dagegen fügt er noch zum Ueberfluß den kritischen, von Zeller aufgestellten Kanon bei: „Das Schweigen des Papias wird fortwährend einen starken Beweis gegen die Authentie dieses Evangeliums abgeben.“ Nach einer dürftigen Skizzierung der Osterstreitigkeiten kommt er zu dem Schluß: „also erst um 170 begegnet uns die erste sichere Spur des johanneischen Evangeliums.“

Die ersten deutlichen Spuren des vierten Evangeliums finden sich schon lange vor 170. Der Barnabas-Brief, der nach Harnack‖) erst nach der Zerstörung Jerusalems verfaßt sein kann (4, 14; 6, 1), aber vor dem Jahr 132 geschrieben sein muß, da sich darin nicht die geringste Spur von Polemik gegen heidenchristliche Gnosis aufweisen läßt, enthält eine Anzahl Gedanken und Wendungen, die dem Johannes-Evangelium eigentümlich sind. Man hat dieses Zeugnis durch allerlei Kunstgriffe aus dem Wege zu räumen versucht, besonders durch die beliebte Interpolationshypothese, die trotz ihres Alters und ihrer nachgewiesenen Unhaltbarkeit immer wieder ihr Erscheinen macht.§) Es ist zuzugeben, daß manche aus dem Barnabas-Brief beigezogenen Stellen nicht beweiskräftig sind. Aber ganz unverkennbar johanneisch ist der Ausspruch 7, 9, wo von der Wiederkunft des Herrn die Rede ist und gesagt wird: „da werden sie ihn sehen . . . . und sagen: ist dieser nicht der, den wir einst gekreuzigt haben, ihn verachtend und

---

*) Vgl. Patrr. app. opp., fasc. I, part II, Appendix II, 3, pg. 90: *ὅσα ποτὲ παρὰ τῶν πρεσβυτέρων καλῶς ἔμαθον.* II, 15, pg. 92: *καὶ τοῦτο ὁ πρεσβύτερος ἔλεγε.*—Iren. II, 22, 5: *καὶ πάντες οἱ πρεσβύτεροι, μαρτοροῦσιν, οἱ κατὰ τὴν Ἀσίαν Ἰωάννῃ τῷ τοῦ κυρίου μαθητῇ συμβεβληκότες.* V. 5, 1: *λέγουσιν ὁι πρεσβύτεροι, τῶν ἀποστόλων μαθηταί.*

**) Iren. III, 1, 1: *Ἰωάννης . . . . ἐξέδωκε τὸ εὐαγγέλιον, ἐν Ἐφέσῳ τῆς Ἀσίας διατρίβων.*

†) a. a. O., pg. 344 ff.

††) Jedenfalls lag sie nicht in der Absicht, die Euseb bei seinen Aufzeichnungen hatte. Vgl. Eus. III, 3, 2.

‖) Vgl. Gebhardt-Harnack, Barnabae epistola; Patrr. app. opp., Fasc. I, Part. II; Prolegomena LXVII–LXXII.

§) Vgl. Gebhardt-Harnack, a. a. O. LXI ff., und dazu Weiß, Einleitung, 2. Aufl., pg. 24, Anm. 2, und pg. 30.

durchbohrend? (vgl. Joh. 19, 34–37). Ebenso kann 12, 5 ff., wo gesagt wird, daß Moses die eherne Schlange in der Wüste verfertigte als ein Vorbild auf Jesum, „daß er leiden müsse und daß er lebendig machen werde," nur aus Joh. 3, 14 u. 15 stammen; vgl. noch besonders 12, 7 von der Schlange: „obgleich sie tot ist, kann sie lebendig machen." — Kap. 5 ist voll von johanneischen Gedanken und klingt in einigen Stellen auch an den ersten und zweiten Johannes-Brief an. Hier ist besonders zu nennen 5, 7 u. 13: „denn er wird, nachdem er die Auferstehung ins Werk gesetzt hat, Gericht halten." Dieser Gedanke ist Joh. 5, 27–29 ausgesprochen. Und, daß Jesus nach seiner freien Willensentscheidung sein Todesleiden auf sich nimmt, stammt aus Joh. 10, 18.—11, 11: „wer da hört auf diese Aussprüche und glaubt, wird leben in Ewigkeit," scheint sich an Joh. 5, 24 anzulehnen.*) Die Briefe des Ignatius († 107), mit ihren deutlichen Anspielungen auf das Johannes-Evangelium†) seien hier nur erwähnt, sowie die mannigfachen Anklänge an Johannes im Pastor Hermae,‡) der noch in der ersten Hälfte des zweiten Jahrhunderts geschrieben ist, wahrscheinlich in den letzten Regierungsjahren des Hadrian.

Gehen wir einen Schritt weiter, zu den Schriften Justins, der etwa um 166 den Märtyrertod erlitten hat. Daß seine uns erhaltenen Schriften deutliche Zeugnisse enthalten für das Johannes-Evangelium, konnte nur aus Unwissenheit oder Befangenheit geleugnet werden, denn seine Logos-Lehre entspricht Zug für Zug der dem Johannes im Prolog (1, 1–18) eigentümlichen Darstellung von Christi Person. Seine erste Apologie, die etwa um 139 geschrieben ist, ist durchwoben von johanneischen Gedanken. Ebenso deutliche Spuren des vierten Evangeliums finden sich in der zweiten Apologie, die etwas späteren Datums ist, sowie in seinem Dialog mit Tryphon.

*) 7, 9: *ἐπειδὴ ὄφονται αὐτόν . . . . καὶ ἐροῦσιν ὀυχ οὗτος ἐστίν, ὃν ποτε ἐσταυρώσαμεν . . . . κατακεντήσαντες.*

12, 5, ff.: *πάλιν 'Μοϋσῆς ποιεῖ τύπον τοῦ 'Ιησοῦ, ὃτι δεῖ αὐτὸν παθεῖν καὶ αὐτὸς ζωοποιήσει* 7: *ὃτι αὐτὸς ὢν νεκρὸς δύναται ζωοποιῆσαι.*

5, 7: *ὅτι τὴν ἀνάστασιν αὐτὸς ποιήσας κρινεῖ* 13: *αὐτὸς δὲ ἠθέλησεν ὅυτῳ παθεῖν.*

11, 11: *ὃς ἄν . . . ἀκούσῃ τούτων λαλουμένων καὶ πιστεύσῃ, ζήσεται εἰς τὸν αἰῶνα.*

†) Ephes. 7, 2, ist Jesus genannt: *ἐν σαρκὶ γενόμενος θεός* vgl. Joh. 1, 1. 14.

Magn. 8, 2: *ὃς ἐστὶν αὐτοῦ λόγος* (Joh. 1, 1 ff.) *ὃς κατὰ πάντα εὐηρέστησεν τῷ πέμψαντι αὐτόν* (Joh. 8, 29).

Magn. 6, 1: *ὃς πρὸ ἀιώνων παρὰ πατρὶ ἦν* (Joh. 1, 2, bes. 17, 5).

Magn. 7, 1: *ὁ κύριος ἄνευ τοῦ πατρὸς οὐδὲν ἐποίησεν* (Joh. 5, 19), *ἡνωμένος ὢν* (Joh. 10, 30).

Röm. 7, 3: *ἄρτον θεοῦ θέλω, ὁ ἐστὶν σαρξ 'Ιης. χρ . . . καὶ πόμα θέλω τὸ αἷμα αὐτοῦ* (Joh. 6, 33; 51–55).

Philad. 9, 1: *αὐτός ὢν θύρα τοῦ πατρός* (Joh. 10, 9; 14, 6b). — Vgl. noch 7, 1 mit Joh. 3, 8; Eph. 20, 2 mit Joh. 6, 27–58 und Smyrn. 3, 1–3 mit Joh. 20, 19 ff.

‡) Vgl. z. B. Sim. 5, 6, 3: *ἔδειξεν αὐτοῖς τὰς τρίβους τῆς ζωῆς, δοὺς αὐτοῖς τὸν νόμον ὃν ἔλαβε παρὰ τοῦ πατρὸς αὐτοῦ,* dazu Joh. 10, 18b; 12, 49. 50.

Sim. 9, 12, 1 u. 7: *ἡ πύλη ὁ ὑιὸς τοῦ θεοῦ ἐστ. αὗτη μιά εἴσοδός ἐστιν πρός τὸν κύριον; ἄλλως οὖν οὐδεὶς εἰσελευσεται πρὸς αὐτόν.* Vgl. Joh. 10, 9; 14, 6.

Apol. 1, 5 redet Justin von dem „in Menschengestalt erschienenen und Christus genannten Logos.“ — 1, 10 heißt es: „was nämlich die menschlichen Gesetze nicht vermochten, das vollbrachte der Logos, der göttlichen Wesens ist.“ — 1, 12: daß die Heiden mit ihren Opfern Gott nicht angenehm sind, „das hat der Logos dargethan, von dem wir wissen, daß es keinen königlicheren und gerechteren Herrscher giebt als ihn, nächst Gott, der ihn erzeugte.“—1, 14: „denn nicht ein Wortkünstler war er, sondern Gotteskraft war sein Logos.“ — 1, 21: Von Jesus Christus ihrem Lehrer bezeugen die Christen: „auch der Logos, der das erste von Gott Erzeugte ist, sei nicht auf dem gewöhnlichen Wege gezeugt worden.“—1, 22: „Wenn wir aber auch behaupten, auf besondere Weise, im Gegensatz zum gewöhnlichen Ursprung, sei der Logos Gottes aus Gott selber gezeugt worden“ u. s. w.—1, 23: „Und Jesus Christus allein ist in eigentümlicher Weise als Sohn Gottes gezeugt worden, indem er sein Logos ist.... und nach seinem Ratschluß Mensch geworden.“ — 1, 33 redet Justin von der Empfängnis Christi: „unter dem Geist also und der Kraft von Gott (vgl. Luk. 1, 35) haben wir gar nichts anderes zu verstehen als den Logos, der auch der Erstgeborene Gottes ist.“ Schon 1, 32 heißt es: „die erste Kraft aber nach dem Vater.... ist der Logos; welcherweise fleischgeworden er Mensch ward, werden wir im folgenden besprechen.“ Dann 1, 33, am Schluß, lesen wir: „daß aber die Propheten von keinem anderen als dem göttlichen Logos begeistert wurden, werdet auch ihr, wie ich annehme, zugeben.“ 1, 36: Die Propheten haben geredet „vermöge des sie bewegenden göttlichen Logos.“ — Endlich erwähnen wir noch 1, 66, wo Justin von der Eucharistie sagt: „aber nicht als gewöhnliches Brot oder gewöhnlichen Trank empfangen wir diese; sondern wie vermittelst des Logos Gottes Jesus Christus, unser Heiland, Fleisch geworden, Fleisch und Blut zu unserer Rettung an sich trug, so auch sei die durch ein Dankwort von ihm geweihte Speise.... jenes fleischgewordenen Jesu Fleisch und Blut, sind wir gelehrt worden.“—

Wer denkt hier nicht an Joh. 6, insbesondere da Justin im nächsten Satz sich beruft auf die „ἀπομνημονεύματα, welche *Evangelien* genannt werden,“ in welchen „die Apostel“ solches überliefert haben. Aus der *zweiten Apologie* genüge eine Stelle, 2, 6: „Sein Sohn aber, der *einzige*, der rechtmäßig Sohn genannt wird (Joh. 1, 14. 18; 3, 16. 18 ὁ μονογενὴς υἱός), der Logos, der *vor allen Geschöpfen* (Joh. 17, 24 πρὸ καταβολῆς κόσμου vgl. 8, 58), sowohl *mit ihm eins* (Joh. 10, 30 ἐγὼ καὶ ὁ πατήρ ἕν ἐσμεν), als von ihm gezeuget war, als er *im Anfang alles durch ihn schuf*“ (Joh. 1, 1. 3) u. s. w. Wer wollte angesichts dieser einen Stelle leugnen, daß Justin das Joh.-Evang. gekannt und benutzt hat. Ueberdies finden wir in Justins Schriften eine Menge von Stellen, die an Worte Jesu erinnern, die nur im Joh.-Evang. sich finden. Apol. 1, 6: „Gott, den Vater, und *den von ihm ausgegangenen Sohn* (Joh. 16, 28)...., sowie den heiligen Geist verehren wir und *beten sie an, im Geist und in der Wahrheit* (Joh. 4, 24) sie

ehrend." Auch 1, 22: „von Geburt an Unglückliche" (oder Blinde), deutet auf Joh 9, 1, wo ἐκ γενετῆς steht, wie in der citierten Stelle.— 1, 32 lesen wir: „die, welche an ihn glauben, sind Menschen, in welchen der Same von Gott, der Logos, wohnt." Das erinnert an Joh. 1, 12–14. — 1, 61: „Wenn ihr nicht von neuem geboren werdet, werdet ihr nicht ins Himmelreich kommen." Diese Worte sind als Ausspruch Christi citiert, und Justin fügt bei: „daß es aber unmöglich ist für die einmal Geborenen zurückzukehren in die Leiber ihrer Gebärerinnen, ist jedem klar." Das stammt doch offenbar aus Joh. 3, 3–5. 1, 63 heißt es: Jesus aber, der Christus, habe die Juden überführt, „daß sie nicht wußten, was der Vater und was der Sohn sei." Und etwas später sagt Justin: „Die Juden .... werden sowohl durch den prophetischen Geist, wie durch Christum selbst überführt, daß sie weder den Vater noch den Sohn erkannt haben." Diese Worte weisen deutlich auf Joh. 8, 19.

Auch der Dialog mit Tryphon enthält Hinweisungen auf das Johannes-Evangelium.*) Wir mußten etwas ausführlicher von diesen ältesten Zeugnissen reden, weil sie bisher nur wenig beachtet, oder doch sehr unterschätzt worden sind. Jedenfalls scheint uns erwiesen zu sein, daß schon lange vor 170 sichere Spuren vom Dasein des Johannes-Evangeliums sich finden.

Nun haben wir der Frage näherzutreten, ob Papias († 162) sich über das vierte Evangelium ganz ausgeschwiegen habe. Schon Routh†) hat die Vermutung ausgesprochen, daß eine Stelle des Irenäus‡) aus dem Werke des Papias entlehnt sei. Die betreffende Stelle handelt von den letzten Dingen. Daß die einen gewürdigt werden im Himmel zu wohnen, die anderen werden die Freuden des Paradieses genießen, und wieder andere werden die Herrlichkeit der Stadt besitzen. Diese Unterschiede im Wohnort seien bedingt durch die verschiedene Würdigkeit der Bewohner. Darum habe auch der Herr gesagt: „in meines Vaters Hause sind viele Wohnungen" (vgl. Joh. 14, 2).—Die Vermutung von Routh ist später von Harnack und anderen Gelehrten‖) verteidigt worden. Sie läßt sich auch bis zur Wahrscheinlichkeit erheben. Denn Irenäus beruft sich in der erwähnten Stelle auf das Zeugnis der Presbyter, welche Schüler der Apostel waren. An einer andern Stelle§) bringt Irenäus eine Gleichnisrede Jesu, die

---

*) Dial. 17: Durch den Sohn geschieht es, daß wir ἐπὶ τὸν πατέρα προσχωροῦμεν (vgl. Joh. 14, 6b). — Dial. 63 wird Jesus genannt: γεγεννημένος οὐκ ἐξ ἀνθρώπου σπέρματος, ἀλλ' ἐκ θελήματος θεοῦ (vgl. Joh. 1, 13). Dial. 105 ist von Jesus μονογενής gebraucht, das nur bei Johannes vorkommt (vgl. Joh. 1, 14. 18; 3, 16, 18). Nach Dial. 121 verleiht Jesus τὰ τοῦ θεοῦ ἐπιγνῶναι πάντα, was auch ein johanneischer Gedanke ist (vgl. Joh. 17, 3. 4. 6–8) u. s. w.

†) Reliquiae sacrae I, pg. 11, ed. 1814.

‡) Haer. V, 36, 1. 2.

‖) Patr. app. Opp. Fasc. II, Part. II, Appendix pg. 89, 113, 114.

§) V, 33, 3 f. Vgl. Eus. hist. eccl. III, 39, 1.

Papias in sein Werk aufgenommen hatte, und führt dieselbe ein mit den Worten: „Wie sich die Presbyter, welche Johannes, den Jünger Jesu, gesehen haben, erinnern von ihm gehört zu haben.“ Auch den Papias zählt ja bekanntlich Irenäus unter „die Hörer“ des Apostels. Aber wenn sich auch diese Vermutung später als unbegründet erweisen sollte, so bleibt dieses Zeugnis doch von dem größten Gewicht, da es immerhin von Männern herrührt, die noch mit dem Apostel zusammen lebten.

Ein lateinischer Evangelienkodex aus dem neunten Jahrhundert (Vatic. Alex., Nr. 14) enthält ein direktes Zeugnis gegen das „Schweigen des Papias über das Johannes-Evangelium.“ Im Prolog zum vierten Evangelium heißt es: „Evangelium Johannis manifestatum et datum est ecclesiis ab Johanne adhuc in corpore constituto; *sicut Papias, nomine Hierapolitanus,* discipulus Johannis carus, in exotericis id est in extremis quinque libris retulit.“ Das schwerfällige Latein dieses Prologs erklärt sich nur daraus, daß wir es hier mit einer Uebersetzung aus dem Griechischen zu thun haben. Sein Inhalt muß daher älter sein, als die Form, in der er uns erhalten ist. Er stammt wohl aus vorhieronymianischer Zeit.*) Noch Harnack sagt darüber†): Fidem vero anonymo denegare non ausim dicenti, Papiam tradidisse, evangelium Joannis datum esse ecclesiis ab Joanne adhuc in corpore constituto. Es liegt auch thatsächlich kein triftiger Grund vor, die Glaubwürdigkeit dieses Zeugnisses zu bestreiten.

Irenäus († c. 202) ist ein besonders wichtiger Zeuge für das Johannes-Evangelium, weil er ein Schüler des Polykarp war, der den Johannes persönlich gekannt hat. Irenäus hat sich noch in seinem Alter lebhaft erinnert an das, was Polykarp erzählte von seinem Umgang mit Johannes und mit den übrigen, die den Herrn gesehen hatten.‡) Daß zu seiner Zeit die Vierzahl der Evangelien in der Kirche schon längst sozusagen kanonisiert war, ergiebt sich aus seinen Worten unwiderleglich. Denn die Kirche, welche sich über die ganze Erde hin ausbreitet, mußte diese vier Säulen haben; ja, es entsprach der Weisheit des Weltenbaumeisters, seiner Kirche auf Erden das viergestaltige Evangelium zu geben, das durch einen Geist zusammengehalten wird, wie das Weltall durch den Logos!‖) Was er aber so bestimmt behauptet, ist nicht nur seine Privatansicht, sondern er redet hier als Vertreter seiner Kirche. Das war die damalige Anschauung der gesamten christlichen Kirche über die vier Evangelien. Und da Ire-

*) Tischendorf, Wann wurden unsere Evangelien verfaßt, 4. Aufl., 1880, S. 120f.

†) Harnack, a. a. O., S. 102, Anm.

‡) Vgl. seinen Brief an Florinus, Eus. hist. eccl. V, 20.

‖) Adv. haer. III, 11, 8: *κατέσπαρται δὲ ἡ ἐκκλησία ἐτὶ πάσης τῆς γῆς, στύλος δὲ καὶ στήριγμα ἐκκλησίας τὸ εὐαγγέλιον καὶ πνεῦμα ζωῆς. εἰκότως τέσσαρας ἔχειν αὐτὴν στύλους. . . .ἐξ ὧν φάνερον, ὅτι ὁ τῶν ἀπάντων τεχνίτης λόγος, ὁ . . συνέχων τὰ πάντα. . . ἔδωκεν ἡμῖν τετράμορφον τὸ εὐαγγέλιον, ἑνὶ δὲ πνεύματι συνεχόμενον.* Vgl. dazu kurz vorher: Neque antem plura numero quam haec sunt, neque rursus pauciora capit esse evangelia.

näus kurz vorher*) ohne jede Andeutung eines Widerspruchs von den Verfassern und der Zeitfolge der Evangelienschriften geredet hat, so sehen wir, daß man zu seiner Zeit auch in betreff der Authentie dieser Schriften schon längst im klaren war. Es bedurfte das, was die Kirche lehrte über die Abfassung der vier Evangelien durch die Männer, deren Namen sich trugen, keines historischen Nachweises. Und was von den übrigen Evangelien galt, das galt auch insbesondere vom Johannes-Evangelium. Noch dem Euseb galt es als das best-beglaubigte,†) und zwar in einer Zeit, wo man längst angefangen hatte, Kritik zu üben. Und wo Irenäus von ganz vereinzeltem Widerspruch wider das Evangelium redet,‡) da thut er es nicht, als ob er für die Autorität desselben fürchte, denn die steht fest—sondern er bedauert eher solche Verblendete, die sich damit der größten Gefahr aussetzen, indem sie mit dem Evangelium auch den heil. Geist verwarfen, dessen Sendung der Herr im Johannes-Evangelium verheißen habe. Er zieht daraus sogar den Schluß, daß sie wider den heil. Geist Gottes sündigen, also in eine Sünde fallen, die nicht vergeben werden kann. — So kann aber nur ein Mann schreiben, der von dem Bewußtsein getragen ist, daß die gesamte Kirche seiner Zeit seine Ueberzeugung teile.

Und es läßt sich nachweisen, daß es sich thatsächlich so verhielt. Ueber den sogenannten „Oster-Streit" in der alten Kirche ist viel Meinungsverschiedenheit unter den Gelehrten. Nur darin herrscht Einigkeit, daß das Johannes-Evangelium dabei eine wichtige Rolle gespielt habe.||) Die ganze Streitfrage drehte sich offenbar nur um die Feier des Todestages Jesu, und zwar um den Zeitpunkt, wann derselbe gefeiert werden sollte. In der römischen Kirche, und mit ihr überhaupt im Abendland war es Sitte, den **Wochentag** zu feiern, d. h. den ersten Freitag nach dem 14. Nisan, wenn dieser nicht mit jenem zusammenfiel. In der asiatischen Kirche dagegen wurde der **Monatstag** gefeiert, der 14. Nisan, an dem Jesus gestorben war. Diese Anschauung der Asiaten konnte nur im Johannes-Evangelium

---

*) Adv. haer. III, 1, 1.

†) hist. eccl. III, 24. { καὶ δὴ καὶ τὸ κατ' αὐτὸν εὐαγγέλιον ταῖς ὑπὸ τὸν οὐρανὸν διεγνωσμένον ἐκκλησίαις πρῶτον ἀνομολογείσθω.

‡) Haer. III, 11, 9: ,,Alii vero, ut donum spiritus frustrentur quod in novissimis temporibus secundum placitum Patris effusum est in humanum genus, illam speciem non admittunt, quae est secundum Joannis evangelium, in qua paracletum se missurum Dominus promisit. sed simul et evangelium et propheticum repellant spiritum, infelices vere! ....per haec omnia peccantes in Spiritum Dei in irremissibile incidunt peccatum."

||) Wie die Tendenzkritik seit Baur diese Thatsache beharrlich leugnen konnte, ist für den, der die wenigen uns über diesen Streit erhaltenen Fragmente vorurteilslos prüft, ein ganz unerklärliches Phänomen!

ihren Ursprung haben.*) Die Streitfrage kam zuerst zur Sprache gelegentlich eines Besuchs des Polykarp in Rom (a. 155). Aniket, der römische Bischof, berief sich auf das altehrwürdige Herkommen in seiner Kirche; Polykarp dagegen berief sich auf das Beispiel des Johannes, der auch diesen Tag gefeiert habe. Obschon aber jeder an seiner Praxis festhielt, trennten sich beide im Frieden.†) Ob Apollinaris, Bischof von Hierapolis, der in ein etwas späteres Stadium des Streites miteingriff, der römischen oder asiatischen Praxis zugethan war, läßt sich aus den wenigen Fragmenten, die uns von ihm erhalten sind, nicht mit voller Sicherheit bestimmen.‡) Daß er höchstwahrscheinlich zu den Asiaten hielt, läßt sich aus dem Zeugnis des Euseb schließen, der von ihm sagt, er habe mit Melito von Sardes im besten Einvernehmen gearbeitet.‖) Auf Melito berief sich beim heftigeren Ausbruch der Streitigkeiten gegen Ende des zweiten Jahrhunderts auch Polykrates von Ephesus.§) Aus den Worten des Apollinaris zeigt sich deutlich, daß er nicht gegen die Asiaten polemisiert, und daß er sich ganz entschieden auf das Johannes-Evangelium beruft. Er will solche von der Unrichtigkeit ihrer Meinung überzeugen, welche behaupten, Jesus habe am 14. Nisan mit seinen Jüngern das Lamm gegessen, habe dagegen „am großen Tag der ungesäuerten Brote" (d. h. am 15. Nisan, dem Hauptfesttag) gelitten. Sie berufen sich für diese Meinung fälschlich (wie Apollinaris annimmt) auf Matthäus. Denn diese widerstreitet nicht nur dem Gesetz, sondern bringt auch die Evangelien unter sich in Widerspruch. — Daß Apollinaris besonders bei dieser letzten

*) Zahns Darstellung (Geschichte des neutestamentlichen Kanon I, 179-192) führt notwendigerweise zu der Annahme, daß es sich um zwei verschiedene Festfeiern handle (vgl. bes. pg. 186. 189 ff.), wenn schon Zahn derselben selber entgegentritt (pg. 188). Jedenfalls ist Zahns Grundanschauung, daß es sich um die Feier des neutestamentlichen Passahmahles handle (d. h. um eine jährliche Hochfeier der Eucharistie), aus den vorliegenden Dokumenten nicht zu erweisen; trotz aller scharfsinnigen Ausführungen und Kombinationen Zahns. — Hätten Polykrates und seine Gesinnungsgenossen wirklich am 14. Nisan das vom Herrn gestiftete christliche Passah gefeiert, wie Zahn behauptet (pg. 186), so würde sich thatsächlich aus der Berufung des Polykrates auf Johannes ein ganz erhebliches Argument gegen die Echtheit des vierten Evangeliums ergeben; denn nach diesem hielt Jesus das letzte Mahl am 13. und starb am 14. Nisan. Gerade das ist ja auch die Meinung des Apollinaris, Clemens und Hyppolit, und ohne Zweifel auch des Polykrates.

†) Eus. hist. eccl. V, 24.

‡) Zahn (a. a. O.) schließt zwar daraus, daß Polykrates sich auf Melito beruft, aber den Apollinaris nicht erwähnt, dieser müsse eine andere Praxis als Melito befolgt haben; ein argumentum e silentio, das zwar verblüffend, aber nicht überzeugend ist. Es müßte denn nachgewiesen werden, daß Polykrates eine vollständige Liste seiner bereits verstorbenen Gesinnungsgenossen habe geben wollen.

‖) Eus. hist. eccl. IV, 26.

§) Zur Zeit des Polykrates hatte der Streit schon einen viel heftigeren Charakter angenommen. Der römische Bischof Viktor wurde damals nur durch des Irenäus Vermittlung und durch Kundgebungen anderer Bischöfe abgehalten, die Asiaten aus der Kirchengemeinschaft auszustoßen (vgl. Eus. hist. eccl. V, 26).

Anklage wider seine Gegner *das vierte Evangelium* im Auge hatte, zeigen seine weiteren Worte: „der vierzehnte Nisan ist *das wahre Passah des Herrn*, das große Opfer, der an des Lammes Stelle tretende Sohn Gottes.... der an seiner heiligen Seite Durchbohrte, der ausgoß aus seiner Seite die beiden neuen Reinigungsmittel, Wasser und Blut“ (vgl. Joh. 19, 34). Wer eigentlich die Gegner des Apollinaris waren, läßt sich nicht sicher entscheiden. Ihre Meinung ist dem Gesetz zuwider und bringt die Evangelien in Widerstreit. — Die nämliche Ansicht wie Apollinaris sie hatte vom Todestag Jesu, teilten auch Männer, welche der römischen Praxis zugethan waren, wie Clemens von Alexandrien und Hippolyt von Rom. Das Gesetz verlangte, daß das Passahlamm am 14. Nisan geschlachtet wurde; Jesus, als das wahre Passahlamm, konnte also nur an diesem Tag sterben. Auch war nach dem Gesetz der 15. Nisan heilig zu halten wie ein Sabbattag; die Meinung, Jesus sei an diesem Tag gekreuzigt worden, widerstreitet auch insofern dem Gesetz, als eine solche Hinrichtung an diesem Tag unmöglich war. Johannes berichtet aber im völligen Einklang mit den gesetzlichen Bestimmungen, Jesus sei am 14. Nisan gestorben. Behauptet daher jemand, Matthäus habe etwas anderes berichten wollen als Johannes, so ist der Widerstreit zwischen den Evangelien da. Aber wenn die anderen Evangelien nach Johannes umgedeutet werden, dann sind sie alle einstimmig, und die evangelische Geschichte steht auch mit dem Gesetz im Einklang.*) Daß man in der alten Kirche auch später noch an dieser doppelten Uebereinstimmung festhielt, darauf führt ein Fragment des Hippolytus, der etwa um die Mitte des dritten Jahrhunderts geschrieben hat.†)

Gegen das Ende des zweiten Jahrhunderts scheinen die Osterstreitigkeiten zwischen Rom und Asien ihren Höhepunkt erreicht zu haben. Bischof Viktor von Rom wollte sogar die Asiaten, welche die römische Praxis nicht annehmen wollten, aus der Kirche ausschließen. Hauptsächlich den Bemühungen des toleranten Irenäus, sowie den Vorstellungen auch anderer Bischöfe ist es zu danken, daß es damals nicht zu einem Bruch kam zwischen Asien und Rom. Wir besitzen noch das Fragment eines Briefes des Bischofs Polykrates von Ephesus, aus dem wir sehen, wie man sich in Asien gegen die Anmaßungen des römischen Bischofs verteidigte. „Wir nun feiern den Tag nicht aus Bosheit, weder zusetzend, noch wegnehmend.“ Asien kann sich vielmehr

---

*) Vgl. für diese Anschauung auch die Worte des Clemens, Chron. pasch., ed. Dindorf, pg. 15: ταύτῃ τῶν ἡμερῶν τῇ ἀκριβείᾳ καὶ αἱ γραφαὶ πᾶσαι συμφωνοῦσι καὶ τὰ εὐαγγέλια συνῳδά. — Die Fragmente des Apollinaris stehen im Chron. pasch., ed. Dindorf, pg. 13. 14.

†) Hippolyt wendet sich gegen solche, die behaupten, Jesus habe am 14. Nisan das gesetzliche Passah gehalten. Er dagegen nimmt an, Jesus habe an diesem Tag *gelitten*, könne daher nicht das gesetzliche Passah gegessen haben. Auch er sucht den Bericht der Synoptiker nach Johannes umzudeuten, um die Harmonie der Evangelien nicht preisgeben zu müssen.

berufen auf die großen Männer, die bereits in seinem Boden ruhen. Da ist Philippus, einer der Zwölfe, der zu Hierapolis begraben liegt; seine drei Töchter, deren eine zu Ephesus ruht; Johannes, der an der Brust des Herrn lag (Joh. 13, 23. 25; 21, 20) und ebenfalls in Ephesus begraben ist; Polykarp, der Bischof und Märtyrer von Smyrna; Thraseas, der zu Ephesus liegt; Sagaris, Papirius und Melito — „diese alle beobachteten den Tag des 14., des Passah, nach dem Evangelium, ohne im geringsten abzuirren, sondern in Uebereinstimmung mit der Vorschrift des Glaubens." Sieben Bischöfe aus seiner Verwandtschaft hat ferner Polykrates auf seiner Seite: „und stets feierten meine Verwandten den Tag, an dem das Volk den Sauerteig wegschaffte."*) Wenn irgendwo, so sehen wir hier besonders deutlich, daß in Bezug auf den Inhalt der Feier zwischen Römern und Asiaten keine Differenz bestand. Nur für den Zeitpunkt derselben beruft sich Polykrates auf seine großen Vorbilder. Schon Philippus, einer der Zwölfe, ja sogar Johannes, der Lieblingsjünger, hatten den 14. Nisan als Todestag Jesu gefeiert. Warum sollte man in Asien diesem Beispiel nicht folgen, um so mehr, da solches geschah in völliger Uebereinstimmung mit dem Evangelium.†) Daß dies die richtige Auffassung in betreff des Streitpunktes ist, bezeugt auch ein Fragment des Clemens von Alexandrien, der zwar die römische Praxis befolgte, aber mit den Asiaten die Ueberzeugung teilt, daß Jesus nicht ein wirkliches Passahmahl vor seinem Tode habe halten können, weil er am 14. Nisan gestorben sei.‡) Wir beschließen diese Besprechung der Osterstreitigkeiten mit einigen Worten über jenes bereits erwähnte Fragment des Hippolyt. Auch er ist mit den Asiaten darin einig, daß

*) Vgl. Eus. hist. eccl. V, 24: Ἡμεῖς οὖν ἀραδιούργητον ἄγομεν τὴν ἡμέραν, μήτε προστιθέντες, μήτε ἀφαιρούμενοι. . . . Οὗτοι πάντες ἐτήρησαν τὴν ἡμέραν τῆς τεσσαρεσκαιδεκάτης τοῦ πάσχα κατὰ τὸ εὐαγγέλιον, μηδὲν παρεκβαίνοντες, ἀλλὰ κατὰ τὸν κανόνα τῆς πίστεως ἀκολουθοῦντες. . . . καὶ πάντοτε τὴν ἡμέραν ἤγαγον οἱ συγγενεῖς μου, ὅταν ὁ λαὸς ἤρνυε τὴν ζύμην.

†) τὸ εὐαγγέλιον zu einer Zeit, da Irenäus sein Werk gegen die Häresien bereits geschrieben hatte, kann nichts anderes bedeuten, als „das viergestaltige Evangelium" (Iren 3, 11, 8). Die Asiaten (wie schon Apollinaris und später Hippolyt), hielten also auch daran fest, daß die Evangelien sich nicht widersprechen; sie legten also die Synoptiker nach Johannes aus.

‡) Nach dem Chronikon Paschale sagt nämlich Clemens: τοῖς μὲν οὖν παρεληλύθοσιν ἔτεσί τὶ θυόμενον πρὸς Ἰουδαίων ἤσθιεν ἑορτάζων ὁ κύριος πάσχα, ἐπεὶ δὲ ἐκήρυξεν αὐτὸς ὢν τὸ πάσχα ὁ ἀμνὸς τõυ θεõυ (Joh. 1, 29. 36) ὡς πρόβατον ἐπὶ σφαγὴν ἀγόμενος, αὐτίκα ἐδίδαξε μὲν τοὺς μαθητὰς τοῦ τύπου τὸ μυστήριον τῇ ιγ. — Die letzten Worte des Clemens können nur auf die Einsetzung des heil. Abendmahls gehen. Bei dieser Gelegenheit, und zwar am 13. Nisan, hat Jesus seine Jünger in das große Geheimnis eingeweiht, daß das Passahlamm ein Vorbild auf ihn sei. — Dazu brauchte er nicht notwendig eine wirkliche Passahfeier mit den Jüngern gehalten zu haben.

Jesus am 14. Nisan gestorben sei.*) Hippolyt wendet sich offenbar gegen solche, die behaupten, der 14. Nisan sei der Tag der Einsetzung des heil. Abendmahles, das ein Gedächtnismahl des Todes Jesu sei, darum müsse auch dieser Tag (der 14. Nisan) als Gedächtnistag seines Todes gefeiert werden. Dieser Anschauung tritt nun Hippolit entgegen mit den Worten: „Es ist aber im Irrtum, wer nicht erkennt, daß Christus zur Zeit, da er litt, nicht das gesetzliche Passah gegessen hat; denn dieser war das Passah, das vorherverkündete und am festgesetzten Tag vollendete.“ Für seine Ansicht beruft er sich auf das Wort Jesu: *οὐκέτι φάγομαι τὸ πάσχα,*†) woraus deutlich hervorgehe, daß Jesus **kein** Mahl vor dem Passahmahl‡) gehalten habe: „das Passah hat er nicht gegessen, sondern gelitten.“ Wenn wir nun auch in betreff der Osterstreitigkeiten nicht bis ins einzelne Detail hinein volle Klarheit erhalten können, in Ermangelung von Dokumenten, die uns hiezu das nötige Licht geben, so ist uns doch eins klar geworden, daß das Johannes-Evangelium zur Zeit der Osterstreitigkeiten in Asien wie in Rom, in Alexandrien wie in Gallien im höchsten Ansehen stand. — Es war also nicht nur eine schöne Idee, sondern eine Thatsache, wenn Irenäus von den vier Evangelien redete als von den Säulen, welche von alters her die Kirche getragen haben. Denn nur unter der Voraussetzung der Echtheit dieser Evangelienschrift, die wohl die späteste aller neutestamentlichen Schriften ist,‖) läßt sich be-

---

*) Obige Auffassung der Worte Hippolyts scheint sich am natürlichsten zu ergeben aus dem, was er seinen Gegnern als Irrtum vorwirft. Der Gegner nämlich sagt: *ἐποίησε τὸ πάσχα ὁ χριστὸς τότε τῇ ἡμέρᾳ, καὶ ἔπαθεν. διὸ κἀμὲ δεῖ ὃν τρόπον ὁ κύριος ἐποίησεν οὕτω ποιεῖν.*—Wenn man, wie Zahn mit Recht thut, den Gedanken abweist, als ob die Gegner des Hippolyt sich für die Feier eines jüdischen Passah hier auf Jesu Beispiel berufen, so ist andrerseits ebensowenig notwendig anzunehmen, es handle sich um eine jährliche Hochfeier des heil. Abendmahles, von der wir in der ganzen Kirche der ersten drei Jahrhunderte keine Spur finden. Noch weniger statthaft ist, die Meinung der Gegner des Hippolyt ohne weiteres als die Meinung der Asiaten in früheren Phasen des Osterstreites auszugeben. Die Meinung des Hippolyt ist offenbar: weil Jesus am 14. Nisan nicht das Abendmahl gestiftet hat als Gedächtnismahl seines Todes, darum falle auch für seine Gegner der Hauptgrund dahin, diesen Tag zu feiern als Gedächtnistag des Todes Jesu. (Die Streitfrage ist eine ähnliche wie bei Apollinaris.)

†) Vgl. Luk. 22, 15. 16. Hier sehen wir deutlich, wie Hippolyt im Bericht des Lukas einen Zug hervorhebt, der die johanneische Darstellung vom Todestag Jesu als die richtige bestätigt.

‡) Hippolyts Ausdruck: *τὸ μὲν δεῖπνον ἐδείπνησεν πρὸ τοῦ πάσχα* erinnert an Joh. 13, 1. 2: *πρὸ δὲ τῆς ἑορτῆς τοῦ πάσχα . . . καὶ δείπνου γινομένου;* und weist deutlich auf die Quelle seiner Anschauung vom Todestag des Hern!

‖) Iren. haer. III, 1, 1. Nachdem Irenäus zuerst die drei synoptischen Evangelien ihrer Zeitfolge nach aufgezählt hat, fährt er fort: *ἔπειτα Ἰωάννης ὁ μαθητὴς τοῦ κυρίου, ὁ καὶ ἐπὶ τὸ στῆθος αὐτοῦ ἀναπεσών* (Joh. 13, 23 f., 21, 20) *καὶ αὐτὸς ἐξέδωκε τὸ εὐαγγέλιον, ἐν Ἐφέσῳ τῆς Ἀσίας διατρίβων.* Nur soviel ergiebt sich mit Sicherheit aus diesem Zeugnis, daß Johannes selbst während seines ephesinischen Aufenthaltes der Kirche sein Evangelium zum öffentlichen Gebrauch übergeben habe (*ἐξέδωκε*).

greifen, daß sie schon damals in der ganzen Kirche die Anerkennung hatte, sogar den älteren Evangelienschriften gegenüber, wie wir sie aus den Verhandlungen bei den Osterstreitigkeiten kennen lernten.

Wir haben uns ausführlicher mit den äußeren Zeugnissen für dieses „einzige zarte, rechte Hauptevangelium"*) beschäftigt, um zu zeigen, daß es mit seiner äußeren Bezeugung durchaus nicht hinter irgend einer der anderen neutestamentlichen Schriften zurücksteht. Es bleibt uns noch übrig, kurz darauf hinzuweisen, daß auch das innere Zeugnis des Evangeliums seiner äußeren Beglaubigung nicht widerspricht. Es sei nur daran erinnert, was als längst anerkannte Thatsache gilt, daß das Johannes-Evangelium den geschichtlichen Rahmen bildet für das synoptische Christusbild. Die Synoptiker schildern Jesu Thätigkeit in Galiläa, während, abgesehen von seiner Endwirksamkeit in Judäa und Jerusalem, bei ihnen nur einzelne Andeutungen†) darauf hinweisen, daß Jesus auch sonst noch in Judäa gewirkt hat. Johannes dagegen giebt ein ausführliches Bild von der wiederholten Wirksamkeit Jesu in Judäa und Jerusalem, während er vom galiläischen Wirken fast nur andeutungsweise redet. Nur ein Augenzeuge, dessen apostolische Autorität für die alte Kirche unerschütterlich feststand, durfte es wagen, eine von der in der Kirche längst eingebürgerten Tradition so abweichende Darstellung des Lebens und Wirkens Jesu zu geben; nur ein solcher konnte es sich erlauben, hie und da durch seine Darstellung die synoptische Ueberlieferung geradezu richtigzustellen. Wäre ein solches Evangelium erst in der zweiten Hälfte des zweiten Jahrhunderts entstanden, so wäre seine Anerkennung, die es genießt in der ganzen katholischen Kirche, schon vor dem Ende des zweiten Jahrhunderts ein unlösbares Rätsel.

Dem Verfasser steht eine überaus reiche Fülle von Detailkenntnissen zu Gebote, welche nur Erinnerungen und unauslöschliche Eindrücke eines Augenzeugen sein können. So nennt er die Worte des Täufers, die ihn zur Nachfolge Jesu bestimmten (1, 36 ff.); weiß noch Tag und Stunde seiner ersten Begegnung mit Jesu (1, 35. 40); beschreibt die Sammlung der ersten Jünger in einer Weise, wie es nur ein Augenzeuge thun konnte (1, 41–52), und zwar ein Angehöriger dieses engsten Jüngerkreises.

*) Luther, Vorrede zum Neuen Testament, 1524.

†) Die Notiz Matth. 4, 12 ist nur verständlich aus einer vorhergegangenen judäischen Wirksamkeit Jesu, über welche die Synoptiker nichts berichten. Ebenso setzt Matth. 21, 3; 26, 6. 18 voraus, daß Jesus in Judäa und Jerusalem nicht nur eine bekannte Person war, sondern daselbst Bekannte und Vertraute hatte, was ohne vorherige Wirksamkeit in Judäa und Jerusalem nicht erklärlich ist. Das nämliche ist die Voraussetzung bei der Episode Luk. 10, 38–42. Die Klage Jesu über Jerusalem, Matth. 23, 37 (besonders ποσάκις; vgl. auch Luk. 13, 34), deutet zum mindesten an, daß Jesus vorher mehr als einmal in Jerusalem war. Die Gleichnisrede vom Feigenbaum, Luk. 13, 6–9 (τρία ἔτη V. 7), deutet auf dreijährige Wirksamkeit Jesu, wie sie der johanneischen Darstellung zu Grunde liegt. Nach Matth. 15, 1 verfolgten die Emissäre von Jerusalem den Herrn auch in Galiläa.

Der Verfasser des Evangeliums ist ein Palästinenser. Das ergiebt sich aus seiner völligen Vertrautheit mit den palästinensischen Lokalitäten, sowie aus seiner Bekanntschaft mit jüdischen Sitten und Gebräuchen. — Er weiß, daß Aenon, wo Johannes taufte, nahe bei Salem ist, 3, 23; die Stadt Ephrem, wohin Jesus sich zurückzog, lag nahe der Wüste, 11, 54; Kana (2, 1. 11), wo Jesus das Wasser in Wein verwandelte, wird 4, 46 offenbar von einem andern Kana unterschieden; der Verfasser kennt die Lage vom Jakobsbrunnen, sowie die Tradition, die sich an diesen Ort heftete, 4, 5. 12; Jerusalem ist ihm eine bekannte Stadt; er redet vom Teich Siloah, 9, 7. 11; weiß von einem Ort, genannt Gabbatha, 19, 13; kennt im Tempel zu Jerusalem eine Schatzkammer, 8, 20; die Halle Salomos, 10, 23; weiß daß Tiberias nahe dem Ort der Speisung der 5000 liegt, 6, 23; wie lange am herodianischen Tempel gebaut wurde, 2, 20. — Es ist ihm nicht unbekannt, daß die Juden nur mit Zustimmung des Landpflegers ein Todesurteil aussprechen durften, 18, 31; die jüdischen Gebräuche der Beschneidung, 7, 22 ff.; bei Hochzeiten, 2, 1 ff., und Begräbnissen, 11, 38. 44 kennt er; sowie er sich vertraut zeigt mit der jüdischen Weise der Einbalsamierung, 19, 40; auch um die bittere Feindschaft zwischen Juden und Samaritern weiß er, 4, 9.

Diese wenigen Andeutungen über den „inneren Befund" des vierten Evangeliums mögen genügen. Die Bedenken, welche zuletzt noch Harnack*) äußerte im Blick auf das Verhältnis zwischen dem synoptischen und johanneischen Christusbild haben eine ebenso kurze wie treffende Abfertigung gefunden in den Worten Beyschlags†): „Man wird sich eben in einen Jesus zu finden haben, dessen wunderbare Persönlichkeit zwei so divergente und dennoch in der Tiefe einander ergänzende Spiegelbilder zu erzeugen vermochte, wie die synoptische und johanneische Darstellung sie geben."

Die ganze erhabene Eigenart des Johannes-Evangeliums, welche schon Clemens bezeichnete mit dem Beinamen „πνευματικόν", sowie seine bewußte Richtigstellung mancher Ungenauigkeiten in der synoptischen Darstellung, ist nur begreiflich „aus dem Erinnerungsschatz eines wirklichen Augenzeugen und Begleiters der Wege Jesu."—

Wir schließen diesen Abschnitt mit den Worten, mit denen Beyschlag seine Kritik der harnackschen Untersuchungen über die johanneische Frage abgeschlossen hat:‡) „Wer diese historische Ueberlegenheit und augenzeugliche Urheberschaft bezweifelt, der hat uns vor allen Dingen begreiflich zu machen, wie ein Evangelium, so abweichend von der die junge Kirche beherrschenden synoptischen Ueberlieferung, im traditionsgläubigen zweiten Jahrhundert das allgemeine Zutrauen hätte erobern können ohne die Bürgschaft eines Urhebers, dessen Persönlichkeit jeden Zweifel an der überlegenen Kunde und Zuverlässigkeit dieser Darstellung niederschlug."

*) Chronologie der altchristlichen Litteratur bis auf Eusebius, I, 1897.
†) Studien und Kritiken, 1898, pg. 107.
‡) A. a. O., pg. 87–108.

Homiletisches.

Reformationsfestpredigt.

Nehemia 4, 15—23.

Von Pastor H. Kamphausen.

Heute feiern wir den Geburtstag unserer Kirche, nicht der einzelnen, sondern der gesamten evangelischen oder lutherischen. Wir denken an die Tage von Wittenberg, den kühnen gottgesandten Mönch und seine 95 Thesen, des Sturmes Brausen, welches als ein Wind vom Herrn durch alle Lande ging, dem Geistesfrühling, welcher schön und hoffnungsvoll und wachstumskräftig der Kirche gegeben ward. Da zündete der Herr durch seine erwählten Werkzeuge der Welt das Licht der Wahrheit an und bei dem Schein desselben fand sie wieder Jesum den Gekreuzigten und Auferstandenen als den alleinigen Wirker und Mittler ihres Heils. Wie ein Strom des Lebens ergoß es sich auf die dürren Gefilde der mittelalterlichen Kirche, und der Herr ließ es sprossen und treiben und blühen in ihr als in einem Garten. Er hatte die Männer sich ersehen und sie zubereitet, welche die Stadt Gottes von neuem bauen sollten wie einst Nehemia und seine Gefährten. Nehemia war es gegeben, die Mauern Jerusalems wieder aufzurichten aus tiefstem Ruin. Es gab der Widersacher viele, und sie gaben sich alle Mühe, das angefangene Werk zu hintertreiben. Nicht anders als unter dem Schutz der Waffen und jeden Augenblick zum Kampf bereit war es möglich, die Mauern Zions in die Höhe zu bringen. Aber trotz Witz und Spott, trotz Drohung und Gefahr ward das Werk hinausgeführt. Schwert und Kelle zugleich ward von jenen Bauleuten gehandhabt. Mit Schwert und Kelle haben die Reformatoren den Gottesbau der Kirche neuaufgerichtet. Schwert und Kelle sind auch uns in die Hand gegeben zur Fortführung des Werks. Laßt uns denn im Bild unsers Textes die Reformation betrachten als das Werk des Wiederaufbaus der Kirche und sehen:

I. Wie die Reformatoren ihre Bauarbeit thaten.

II. Was für uns zu thun übrig bleibt.

I.

1. Sie bauten auf den alten Fundamenten. Nehemia baute auf den noch übrigen Grundquadern. Er setzte die Thore an alter Stelle ein (Kap. 2 und 3). Es war ja ein Wiederaufrichten dessen, was wüste gelegen. Gerade so die Reformatoren. Sie bauten die alte Gottesstadt wieder auf, die Kirche, wie sie gegründet ist auf dem Grund der Apostel und Propheten. Es war beileibe keine neue Kirche (wenn auch z. T. „lutherische“ genannt), Grundstein, Grundriß und Bauplan war von dem Herrn. Von allen Nothelfern und Heilsmittlern zurück zum Heiland, vom Gesetz äußerer Satzungen zum Evangelium, von Menschenüberlieferungen zum Gotteswort. Die Versöhnung mit Gott in Christo, das war der Felsen, auf welchem aufs neue die Gemeinde gegründet wurde. Darum gewann auch Luther die felsenfeste Zuversicht, daß seine Sache die Sache des Herrn sei.

Lebte er doch mit seinem Werk in den Evangelien und den Schriften der Apostel, hatte er doch zu den Füßen des heiligen Paulus gelernt. Wie innig spürte er die Gemeinschaft mit der apostolischen Kirche, wie zuversichtlich ruft er die Autorität der Kirchenväter zu Hilfe vom großen Athanasius bis zu dem noch größeren Sohn der Monika, dem auch von Rom so hoch verehrten Augustinus! Hatte der Papst ihn (Luther) ausgestoßen, so wußte er, daß er ihn nicht aus der unsichtbaren Gemeinschaft der Heiligen verbannen könne.

2. Auf diesem alten Grunde bauend handhabte er Schwert und Kelle zugleich. Wie wir im Text lesen: Die Hälfte der Jünglinge that die Arbeit, die andere Hälfte hielten Spieße (V. 16 und V. 17), mit einer Hand thaten sie die Arbeit, mit der andern hielten sie die Waffen. Luthers (und der andern Reformatoren) Arbeit war ein Kämpfen und Bauen, ein Abwehren und Aufrichten, ein Niederreißen und -schlagen zum Zweck ein Besseres an seine Stelle zu setzen. Kampf war die Losung seines Lebens. Ein Kampf erst mit Moses, der vom Sinai donnerte, mit den Forderungen und Anklagen des Gewissens, mit den von der Kirche geforderten Werken. Doch als all dieses vom Feuer des Herrn verzehrt war, wie baute er da froh und fleißig auf dem Felsen der Gnade. Wie schüttelte er jeden Zweig des Lebensbaumes, wie rieb er die Kräutlein der heil. Schrift, bis sie ihren Duft gaben. Dann der Kampf nach außen, erst mit Tetzel über die Grundlehren des Evangeliums, von Buße und Vergebung, und mit den Abgesandten des Papstes; und schließlich sahe er diesen selbst und damit die ganze Kirche, die ihn geboren und die er geliebt wie eine Mutter, gegen sich. Doch im Herrn gewiß und stark geworden, warf er, wie einer sagt (Sohm), mit kühner Schleuder das Evangelium entgegen. Von seiner ersten Schrift, deren Erscheinen wir heute feiern, den 95 Thesen, bis zur letzten mußte er Schwert und Kelle zugleich führen. Doch nicht Kampf, um des Kampfes willen. Er war nicht ein zweiter Ismael, von dem es heißt: Seine Hand war wider jedermann, und jedermanns Hand wider ihn, sondern er kämpfte für die Sache des Herrn, er wehrte die Feinde ab, um Gottes Haus zu bauen. Er schrieb „Von der babylonischen Gefangenschaft der Kirche" und riß da die drei Mauern nieder, durch welche die Kirche gehindert wurde, ihr Heil zu erkennen. Er wandte sich an den „christlichen Adel deutscher Nation", um ihn zu des „christlichen Standes Besserung" heranzuziehen. Er schrieb herrlich „von der Freiheit eines Christenmenschen", der, im Glauben ein Herr aller Dinge, sich in der Liebe zum Knecht aller Dinge macht, allen und jedermann unterthan. Dann muß er das Schwert erheben gegen die Schwarmgeister, die ihr „inneres Licht" nicht an dem des Herrn entzündet und gegen die Revolutionäre, welche mit Sengen und Morden eine neue Ordnung der Dinge bringen wollten. Doch mehr war es nach seinem Herzen, im großen und kleinen Katechismus christliche Erkenntnis zu verbreiten und durch Predigt und Postille des Herrn Volk zu erbauen. War er so auch nach seinem eigenen Wort wie der grobe Waldrechter, der Gestrüpp und Stümpfe wegrobet, konnte er nicht leise treten und säuberlich fahren wie Melanchthon, sondern war stürmisch und kriegerisch, gemacht um 10,000 Teufel zu bekämpfen, so hat er auf der

andern Seite doch als ein trefflicher Baumeister einen dauernden Bau aufgerichtet, er gab dem Volk das deutsch-evangelische Pfarrhaus, das Muster christlichen Familienlebens, das Kirchenlied und vor allem das Gotteswort in unvergleichlicher Verdeutschung.

3. Unter Wachen und Beten geschah die Arbeit (V. 9). Wir aber beteten und stelleten Hut Tag und Nacht. cf. V. 23. In solchen Zeiten müssen außerordentliche Anstrengungen gemacht werden. Luthers Arbeit wäre für 10 zu viel gewesen. Oftmals sank er unausgekleidet abends todmüde auf sein Bette. Aber wenn er am beschäftigtsten war, betete er am meisten. Morgens, die drei besten Stunden des Tages, brachte er mit Gott zu. Fleißig gebetet, halb studiert. Er wachte für das Beste der Kirche und blies die Posaune, wo immer Gefahr drohte, ob vom Papst, oder Kaiser, oder König (Heinrich VIII.), im eigenen Lager, von den Sakramentierern, (die er gar sehr fürchtete), von den Theologen, den Weltweisen (Erasmus) oder von dem stumpfen, gleichgültigen Sinn der Deutschen. (Wort von dem Platzregen, der benutzt werden will). Er war nicht zugegen in Augsburg, aber er wachte und betete zum Herrn für die Kirche.

4. So blieb denn nicht aus der Segen des Herrn, wie damals in Nehemias Zeiten. Wie oft war das Werk vergeblich unternommen worden. Kaiser waren gegen Rom aufgestanden und zu Grunde gegangen. Kirchenversammlungen hatten Jahrzehnte lang getagt, Gelehrte hatten dafür gefochten. Huß und Savonarola hatten ihr Leben drum gegeben, Wiclif war dem Tod nur durch den Schutz des Königs entgangen. Nun mußte der einfache Mönch, der Sohn des Bergmanns, der Stein sein, welcher dem Koloß seine Füße zerschmetterte. Und wie wunderbar die Wege des Herrn! Oft mußten die Türken helfen, dann Kaiser und Papst, die ihn doch beide gern getötet, dann König Franz von Frankreich, dann die Uneinigkeit des deutschen Vaterlandes, um den Reformator und die Kirche zu schützen. Und dies, obwohl oder gerade deshalb weil er nicht mit fleischlichen Waffen focht, weil er sich daran hielt: Das Wort hat die Kirche gegründet, es muß sie auch am Leben halten, nichts als das Wort. So lebt sie denn noch heute, ob auch schon so oft die „Zersetzung" ihrer Kräfte vorausgesagt worden ist, trotz ihrer Zerrissenheit, vielfachem Unglauben, Gleichgültigkeit, Welttum und Mammonssucht. Doch legt das ihren Kindern heilige Verpflichtungen auf und sollte sie zur Anspannung aller Kräfte anspornen.

II.

Als Zwingli auf dem Schlachtfeld von Cappel auf den Tod verwundet lag, wurde er gefragt, ob er einen Priester und die Sterbesakramente der katholischen Kirche begehre. Er antwortete mit einem entschiedenen „Nein!" Und als Luther schon seine Seele in seines Gottes Hände befohlen „ob ich schon diesen Leib lassen muß, weiß ich doch, daß ich bei dir ewig bleibe," rief Jonas ihm noch ins Ohr: „Ehrwürdiger Vater, wollt ihr auf Christum und die Lehre, wie ihr sie gepredigt, beständig bleiben?" Er antwortete mit einem vernehmlichen „Ja". Da ist Nein und Ja, Protestieren und Bekennen, Abwehren und Festhalten, Schwert und Kelle. So gilt es für uns in Sachen

der Erlösung allen Menschenruhm, Menschenverdienst und Menschenkönnen auszuscheiden. Der Pharisäer lebt auch unter dem Schall des Evangeliums, es ist der natürliche Mensch im frommen Gewand. Zeige, wie der Weg zum Gnadenthron führt über Golgatha durch Buße und Glaube. Es fehlt unserer Zeit am Sündenbewußtsein, daher auch keine wahre Freude am Herrn. Zeige den seelenzermarternden Kampf des Wittenberger Mönches: Meine Sünde, meine Sünde!, wie er mit Gott um sein Seelenheil rang. Wo sind sonst Persönlichkeiten nach dem Spruch: Und setzet ihr nicht das Leben ein, wie wird euch das Leben gewonnen sein! wenn nicht unter den Reformatoren? Bekämpfe alle Phrase, Redensart, Formenwesen, Maulchristentum. Wenn der Glaube, auch der evangelische, nur im Kopf oder auf den Lippen sitzt, dann ist er tot. Er soll aber sein eine lebendige Kraft, welche auf dem Baum des christlichen Lebens die Früchte des Geistes reift. Auch wir haben noch gegen Rom auf entschiedener Wacht zu stehen, unsere Glieder in der Treue gegen ihren Glauben zu stärken. Dennoch ist die Zeit eine andere. Luther hatte der Welt das Evangelium Römer 1—8 auszulegen, eine gewaltige, herrliche, grundlegende Arbeit. Es umfaßt die Heilsthaten, wie aus ihnen Heilsgewißheit entsteht. Wir stehen aber in Römer 12 ff. (Röm. 9—11 hat auch seinen Wert, doch ist es eine Ablenkung). Das handelt von dem Opfer 12, der Dankbarkeit, dem neuen Leben, der Berufsarbeit, geistlichen und weltlichen Aufgaben. Das Evangelium ein Sauerteig im Mehl des Volkslebens, die Salbe von Gilead für die Schäden des sozialen Lebens, hier die kraftvollen Grundsätze für eine Neuordnung der gesellschaftlichen Beziehungen. Der Glaube, der in der Liebe thätig ist, das ist, was wir brauchen. Die Welt ist müde des Lehrgezänkes, sie bedarf des Lebensstromes. Auch hier die fruchtbaren Ansätze bei Luther. Seine Freiheit von Mammonsdienst und Eifer im Wohlthun (Jochen [Joachim] heraus!), seine Wahrheitsliebe nach oben (Fürsten) und unten (Bauern), seine Sorge für Erziehung (Schulen), sein Kampf gegen Volkslaster. Seine Betonung, daß jeder Beruf, von Gott gegeben, geistlich sei: Die Magd, die den Besen führt, thut solch geistliches Werk, wie der Bischof oder Prediger beim Venerabile (Abendmahl). Er giebt der weltlichen Arbeit ihre Würde, doch aber alles geartet nach der Person, Gesinnung, Verhältnis zum Herrn. Ihm war das Evangelium alles und dessen Predigt und Ausbreitung (Innere und Äußere Mission). So führt uns die Reformation ins Zentrum, von da geht der Einfluß bis in den fernsten Umkreis. Sie setzt den Menschen ins rechte Verhältnis zu Gott, dann findet er das zu seinen Mitmenschen. Sie entbindet die göttliche Kraft für den gläubigen Sinn. Sie giebt dem einzelnen unendlichen Wert, Adel, Selbständigkeit, aber nur als Glied am Haupte und am Leibe der Gemeinschaft. Da schlummern noch unendliche Kräfte, die nicht gehoben sind. Da eröffnet sich eine Fernsicht in eine herrliche Entwicklung, die unserer Kirche noch bevorsteht. Doch bedenke: Reformation an Haupt und Gliedern ist fortdauernd nötig, daß du werdest ein Mann, eine Gemeinde des Wortes, des lebendigen Evangeliums, der Glaubensfreudigkeit, des Reichtums in Liebeswerken, immer im Werden und Wünschen, denn das Ziel der Entwicklung ist droben.

Missionsfestpredigt.

Matthäus 13, 33. (Das Himmelreich ein Sauerteig.)

Von Pastor H. Kamphausen.

Beim Missionsfest gedenken wir feiernd des Segens, welchen der Herr auf die Arbeit der Mission im verflossenen Jahre gelegt hat. Es ist ein Erntefest auf dem geistlichen Ackerfeld. Freilich kann man hier nicht alljährlich eine reiche Garbenfülle einheimsen. Es kommen Warte-, dürre, Prüfungszeiten. Doch wenn die Kirche nur Missions a r b e i t thut, so trägt sie die Zuversicht des Lohnes in sich. Dieses Jahr richten sich unsere Blicke nach Asien. Da ist I n d i e n, woher seit einem halben Jahre die dringendsten Hilferufe kommen. Noch sind die Wunden der letzten Hungersnot nicht geheilt, da ist schon eine neue, größere, furchtbarere. In Verbindung mit der Pest mäht sie Tausende dahin, andere Zehntausende siechen in hoffnungsloser Resignation dem Grabe entgegen. In schwerer Arbeit an den Regierungshilfswerken finden viele so zu sagen nur eine Verlängerung des Todeskampfes. Doch die Christenheit der Erde ist tieferschüttert und sucht mit reichen Gaben dem herzzerreißenden Elend zu steuern. Unsere Missionare sind bisher imstande gewesen ihre Leute vor dem Verhungern zu bewahren.

Das andere Feld ist C h i n a. Ein wilder Fremden- und Christenhaß hat das ganze Volk fanatisiert. Viele Missionare sind seiner Wut zum Opfer gefallen, die eingeborenen Christen hat man den grausamsten Martern unterworfen, Missionseigentum ist zerstört worden. China steht in Waffen gegen die Welt, die Zivilisation, das Evangelium. Kein Mensch kann noch die Folgen überschauen, die vielleicht von weltgeschichtlicher Bedeutung sind. Auch von höchster Wichtigkeit für die Missionsgeschichte. Wird als Folge derselben China ganz e r schlossen, oder eine Zeit lang ganz v e r schlossen? Schließlich wird der Herr die Thüren doch aufthun. Freilich es geht nicht ohne Kampf und oft fanatische Feindschaft. Manche wollen der Mission der Schuld an den Vorgängen zumessen. Schon oft hat das Evangelium den Sündenbock hergeben müssen für politische Verwicklungen und nationale Kalamitäten (siehe Augustin "de civitate dei" gegen die Anklage, das Christentum habe das römische Reich zu Grunde gerichtet). Es ist in ihm eine mächtig erregende Kraft, die aber zum Heile wirkt. Laßt uns angesichts der alle Welt in Atem haltenden chinesischen Wirren unsere Aufmerksamkeit richten auf die Thatsache:

D a s H i m m e l r e i c h u n d d a s E v a n g e l i u m i s t e i n S a u e r t e i g.

1. Es wirkt eine Gährung.
2. Doch gestaltet es das Mehl um zu Teig und Brot.
3. Und so alles zu durchsäuern ist seine Bestimmung.

1. Es steht unser Gleichnis in Verbindung mit dem vom Senfkorn. Beide drücken gemeinsam den Gedanken aus, daß es im Reich Gottes von kleinen Anfängen zu großen Zielen geht, kleine Kräfte große Wirkungen haben, und der Prozeß des Wachstums langsam, unbemerkt und geheimnis-

voll vor sich geht. Doch während es beim Senfkorn auf die äußere Ausbreitung abgesehen ist, handelt es sich hier um innerlich durchdringende Kräfte, um Verwandlung und Umgestaltung, um den Einfluß des Christentums aufs Volksleben, Gedanken und Gebräuche, die äußere und innere Kultur, Person und Familienleben, Veredlung und Hebung aller Sitten, Thätigkeiten und Kreise. In diesem Gleichnis ist die Behauptung ausgesprochen, daß das Evangelium die entschiedenste, weit- und tiefgehendste Kulturmacht ist. Wie zeitgemäß also, die Mission nach solcher Richtung zu betrachten. Die Frage ob sie der Kultur und Zivilisation förderlich oder feindlich, steht ja im Vordergrund. Manche sagen: mit Auswendiglernen von Bibelversen und Plappern von Gebeten ist es nicht gethan, auch mit Kirchen und Gottesdiensten nicht. Nein, gewiß nicht, denn was nur auswendig bleibt, könnte kein Sauerteig sein. Der will nach innen. Siehe seine Kraft an der Gärung, die er hervorbringt. So in Griechenland und Rom. Man wollte sich nicht mit ihm vermischen, zum wenigsten die Stände nicht, die auf sich hielten. Man suchte es von sich fern zu halten mit Verachtung, Disputation, Verleumdung, mit obrigkeitlichen Verboten, Verfolgung, Kerker, Folter und Schwert. Unmöglich. Es drang von unten nach oben, von den Sklaven zu den Herren und Herinnen, von den Juden zu den Griechen, von den Provinzen nach der Hauptstadt, von den Kolonien nach dem Mutterland, von den Gefängnissen nach dem Kaiserpalast. Mit der Unwiderstehlichkeit eines Naturgesetzes brach sich dieser neue Glaube, diese wunderbare Liebe, diese siegesgewisse Hoffnung Bahn. Die Selbstsucht mußte der Religion der Aufopferung, die vielgestaltige Lüge der Wahrheit Platz machen. Der Gedanke von dem unendlichen Wert der Menschenseele legte die Schranken des Geschlechts, Standes und der Nation nieder. Das Evangelium auf dem Markt und in den Gerichtshallen, im Senat, auf dem Kaiserthron, in Kirche, Haus und Schule, das sind die Auswirkungen dieses Gärungsprozesses. Aber drei Jahrhunderte dauerte es, und wie viel Blut, Qualen, Glaubensmut, wie viel Haß und Feuer und Fanatismus bis dahin!

So jetzt. Das Evangelium schaffte eine Gärung, ob es in Afrika gegen Fetischismus, Zauberei, Grausamkeit und Wollust stritt, oder in Indien gegen Brahminenhochmut und Kastenzwang und eine falschberühmte Gelehrsamkeit oder in China gegen Ahnendienst und eine viel tausendjährige Afterkultur. Wie kann es anders sein? Die Religion ist aufs engste mit dem Volks- und nationalen Leben verwachsen. Es ist zugleich Patriotismus, für sie sich zu wehren. Es heißt von seinem Volk und Vaters Haus und Freundschaft ausgehen, ein Christ zu werden. So kann es kommen, daß fanatische „Boxers“ als Glaubenshelden angesehen werden. So versteht sich des Herrn Wort: Ich bin nicht gekommen Frieden zu senden, sondern das Schwert.

2. Doch durch Gärung wird Teig — Brot. Es ist ein Prozeß der Umbildung, wodurch das Mehl zum Backen fertig und als Nahrungsmittel brauchbar wird, also seine Bestimmung erreicht. Griechische Geistesgaben wurden unter dem Einfluß des Evangeliums das Mittel, um dem christlichen Altertum seine christliche Wissenschaft als Geistesnahrung zu bieten. Die aposto-

lische Predigt brach der Neugestaltung der Ehe und des Familienlebens, der Fürsorge für Arme und Kranke, des sittlichen und gesellschaftlichen Lebens Bahn. Die Heiden müssen es bald einsehen, daß es den Missionaren um das Beste des Volkes zu thun ist. Sie sehen, wie mit der Mission sich der Zustand, der äußere und geistige, der Heiden hebt. Wenn sich unsere eigenen Missionare z. B. gerade der elenden, kastenlosen Chamars annehmen und sie auf eine höhere Stufe zu bringen suchen, dann ist klar, daß der Missionar Kulturarbeit thun will. Nirgends mehr als in Indien tritt es zu Tage, daß die Thätigkeit des Missionars die ganze Gestalt des Volkslebens beeinflußt und veredelt. Hier müssen die tiefst wurzelnden Kastenvorurteile gebrochen werden. Hier muß der Mensch seiner Herrschaftsrechte über die Schöpfung bewußt werden (verbot der Tiertötung). Hier gilt es Sturm zu laufen gegen die alte Burg des Heidentums: Entrechtung des Weibes (Witwenverachtung, -verbrennung, Aussetzen der Mädchen). Aber wohin immer der Missionar kommt, er bringt Befreiung, Besserung der Lage, Veredlung des Menschenlebens. Alfred Saker z. B. auf Fernando Po und in Kamerun lehrt die Duallas Häuser bauen und Aecker bestellen sowohl als er ihnen Neues und Altes Testament in ihre Sprache übersetzt. Welche Bedeutung hat die Arbeit der Missionare für den geistigen Fortschritt der Völker. Sie bringen die Bibel, schaffen eine Schriftsprache, wo sie nicht ist. Sie bauen Kirchen und daneben Schulen. Sie stellen eine Musterhaushaltung dar, -Farm und -Werkstatt. Sie geben dem Volk Arzt und Hospital und alles dieses im Geist des Herrn, in Verbindung mit seinem Wort und so wieder als Mittel, um seinem Wort Fortgang zu verschaffen.

Und die Wirkungen? Siehe die Arbeit unter den Kri-Indianern Canadas (Leben von Young) oder unter den Dajaken Borneos (Leben von Timmer und Nommensen), auf den Inseln der Südsee (Fidschi — ehemals Kannibalen, jetzt alle Christen), so auf Tonga u. s. w. In 40 Jahren bekehrten sich von den Kols 40,000, und von den Karenen (Hinterindien) 85,000. Die Sandwich-Inseln wurden in 50 Jahren ein ganz christliches Land.

3. So gehen wir hoffnungsvoll und siegesgewiß dem Ziel entgegen. Zwar es ist ein allmählicher, vielfach ein sehr langsamer Prozeß. Dabei werden der Mission die Opfer an Geld und Menschenleben vorgerechnet. Was das letztere anbetrifft, so schlagen das die Missionare gern in die Schanze. Sie wollen gar nicht die Rache der Regierung dafür. Es schreckt sie auch nicht ab. Als vor einigen Jahren die Nachricht von der Ermordung mehrerer Bremer Missionare in Neu Guinea ins Missionshaus gelangte, verbreitete sie zwar tiefe Betrübnis, aber zugleich flammte eine heilige Begeisterung auf und jeder einzelne wäre bereit gewesen, gleich in den Riß zu treten, wenn er gedurft hätte. Gleiche Opfer ja bei Entdeckungsreisen in Afrika, nach dem Nordpol. Welch unsägliche Leiden hier und wie klein der Gewinn im Vergleich zu dem der Mission! Sodann die Kosten. Das amerikanische Volk giebt viel für Mission, aber noch lange nicht so viel wie bloß für Kaugummi. Das englische ist auch opferwillig, giebt gerade hundertmal so viel für berauschende Getränke als für Mission (1891). In Deutschland kommen auf den

Kopf 2½ Cents für die Mission. Also wer wagt da noch ein Wort zu sagen von großen Kosten. Hier heißt es vielmehr als bei den Kreuzzügen: Gott will es! Nötig ist es und geschehen wird es. Die Missionsbewegung ist (von Brüdergemeinde, H. Egede u. s. w. abgesehen) erst 100 Jahre alt und wir haben ca. 300 Missionsgesellschaften. Wie das Werk sich die Welt erobert, sahen wir auf dem Missionskonoreß zu New York; und wie auf vielen Gebieten Frühlingslüfte wehen, erfahren nicht nur die Barmer. Wir selbst hatten in Indien einen Zuwachs von 409. Es scheinen aber sich große Dinge vorzubereiten. Manche haben den Eindruck: der Herr eilt. China mit seinen 400 Millionen ist in fieberhaften Zuckungen, vielleicht eine Krisis zum Gesundwerden. Indien wird durch Not getrieben; der Muhammedanismus durch politische Auflösung.

Die Hauptsache für uns, daß wir uns mit den Missionsgedanken der Schrift erfüllen (Warneck, Miss.-Stunden I. Bd. ausgezeichnet dazu), den Geist der Apostelgeschichte erflehen und in lebendiger Beziehung mit den thätigen Arbeitern auf dem Missionsfeld bleiben. Als der Geist kam, da begann die Mission, und welcher Missionar, der nicht seinen Beruf auf die Einflüsse von Gottes Wort und Kämmerlein zurückführen könnte. Da laßt uns fleißig und brünstig sein, dann treiben wir Mission und feiern recht die Feste der Mission.

Zur Revision der Statuten.

Die Neueinrichtung eines Kirchengerichts. §§ 121—144.

Eingesandt von der Chicago Pastoral-Konferenz.

Nachstehendes wurde auf der Frühjahrsversammlung der Chicagoer Pastoralkonferenz vorgetragen und hatte den Zweck, bei der Besprechung der Statutenrevision zu vorläufiger Orientierung zu dienen. Da die Revision der Statuten die Aufmerksamkeit der Synodalen auf ihren Konferenzen jedenfalls noch öfter in Anspruch nehmen wird, so schien es nicht unangezeigt, durch Veröffentlichung dieser Bemerkungen im „Theol. Mag." auch anderen mit dem Gegenstande sich beschäftigenden Versammlungen zu dienen. —

In Bezug auf die letzten, den Statuten neu hinzugefügten Paragraphen (121—144) sei es gestattet, etliche Worte zur Beurteilung derselben vorauszuschicken. Der Inhalt der betreffenden Paragraphen wird dabei als bekannt vorausgesetzt. Sie bilden ein zusammenhängendes Ganze und können u. E. nur als Ganzes angenommen oder abgewiesen werden, da, wenn ein Teil angenommen wird, die Konsequenz auch die Annahme aller andren Teile nach sich zieht. Das Motiv, welches das Revisionskomitee veranlaßt hat, die Neueinrichtung zu beantragen, ist die unleugbare Thatsache, daß an den bisher geltenden Einrichtungen zur Handhabung der Rechtspflege in der Synode je und dann Mängel hervorgetreten sind; die Fortdauer derselben unmöglich zu machen, ist der Zweck der neuen Einrichtung.

Im allgemeinen wird man allerdings sagen müssen, haben die alten Einrichtungen, wie sie aus den Bedürfnissen und Verhältnissen hervorgegangen sind,

den Anforderungen genügt, und es sind Mängel nur in seltenen Fällen hervorgetreten. Im ganzen haben die alten Einrichtungen den Vorzug größerer Einfachheit, Beweglichkeit, Fähigkeit den Verhältnissen des einzelnen Falles sich anzupassen, und es dürfte darum ratsam sein, die alten Einrichtungen nicht gänzlich um der neuen willen fallen zu lassen, sondern die letzteren gewissermaßen als ein Reserveverfahren aufzusparen für Fälle, wo sich die alten als unzureichend erweisen.

Wenn jetzt eine Klage gegen einen Pastor oder eine Gemeinde vorliegt, so ernennt der Distriktspräses ein Untersuchungskomitee, und er kann dabei die speziellen Verhältnisse berücksichtigen, er kann zu Gliedern derselben Männer erwählen, die in der Nachbarschaft der betreffenden Orte wohnen, wo die Untersuchung anzustellen ist, und deren Reisen daher nicht allzu große Kosten verursachen, Männer, die mit den die Klage veranlassenden Verhältnissen besonders bekannt sind, die am betreffenden Orte besonderes Vertrauen genießen u. s. w., und dies werden für jeden andern Ort auch jedesmal andere Personen sein. Dagegen empfiehlt das neue Statut die Einsetzung einer ständigen Gerichtsbehörde, bei deren Zusammensetzung auf jene wünschenswerten Qualitäten eines Untersuchungsgerichts keine Rücksicht genommen werden konnte.

Es ist demnach in den meisten Fällen der alte Modus der neuen Einrichtung vorzuziehen, und nur in dem Falle ist eigentlich das Vorhandensein eines ständigen Gerichtshofes für den Distrikt nötig oder wünschenswert, wo die Klage gegen den Präses des Distrikts selbst gerichtet ist, oder wo ein besonderes Verhältnis desselben zu einer der klagenden Parteien den Verdacht nahe legt, er werde nicht unparteiisch handeln können. Es kann nicht schaden, wenn jeder Distrikt sich eine Behörde für solche selten vorkommenden Fälle kreiert.

Nach bisherigem Usus kann ferner eine klagende Partei, die mit dem Urteile, das die Distriktsbeamten auf Grund des Berichtes vom Untersuchungskomitee gefällt haben, nicht zufrieden ist, an die Distriktsversammlung appellieren. Es ist ja das eigentlich auch das natürliche und war in früheren Zeiten, wo die Distriktsversammlungen bei der geringeren Zahl der Glieder einen so zu sagen mehr familiären Charakter an sich trugen, das angemessenste. Bei der gegenwärtigen Gestalt der meisten unserer Distriktsversammlungen ist dies nicht mehr der Fall. Schon die Zeit, welche auf den Distriktsversammlungen der Untersuchung eines Klagefalles gewidmet werden kann, ist in der Regel total ungenügend, um jedem einzelnen die Bildung eines selbständigen Urteils über den Fall zu ermöglichen, und es werden hierbei Personen zur Beurteilung einer Sache herangezogen, die gar kein Verständnis und kein Interesse für dieselbe haben und darauf angewiesen sind, sich fast blindlings von der Ansicht der hervortretendsten Sprecher leiten zu lassen.

Hier tritt das Bedürfnis nach einer Neueinrichtung deutlicher hervor, und die Vorzüge und Nachteile der alten und der neuen Einrichtung sind gegen einander abzuwägen. Nach altem Modus sind die Distriktsversammlungen die Appellationsbehörde. Dies bietet den Vorteil: 1. Daß mit der Appellation keine neuen Unkosten verbunden sind, denn die Versammlungen treten ja so wie so zusammen; 2. daß den Aussprüchen einer größeren Versammlung im allgemeinen mehr Gewicht beigelegt wird als dem Urteile einer nur aus etlichen

Gliedern bestehenden Behörde; 3. daß jedem Synodalen im Distrikte die Gelegenheit gegeben wird, sein Urteil über eine Sache, die ihn interessiert haben mag, an maßgebender Stelle abzugeben.

Die Nachteile sind schon oben genannt.

Die neue Einrichtung legt die Befugnis, als Appellgericht zu fungieren, in die Hand einer Behörde. So muß nämlich nach Meinung der Unterzeichneten der Entwurf entschieden aufgefaßt werden. Es steht zwar in dem Entwurf nicht ausdrücklich geschrieben, daß das Eingreifen der Distriktsversammlungen in Klagesachen aufgehoben sei; aber indem eine Funktion der Distriktsversammlung als Gerichtshof in Appellsachen nicht erwähnt wird, ist durch das Stillschweigen eben die Aufhebung des bisherigen Modus deutlich genug ausgesprochen. Es mögen vielleicht nicht alle Leser des Entwurfes sich das vergegenwärtigt haben und denken, daß die Distriktsversammlungen ihr bisher geübtes Recht als Appellationsbehörde noch weiter zu üben haben, daß also auch von dem Urteile des Distriktsgerichtes an den Gesamtdistrikt appelliert werden könne; das ist nicht der Fall, sondern der Sinn des Entwurfs ist offenbar, daß der Distriktsversammlung als einer bloß gesetzgebenden die Gerichtsbarkeit aus den Händen genommen werde. Hierüber muß sich jeder klar werden und nach eigenem Ermessen entscheiden, ob er sein bisher geübtes Recht, an der Gerichtsbarkeit teilzunehmen, abgeben und auf eine Behörde übertragen will. Unterzeichnete können nur sagen, daß sie nach ihrer Meinung der neuen Einrichtung den Vorzug geben. Selbstverständlich kann die Redefreiheit, eventuell Beschlußfreiheit, der Distriktsversammlung nicht beschränkt werden, und es bleibt daher der Distriktsversammlung unbenommen, wenn sie es für gut befindet, über eine Rechtssache von allgemeinem Interesse ihr Urteil auszusprechen und zu veröffentlichen; aber die Bedeutung einer richterlichen Entscheidung hat solche Kundgebung nicht mehr, und von der Entscheidung eines Distriktsgerichts kann nicht mehr an den Gesamtdistrikt, sondern nur noch an das von der Generalsynode eingesetzte Obergericht appelliert werden.

Fassen wir nun noch einmal die Vorteile und Nachteile der neuen Einrichtung zusammen, so ergiebt sich nach Meinung der Unterzeichneten kurz folgendes: So wie es im Statutenentwurf lautet, daß nämlich die zu kreierende Gerichtsbehörde der einzige im Distrikt existierende Gerichtshof sein soll, würde der neue Modus nicht empfehlenswert sein; in den meisten Fällen ist die alte Verfahrungsweise vorzuziehen, und das ist wohl auch der Sinn von §126, in dem es heißt: „Die Zurechtweisung, die den Distriktspräsides als Vorgesetzten gegen die Distriktsglieder zukommt, wird durch diese Gerichtsordnung nicht aufgehoben.“ Dieser Paragraph ist daher behufs größerer Deutlichkeit etwa zu amendieren, so daß es heißt statt „Zurechtweisung“, „die bisher geübte Disziplinargewalt“.

Das neue Distriktsgericht würde demnach als Gericht erster Instanz nur in den Fällen zu fungieren haben, wo der Präses und der Vizepräses selbst als Partei beteiligt sind. In allen anderen Fällen wird das neue Distriktsgericht nur als Appellationsgericht zu fungieren haben und würde die Funktion übernehmen, die bisher die Distriktsversammlung als Ganzes geübt hat.

Ein Nachteil, der mit der Neueinrichtung verbunden sein würde, würde einmal der sein, daß eine Anzahl (3—6) Synodalen, die aus den Erfahrensten und Vertrauenswürdigsten zu wählen sein würden, der Wahlfähigkeit für ein anderes Amt entzogen werden müßten, um ein Amt zu bekleiden, das seinem Träger hoffentlich, und durchschnittlich auch thatsächlich, nichts zu thun giebt. Zum andern daß, wenn die neue Behörde zur Thätigkeit gerufen wird, ihr Verfahren ein etwas kostspieligeres werden wird, als nach dem alten Modus notwendig war; die Distriktsversammlungen wirkten als Appellgerichte umsonst, die neue Behörde würde zu ihren Sitzungen besondere Reisen machen müssen. Drittens wird in manchen Fällen dem Spruche eines solchen Gerichtshofs von 3—6 Personen nicht dieselbe Autorität beigemessen werden, als dem Spruche einer ganzen Versammlung, und man wird eher geneigt sein, über Parteilichkeit zu klagen.

Diese Nachteile wiegen jedoch nach Ansicht der Unterzeichneten den Vorteil nicht auf, daß, wie schon geltend gemacht, die ausdrücklich eingesetzte Behörde der Untersuchung eines Falles mehr Zeit widmen kann, als eine Distriktsversammlung dafür erübrigen kann, und daß ihre Entscheidung in der Regel weniger von zufälligen Einflüssen abhängig sein wird, als die einer Distriktsversammlung, in welcher die größte Zahl der Mitstimmenden sich auf das Urteil anderer verlassen muß.

Uebrigens ist die Einsetzung einer besondern Gerichtsbehörde für die Distrikte von geringerer Bedeutung, da ihre Thätigkeit wohl nur selten in Anspruch genommen werden wird.

Wichtiger ist die neue Einrichtung für die Generalsynode, da eine Körperschaft, welche nur alle vier Jahre zusammentritt, wohl kaum umhin kann, für die ihr zufallende Funktion einer Appellationsgerichtsbarkeit ein ständiges Organ schaffen zu müssen.

Das Synodalgericht würde als Gericht e r s t e r Instanz zu fungieren haben in Fällen, wo der Synodalpräses verklagt wird, oder wo er's für nötig hält, einen seiner Mitbeamten oder eine Synodalbehörde zu verklagen. In allen übrigen Fällen handelt es als Gericht zweiter Instanz.

Die Gründe, welche die Einsetzung eines ständigen Gerichtshofes für die Distrikte wünschenswert machen, kehren hier mit doppeltem Gewichte wieder. Es liegt u. E. auf der Hand, daß eine Körperschaft, wie die Generalsynode nach ihrer Zusammensetzung und nach der Art ihrer Geschäftsbehandlung ist, ganz und gar nicht das geeignete Organ sein kann, als Appellationsgericht zu fungieren. Dem Appellationsgerichte unterliegt die Revision von Urteilen der Distriktsgerichte, von Beschlüssen der Distrikte, von Maßnahmen der Synodalbeamten und Synodalbehörden, sofern deren Konstitutionsmäßigkeit bestritten wird; das sind alles Fälle, zu deren Beurteilung möglichst große Sachkenntnis, Besonnenheit und Umsicht erforderlich ist, lauter Fälle, bei denen nachweislich zu Tage tritt, daß in ihrer Beurteilung geirrt werden k o n n t e. Die Entscheidung solcher Fälle einer Synodalversammlung anheimgeben, von der vielleicht die Hälfte der Glieder ganz unorientiert herbeikommt und sich ihre Orientierung erst aus einer erregten Debatte entnehmen muß, heißt, sie dem Zufalle anvertrauen. Die Einrichtung eines ständigen, verantwortlichen

synodalen Appellationsgerichts ist daher eine von der Gerechtigkeit erforderte Notwendigkeit.

Wenn dabei das Bedenken entstehen mag, daß auf diese Weise die wichtigsten, die Synode tief interessierende Angelegenheiten der Beurteilung der Generalsynode entzogen und einer Oligarchie anvertraut würden, so ist doch eben die Frage, wodurch das Urteil der Generalsynode besser zum Ausdruck kommt, ob durch eine von ihr zu bestimmtem Zwecke gewählte Behörde, oder durch eine nicht zu diesem Zwecke gewählte größere Versammlung.

Uebrigens kann, wie ja schon oben bemerkt, die Konsequenz nicht sein, daß der Synode ihre Redefreiheit oder ihr Beschlußrecht genommen würde. Sie kann, wenn sie es für gut befindet, Resolutionen über solche Fälle, die der Gerichtsbarkeit des Synodalgerichts unterliegen, fassen und eventuell veröffentlichen; sie kann, wenn sie's für gut befindet, Mißtrauens- und Mißfallensvoten gegen Personen ergehen lassen, sie kann einen Beamten, Missionar, Professor aus seiner Stelle herausärgern, so daß er es vorzieht, zu resignieren, statt unter auf ihm lastendem Mißtrauen weiter zu arbeiten. Das kann ihr niemand wehren, aber solche Kundgebungen werden nicht mehr als Akte der Rechtspflege angesehen werden, und der einsichtsvolle Teil der Versammlung wird imstande sein, Gegenstände, die nicht vor das Forum der Generalsynode sondern vor das des Synodal*gerichtes* gehören, von den Verhandlungen zurückzuweisen, während gegenwärtig die Generalsynode um ihres Charakters als Appellationsgericht willen sich zuweilen mit Gegenständen beschäftigen *muß*, für deren Behandlung sie thatsächlich nicht qualifiziert ist. —

Das berichterstattende Komitee empfiehlt daher, die Annahme der betreffenden neuen Paragraphen des Synodalstatuts (121—144) mit den Amendements, die sich aus Anwendung der im obigen ausgesprochenen Beurteilung ergeben.

E. Kahn,
E. Otto.

Judenmission.

Der Juni-Nummer des monatlich in New York erscheinenden Blattes "Salvation", das vorzugsweise der Judenmission in New York dienen soll, entnehmen wir einen Artikel, welcher die bezeichnende Ueberschrift trägt: "Missions that are Omissions". „*Missionen, die unterlassen werden.*" Wir würden den Artikel überschreiben: *Die Judenmission, das Stiefkind der christlichen Kirche.* Der Verfasser des betreffenden Artikels redet von der ökumenischen Missionskonferenz und sagt da u. a.:

Diese Konferenz wurde in New York gehalten und kostete etwa $50,000. Wollte man das eine Geld-Verschwendung nennen, so würde man reden wie Judas damals, als Christus, der Herr, von Maria gesalbt wurde. So viel aber darf man doch sicherlich in guter Meinung sagen, daß die Völker und Heiden aller Zweige, Stämme und Sprachen auf der Erde die Aufmerksamkeit dieser ehrwürdigen Versammlung fesselten mit der einzigen Ausnahme —

des jüdischen Volkes. Die jüdische Presse und Kanzel machte von dieser Thatsache viel Wesens und überschüttete die Konferenz dafür mit Lobeserhebungen, daß sie das Missionswerk unter den Juden gar nicht in Betracht zog. Ob die Missionare, welche damals hier versammelt waren, eine derartige Lobpreisung von dieser Seite als ein zweifelhaftes Kompliment aufgenommen haben oder nicht, können wir nicht bestimmt behaupten. Sicherlich aber war es für einen wahren Nachkommen Abrahams, wie dem Schreiber dieses, der unter den Juden missioniert, demütigend, eine solche Vernachlässigung des alten Gottesvolkes von seiten einer Versammlung christlicher Prediger verzeichnen zu müssen.

Wenn nun auch die Apostel, die ja sämtlich Juden waren, sich dahin geeinigt hätten, es für die bequemste und beste Politik anzusehen, ihre Zeit, ihre Energie und den besten Teil ihres Lebens nicht auf die Bekehrung der Heiden zu verwenden? Wenn das erste Konzil in Jerusalem es vernachlässigt hätte, einige aus seiner Mitte abzusenden und dem Missionswerke unter den Heiden zu widmen?

Wenn man die Missionsberichte der verschiedenen kirchlichen Gemeinschaften durchsieht, so findet man, daß auch nicht eine Mission im Heidenlande existiert, die nicht allein mehr kostet als drei bis vier jüdische Missionen in den Vereinigten Staaten kosten würden; und doch fließt für diese Missionen das Geld immer reichlich, während die Judenmission unter uns überhaupt kaum unterstützt wird, und wenn es doch geschieht, gewöhnlich nur von einigen „Sonderlingen". Ich möchte wohl wissen, ob denn die Pastoren, wenn sie den Bericht über die Beiträge zur Heidenmission, Innere Mission, Unterstützung von Freigelassenen an die betreffenden Kirchenkörper zusammenstellen, es niemals empfinden, daß noch etwas fehlt, wenn die Judenmission übergangen ist!

Ein juden-christlicher Missionar, der nicht genannt werden soll, erfuhr vor kurzem von einer kräftigen christlichen Arbeit unter den Juden, welche von einer Anzahl von unbezahlten freiwilligen Arbeitern ins Leben gerufen war und nun aus Mangel an Mitteln, um monatlich $35 Miete zu zahlen, aufgegeben werden sollte; auf eigene Faust unternahm er es, das Werk fortzuführen. Keine Missionsgesellschaft wollte auch nur einen Thaler zur Fortsetzung dieses wertvollen Missionswerkes, welches schon neun Jahre bestanden hatte, versprechen. Der Missionar erhält kein Gehalt. Und doch könnte jede einzelne von unseren reichen Brooklyner Kirchen ein Viertel ihrer jährlichen Beiträge zur Heidenmission nehmen und damit ein ganzes Jahr diese jüdische Mission aufrecht erhalten, obwohl der Missionar auch dann noch selber für seinen Unterhalt sorgen müßte, wie bisher.

In der Heidenmission sorgen die Behörden, die mit der Leitung betraut sind, für die Geldmittel, und die Missionare sind von Sorge frei, während ein Judenmissionar die Geldfrage selber ins Auge fassen muß — zum großen Schaden seines Werkes und vielleicht seines Ansehens.

Wird ein Heidenmissionar von denen, zu welchen er gesandt ist, verletzt, so schützt ihn unsere Regierung; wenn aber dem Judenmissionar übel mit-

gespielt wird, so muß er selber zusehen, wie er mit dem Leben davon kommt. Ich möchte keineswegs sagen, daß der Heidenmissionar zu gut behandelt wird; aber so ein armer Judenmissionar wird gänzlich igniorirt. Ist unsere Arbeit nicht auch ein Teil des christlichen Werkes, ebenso wie die eines Heidenmissionars? Predigen wir denn etwa ein anderes Evangelium? Ist denn in den Befehl, aller Kreatur die Wahrheit des Christentums zu bringen, der Jude nicht miteinbegriffen?

Anmerkung der Redaktion: Muß nicht heute das Wort Pauli Röm. 3, 29 umgekehrt werden, so daß es heißt: Ist Gott allein der Heiden Gott, ist er nicht auch der Juden Gott? Warum beweisen die Christen nicht mehr Liebe zum Judenvolk, von dem doch unser Heil stammt? (Joh. 4, 22).

Pädagogisches.

Lehrgang für das Rechnen im Zahlenraume von 1–100.

Aus Deutsche Schulpraxis.—Von Adolf Hörtzsch.

Der verstorbene Schulrat Eichenberg sagt in seinen Jugend- und Amtserinnerungen: „Wenn jemand darauf ausgehen wollte, eine Schule gründlich zu ruinieren, so brauchte er nur das erste Schuljahr ungeübten oder unfähigen Lehrern in die Hand zu geben.“

Jeder erfahrene Schulmann wird die Wahrheit dieses Ausspruches bestätigen. Im ersten Schuljahre soll für verschiedene wichtige Fertigkeiten ein solider Grund gelegt werden. Geschieht dies nicht, so kann der spätere Unterricht in diesen Fertigkeiten nur mangelhafte Resultate zeitigen. Und umgekehrt: Je sorgfältiger die betreffenden Lehrgegenstände in ihren Elementen behandelt worden sind, desto erfolgreicher gestaltet sich die Unterweisung in denselben auf den folgenden Stufen, vorausgesetzt, daß auch hier ein rationelles Lehrverfahren eingeschlagen wird.

Dieser Erfahrungssatz findet ganz besonders im Rechenunterrichte seine Bestätigung, weil beim Rechnen mehr als bei manchem anderen Lehrgegenstande ein streng stufenmäßiges Fortschreiten geboten ist und früher Versäumtes nur mit bedeutendem Zeitverluste nachgeholt werden kann.

Von großer Wichtigkeit ist es daher, im ersten Schuljahre den Kleinen eine hinreichende Rechenfertigkeit im Zahlenraume von 1 bis 10 bezw. von 1 bis 20 zu verschaffen. Soll aber der Unterricht auf den mittleren und höheren Stufen die rechten Früchte tragen, so ist im Anschluß an die Ergebnisse des ersten Schuljahres eine gründliche Durcharbeitung des Zahlengebietes von 1 bis 100 nicht minder unerläßlich. Die Kinder müssen dahin gebracht werden, daß sie innerhalb desselben nicht zu leichte Aufgaben aus jeder der vier Grundrechnungsarten mit ziemlicher Sicherheit und Raschheit im Kopfe zu lösen imstande sind.

Man sollte meinen, bei dem gegenwärtigen Stande der Methodik sei es nicht allzuschwer, dieses Ziel zu erreichen; die Erfahrung lehrt jedoch, daß in manchen Fällen die Erfolge des ersten Rechenunterrichts der auf denselben verwendeten Zeit und Mühe nicht entsprechen.

Daß auffallende Mißgriffe in methodischer Hinsicht auch jetzt noch vorkommen können, davon überzeugte ich mich am Schlusse des letztvergangenen Schuljahres. Ich war zugegen, als in einem sächsischen Seminare die unterste Klasse der Uebungsschule geprüft wurde. Ein Lehrer — nicht etwa ein ungeübter Seminarist — examinierte im Rechnen. Zu der unteren Abteilung sagte er u. a.: „Wie viel ist 5 und 3? — 5 und 3! — Eins, eins, eins!" Die letzten drei Worte, von denen er jedes mit einer Handbewegung begleitete, sollten die Kinder veranlassen, zuerst eine Eins, dann noch eine Eins und hierauf noch eine dritte Eins zu 5 zu addieren! — Die Kinder des zweiten Schuljahres hatten u. a. 36 und 52 zusammenzuzählen. Nachdem ihnen der Lehrer die Aufgabe ein paarmal vorgesprochen und einige falsche Resultate zurückgewiesen hatte, nannte ein Knabe die richtige Summe. Um nun den Zuhörern zu zeigen, daß den Kindern der behufs der Lösung einzuschlagende Weg bekannt sei, forderte der Lehrer das erste Mädchen der Klasse auf, die Aufgabe „vorzurechnen", und es entspann sich folgendes Gespräch: Kind: „36 und 10 ist 46; 46 und 10 ist 56; 56 und 10 ist 66; 66 und 10 ist 76." Lehrer: „Jetzt hast du vier Zehner dazugezählt, es sollen aber fünf Zehner sein. Zähle noch einen Zehner hinzu!" Kind: „76 und 10 ist 86," Lehrer: Die Aufgabe hieß aber 36 und 52 (mit Betonung der 2); wie viel mußt du nun noch hinzuzählen?" Kind: „Zwei." Lehrer: „Wie viel ist 86 und 2?" Kind: „86 und 2 ist 88."

Glücklicherweise wird derartiges nur selten vorkommen, weil das Unpraktische eines solchen Verfahrens jedem vernünftigen Menschen einleuchtet, und auch die Seminaristen, denen jener Lehrer ein Vorbild sein soll, werden, wenn sie in die Schulpraxis eingetreten sind, wohl kaum in dieser Weise unterrichten. Wenn aber trotzdem die Unterrichtserfolge bei allem guten Willen des Lehrers hier und da gering sind, so können meiner Ansicht nach dieser Erscheinung verschiedene Ursachen zu Grunde liegen.

In manchen Schulen fesselt man die Kinder zu lange an die Anschauung, gewöhnt sie mithin zu spät an selbständiges Operieren. Anderwärts werden schwierigere Operationen nicht gehörig vorbereitet, oder man verlangt die Lösung angewandter Aufgaben, bevor im Rechnen mit reinen Zahlen die nötige Sicherheit vorhanden ist. Weiter sei darauf hingewiesen, daß mancher Lehrer die Wiederholung früher erledigter Pensen und — was besonders hervorgehoben sein möge — die gelegentliche Erweiterung derselben zu saumselig betreibt, ein anderer wieder dem schriftlichen Rechnen zu viel Zeit einräumt. Noch schlimmer ist es, wenn nach mehr als einer der angedeuteten Richtungen gefehlt wird.

In der Hoffnung, diesem oder jenem Berufsgenossen damit einen Dienst zu erweisen, übergebe ich den nun folgenden Lehrgang für das Rechnen im Zahlenraume von 1 bis 100 der Oeffentlichkeit. Derselbe, das Ergebnis einer vieljährigen Praxis, soll zeigen, wie man mit Vermeidung der genannten Mißgriffe die Kinder in verhältnismäßig kurzer Zeit zu dem erstrebten Ziele führen kann.

I. Das Rechnen im Zahlenraume von 1 bis 10.

Bevor die Kinder im Rechnen unterwiesen werden können, müssen sie selbstverständlich die erforderlichen Zahlvorstellungen erworben haben. Es ist jedoch nicht zu empfehlen, mit dem Rechnen erst dann zu beginnen, wenn alle Zahlvorstellungen von 1 bis 10 vorhanden sind. Es genügt vielmehr, da die ersten Uebungen sich ohnehin nicht über den ganzen Zahlenraum erstrecken, zunächst nur einige Zahlen auffassen zu lassen und an diese passende Uebungen anzuschließen.

Ausdrücklich sei darauf hingewiesen, daß klare Zahlvorstellungen innerhalb des hier in Frage kommenden Zahlenraums nur dann entstehen, wenn man die Kinder anhält, beim Auffassen der Zahlen jede folgende nicht allein zu der unmittelbar vorhergehenden, sondern zu allen vorher aufgefaßten dergestalt in Beziehung zu setzen, daß diese als Teile der neuen Zahl erscheinen. So ist die Zahl 7 zunächst als 6+1 zu denken, dann aber auch als 5+2, 4+3, 3+4, 2+5, 1+6. In dieser Weise muß jede Zahl zerlegt werden, ehe man innerhalb ihres Umfangs Rechenübungen vornimmt. Dadurch wird zugleich das Addieren und Subtrahieren in der besten Weise vorbereitet. Haben die Kinder im Zerlegen der Zahlen die nötige Sicherheit erworben, so lernen sie diese Rechnungsarten sehr bald ohne Veranschaulichungsmittel ausführen.

Damit soll jedoch nicht gesagt sein, daß an jede Zahl sofort Uebungen in diesen beiden Spezies anzuknüpfen seien; im Gegenteil: um in methodischer Weise eins nach dem anderen zu erledigen, nehmen wir bei jeder Zahl zunächst nur Uebungen im Addieren vor und gehen erst dann, wenn die Kinder diese Rechnungsart innerhalb des ins Auge gefaßten Zahlengebietes beherrschen, zu einer neuen über, und zwar nicht zur Subtraktion, sondern zu der auf Addition gleicher Summanden beruhenden Multiplikation.

Zuerst sind den Kindern die Zahlvorstellungen 1, 2 und 3, soweit sie sich dieselben nicht schon im Elternhause angeeignet haben, mit Hilfe gleichartiger Gegenstände beizubringen. Vermögen alle sofort zu erkennen, ob ihnen 2 oder 3 Kugeln, Striche, Finger u. s. w. vorgeführt werden, so schreitet man zur Zerlegung der genannten Zahlen. Zur Veranschaulichung benutzt man dabei mit Vorteil an einen Stab gereihte Kugeln, wie sich solche an der sogenannten russischen Rechenmaschine befinden. Die Kinder lernen: 2=1+1, 3=2+1, 3=1+2.

Sind sie imstande, diese Zerlegungen ohne Veranschaulichung anzugeben, so lernen sie auf Grund derselben die Additionen: 1+1=2, 2+1=3, 1+2=3. Es ist darauf hinzuarbeiten, daß auch diese Additionen möglichst bald ohne Zuhilfenahme der Kugeln ausgeführt werden.

Nachdem die Kinder die Vorstellung 4 erworben haben, wird diese Zahl ebenso behandelt wie die vorhergehende. Die Kleinen lernen: 4=3+1, 4=2+2, 4=1+3, sowie das hierauf gegründete Addieren. Bei der Einübung des letzteren frage man aber nicht unmittelbar nacheinander: Wie viel ist 3+1, wie viel 2+2? sondern schalte zwischen diese Aufgaben solche ein, die als Summe 2 oder 3 ergeben. (Warum?)

Wie die Zahlen 2, 3 und 4 behandelt man auch die Zahlen 5, 6 und 7, immer darauf bedacht, die Kinder so bald als möglich von der Anschauung loszumachen. Dies letztere wird am besten dadurch erreicht, daß man, nachdem die betreffenden Zerlegungen, bezw. Additionen mehrmals mit Benutzung der Kugeln ausgeführt worden sind, die Kinder auffordert, dieselben nunmehr im Kopfe zu vollziehen. Um auch die übrigen allmählich dahin zu bringen, läßt man im Anschluß an die richtige Lösung einer Aufgabe jedesmal die betreffende Operation von der ganzen Klasse, bezw. Abteilung mittels der Kugeln vollziehen, wobei streng darauf zu halten ist, daß alle Kinder auf die ihnen vorgeführten Zahlen sehen und keine derselben eher aussprechen, als bis sie vom Lehrer durch ein entsprechendes Zeichen dazu aufgefordert worden sind.

Neben der Einübung des Neuen ist fortwährend das früher Dagewesene zu wiederholen.

Zur vorläufigen Begründung des Multiplizierens kann man bei Behandlung der 6 die Kinder veranlassen, 2+2+2 zu addieren, eine Operation, die keine besonderen Schwierigkeiten verursacht und sich dem Gedächtnisse ebenso leicht einprägt, wie die nunmehr nachzuholende Addition 1+1+1=3.

In betreff der Zahlen 8, 9 und 10 ist folgendes zu bemerken:

Die 8 giebt Veranlassung, 2+2+2+2 addieren zu lassen, was im Anschluß an 2+2+2=6 leicht gelernt wird. Bei Behandlung der 9 ist den Kindern besonders einzuprägen, daß diese Zahl aus 5+4, bezw. 4+5 besteht, sowie daß die Addition von 5+4, bezw. 4+5 als Summe 9 ergiebt. Das Zusammenzählen von 3+3+3 wird den Kindern leicht, nicht minder die Addition 2+2+2+2+2, zu welcher die Behandlung der 10 Anlaß giebt.

Ist das Zerlegen der Zahlen, sowie die Addition innerhalb des Zahlenraumes von 1 bis 10 dergestalt eingeübt, daß die Kinder (notorische Schwächlinge ausgenommen) alle dahin gehörigen Fragen schnell und sicher beantworten können, so schreitet man fort zu der Multiplikation, welche durch die Addition gleicher Summanden hinreichend vorbereitet worden ist.

Auch den Schwächlingen läßt sich leicht begreiflich machen, daß man statt 3+3=6 sagen kann: 2×3=6, daß 2+2+2+2 so viel ist wie 4×2 u. s. w.

Um die Fertigkeit zu begründen, entwickelt man nun das Einmaleins, so weit es in dem zu behandelnden Zahlengebiete entwickelt werden kann:

1×1=1	1×2=2	1×3=3	1×4=4	1×5=5
2×1=2	2×2=4	2×3=6	2×4=8	2×5=10
bis	bis	3×3=9		
10×1=10	5×2=10			

Haben die Kinder diese Reihen dem Gedächtnisse eingeprägt, so stellt man Aufgaben außer der Reihe. Bei dem geringen Umfang des in Betracht kommenden Uebungsstoffes werden die Kinder in kurzer Zeit sicher im Multiplizieren.

Die letzten Minuten einer jeden Lektion werden auf die Wiederholung der Zahlenzerlegung und der Addition verwendet.

Als nächstes Pensum ist nunmehr die Subtraktion zu behandeln.

Man läßt zuerst von der Zahl 2 die Zahlen 1 und 2, dann von der Zahl 3 die Zahlen 1, 2 und 3, hierauf von der Zahl 4 die Zahlen 1, 2, 3 und 4 abziehen u. s. w.

Auch hier befolgt man behufs Erzielung der *Rechenfertigkeit* die bereits bei der Zerlegung und Addition empfohlene Praxis: Man läßt sehr bald im Kopfe rechnen und veranlaßt, so lange es nötig ist, die ganze Klasse, bezw. Abteilung, jede Aufgabe nachträglich mit Hilfe der Kugeln zu lösen. Da sich auch die Subtraktion auf die hinreichend geübte Zerlegung der Zahlen in zwei Summanden gründet, so gelingt es nach verhältnismäßig kurzer Zeit, die kleinen Schüler von der Anschauung loszumachen.

Selbstverständlich werden auch jetzt in den letzten Minuten einer jeden Lektion Aufgaben aus dem Bereiche der früher behandelten Pensen gelöst.

Ist genügende Fertigkeit im Subtrahieren erzielt worden, so kommt das *Dividieren* zur Behandlung.

Obwohl dividere „teilen“ bedeutet, so ist doch nicht jede Division ein Teilen. Soll — entsprechend der Auffassung dieser Rechnungsart als einer Umkehrung des Multiplizierens — zu einem Produkte, von dem der eine Faktor bekannt ist, der andere Faktor gesucht werden, so geschieht dies mittels einer Operation, die als ein *Messen* bezeichnet werden muß: man untersucht, wie oft der gegebene Faktor, oder welche Zahl so oft, als der gegebene Faktor anzeigt, in dem Produkte enthalten ist. Die Aufgabe 10 : 5 kann also bedeuten: Wie oft ist 5 in 10 enthalten? oder: Welche Zahl ist 5 mal in 10 enthalten? Daß im ersten Falle die zu vollziehende Operation ein Messen*) ist, leuchtet ohne weiteres ein.

Legen wir der Aufgabe die zweite Bedeutung unter, so ergiebt sich als Antwort, daß die Zahl 2 fünfmal in 10 enthalten ist, daß also die Zahl 10 aus 5 gleichen Teilen besteht, von denen jeder = 2 ist. So führt die zweite Auffassung auf den Begriff des *Teilens*, und man kann hiernach in der Aufgabe 10 : 5 auch die Aufforderung erblicken, den fünften Teil von 10 zu suchen.

Beim Unterrichte ist das Dividieren selbstverständlich in beiden Bedeutungen zu behandeln. Beide Auffassungen werden vorbereitet durch die *Zerlegung* der früher gewonnenen Produkte in *Faktoren*. Die beim Multiplizieren gewonnenen Reihen werden zu diesem Zwecke in folgender Weise umgeformt:

$$\begin{array}{ccccc} 1=1\times1 & 2=1\times1 & 3=1\times3 & 4=1\times4 & 5=1\times5 \\ 2=2\times1 & 4=2\times2 & 6=2\times3 & 8=2\times4 & 10=2\times5 \\ \text{bis} & \text{bis} & 9=3\times3 & & \\ 10=10\times1 & 10=5\times2 & & & \end{array}$$

Einübung dieser Zerlegungen in und außer der Reihe! (Fragen: Wie viel mal 1 ist die 7? Wie viel mal 2 ist die 10? — Aufforderungen: Zerlege die 9 in lauter Dreien, die 8 in Vieren! u. s. w.)

Hieran schließt sich zunächst das *Dividieren als Messen*. Im Anschluß an Zerlegungen wie $5=5\times1$, $8=4\times2$, $10=2\times5$ lernen die Kin-

*) Nicht ein „Enthaltensein,“ wie in vielen Rechenbüchern fälschlich behauptet wird. Ein Rechner kann zusammenzählen, abziehen 2c., er kann aber nicht „enthalten sein.“

der, daß die 1 in der 5 fünfmal, die 2 in der 8 viermal, die 5 in der 10 zweimal enthalten ist u. s. w. Nach Veranschaulichung einiger solcher Divisionen wird das Kopfrechnen geübt.

Zur Vorbereitung auf die später zu fordernde schriftliche Darstellung sagt man den Kindern, daß es statt: „die 3 ist in der 9 dreimal enthalten" auch heißen könne: „9, geteilt durch 3, ist 3."

Um die Klarheit des Vorstellens und die Sicherheit im Rechnen zu fördern, lasse man beim Schnellrechnen jedem richtigen Resultate die Begründung beifügen; z. B. 10, geteilt durch 5, ist 2, denn die 10 ist 2×5; 9, geteilt durch 1, ist 9, denn die 9 ist 9×1. Ratsam ist es, in der ersten Zeit dergleichen Lösungen mit den zugehörigen Begründungen im Chore wiederholen zu lassen.

Jesus nimmt die Sünder an.

Lehrbeispiel zur Behandlung eines Kirchenliedes.

Aus Allg. Deutsche Lehrerztg.—Von Fritz Achenbach.

Ziel: Wir hören in einem Liede, wie sich Jesus zu den Sündern verhält.

L. Ueber Jesu Verhalten den Sündern gegenüber könnt ihr euch aussprechen! Sch. Jesus ging zu den Sündern. — Jesus suchte die Sünder auf. — Er machte es nicht wie Johannes. Der wartete, bis die Sünder zu ihm kamen. — Jesus nahm die Sünder an. L. Das erinnert uns an die letzte biblische Geschichte! Sch. Die Geschichte vom verlorenen Schaf. L. Wodurch wurde der Heiland veranlaßt, sie zu erzählen? Sch. Die Pharisäer murrten darüber, daß sich Jesus mit den Zöllnern und Sündern zu Tische setzte. L. Wie verhielten sie sich zu den Zöllnern und andern groben Sündern? Sch. Sie verachteten diese Leute. In ihrer Gesellschaft duldeten sie keinen solchen Menschen. L. Ja, wenn sie einem auf der Straße begegneten, rafften sie ihr Kleid zusammen, damit sie ja nicht mit ihm in Berührung kamen. Was half dieses Gebahren zur Rettung der Zöllner? Sch. Nichts, sie blieben, wie sie waren. L. Gewiß! durch das lieblose Verhalten der Pharisäer wurde kein Sünder von dem verkehrten Wege auf die rechte Bahn zurückgebracht. Wie verhielt sich Jesus zu diesen Verlorenen? Sch. Er sammelte sie um sich, setzte sich mit ihnen zu Tische und redete freundlich mit ihnen. L. Welche Absicht hatte er dabei? Sch. Sie sollten zutraulich werden, damit sie ihm alles sagten, was ihnen das Herz schwer machte. L. Nur so konnten sie gerettet und selig werden.

Ueberschrift!

Jesus nimmt die Sünder freundlich an.

L. Erzähle!

Sch. Johannes der Täufer wartete, bis die Sünder zu ihm kamen. Jesus suchte sie auf. Er saß mit den Zöllnern und Sündern bei Tische. Die Pharisäer murrten darüber. Sie verachteten diese Leute. In ihrer Gesellschaft duldeten sie keinen Menschen dieser Art. Wenn sie einem auf der Straße begegneten, rafften sie ihr Kleid zusammen, damit sie ja nicht mit ihm in Be-

rührung kamen. Durch das lieblose Verhalten der Pharisäer wurde kein Sünder von dem verkehrten Wege auf die rechte Bahn zurückgebracht. Der Heiland machte es ganz anders. Er versammelte die Verlorenen um sich, setzte sich zu Tische und redete freundlich mit ihnen. Er wollte sie zutraulich machen. Sie sollten ihm alles sagen, was ihnen das Herz schwer machte. Nur so konnten sie gerettet und selig werden. Der Spott der Pharisäer wurde für sie ein Trost: Jesus nimmt die Sünder an.

L. Wir fragen nun einmal, was das Schicksal der Sünder ist (was sie verdient haben)! Sch. Sie haben Strafe verdient. Ihr Recht ist, von Gott verdammt und verstoßen zu werden. L. Sie sind nicht wert, daß Gott ihnen gnädig ist. Und doch möchte er gern alle Menschen vor der Verdammnis bewahren. Das haben wir neulich noch gehört! Sch. Gott will, daß allen Menschen geholfen werde, und daß sie alle zur Erkenntnis der Wahrheit kommen. L. Der Prophet Hesekiel sagt uns, daß Gott sogar einen Schwur darüber ausgesprochen hat! Sch. So wahr als ich lebe, spricht der Herr: Ich habe keinen Gefallen am Tode des Gottlosen, sondern daß sich der Gottlose bekehre von seinem Wesen und lebe. L. So hat Gott eidlich eine Erklärung über die Rettung der Sünder abgegeben. Das Neue Testament sagt uns viel deutlicher, daß der Sünder Vergebung, Gnade empfangen soll! Sch. Der Heiland ist als Seligmacher gekommen. Er breitet seine Arme weit aus und ruft: „Kommt her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid. Ich will euch erquicken." L. Darum dürfen wir sagen: Die Gnadenpforte ist weit aufgethan. Alle Sünder können eintreten und Vergebung und Frieden finden. Jesus nimmt die Sünder an.

Ueberschrift!

Der Sünder soll Gnade empfangen.

L. Erzähle!

Sch. Das Recht des Sünders ist, verdammt und von Gott verstoßen zu werden. Er ist nicht wert, daß Gott ihm gnädig ist. Und doch möchte der Herr alle vor der Verdammnis bewahren. In der Bibel steht: „Gott will, daß allen Menschen geholfen werde und daß sie alle zur Erkenntnis der Wahrheit kommen." Der Prophet Hesekiel spricht im Auftrage Gottes: „So wahr als ich lebe," spricht der Herr, „ich habe keinen Gefallen am Tode des Gottlosen — bekehre und lebe." So hat Gott eine eidliche Erklärung über die Rettung der Sünder abgegeben. Das Neue Testament sagt's noch viel deutlicher, daß die Sünder Gnade empfangen sollen. Jesus ist als Seligmacher gekommen. Er breitet seine Arme weit aus und ruft: „Kommt her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid. Ich will euch erquicken." Deshalb sagen wir: Die Gnadenpforte ist weit aufgethan. Alle Sünder können eintreten und Vergebung und Frieden finden.

L. Welche Geschichte will uns Jesu Thun zur Rettung des Sünders veranschaulichen? Sch. Die Geschichte vom verlornen Schaf. L. Erzähle, wie der gute Hirte das verlorne Schaf sucht! Sch. Er geht in den dunklen Wald (individualisieren!) und sucht das Schäflein. Oft ruft er nach dem armen Tiere; aber keine Stimme antwortet. Manchmal muß er durch niedriges Ge-

büsch kriechen. Hände und Gesicht verwundet er sich an den scharfen Dornen. Das Schäflein sitzt in einem Dornbusch fest. Der gute Hirte macht es los. Er redet freundlich mit dem geängsteten, müden Tiere. Dann nimmt er es auf die Schulter und trägt es nach Hause. Er freut sich, daß das verlorene Schäflein wiedergefunden ist. L. So macht es der Heiland mit den verlornen Menschenkindern. Sie haben ihn vergessen; aber er vergißt sie nie. Er wird nicht müde, zu suchen, zu rufen und zu locken. Er ist treu in seiner Arbeit an den Verlornen. So leicht giebt er niemand auf. Wenn sich der Verlorne finden läßt, dann braucht er nicht zu verderben. Er ist gerettet. Der gute Hirte freut sich, und die Engel sind auch froh, daß wieder ein verlornes Schaf gefunden worden ist.

Jesus sucht den verlornen Sünder.

L. Erzähle!

Sch. Das erzählt uns die Geschichte vom verlornen Schaf. Der gute Hirte geht in den finstren Wald und sucht das Schäflein. Oft ruft er nach dem armen Tiere; aber keine Stimme antwortet. Manchmal muß er durch niedriges Gebüsch kriechen. Hände und Gesicht verwundet er sich an den scharfen Dornen. Das Schäflein sitzt in einem Dornbusche fest. Der gute Hirte macht es los. Er redet freundlich mit dem müden, geängsteten Tiere. Dann nimmt er es auf die Schulter und trägt es nach Hause. Er freut sich, daß das verlorne Schäflein wiedergefunden ist. So macht es der Heiland mit den verlornen Menschenkindern. Sie haben ihn vergessen; aber er vergißt sie nie. Er wird nicht müde, zu suchen, zu rufen und zu locken. Er ist ein treuer Hirte. So leicht giebt er niemand auf. Wenn sich der Verlorne finden läßt, dann ist er gerettet; er braucht nicht zu verderben. Der gute Hirte freut sich, und auch die Engel im Himmel sind froh, daß wieder ein verlornes Schaf gefunden worden ist.

L. Nicht Jesus allein hat zu seiner Zeit die frohe Botschaft verkündigt! Sch. Auch seine Jünger. Er wählte die zwölf Jünger aus, daß sie hingingen und das Evangelium verkündigten. L. Was mögen sie wohl den Leuten gesagt haben? Sch. Das Himmelreich ist nahe herbeigekommen. Der Heiland, der Erretter, ist da. Jetzt kann allen Sündern geholfen werden. L. Da haben sie gewiß auch manchmal Leute gefunden, die um ihrer Sünde willen betrübt waren. Ich kann mir denken, was sie zu denen gesagt haben! Sch. Ihr betrübten Sünder, geht zum Heiland hin. Er vergiebt euch die Schuld. Jesus nimmt die Sünder an. L. Sie fügen auch noch hinzu, wie Jesus selber den Sündern zuruft. Sch. Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid; ich will euch erquicken. Nehmet auf euch mein Joch und lernet von mir; denn ich bin sanftmütig und von Herzen demütig, so werdet ihr Ruhe finden für eure Seelen.

Der Sünder wird zu Jesus gerufen.

L. Erzähle!

Sch. Auch die Jünger Jesu haben gepredigt. Er sandte sie aus, daß sie das Evangelium verkündigen sollten. Sie sagten zu den Leuten: Das Him-

melreich ist nahe herbeigekommen. Der Heiland, der Erretter, ist da. Allen Sündern kann geholfen werden. Sie fanden manchmal Leute, die traurig waren über ihre Sünden. Ihnen riefen sie zu: Ihr betrübten Sünder, geht zum Heiland hin. Er vergiebt euch die Schuld. Jesus nimmt die Sünder an. Er ruft sie selbst zu sich: Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid; ich will euch erquicken. Nehmet auf euch mein Joch und lernet von mir, denn ich bin sanftmütig und von Herzen demütig, so werdet ihr Ruhe finden für eure Seelen.

L. Das haben gewiß manche erfahren dürfen. Nennt mir eine Person, von der wir's ganz gewiß wissen! Sch. Die große Sünderin. L. Warum wird sie so genannt? Sch. Sie war in der ganzen Stadt als eine schlechte Frau bekannt. L. Aber sie lernte ihre Sünde erkennen und war traurig darüber. Oft hat sie bittere Thränen geweint. Einmal war der Heiland in der Stadt. Er predigte den Leuten, die sich um ihn versammelten. Die große Sünderin schlich sich auch unter seine Zuhörer. Was der Herr von der Buße sagte, machte sie nur noch trauriger. Sie schluchzte laut, und die Leute sahen sich um nach ihr. Nun hörte sie auch den Einladungsruf des Herrn! Sch. Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid; ich will euch erquicken. L. Das machte ihr Mut, zum Heiland hinzugehen. Sage das etwas genauer! Sch. Sie bahnte sich einen Weg durch die Leute zu Jesus hin. Sie warf sich ihm zu Füßen. L. Nun das Bekenntnis! Sch. Meine Sünden quälen mich. Ich will sie dir bekennen. L. Wir hören auch noch eine Bitte! Sch. Laß mich Gnade, Vergebung bei dir finden. L. Der Heiland machte seine Zusage wahr! Sch. Er erquickte die beladene und mühselige Frau, indem er ihr die Sünde vergab. L. Mit fröhlichem Herzen konnte sie nun nach Hause zurückkehren.

Der betrübte Sünder bittet um Gnade.

L. Erzähle!

Sch. Die große Sünderin hat Ruhe für ihre Seele gefunden. In der ganzen Stadt war sie als schlechte Frau bekannt. Als sie ihre Sünden erkennen lernte, wurde sie sehr traurig. Oft hat sie bittere Thränen geweint. Einmal war der Heiland in der Stadt. Er predigte den Leuten, die sich um ihn versammelten. Die große Sünderin schlich sich auch unter seine Zuhörer. Was der Herr von der Buße sagte, machte sie nur noch trauriger. Sie schluchzte laut, und die Leute sahen sich um nach ihr. Als sie den Einladungsruf hörte: „Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid; ich will euch erquicken!" — da bekam sie Mut, zum Heiland hinzugehen. Sie bahnte sich einen Weg durch die Leute und fiel Jesus zu den Füßen. Dann sagte sie: Ich will dir alle meine Sünden bekennen. Tag und Nacht habe ich keine Ruhe mehr. Laß mich Gnade und Vergebung bei dir finden. Der Heiland erquickte die beladene und mühselige Frau, indem er ihr die Schuld vergab. Mit fröhlichem Herzen kehrte sie nun nach Hause zurück.

L. Wo haben wir die große Sünderin nach der Vergebung ihrer Schuld noch einmal getroffen? Sch. Im Hause des Pharisäers Simon. L. Es ist ihr gewiß nicht leicht geworden, dorthin zu gehen. Warum denn? Sch. Die

Pharisäer verachteten die geringen Leute und besonders diejenigen, die als grobe Sünder bekannt waren. L. Warum ist die Frau trotzdem in das Haus des Pharisäers gegangen? Sch. Ihre Liebe zum Herrn war größer als die Scheu vor den stolzen Pharisäern. L. Sie wollte dem Herrn ihre Dankbarkeit beweisen! Sch. Sie netzte seine Füße mit ihren Thränen, trocknete sie mit den Haaren ihres Hauptes, küßte seine Füße und salbte sie mit kostbarer Salbe. Sie hatte viel Geld dafür ausgegeben. L. Was bedeuten aber die Thränen? Ich denke, der Herr hatte ihr doch die Schuld vergeben. Sch. Sie dachte noch einmal an ihre vielen Sünden, und da ist sie wieder recht traurig geworden. L. Ihre Thränen sind aber auch Freudenthränen gewesen! Sch. Als sie daran gedachte, daß ihre große Schuld für immer getilgt war, konnte sie sich vor Freude nicht fassen; sie weinte vor Freude. L. Gewiß; sie war ganz getrosten Mutes. L. Ein Wort des Propheten Jesaias über die Größe der Schuld und die Größe der Vergebung hatte sie an sich erfahren dürfen! Sch. Wenn eure Sünde gleich blutrot ist, soll sie doch schneeweiß werden; und wenn sie gleich ist wie Scharlach, soll sie doch wie Wolle werden. L. Was konnte sie dem Spottworte der Pharisäer hinzufügen? Sch. Jesus hat mich auch angenommen. L. Wir können annehmen, daß die begnadigte Sünderin nach dem Tode des Herrn noch gelebt hat. Nach der christlichen Sage soll sie ja Maria Magdalena gewesen sein. Da hat sie auch auf Golgatha gesehen, warum der Herr die Sünden vergeben konnte! Sch. Er hat sein Blut für die Sünder hingegeben und ihre Schuld bezahlt. L. So lebte sie hier schon selig. Was weiß die einstige Sünderin über ihr Leben nach dem Tode? Sch. Im Himmel wird sie beim Heilande selig sein. L. Was wird ihr Trost im letzten Stündlein sein? Sch. Jesus nimmt die Sünder an.

Wie der begnadigte Sünder lebt und stirbt.

L. Erzähle!

Sch. Wir finden die große Sünderin im Hause des Pharisäers Simon. Es wurde ihr nicht leicht, dorthin zu gehen. Die Pharisäer verachteten die geringen Leute und besonders diejenigen, die als grobe Sünder bekannt waren. Die Liebe zum Herrn war aber größer als die Scheu vor den stolzen Pharisäern. Sie wollte sich dem Herrn dankbar erweisen. Sie netzte seine Füße mit ihren Thränen, trocknete sie mit den Haaren ihres Hauptes, küßte seine Füße und salbte sie mit Salben. Bei dem Gedanken an ihre große Schuld weinte sie noch einmal Schmerzensthränen. Sie weinte aber auch vor Freude. Ihre Schuld war ja für immer getilgt. Darum konnte sie auch ganz getrosten Mutes sein. Was der Prophet Jesaias über die Größe der Schuld und der Vergebung sagte, hatte sie an sich erfahren: „Wenn eure Sünde gleich blutrot ist, soll sie doch schneeweiß werden; und wenn sie gleich ist wie Scharlach, soll sie doch wie Wolle werden." Dem Spottworte der Pharisäer: „Jesus nimmt die Sünder an," konnte sie hinzufügen: „Mich hat er auch angenommen." Die begnadigte Sünderin wird nach dem Tode des Herrn noch gelebt haben. Sie soll Maria Magdalena gewesen sein. Auf Golgatha hat sie erlebt, warum der Heiland die Sünder annehmen konnte. Er hat sein Blut für die Sünder hingegeben und ihre Schuld bezahlt. So lebte sie hier schon

selig. Die einstige Sünderin wußte, daß sie nach ihrem Tode selig beim Herrn im Himmel sein werde. Wenn ihr letztes Stündlein kommt, wird sie sich trösten mit dem Worte: Jesus nimmt die Sünder an.

Zusammenfassung des Ganzen.

Gliederung:

1. Jesus nimmt die Sünder freundlich an.
2. Der Sünder soll Gnade empfangen.
3. Jesus sucht den verlornen Sünder.
4. Der Sünder wird zu Jesus gerufen.
5. Der betrübte Sünder bittet um Gnade.
6. Der begnadigte Sünder lebt und stirbt selig.

Stilles Durchlesen.

L. Lies, daß Jesus den Sünder freundlich annimmt!

Sch. Jesus nimmt die Sünder an!
Saget doch dies Trostwort allen,
Welche von der rechten Bahn
Auf verkehrten Weg verfallen.
Hier ist, was sie retten kann:
Jesus nimmt die Sünder an.

L. Erzähle!

Sch. Jesus nimmt die Sünder an. Sagt das allen denen zum Troste, die vom rechten Wege abgewichen sind. Hier können sie gerettet werden. Jesus nimmt sie an.

L. Lies, wie der Sünder Gnade empfangen soll!

Sch. Keiner Gnade sind wir wert,
Doch er hat in seinem Worte
Eidlich sich dazu erklärt;
Sehet nur, die Gnadenpforte
Ist hier völlig aufgethan:
Jesus nimmt die Sünder an.

L. Erzähle!

Sch. Wir haben keine Gnade verdient. Doch Gott der Herr hat in seinem Worte geschworen, daß er gnädig sein will. Die Gnadenpforte ist für alle aufgethan. Jesus nimmt die Sünder an.

L. Lies, wie Jesus den verlornen Sünder sucht!

Sch. Wenn ein Schaf verloren ist,
Suchet es ein treuer Hirte:
Jesus, der uns nie vergißt,
Suchet treulich das Verirrte,
Daß es nicht verderben kann:
Jesus nimmt die Sünder an.

L. Erzähle!

Sch. Der treue Hirte sucht das verlorne Schäflein. Er vergißt es nicht, wenn auch das Schäflein ihn vergessen hat. Wenn sich das Verirrte finden läßt, kann es nicht verderben. Jesus nimmt die Sünder an.

L. Lies, wie der Sünder zu Jesus gerufen wird!

Sch. Kommet alle, kommet her,
Kommet, ihr betrübten Sünder;
Jesus rufet euch; und er
Macht aus Sündern Gottes Kinder;
Glaubet's doch und denkt daran:
Jesus nimmt die Sünder an.

L. Erzähle!

Sch. Ihr betrübten und traurigen Sünder, kommt doch zu Jesus. Er ruft euch; aus Sündern will er Gottes Kinder machen. Glaubet's: Jesus nimmt die Sünder an.

L. Lies, wie der betrübte Sünder um Gnade bittet!

Sch. Ich Betrübter komme hier
Und bekenne meine Sünden,
Laß, mein Heiland, mich bei dir
Gnade und Vergebung finden,
Daß dies Wort mich tröften kann:
Jesus nimmt die Sünder an.

L. Erzähle!

Sch. Meine Sünden thun mir leid; ich will sie dir bekennen. Lieber Heiland, laß mich Vergebung bei dir finden, daß ich mich mit dem Worte tröften kann: Jesus nimmt die Sünder an.

A. Lies, wie der begnadigte Sünder selig lebt und stirbt!

Sch. Ich bin ganz getrosten Muts;
Ob die Sünden blutrot wären,
Müssen sie kraft deines Bluts
Dennoch in schneeweiß sich kehren,
Da ich gläubig sprechen kann:
Jesus nimmt die Sünder an.

Jesus nimmt die Sünder an,
Mich hat er auch angenommen,
Mir den Himmel aufgethan,
Daß ich selig zu ihm kommen
Und auf den Trost sterben kann:
Jesus nimmt die Sünder an.

L. Erzähle!

Sch. Ich bin ganz getrost. Wenn die Sünden blutrot sind, müssen sie doch schneeweiß werden. Jesus nimmt die Sünder an. Mir hat er auch die Schuld vergeben. Der Himmel ist mir aufgethan. Ich darf selig zu dem Heiland kommen. Jesus nimmt die Sünder an. Das wird mich im letzten Stündlein tröften.

Vorlesen des Lehrers.

Kirchliche Rundschau.

Die gegenwärtige kirchliche Rundschau müßte sich eigentlich über einen Zeitraum von vier Monaten verbreiten, da die Entgegnung der missourischen Artikel den ganzen für die letzte Rundschau verfügbaren Raum in Anspruch nahm.

Inzwischen sind die Missourier (genauer F. B.) auch in „Lehre und Wehre" über uns hergefallen und haben uns noch einmal ausdrücklich die „Existenzberechtigung" in folgenden Worten abgesprochen: „Da die Unierten in zahlreichen Punkten von Gottes Wort" (es sind damit natürlich die Lehren Missouris gemeint. D. R.) „abweichen, so hat auch die unierte Synode mit ihren Gemeinden nach Gottes Wort" (d. h. nach dem Wort der Missourier. D. R.) „keine Existenzberechtigung."

Wir wissen nun schon lange, daß die Missourier für sich selbst alle Existenzberechtigung in Anspruch nehmen und jede „falschgläubige" Kirchengemeinschaft gerne vertilgen würden, wenn sie nur könnten. Am liebsten würden sie uns „gar verschlingen", wie sie sich denn noch immer als unser „alter böser Feind" erwiesen haben. „Mit Ernst" haben sie's uns gegenüber noch immer gemeint, an „viel List" haben sie's auch nicht fehlen lassen, und wir können Gott danken, daß sie die „große Macht", welche sie gerne hätten, nicht haben, sonst wäre es schon längst aus mit uns.

Eigentümlich berührt der Umstand, daß die Missourier anfangen sich auf ihre Vernunft und Vernünftigkeit etwas zu gute zu thun. Es geschieht das zunächst nur indirekt, indem sie sagen, daß wir eine „schriftwidrige und zugleich unvernünftige Stellung" einnähmen. Es wird behauptet: „Aus Ja und Nein, aus Wahrheit und Lüge, aus lutherischen Schriftlehren und reformierten Menschenlehren wollen die Unierten eine „tiefere und vollere Erkenntnis hervorsprossen lassen." Diese unsinnige Behauptung soll dann die Grundlage für den Beweis bilden, daß unsere Stellung nicht bloß schriftwidrig, sondern auch unvernünftig" sei. Es ist fast unglaublich, daß es Menschen geben kann, die Theologie studiert haben wollen und noch nicht einmal wissen sollten, daß Luthertum und Kalvinismus nicht im Verhältnis von Ja und Nein, von Wahrheit und Lüge, von Schriftlehre und Menschenlehren stehen. Und solche Leute wollen uns in altkluger Weise belehren: „nach der Vernunft folgt nie Wahres aus Falschem, sondern nur aus Wahrem." Da können wir auch mit Doktor Luther sagen: Ich habe schon längst gewußt, daß Schuhnägel Eisen sind.

Interessant ist die zweimal vorkommende Parallelstellung von „schriftwidrig" und „vernunftwidrig". Sie zeigt, daß Missouri nicht so unwandelbar ist, wie es zu sein vorgiebt. Man will jetzt in Missouri nicht mehr bloß schriftgemäß, sondern auch vernunftgemäß lehren. Es kann natürlich sein, daß man diese Vernunftmäßigkeit bloß vorgiebt, weil man die Welt, die doch einmal betrogen sein will, nun auch tapfer zu betrügen sucht. In diesem Fall wird man natürlich alles lassen, wie es ist. Es ist aber auch möglich, daß manche Missourier des einfältigen Glaubens sind, daß ihre Lehren wirklich vernunftgemäß seien. Dabei bleibt es sich ziemlich gleich, was sie unter „Vernunft" verstehen. Ihre Vernunft muß doch irgendwie derart sein, daß sie nicht bloß ihnen ausschließlich als solche erscheint (sonst würde nur der Spruch gelten: Jedem Narren gefällt seine Kappe), sondern daß sie auch nach dem, was allgemein dafür gilt, als solche anerkannt wird.

Damit haben sie sich aber in ihren missourischen Lehrteig etwas von dem Sauerteig der Vernunft gethan, der, wenn er nicht schleunigst wieder ausgefegt wird, mit der Zeit ihre ganze Rechtgläubigkeit in Gärung versetzt und schließlich so umgestaltet, daß auch bei ihnen wie einst bei den Lutheranern des achtzehnten Jahrhunderts die „Rechtgläubigkeit“ sich unvermerkt in „Vernünftigkeit“ umwandelt.

Früher hüteten sich die Missourier nach Kräften vor dem Licht ihrer Vernunft. Jetzt fangen sie an, wenigstens den Unierten gegenüber, damit zu spielen. Es könnte sich am Ende zeigen, daß ihre „lutherischen Wahrheiten“, die noch nicht einmal die Farbe halten, auch nicht feuerbeständig sind, sondern schon an diesem kleinen Lichtlein Feuer fangen und in Rauch aufgehen können.

Obwohl die römische Kirche keinen geringen politischen Einfluß ausübt und infolge der Geschlossenheit ihrer Organisation diesen Einfluß auch vortrefflich zu ihren Gunsten auszunutzen versteht, so meinen doch manche unter den Führern des römischen Klerus hierzulande, man könnte noch viel mehr erreichen, wenn alle römisch-katholischen Gesellschaften sich zu einer großen Verbindung zusammenschließen würden. Dieselbe solle zwar sich nicht direkt als politische Partei darstellen, aber sie werde die Macht haben, der römischen Kirche diejenigen Rechte, d. h. die politische Herrschaft, zu verschaffen, die ihr jetzt vorenthalten würden.

Unter die Träger dieser Anschauungen gehört auch der Bischof McFaul von Trenton, N. J. In einer Schrift über den „Einfluß der katholischen Gesellschaften“, sagt er, daß er schon in einem Brief an den „Ancient Order of Hibernians“ geschrieben habe: „Es scheint mir, daß unsere aus Katholiken bestehenden Gesellschaften sich bestreben sollten, an gewissen Punkten in Verbindung zu treten, so daß, während jede ihre individuelle Existenz behält und ihre besonderen Ziele unabhängig von den andern verfolgt, dennoch eine gemeinsame Verbindung existiert, die sie befähigt unter gegebenen Umständen einen einheitlichen Einfluß auszuüben. Dieser Einfluß sollte sich in unseren Staatsgesetzgebungen und im Kongreß fühlbar machen, überall wo bigotte Leute unsere Rechte anzugreifen versuchen.“

Der Bischof sagt dann weiter, er habe ausdrücklich erklärt, er habe nicht die Absicht, eine politische katholische Partei zu befürworten. Aber es gäbe zwölf Millionen Katholiken und ihr Einfluß entspreche dieser Zahl nicht. Ganze Generationen hindurch habe man bei den Wahlen nur nach der Parteizugehörigkeit sich gerichtet, ohne zu fragen, welches die Religion eines Kandidaten sei. Das müsse natürlich anders werden. Die Katholiken sollten sich nicht länger politisch teilen und im Hintergrund stehen bleiben, sondern nach vorn drängen.

Das was der Bischof wünscht, ist nichts mehr und nicht weniger als die Bildung einer kirchlich politischen Partei ähnlich der Zentrumspartei in Deutschland; nur den Namen will er nicht haben. Einerseits weil er wohl fürchtet, daß der Name einer römisch-katholischen Partei im politischen Leben einen zu befremdlichen Klang haben würde, andererseits, weil er die Gegner im eigenen Lager nicht unnötig herausfordern will. Diese wollen aus guten Gründen von der Bildung einer römisch-katholischen politischen Partei nichts wissen, weil die gegenwärtigen Verhältnisse vorteilhafter sind. Als Teil einer Partei verlangen die römischen Katholiken nach jedem politischen Sieg ihren Anteil an der Beute. Da sie aber im Fordern niemals

ängstlich und im Nehmen niemals blöde sind, so wird ihnen immer ein volles Maß gegeben. Das hätte aber ein Ende, sobald sie eine selbständige politische Partei bilden würden. Dann könnten sie nur die Beute erlangen, wenn sie selber für sich allein den Sieg erringen würden. Außerdem weiß man gut genug, daß etwa ein Viertel dieser zwölf Millionen seine Existenz dem Bestreben verdankt auf möglichst große Zahlen hinweisen zu können. Eine besondere politische Organisation würde zunächst ebenso von den beiden großen politischen Parteien auf die Seite gedrängt werden, wie die gegenwärtigen kleinen Parteien, die keine Fusion mit einer andern Partei eingehen wollen.

Wenn auch die Generalkonferenz der Bischöflichen Methodistenkirche längst vertagt ist (29. Mai 1900), so ist es doch keineswegs zu spät, einige ihrer Beschlüsse hier zu besprechen, weil dieselben für die fernere Entwicklung des Methodismus wahrscheinlich von nicht geringer Bedeutung sein werden. Die Folgen der getroffenen Aenderungen werden sich nicht mit einem Male einstellen und man wird im Hinblick darauf die Bezeichnung dieser Generalkonferenz als einer „radikalen" oder gar „verhängnisvollen" als etwas übertrieben ansehen müssen. Es sind drei Beschlüsse durch welche diese Neuerungen zum Abschluß gebracht worden sind. Angebahnt waren sie schon lange und, wie die Dinge lagen, mußten sie sich auch mit der Zeit verwirklichen.

Das erste ist die Annahme einer Verfassungsänderung, wodurch die Zahl der Laiendelegaten in der Generalkonferenz ebenso groß wird wie die der Prediger; das zweite, die Zulassung von Frauen als Delegaten zu den Konferenzen, auch zur Generalkonferenz; das dritte, die Aufhebung der Beschränkung der Dienstzeit der Prediger an einer und derselben Gemeinde.

Was den letzten Punkt betrifft, so ist er nicht so zu verstehen, als ob die Prediger der Methodistenkirche von vornherein dauernd an ihren Gemeinden angestellt seien; sie sind, nach wie vor, an jeder Gemeinde immer nur auf ein Jahr angestellt; aber der Bischof ist nicht gezwungen, wie bisher, nach fünf Jahren einen andern Mann an eine Gemeinde zu stellen. In den meisten Fällen wird sich diese Veränderung gar nicht fühlbar machen. Dagegen werden einzelne Gemeinden die ihren Prediger zu behalten wünschen, sich mehr zu Personalgemeinden ausbilden, und einzelne Prediger die ihre Stellen nicht immer wechseln wollen, werden dieselben entweder zum größeren Nutzen für sich oder zum bleibenden Segen für ihre Gemeinden länger verwalten können. Genau besehen ist diese neue Ordnung nur ein Zeichen davon, daß die Macht der Bischöfe, die Gemeinden rein nach eigenem Ermessen zu besetzen, im Laufe der Zeit sich bedeutend vermindert hat, und daß man wohl oder übel auf große Gemeinden und einflußreiche Prediger Rücksicht nehmen muß. Oder mit andern Worten: Das Bewußtsein der eigenen individuellen Bedeutung ist gegenüber dem Gemeinschaftsbewußtsein gewachsen. Früher empfand man die Beschränkung der Dienstzeit der Prediger auf drei Jahre wohl auch manchmal als etwas sehr unangenehmes, aber man fügte sich, denn es gehörte einmal zum Methodismus; es mußte sein. Als man aber erst die Erweiterung auf fünf Jahre zustande gebracht hatte, merkte man, daß das nicht sein müsse, und nun ist es gelungen, jede Schranke zu beseitigen.

Was die Zulassung von Frauen als Delegaten zur Generalkonferenz betrifft, so ist dieselbe auf indirektem Wege zustande gekommen. Die General-

konferenz hat nämlich beschlossen, den jährlichen Konferenzen eine neue Konstitution zur Annahme vorzulegen. Dieselbe muß erst noch mit einer Mehrheit von drei Vierteln aller Stimmen angenommen werden, um gültig zu sein. Wenn dieses geschieht, so sind die konstitutionellen Schranken der Zulassung von Frauen zur Generalkonferenz beseitigt. Da dieses mit ziemlicher Sicherheit zu erwarten steht, so werden wohl bald die Frauen ihren Einzug in die Generalkonferenz der bischöflichen Methodistenkirche halten. Eine große Veränderung hat das aber zunächst noch nicht zu bedeuten, und es mag noch manches Jahr vergehen, bis die Frauen in der Generalversammlung einen entscheidenden Einfluß auszuüben imstande sind, oder gar die Majorität bilden.

Die Vertretung des Laienelementes in gleicher Stärke mit dem Klerus könnte sich wohl am ersten und stärksten fühlbar machen, denn die Laien sind vollzählig da, und ihre Anschauungen mögen in manchen kirchlichen Fragen von denen der Prediger abweichen. Indes scheint man gerade hier am allerwenigsten irgendwelche unheilvollen Folgen befürchtet zu haben, denn der betr. Beschluß wurde einstimmig angenommen.

Interessant ist das Resultat einer andern Verhandlung und Abstimmung, und zwar gerade deshalb, weil formell nichts dabei herauskam. Ein Paragraph der Kirchenordnung untersagt „unvorsichtiges und unchristliches Betragen" oder wie die Sache gewöhnlich ausgedrückt wird, „weltliche Vergnügungen". Als solche werden genannt? „Der Tanz, der Theaterbesuch, das Kartenspiel, der Besuch der Pferdewettrennen, Circusse, Tanzkränzchen oder Tanzschulen". Jedermann, der die Verhältnisse irgendwie kennt, weiß, daß dieser Paragraph schon längst nicht mehr allgemein durchgeführt wird, und in vielen Gemeinden auch beim besten Willen des Predigers nicht mehr durchgeführt werden könnte. Es war nun von der Majorität des betr. Komitees vorgeschlagen worden, die nähere Bezeichnung der verbotenen weltlichen Vergnügungen aus dem Paragraphen zu streichen, da „die Liste unvollständig sei und das Gewissen des einzelnen in diesen Sachen maßgebend sein sollte." Ein Delegat brachte nun einen Antrag ein, durch welchen die Liste vervollständigt werden sollte. Alle nur denkbaren Spiele und Mittel zum Zeitvertreib wurden aufgezählt, und noch ehe die Liste ganz gelesen war, erhob sich ein solcher Tumult, daß der Vorsitzende zeitweilig nicht imstande war, die Ordnung aufrecht zu erhalten. Der Minoritätsbericht des Komitees beantragte, den betr. Paragraphen unverändert beizubehalten. Die Versammlung nahm mit einer geringen Mehrheit den Minoritätsbericht zur Debatte entgegen, vermochte ihn aber dennoch nicht zum Beschluß zu erheben, sondern legte ihn mit einer sehr kleinen Majorität (256 gegen 253) auf den Tisch. Wenn damit auch keine formelle Aenderung der Kirchenordnung eingetreten ist, so ist doch thatsächlich einem jeden Prediger die Macht gegeben, zu thun was er für gut findet. Kann und will er in seiner Gemeinde den Vergnügungsparagraphen durchführen, so kann er sich darauf berufen, daß er noch zu Recht bestehe; will er es aber nicht — und in vielen Gemeinden würde man es nicht können, auch wenn man es wollte — so kann er sich darauf berufen, daß es doch eine höchst unbillige Zumutung für einen Prediger sei, einen Paragraphen der Kirchenordnung durchzuführen, für den sich noch nicht einmal eine Majorität auf der Generalkonferenz gefunden habe, wo doch das Abstimmen viel leichter sei, als in der Gemeinde die Ausführung.

Es ist eben der uralte Gegensatz zwischen der Heiligkeit und der Allgemeinheit der Kirche, der auch hier sich unerbittlich geltend macht. Will man die kirchliche Heiligkeit auch nur in dieser herkömmlichen Form zur unerläßlichen Bedingung der Zugehörigkeit zur Kirche machen, so muß man auf eine Menge Kirchenglieder verzichten, die man doch nicht gerne verlieren möchte und die sich auch von der Kirche nicht trennen wollen, vorausgesetzt, daß ihnen die Kirche die von ihnen begehrte Freiheit in Bezug auf weltliche Vergnügungen nicht versagt. Bedenkt man noch, daß im Anfange dieses Jahres die Methodistenkirche durch die Botschaft ihrer Bischöfe alarmiert wurde (Theol. Mag. 1900 Seite 225), welche auf die Abnahme der Gliederzahl hinwies, so ist leicht begreiflich, daß man sowohl im Komitee wie in der Versammlung sich nicht auf Dinge einlassen wollte, von denen man befürchten mußte, daß sie zu einer weiteren Verminderung der Zahl der Kirchenglieder beitragen könnten.

Das Gebiet der bischöflichen Thätigkeit wurde insofern erweitert, als die Generalkonferenz beschloß, die Diakonissensache der Leitung des Bischofskollegiums zu unterstellen und alles dazu gehörige Eigentum auf den Namen der Bischöflichen Methodistenkirche eintragen zu lassen.

Die Theologie wurde insofern etwas mehr verkirchlicht, als die Professoren in den theologischen Schulen künftighin durch eine Mehrheit der Bischöfe bestätigt sein müssen, anstatt wie bisher bloß durch zwei derselben.

In Bezug auf das Blätterwesen und Buchgeschäft machte sich das Bestreben geltend, die Dinge welche, wie es scheint, zu sehr ausgedehnt worden waren, wieder einzuschränken. Zwei Blätter wurden ganz aufgehoben, andere an besondere Behörden, welche die finanzielle Verantwortlichkeit dafür zu übernehmen haben, übergeben; ebenso wurde das Buchgeschäft und der „California Christian Advocate“ einem besonderen Komitee übergeben.

Es versteht sich wohl von selbst, daß die Generalkonferenz „das 20. Jahrhundert-Dankopfer“ nicht mißbilligte. Ob aber die zwanzig Millionen Dollars wirklich zusammenkommen, ist noch nicht sicher, obwohl schon ein sehr bedeutender Teil davon vorhanden ist. Außerdem wurde ein Bericht angenommen „zur Erzielung einer allgemeinen geistlichen Auflebung beim Uebertritt ins neue Jahrhundert.“ — Nun wenn es gelungen ist etliche Millionen Dollars zusammen zu bringen, so wird man denselben wohl auch etliche Tausend Neubekehrte zufügen können.

In manchen kirchlichen Blättern Deutschlands wird die Konfirmationsfrage wieder eifrig besprochen. Die Sache ist durch Beschlüsse der unter Stöckers Leitung stehenden „Freien kirchlich sozialen Konferenz“ in Fluß gebracht worden. Die an der Konfirmation sich anhängenden Mißstände, welche namentlich in den größeren Städten deutlich zu Tage treten, sollen womöglich beseitigt werden. Dieselben bestehen nach den in Erfurt angenommenen Thesen vor allem darin: „1. Daß die Konfirmanden ein Glaubensbekenntnis ablegen müssen, das sie an der heiligen Schrift zu prüfen und deshalb in voller Wahrheit zu leisten, bei der geistigen Unruhe unserer Zeit noch viel weniger als früher imstande sind; 2. daß ihnen als Formel ein Gelübde abgefordert wird, das viele in seiner Tragweite nicht völlig verstehen und wegen thatsächlicher Verhältnisse nicht halten; 3. daß gewohnheitsmäßig mit der Einsegnung der Empfang des heil. Abendmahls verbunden ist.“ . . . Außerdem würden mit dem heiligen Abendmahl und dem Rechte der Patenschaft unreifen und unbewährten Kindern die vollen

Güter des mündigen Christentums zu teil, während ihre weitere kirchliche Erziehung in keiner Weise verbürgt sei.

Es soll deshalb die Konfirmation nur den Abschluß des religiösen Unterrichts bilden und als Zeugnis vor der Gemeinde dazu dienen, daß der Befehl: „Lehret sie halten alles, was ich euch geboten habe," erfüllt sei. — An Stelle des Glaubensbekenntnisses und Gelübdes soll die feierliche Mahnung zur Treue im Glauben und Leben treten. Das Gebet um den heiligen Geist, Handauflegung und Segen sollen unverändert bleiben. Dagegen soll der erste Empfang des heiligen Abendmahls ein freier, von der Konfirmation losgelöster Akt derer werden, die das heilige Sakrament begehren. Es stehe nichts im Wege, daß die Neukonfirmierten nach einem gesetzlich festzustellenden Zeitraum die Kommunion empfangen, wenn der konfirmierende Pfarrer nach geschehener persönlicher Besprechung, sie dazu für reif erkläre, und von ihnen Bekenntnis und Gelübde vor der Gemeinde abgelegt würden. Die kirchenrechtlichen Befugnisse sollen dann „durch den persönlichen mit Bekenntnis und Gelübde verbundenen Eintritt in die thätige Gemeinde . . . erworben werden."

Was unter dem Eintritt in die thätige Gemeinde zu verstehen ist, und was überhaupt das Ziel dieser Bewegung ist, das hat Stöcker seinerzeit klar ausgesprochen mit den Worten: „Soll die Volkskirche nicht zur Karikatur werden, so muß sie zwei Kreise bilden, einen engeren, der die gläubigen Kirchenmitglieder und in ihnen die Wähler, die Gemeindekirchenräte, die Synodalen einschließt und einen weiteren, der die dem kirchlichen Geiste Fernerstehenden umfaßt und gleichsam das Arbeitsfeld der thätigen Kirche bildet."

Es ist sehr fraglich ob eine derartige äußere und äußerlich kirchliche Scheidung zwischen gläubigen Kirchenmitgliedern und solchen, die nicht als solche gelten, sich so durchführen läßt, daß sie der Wirklichkeit entspricht, d. h. daß sie nicht unwahr wird. Denn wer kann hindern, daß die nach der Konfirmation erfolgende „persönliche Besprechung" und das spätere Bekenntnis und Gelübde nicht auch etwas Gewohnheitsmäßiges werden. Ganz gewiß läßt sich an Konfirmandenunterricht und Konfirmation vieles bessern, aber der Versuch, zwei äußerlich erkennbare Klassen von Kirchengliedern zu schaffen, die etwa dem Unterschied zwischen „Religiosen" und „Weltleuten" in der römischen Kirche oder zwischen „Vollkommenen" und „Unvollkommenen" in andern Kirchengemeinschaften entsprechen, ist doch im Widerspruch mit der Auffassung der christlichen Gemeinde als eines Leibes, eines Organismus. Vollkommen zu sein ist für alle Christen gleicherweise Pflicht, gleichviel, wie weit sie noch von der Vollkommenheit entfernt, oder wie nahe sie derselben sind, und so lange es heißt: der Acker ist die Welt, wird der volle Weizen nicht entstehen, ohne daß auch Halme und Aehren wachsen.

Es ist leicht begreiflich, daß sich den Erfurter Thesen gegenüber sehr verschiedene Anschauungen geltend machen, von dem Heißsporn an, der wünscht: „Möchte das jetzige Verfahren mit diesem Jahre aufhören zu existieren!" bis zu denen, die auch hier keine Aenderung wünschen, weil bei ihnen überhaupt alles bleiben soll, wie es ist.

Wie unvermittelt die Gegensätze auf dieser Konferenz nebeneinander herliefen zeigt sich auch an dem Bericht über die Verhandlungen, die sich mit der Frage beschäftigten: „Was ist zu thun damit aus der Gewohnheitskirche eine Ueberzeugungskirche werde?" Ob man das Verhältnis von Gewohnheit

und Ueberzeugung erst feststellte, ehe man auf die nähere Behandlung des Themas einging, darüber wird nichts gesagt. Es scheint aber nicht geschehen zu sein, sonst würde man vor allem das Thema bestimmter und genauer gefaßt haben. Denn man hätte sich doch sagen sollen, daß Ueberzeugung oft nichts anderes ist, als die feststehende Gewohnheit eines bestimmten Urteils, und daß viele, auch kirchliche Gewohnheiten, nichts anderes sind, als das Festhalten einer einmal erlangten Ueberzeugung oder eines einmal angenommenen oder gebildeten Urteils ohne Rücksicht auf seine Falschheit oder Richtigkeit. Interessanter als dieses Thema selbst ist ein Teil der Ausführung, der zwar vom Thema abweicht, aber dafür um so bemerkenswerter ist. „Besonders bedeutsam" — heißt es — „erscheint die Aussprache über den Mangel an Persönlichkeiten. Im Anschluß an Schlatter wurde ausgeführt, daß die Jünger des Herrn heute häufig in zwei wichtigen Punkten hinter der gebildeten Heidenwelt in unserer Mitte zurückstehen. Diese hat — ohne zu wissen, daß es lediglich auf Christus zurückgeht — das Gut der Persönlichkeit treu ausgebildet. Seit Goethe wird in jedem Lager als das höchste erkannt, bei Fichte wie bei Schelling, wie Richard Wagner wie bei Nietzsche, bei Taine wie bei Ibsen, die Persönlichkeit auszubilden. Die wichtigsten Bedingungen hierfür sind Wahrhaftigkeit, Innerlichkeit, Selbstbeherrschung und — was dasselbe sagen will — Freiheit. Hier fehlt es; wir fordern oft von den Draußenstehenden ein bloßes Hinnehmen des Wortes. Nun aber stoßen sich manche an der Knechtsgestalt der Schrift und des fleischgewordenen Wortes Gottes. Sollen wir denen, die gern glauben möchten, die aber aus Wahrhaftigkeit sich zurückhalten, verwehren, wenn sie zunächst Christum als historische Persönlichkeit und in einer Biographie kennen und verstehen lernen wollen? Sollen wir Dr. Johannes Müller um deswillen verwerfen, weil er Begriffe verwendet, die die Gebildeten nicht vor den Kopf stoßen? Jesus selbst hat nicht vor allem Anerkennung seiner Gottessohnschaft gefordert — er forderte zur Nachfolge auf und bedrohte die, die ihn vorzeitig offenbar machen wollten. Und weiter fehlt in der Kirche eine unbefangene Schätzung des Irdischen, z. B. des Tanzes und des Theaters. Die ältere Zeit verweilte zu einseitig bei der Frage, wie man in Gnaden kommen könne, wozu allerdings der Mensch nichts thun kann, und beachtete nicht den Dienst des Christen, in dem er zur Freiheit heranreift. Weil man nur immer den Gottesdienst als Gehorsam anschaute, gewann man kein Verhältnis zur Welt des Spieles, zu der auch die Kunst gehört, und blieb eng und ängstlich gegen Kunst und Wissenschaft. Wo alle Kräfte gebraucht werden, wird vielleicht das Gebot des Mannes (Matth. 21, V. 28—31): „Mein Sohn, gehe hin, und arbeite heute in meinem Weinberg" zunächst die Antwort finden: „Ich will's nicht thun!" Aber zieht der Herr nicht den anfangs Ungehorsamen, später aber Willigen, dem Bruder vor, der gleich Gehorsam gelobt, und nachher doch keine Weinbergsarbeit leistet? Ein bloß äußeres Bekenntnis dringt auch der Muhammedaner den von ihm gewaltsam Bekehrten auf, wirklichen Wert aber hat doch nur die innerliche Gründung in Christo, auch wenn ihr zunächst das äußere Bekenntnis fehlt. Haben wir erst die Personen, so werden auch die Ehen, die Gemeinschaften, die Gemeinden und Kirchen besser werden."

Eine außerordentliche und außerordentlich kurze Generalsynode ist am 30. Juni d. J. in Berlin zusammengetreten. Da der erste Juli ein Sonntag war und die Vertagung am dritten stattfand, so hat

dieselbe nur drei Tage gedauert. Der Grund ihrer Einberufung war, eine unabweisbar notwendige Abänderung des Pensionsgesetzes herbeizuführen. Außerdem sprach sich die Synode auch über die Vorbildung der Geistlichen aus. Als die normale Voraussetzung für das Studium der Theologie wurde die Ausbildung durch ein humanistisches Gymnasium bezeichnet, da ohne Kenntnis der klassischen Sprachen ein wirkliches und volles Verständnis der Entwicklung des Christentums auf dem Boden der griechischen und römischen Welt gar nicht möglich sei.

Am Tage vorher (29. Juni) hatte der preußische Oberkirchenrat sein fünfzigjähriges Bestehen gefeiert. Es klingt fast unglaublich, daß bis zum Jahre 1850 die verschiedenen preußischen Konsistorien einfach unter dem Kultusministerium standen, und daß erst dem energischen Vorgehen Friedrich Wilhelms des Vierten die Entstehung einer Zentralbehörde der evangelischen Kirche Preußens zu verdanken ist. Obgleich der preußische Oberkirchenrat mit mancherlei Schwierigkeiten zu kämpfen hatte — namentlich wurde er von den Konfessionellen als eine unierte Behörde mit Widerwillen angesehen — so hat er doch die Einrichtung der synodalen Ordnungen der preußischen Landeskirche, so wie einer großen Anzahl das äußere kirchliche Leben regelnder Gesetze, die der Kirche zum Segen geworden sind, zustande bringen können.

Die deutsche evangelische Kirchenkonferenz, die sich aus Vertretern der Regierungen der evangelischen Landeskirchen Deutschlands zusammensetzt, hat sich in ihrer diesjährigen Versammlung unter anderm mit einem Gegenstand beschäftigt, der weit über die Grenzen der deutschen Landeskirchen hinaus von Interesse ist, nämlich mit der Frage nach der Festlegung des Osterfestes. Der Referent, Hauptpastor Behrmann aus Hamburg, führte nach einem Rückblick auf die historische Entwicklung dieser Frage aus, daß die vielfach veränderte Gestaltung des öffentlichen Lebens eine solche Festlegung wünschenswert erscheinen lasse, während prinzipielle Bedenken evangelischerseits nicht dagegen beständen. Die Konferenz stimmte dieser Auffassung zu. Sie sprach einmütig aus, daß sie, geleitet von dem Wunsche, dem evangelischen Volke angesichts der veränderten Verhältnisse des öffentlichen Lebens, die Möglichkeit einer ungestörten Osterfeier zu erhalten, die Festlegung des Osterfestes gegen Ende März oder Anfangs April schon jetzt für zweckmäßig erkläre. Allerdings könne die Durchführung dieser Sache nur dann erfolgen, wenn unter Voraussetzung der Uebereinstimmung mit den übrigen christlichen Kirchen, auch darauf abzielende Maßregeln von seiten der staatlichen Regierung getroffen würden.

Bis es aber zu einer Uebereinstimmung der christlichen, ja auch nur der evangelischen Kirchen kommt, mag immerhin noch eine ziemliche Zeit vergehen. Denn obwohl das Ganze nur eine Veränderung des Festkalenders ist, der noch nicht einmal mit dem jüdischen Kalender übereinstimmt, so ist doch hier die Macht einer bald zweitausendjährigen Gewohnheit nicht so leicht zu überwinden.

Die evangelische Bewegung in Oestreich geht an verschiedenen Orten, trotzdem sich die Polizei mit Ausweisungen von Pastoren und ähnlichen Chikanen auf die Seite Roms stellt, doch unaufhaltsam weiter. Als ein Sieg derselben kann es bezeichnet werden, wenn der „Verein evangelischer Glaubensgenossen augsburgischen Bekenntnisses," welcher von der

Polizeidirektion in Wien aufgelöst worden war, nach einem durch alle Instanzen geführten Prozeß vom obersten Gericht als zu Recht bestehend anerkannt und erklärt wurde, daß der Verein, welcher seine Sympathie mit der evangelischen Bewegung ausgesprochen hatte, seine Grenzen nicht überschritten, sondern, daß die Polizeibehörde das Vereinsrecht verletzt habe.

In Frankreich ist es unlängst zum zweitenmal vorgekommen, daß ein ultramontanes Blatt, das einen freiwillig ausgetretenen Priester als ausgestoßenen beschimpft hatte, vom Zivilgericht zu Geldstrafe und Schadenersatz verurteilt worden ist. Bisher war in Frankreich jeder, der freiwillig oder unfreiwillig den Priesterrock abgelegt hatte, allgemein verachtet und vielfach als „außer dem Gesetz“ stehend angesehen. Mancher Bürgermeister hat verweigert, einem solchen die bürgerliche Eheschließung zu gewähren und ist darin von den Gerichten unterstützt worden. In dem oben genannten Fall hat das Gericht in Reims sein Urteil in folgender Weise begründet: „Jeder, der in einer Gesellschaft sich befindet mit der er innerlich zerfallen ist, begeht eine Unehrlichkeit, und jemandem eine solche Unehrlichkeit zumuten, heißt ihn in seiner Ehre und in seinem Ansehen schädigen.“ Diese Begründung beweist, daß man sich wenigstens stellenweise in Frankreich von dem Bann der römischen Anschauungen loszumachen vermag. In Oestreich dagegen ist es heute noch auf Grund des Staatsgesetzes einem früheren Priester, selbst wenn er Protestant geworden ist, unmöglich, eine rechtsgültige Ehe zu schließen.

Das Bestreben der früher so vielfach zerklüfteten schottischen Kirchen, sich einander wieder zu nähern, hat gegen die Mitte des 19. Jahrhundert dahin geführt, daß die kleineren Gemeinschaften sich der „United Presbyterian Church“ und der „Free Church“ anschlossen. Auch diese beiden Kirchen machten schon seit den siebziger Jahren Versuche einander näher zu kommen. Vor vier Jahren wurden die Verhandlungen wieder aufgenommen, indem jede der beiden Kirchen ein Komitee ernannte, um über die Frage der Vereinigung miteinander zu beraten. Der Erfolg dieser Verhandlungen war der, daß im Mai dieses Jahres die Generalversammlungen beider Kirchen über die Vorschläge der Komiteen beraten und abstimmen konnten. In der Versammlung der „United Presbyterian Church“ wurden die Vorschläge einstimmig angenommen; in der Versammlung der „Freikirche“ fanden sie zwar Widerspruch, wurden aber schließlich doch mit 592 gegen 29 Stimmen angenommen. Am 31. Oktober soll nun die Vereinigung wirklich vollzogen werden, indem die Vertreter der beiden Kirchen in ihren seitherigen Versammlungsplätzen zusammentreten, in Prozession einander entgegengehen und nach dem Zusammentreffen gemeinsam in eine große Halle ziehen, wo dann unter dem Vorsitz von Dr. Rainy die erste Versammlung der „United Free Church of Scotland“ eröffnet werden soll.

Auch die Wiedervereinigung der Freikirche mit der Staatskirche ist ins Auge gefaßt, ja der letztjährige Moderator der Freikirche redete in seiner Eröffnungspredigt von der Möglichkeit einer Vereinigung aller Presbyterianer. Bis wann das geschehen wird, läßt sich freilich jetzt nicht sagen.

Der ritualistische Streit in der englischen Kirche scheint wieder im Zunehmen begriffen zu sein. Jedes Entgegenkommen macht die Ritualisten anspruchsvoller und jede Abweisung macht sie hartnäckiger. Dem Parlament wollten sich die Ritualisten nicht fügen, und den

Bischöfen fügen sie sich nur dann, wenn dieselben zu Gunsten des Ritualis- mus entscheiden, sonst aber nicht. In einer Versammlung der „Church Union“ wurden Beschlüsse gefaßt, welche die Entscheidung der Erzbischöfe in Bezug auf die Aufbewahrung der konsekrierten Elemente verwarfen und erklärt, daß es Lehre des „ganzen katholischen Glaubens“ sei, daß im Abend- mahl Brot und Wein durch die Wirkung des heiligen Geistes, in der und durch die Konsekration, entsprechend der Einsetzung des Herrn, wahrhaftig und wirklich der Leib und das Blut Christi werden, und daß der im allerhei- ligsten Altarsakrament unter der Form von Brot und Wein gegenwärtige Christus, unser Herr, anzubeten und zu verehren sei.

Das ist nun zwar nicht die korrekte römische Transsubstantiation, aber genau derselbe Götzendienst mit der Hostie den Rom übt. Es ist leicht be- greiflich, daß dieser offenbare Widerstand der Ritualisten gegen die Bischöfe bei den Antiritualisten große Erregung hervorgerufen hat und daß man for- dert, das Parlament solle durch weitere legislative Maßregeln die Gesetze der Kirche und des Reiches aufrecht erhalten, wenn die Bischöfe den Klerus nicht zum Gehorsam bringen könnten. Aber auch die Ritualisten befürwor- ten zum Teil eine Verbindung mit einer politischen Partei, um im Parla- ment einen Druck ausüben zu können. Die Gemäßigten auf beiden Seiten wollen dagegen von einem Eingreifen der weltlichen Macht nichts wissen, und namentlich Lord Salisbury, obwohl er die Beschlüsse der „Church Union“ entschieden verurteilte, lehnte es ab, einen Gesetzesantrag einzubringen, dessen Zweck es sein sollte, „den Klerus zu veranlassen, dem Gesetz zu ge- horchen.“

Man wird also den Weg einschlagen müssen, welchen Bischof Temple von London gezeigt hat, nämlich angesichts der außerordentlichen Schwie- rigkeiten der Sache Geduld zu haben, da die Ritualisten sich in Verwirrung befänden, indem sie zwar der Autorität der Kirche gehorchen wollten, aber der Meinung seien, daß die Gebräuche, welche sie befolgt hätten, wirklich in der Kirche gesetzlich seien. — Damit werden die Ritualisten zufrieden sein können, und die andern werden es müssen.

Bücher und Zeitschriften.

In dem Verlag von Curts & Jennings (Western Metho- dist Book Concern, Cincinnati, Ohio) ist ein, für unsere Kirchenchöre sehr wertvolles Chorbuch erschienen, dem der Verfasser, Chas. H. Gabriel, den treffenden Namen: „Sabbath-Glocken“ gegeben hat. Die Lieder sind ganz und gar dazu geeignet, eine Gemeinde zur Kirche zu rufen. Der Name Gabriel, den wir aus dem Kirchenchor, der Chorzeitung und anderen Chor- büchern kennen, bürgt dafür, daß auch die „Sabbath-Glocken“ bald eine wei- tere Verbreitung finden werden. Die Lieder sind für unsere deutsch-amerika- nischen Kirchenchöre trefflich gewählt. Unter den 45 Liedern ist die Bearbei- tung der bekannten Melodien von Suppe allein 75 Cts. wert. Das Buch ist hübsch eingebunden und kostet @ 75 Cts.) im Dutzend $7.20.

Verlag von Reuther & Reichard, Berlin: Halte was du hast. Zeitschrift für Pastoraltheologie. U. Mitwirk. v. Hofpred. D. F. Braun, Oberkons.-Rat D. P. Kleinert und Oberkons.-Rat D. H. A. Köstlin. Herausgeg. von D. Sachsse. XXIII. Jahrgang 1898—1899. (Reuther & Reichard in Berlin. Preis jährlich $2.25. — Inhalt des 9. Heftes (Juni):

I. Abhandlungen. Achelis, E. Chr., Die Naturgewalten und Gottes Vorsehung. — Glebe, Ueber Zuchtübung gegenüber unkeuschen Braut- paaren. — Hennig, M., Goldene Worte Zinzendorfs über Prediger und Pre- digtamt.

II. Litteratur. Boeckh, Referat über erbauliche Litteratur. (Schluß.)

III. Meditationen und Predigten über freie Texte für die festlose Zeit: Psalm 73, 25. 26 — 1 Petri 2, 5 — Röm. 5, 1. 2 — Röm. 10, 9 von Meinardus — Weinreich — Bollert — Hardeland.

IV. Kasualien. Predigt, gehalten am Jahresfest eines Vereins vom „Blauen Kreuz". Von Militäroberpfarrer Bock.

V. Aus dem kirchlichen Leben der Gegenwart.

VI. Aus der übrigen theologischen Litteratur.

VII. Zeitschriftenschau. Referate von A. Eckert.

Das 10. Heft (Juli) ist ebenso inhaltreich wie No. 9.

„Der Türmer". Monatsschrift für Gemüt und Geist. Herausgeber J. E. Freiherr v. Grotthuß. Preis per Jahrgang $5.00. (Stuttgart, Greiner & Pfeiffer.)

Auszug aus dem Inhalt des Juniheftes: Zu Ehren Gutenbergs. Von Fedor von Zobeltitz. — Die Halben. Ein Roman aus unserer Zeit. Von Jeannot Emil Frhrn. von Gotthuß. (Fortsetzung.) — Ein deutsches Fürstenbild aus dem 16. Jahrhundert. Von Julius Franz. — Kritik: Neuere Schriften aus Medizin, Psychologie und Okkultismus. Von Fr. Mohr. — Rundschau: Aus der Tierwelt. Von Dr. Friedrich Knauer. Neue Helden. (Von den Berliner Bühnen.) Von Rudolf Presber. — Stimmen des In- und Auslandes: Die moderne Illustrationskrankheit. Jahrhundertsabrechnung der französischen Litteratur. Von Erich Meyer. — Offene Halle: Zur lex Heinze. Von Hans von Wolzogen, B. v. W.-B., O. K., M. S. Zum „Fall Weingart". Von Dr. R. Schultze, Dr. A. P., L. J. H. — Türmers Tagebuch. Epilog zur Lex Heinze. — Kunstbeilagen: Das Buchgewerbe. Von Prof. Woldemar Friedrich. (Photogravure.) Gutenberg. Nach dem Holzschnitt eines unbekannten Meisters vom Jahre 1578.

Auszug aus dem Inhalt des Juliheftes: England als Kulturstaat und Weltmacht. Von Dr. Ernst Seraphim. — Die Halben. Ein Roman aus unserer Zeit. Von Jeannot Emil Frhrn. von Grotthuß. (Fortsetzung.) — Sprachliche Plaudereien. Von G. Traub. — Armenpflege. Von Karl Bechstein. — Kritik: Streitende Gedanken aus Hebbels kritischen Schriften. Von Erich Schlaikjer. Kipling, Neues Dschunglbuch und anderes. — Rundschau: Die Erdkunde im 19. Jahrhundert. (Rückblick und Umschau.) Von Dr. Franz Violet. Zur Berliner Schulkonferenz. Von Dr. Erich Meyer. Eduard Mörike als Pfarrer. Ein Erinnerungsblatt zu des Dichters 25. Todestage am 4. Juni 1900. Von Dr. Harry Maync. Musikdramatische Neuheiten der verflossenen Spielzeit. Von Dr. Karl Storck. Stimmen des In- und Auslandes: Viktor Hugos Heirat. Von der serbischen Litteratur. Von Georg Adam. — Offene Halle: Zur Schulreformfrage. Von Dr. W. Schott. Das Medium Home Erbschleicher? Von Else Wagenbach. — Türmers Tagebuch: Warum dem Türmer unsere Rolle in China nicht behagt und Herr Arthur Zapp seine Kinder nicht taufen läßt? — Kunstbeilage: So mutterseelenallein. Von Karl Raupp. (Photogravure.)

Von der katechetischen Zeitschrift von Aug. Spanuth liegt uns das 4. und 5. Heft des 3. Jahrganges vor mit ebenso reicher Auswahl mannigfaltiger Artikel, wie die früheren Hefte, welche wir bisher zur Anzeige brachten. Die Zeitschrift zeigt, mit welchem Fleiß, Umsicht und Sorgfalt in Deutschland das Gebiet der Katechese bearbeitet wird. Es erscheinen jährlich 12 Hefte zum Preis von $1.70 per Jahrgang. Zu haben bei Schäfer & Konradi und im Eden Publ. House, St. Louis.

Obige Schriften sind in unserm Verlag zu haben oder durch denselben zu beziehen. Man adressiere: Eden Publishing House, 1716 und 1718 Chouteau Ave., St. Louis, Mo.

Bemerkung.

Unsere Bemühungen, die „Eisenacher Perikopen" vollständig zu erhalten und dieses Mal zum Abdruck zu bringen, waren leider erfolglos. Sollte einer unserer Leser sie vollständig besitzen, so würde für baldigste Mitteilung dankbar sein Die Redaktion.

❊ Magazin ❊

— für —

Evangelische Theologie und Kirche.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nordamerika.

Preis für den Jahrgang (6 Hefte) $1.50; Ausland $1.60.

Neue Folge: 2. Band. St. Louis, Mo. November 1900.

Die soziale Frage und die Stellung des ev. Pastors zu derselben.

Von Pastor W. Baur.

Vorbemerkung: Im folgenden möchte Verfasser einen Auszug aus einem Referate bieten, welches er Ende September 1899 vor der Rochester Pastoralkonferenz in Syracuse, N. Y., gehalten. Er möchte zum voraus darauf hinweisen, daß er fleißigen Gebrauch von Meyers Lexikon, Stöckers „Gesammelte Schriften" und anderem Material gemacht hat; einiges ist wörtliche Anführung, ohne daß es jedesmal besonders gesagt ist. Es fehlt ihm Zeit und Lust, das Referat für den Druck gänzlich umzuarbeiten. Er hofft aber, es werde manchem, dem obgenannte Werke nicht zur Hand sind, beim Studium dieser so wichtigen Frage von Wert sein.

Es ist dem Verfasser beim Studium bald klar geworden, daß er nicht viel als bekannt voraussetzen dürfe; wenn nämlich ein Schluß von ihm selbst auf andere nicht trügt. Und darum glaubt er entschuldigt zu werden, wenn er sein Ziel auf einem Umwege zu erreichen sucht. Auf folgender Weise hofft er seine Aufgabe zu lösen:

I. Erklärendes. II. Geschichtliches. III. Die Bibel und die soziale Frage. IV. Endresultat: 1. Kritik der bestehenden Verhältnisse. 2. Kritik der bisherigen, meist theoretischen Versuche, die soziale Frage zu lösen. 3. Stellung des Pastors zur sozialen Frage.

I. Erklärendes.

1. Die soziale (auch Arbeiter-) Frage fragt, um mit Stöcker zu sprechen, nach dem besten Zustande der menschlichen Gesellschaft, besonders mit Rücksicht auf die Lohnarbeiter.

Es ist bekanntlich das Ziel der Sozialisten und Sozialdemokraten, diese Frage zu lösen. Nach Prof. Dr. A. Wagner (deutscher Nationalökonom, geb. 1835) ist der Sozialist nicht notwendigerweise ein Sozialdemokrat, Sozialismus nicht gleichbedeutend mit politischem, religiösem, philosophischem Radikalismus; sondern der Sozialismus ist „dasjenige große nationalökonomische System, welches dem ökonomischen Individualismus, d. h. der wissenschaftlichen Lehre der Physiokraten und Adam Smiths und seiner Schule,

welche in unserer modernen wissenschaftlichen Gesetzgebung im wesentlichen Geltung erlangt hat — am entschiedensten entgegensteht."

2. Ein Wort über Adam Smith, berühmtesten englischen Nationalökon., geb. 1723 in Schottland. In seinem Hauptwerke: "Inquiry into the nature and sources of the wealth of nations" bezeichnet er die Arbeit (industria, industry, woher sein System Industriesystem genannt) als Quelle und Maßstab des Wertes. Im Gegensatz zu den Physiokraten, welche nur den Nährstand für produktiv ansehen, und den Merkantilisten, welche den Hauptreichtum eines Landes im Geldbesitz suchen, ist ihm jede nützliche Arbeit produktiv. Im folgenden sind die wichtigsten Punkte seines Hauptwerkes zusammengefaßt:

The most effectual plan for advancing a people to greatness is to maintain that order of things which nature has pointed out, by allowing every man, as long as he observes the rules of justice, to pursue his own interest in his own way, and to bring both his industry and his capital into the freest competition with those of his fellow citizens.

3. Meyers Lexikon definiert den Sozialismus als dasjenige nationalökonomische System, welches das wirtschaftliche Leben (unter Ersetzung des Privateigentums durch das Gemeineigentum) zu einer gemeinsam und planmäßig geregelten Thätigkeit der Gesellschaft machen will. Es ist aber darum der Sozialismus noch nicht gleich dem Kommunismus: Der letztere verlangt die Vergesellschaftung sowohl der Produktions-, als auch der Konsumtionsmittel und eine auf alle Lebensverhältnisse sich beziehende zwangsweise Ordnung des einzelnen durch die Gesellschaft. Der Sozialismus dagegen fordert (wenigstens in manchen seiner Richtungen) nur Gemeinsamkeit der Produktionsmittel und gewährt dem einzelnen auf dem Gebiete des rein individuellen Lebens einige Freiheit.

4. Johnson's Universal Cycl.: Socialism is a conscious endeavor to substitute organized cooperation for existence in place of the present anarchical competition for existence, or the system of social organization calculated to bring this about.

5. Stöcker nennt die soziale Frage eine gute, keine böse. Sie frage nach der besten Form der menschlichen Gesellschaft, um die größtmöglichste Anzahl von Menschen in gute Verhältnisse zu bringen. Stöcker betrachtet die soziale Frage unter dreifachem Gesichtspunkte: sie ist eine politische, eine soziale im engeren Sinne und eine wirtschaftliche Frage.

II. Geschichtliches.

Wie es sich eigentlich von selbst versteht, ist das Bestreben, der Ungleichheit in der Welt, besonders mit Bezug auf den Besitz, abzuhelfen, schon sehr alt. Nach einer sehr instruktiven Abhandlung von Hundeshagen in Herzogs Realencyclopädie über den Kommunismus und Sozialismus (leider stand dem Referenten nur eine alte Ausgabe zur Verfügung) besteht nun zwischen dem älteren und neueren Kommunismus folgender Unterschied: Der ältere steht in Zusammenhang mit einer theozentrisch-asketischen, der moderne mit einer anthropozentrisch-eudämonistischen oder humanitarischen Richtung der Sozialreform. Was in der Bibel von der Gütergemeinschaft der ersten Christen-

gemeinde berichtet werde, falle nicht in eine Reihe mit den kommunistischen Bestrebungen, sondern sei nur ein System ausgedehnter gegenseitiger Hilfeleistung in der Gemeinde zu Jerusalem. Ferner führen wir noch folgendes an: Kommunismus und Sozialismus treten im Laufe der Geschichte stets in einer doppelten Form auf: 1. als reine Doktrin, doch häufiger, 2. als praktische Bestrebungen, die oft genug in Fanatismus ausarten. Immerhin weisen beide Arten stets auf wirkliche, weitverbreitete Störungen und tiefempfundene Mißstände im Gesellschaftskörper hin. Dahin gehören 1. materielle Notstände, 2. sittliche Notstände, 3. durchgreifende Mängel, sowie einzelne spezifische Irrtümer der religiösen Weltbetrachtung.

* * *

Wir wenden uns nun im besonderen der neueren Geschichte der sozialen Frage zu und beginnen mit Saint-Simon (im Jahre 1760 in Frankreich geboren und Abkömmling einer Grafenfamilie).

Sein System, das aber erst von seinen Nachfolgern recht durchgebildet wurde, ging aus dem Nachdenken über die Industrie hervor. Im Kampfe gegen den müßigen Reichtum sah er das einzige Rettungs- bezw. Erneuerungsmittel der menschlichen Gesellschaft. Da es sich um Verbesserung aller Verhältnisse handle, so betrachtet der St. Simonismus die soziale Frage nicht nur als wirtschaftliche, sondern ebenso sehr als eine moralische, religiöse und politische. Die körperliche Arbeit sei die Quelle aller Werte; das Hauptunrecht im Staat und Gesellschaft bestehe darin, daß der Eigentümer die Arbeiter ausbeute. Zins und Rente sei auf Kosten der Arbeiter bezogene Prämie. Der nützlichste Stand (d. h. der der Arbeiter) nehme gesellschaftlich den letzten Rang ein, sei politisch ohne Einfluß und befinde sich in trauriger Lage. Die Gesellschaft müsse reorganisiert werden. Wie?

Alles Privateigentum, ebenso Erbrecht, muß aufhören; nur die Arbeit giebt Anrecht auf den Genuß der Lebensgüter. Das Prinzip der Verteilung müsse sein: „Jedem nach seiner Fähigkeit; jeder Fähigkeit nach ihren Werken.“ Hiezu Einrichtung einer Zentralbank, von der aus alles geleitet wird. Im Gegensatz zu Saint Simons, der selbst kein eigentliches System aufstellt, besitzen wir ein solches, bis ins einzelne ausgearbeitet, von Karl Fourier aus Besançon († 1837). Er sucht den Grund der sozialen Uebelstände darin, daß eine Minderheit des Volkes die Mehrheit ausbeute. Privatproduktion mit freier Konkurrenz sei verkehrt; denn die Privatproduktion sei Grund einer ungeheuren Verschwendung an Arbeitsmitteln, wie -kräften. Ebenso sei die Konsumtion in den Einzelwirtschaften nicht sparsam — daher müsse Produktion und Konsumtion sich gesellig gestalten. Er empfiehlt die Organisation von sog. „Phalangen“ (von φάλαγξ). Zu einem wirtschaftlichen Ganzen vereint, wohnen 300—400 oder mehr Familien in einem zu diesem Zwecke erbauten und entsprechend eingerichteten Hause. Hier wird gemeinsam alles zum Leben Nötige produziert und konsumiert. Die Gründung dieser sozialen Organismen soll aber Sache der freien Vereinigung sein, nicht staatlicher Gewalt. Hierin unterscheidet er sich von

Louis Blanc, der im Jahre 1882 in Cannes verstorben ist. Der Staat, als der größte Kapitalist, soll nach Blanc mit der Gründung von

Produktionsgenossenschaften vorangehen (die sich übrigens Blanc anders denkt, als Fourier) und alle privaten Unternehmungen lahmlegen. Blanc denkt sich die Sache etwa so:

a. Zunächst gründet der Staat sog. Ateliers sociaux für die verschiedenen Industriezweige. Nach einiger Zeit wird dann die Verwaltung dieser Ateliers den Mitgliedern überlassen; der Staat begnügt sich mit der gesetzlichen Regelung, besonders was die Gemeinverteilung betrifft.

b. Im zweiten Stadium sollen sich dann die Ateliers gleichartiger Produktionszweige zu größeren Genossenschaften verbinden.

c. Im dritten verbinden sich auch diese, so daß schließlich nur eine Produktionsgenossenschaft in Thätigkeit sei.

Uebrigens erwartet Blanc solch ein Vorgehen nur von dem republikanischen, d. h. Arbeiterstaate; die Arbeiter müßten die Republik zu diesem Zwecke herbeizuführen suchen. Louis Blanc Vater der Sozialdemokratie.

Anders stellt sich Proudhon (geb. in Besançon 1809; gest. 1865) die Lösung der sozialen Frage vor. Nicht das Privateigentum und die freie Konkurrenz seien abzuschaffen, wohl aber Geld und Zins. Die Produzenten sollten mit Hilfe einer Bank ihre Waren gegenseitig austauschen; die letzteren sollten nach Maßgabe der auf sie verwendeten Arbeit bewertet und der Tausch durch Tauschwertzeichen vollzogen werden. Diese Produzenten sollten sich gegenseitig unentgeltlich Kredit gewähren und so den Zins abschaffen. —

Wenden wir uns nun zu etlichen deutschen Vertretern des Sozialismus.

Johann Karl Robbertus (deutscher Politiker und Nationalökonom, geb. in Greifswald 1805; gest. 1875) ist der Hauptvertreter des wissenschaftlichen konservativen Sozialismus; er wirkte besonders auf die wissenschaftlichen Kreise („Kathedersozialismus).

Nach ihm ist Grundrente und Kapitalzins die Ursache des modernen Arbeiterelends. Grund und Boden, wie das Kapital, müsse allmählich Gemeineigentum werden. Dies werde jedoch Jahrhunderte dauern. Einstweilen müßten die Löhne und Warenpreise durch staatliche Taxen reguliert werden, wobei die Preise in Arbeitsgeld (cf. Proudhon) ausgedrückt werden müssen.

Nicht bloß theoretisch, sondern praktisch agitatorisch ist der Sozialismus von Ferdinand Lassalle. Er ist der Begründer der Sozialdemokratie in Deutschland (geb. in Breslau 1825; † 1864); dabei Vertreter des durchaus nationalen Sozialismus. Nach ihm ist die soziale Frage wesentlich Einkommensfrage. Die ungerechte Verteilung des Ertrags der geschäftlichen Unternehmungen komme daher, daß der Lohn infolge der freien Konkurrenz stets um einen Punkt sich bewege, bei welchem der Arbeiter nur notdürftig sein Leben fristen könne (das sog. „eherne Lohngesetz"). Wie solle man diesem Uebelstande abhelfen? Durch Gründung von Produktionsgenossenschaften; aber ohne staatlichen Zwang, jedoch mit staatlicher Beihilfe, besonders finanzieller Art. Diese Hilfe erwartet aber auch Lasalle nur vom republikanischen Arbeiterstaate. Die Arbeiter sollen mittels des allgemeinen Steuerrechts das Heft in die Hand zu bekommen suchen. Ebenfalls nicht bloß theoretisch, sondern auch praktisch als Agitator wirkte Karl Marx (geb. in Trier 1818, † in London 1883). Nach ihm entsteht und vermehrt sich das Kapital durch

Auffaugung eines möglichst großen Teils des Arbeitsproduktes. Und doch setze die Arbeit, nicht das Kapital dem Produkte Wert zu. Der Arbeiter leiste stets mehr, als ihm im Lohne vergolten werde. Dieses „Mehr" falle dem Eigentümer der Produktionsmittel zu und vermehre sein Kapital. Daher die ungleiche Verteilung. Einkommen aus Kapital und Grundbesitz sei daher eine Ungerechtigkeit. Wie abhelfen? Aus dem gegenwärtigen Zustande der kapitalistischen Produktionsweise müsse notwendig die sozialistisch-kooperative entstehen. Wie? Im freien Kampfe der Konkurrenz würden sich zunächst die Produktionsmittel in den Händen einer immer kleiner werdenden Anzahl konzentrieren. Dadurch würde der Zustand der Arbeiter endlich so unerträglich werden, daß diese, ihre Macht benützend, die wenigen Expropriateure (Großkapitalisten) einfach expropriieren und auf der Grundlage gemeinsamen Eigentums an Produktionsmitteln in den schon bestehenden großen Unternehmungen weiter produzieren, den Ertrag aber nach Maßgabe der Arbeitsleistung verteilen würden. Besser sei es aber diesen Prozeß nicht sich selbst zu überlassen, sondern ihn zu beschleunigen. — In Johnsons Universal Cyclopädia findet sich sub voce Socialism ein Artikel von einem gewissen H y n d m a n, welcher wohl wert ist, daß er auszugsweise hier mitgeteilt werde, womit dann der geschichtliche Teil dieser Arbeit seinen Abschluß finden möge.

Hiernach ist es nicht genügend, den Sozialismus als das bloße Streben nach einem bessern Zustande der Gesellschaft zu betrachten, oder gar nur als eine Reihe von Vorschlägen, wie die aus der gegenwärtigen Gesellschaftsordnung resultierenden Uebel gemildert werden können. Der heutige wissenschaftliche Sozialismus unternehme es, eine verständliche Erklärung des Wachstums der menschlichen Gesellschaft zu geben und nachzuweisen, daß, wie jede Phase in dem langen Entwickelungsprozeß von der Entstehung des Privateigentums an durch Sklaverei und Leibeigenschaft hindurch bis zum heutigen Lohnsystem mit unausbleiblicher Notwendigkeit eintrat, so auch der nächste Schritt vom Kapitalismus zum Sozialismus unvermeidlich sei. Ein gebildetes und aufgeklärtes Volk müsse diesen Schritt hinüber in den neuen Zustand der Dinge mit vollem Bewußtsein machen; der Leidenschaft unwissender und unzufriedener Agitatoren dürfe man diese Angelegenheit nicht überlassen. Es berühre freilich das Wesen des Sozialismus ganz und gar nicht, ob die Veränderung auf friedlichem Wege oder gewaltsamerweise herbeigeführt werde. Dies hänge vielmehr von dem Entwickelungszustande der einzelnen zivilisierten Nationen ab, besonders von der Haltung der herrschenden Klassen den Forderungen der produzierenden gegenüber.

Weiterhin handelt dann der Artikel von der wahrscheinlichen primitiven Form der menschlichen Gesellschaft; sie sei auf kommunistischer Basis erwachsen (The early communal System). Aus ihr habe sich die Einrichtung der Sklaverei entwickelt, welche ihrerseits der Leibeigenschaft (Serfdom) Platz gemacht habe. Nach und nach habe sich dann daraus das heutige Lohnsystem gebildet mit seiner Herrschaft der Konkurrenz und des Kapitals (Rise of the Modern Wagesystem und characteristics of the Modern Competitive System); Grundgedanke: die Produktion ist gesellig; die Mittel dazu, sowie das Verfügungsrecht über das Produzierte in den Händen von einzelnen.

Hieran schließt sich dann eine Abhandlung über die wirtschaftlichen Gegensätze unter dem heutigen Industriesystem (Economic Antagonisms under the Modern Industrial System). Ausgegangen wird von dem Umstande, daß der Arbeiter bedeutend mehr an Wert produziere, als er an Lohn bekomme. Daher der Antagonismus zwischen Kapital und Arbeit. Der Vorteil liege immer auf seiten des Kapitals. Ein fernerer Antagonismus wird konstatiert zwischen den Waren und dem Gelde, der sich freilich erst in Zeiten der Ueberproduktion geltend mache. Weil alle Waren erst in Geld umgesetzt werden müssen, so erschwere das Geld in solchen Zeiten den Umtausch. Es bestehe ein Antagonismus zwischen Mann und Weib; zwischen Eltern und Kindern; zwischen Stadt und Land, indem eins dem andern Konkurrenz mache u. s. w.

Nach einer Untersuchung über die Ursachen der Handelskrisen folgt dann ein Abschnitt über die modernen Tendenzen zur Vergesellschaftung der Produktionsmittel. An den Handelskrisen könne man sehen, wie die soziale Form der Produktion rebelliere gegen die individuelle Form des Umtausches. Der moderne Staat habe sich in seinem eigenen Interesse genötigt gesehen, Gesetze zu erlassen, um die Freiheit von Arbeitgebern, wie Arbeitern zu beschränken und zwar eben mit Bezug auf den milden Wettbewerb. Moderne Staatsmänner hätten, so zu sagen, sich selbst zum Troße (da sie beständig behaupteten, alles werde am besten auf privatem Wege gethan) sich genötigt gesehen, öffentliche Einrichtungen lokaler und nationaler Art ins Leben zu rufen, deren Umfang beständig zunehme, troß des Protestes der Vertreter der alten Schule. Solche soziale Gesetzgebung und ähnliches sei zwar noch nicht Sozialismus, aber doch ohne Zweifel ein Teil jener Bewegung, welche zum Sozialismus führe.

Noch bedeutungsvoller sei das unbewußte Streben nach einer sozialen Neuordnung der Dinge: auf seiten des Kapitals die Trusts; auf seiten der Arbeiter die Arbeiterorganisationen. Man brauche die Trusts nicht zu bekämpfen; aber ihre Verwaltung müsse in die Hände der „Gesellschaft“ übergehen. Man beachte das folgende:

Then (wenn nämlich der soziale Gedanke überall anerkannt ist) the producers, who will constitute practically the whole community, can move forward in fraternal solidarity and educated comprehension to take advantage of the economic conditions which have been prepared for them.

Von dem Siege des Sozialismus verspricht sich Hyndman zum Schluß eine wunderbare Umwandlung nicht bloß der gesellschaftlichen Ordnung, sondern auch der Herzen, wie es kurz angedeutet sein möge, mit seinem Schlußsatz: Das goldene Zeitalter liegt thatsächlich vor, nicht hinter uns!

Wenden wir uns von diesen Träumereien zu unserem dritten Punkte:

III. Die Bibel und die soziale Frage.

Es ist nicht zu erwarten, daß uns die Bibel eine Lösung der sozialen Frage für sich allein bietet. Mit solchem Stück- und Flickwerk befaßt sie sich nicht. Sie ist allerdings in ihr gelöst, aber nur im Zusammenhange mit dem Ganzen der Offenbarung.

Wir können auch sagen, die Schrift bietet uns eine prinzipielle Lösung der sozialen Frage, wobei allerdings zu bemerken ist, daß in der sozialen Gesetz-

gebung für Israel mehr geboten ist, aber nicht etwa für die gesamte oder gar moderne soziale Frage, sofern dieselbe hauptsächlich Arbeiter-, d. h. Industriefrage ist.

Prinzipiell wichtig ist im Alten Testament die Schöpfungsthatsache. Nur vom Boden einer gesunden religiösen Weltanschauung aus sind die Fragen des Lebens zu lösen, auch die soziale. In Bezug auf die letztere ist der Glaube an die Schöpfung durch den einen Gott, den Herrn Himmels und der Erde, von grundlegender Bedeutung. Die Erde gehört absolut nur dem Herrn, keinem Volke oder einzelnen: Kraft göttlicher Bestimmung nur gehört die Erde dem Menschen; er kann auf ihr und mit ihr thun, nicht was er für gut hält, sondern was Gott haben will; man beachte in diesem Zusammenhang den Turmbau zu Babel. Die Gliederung der Menschheit in verschiedene Nationen und Völker ist gottgewollt und gut. Ebenso zerfällt das Volk wieder in Stämme und Familien. Die Bedeutung der Familie und des Stammes tritt uns in der Geschichte Abrahams und seiner Nachkommen deutlich entgegen. Die Bedeutung der Persönlichkeit tritt dann freilich erst mit Christus ins rechte Licht.

Nachdem die Abrahamiden zu einem Volke herangewachsen waren, findet eine soziale Gesetzgebung statt, die für unsere Zwecke des Näheren dargelegt werden soll. Die allgemeine Grundlage der bürgerlichen Sittlichkeit, wie der speziellen sozialen Ordnung ist der Dekalog, von dem wir aber absehen können.

Die spezielle Gesetzgebung Israels hat es hauptsächlich mit der Regelung des Besitztums zu thun, besonders des Besitzes an Grund und Boden; aber auch mit dem Verhältnisse von Herren und Knechten oder Leibeigenen. Auch gehören hierher die Reinigungsgesetze (sanitäre Maßregeln die öffentliche Gesundheit betreffend), Speisevorschriften und solche betreffend die öffentliche Moral, sowie die verbotenen Grade der Blutsverwandtschaft u. s. w. Wir wollen uns indes nur mit einigen Punkten des weiteren befassen.

a. Was die Knechte anbetrifft, so ist in der Stelle 2 Mose 21, 2 ff. die Erlaubnis zum Knechtskauf vorausgesetzt; dies jedoch nicht ohne Einschränkung, cf. Vers 16. Nach 3 Mose 25, 39 konnten verschuldete Arme im Notfalle sich selbst als Knechte verkaufen. Ebenso sollte von Gerichtswegen ein des Diebstahls Ueberführter verkauft werden u. s. w. 2 Mose 22, 3. — Eine fernere Beschränkung der Leibeigenschaft enthält die Bestimmung 2 Mose 21, 2, daß jeder hebräische Knecht nach sechsjähriger Dienstzeit im siebenten Jahre seine Freiheit erlangen solle; nach 3 Mose 25, 40 machte das Halljahr seinem Dienst ein Ende, auch vor Ablauf der sechs Jahre. Beim Abzug solle man ihm Geschenke mitgeben, 5 Mose 15, 12 ff., überhaupt ihn nicht wie einen Sklaven behandeln, 3 Mose 25, 39 und 40. Von heidnischen Sklaven handelt 3 Mose 25, 44 ff.; von weiblichen 2 Mose 21, 7 ff. Aus diesen Versen geht wenigstens das hervor, daß das Höchste, was nach dieser soz. Gesetzgebung geleistet wird, ein möglichst geheiligtes Naturleben ist. Andere Verpflichtungen den Knechten und Mägden gegenüber siehe Verse 20. 26 und 27 desselben Kapitels; vergleiche auch 2 Mose 21, 5 ff.

Den Lohn betreffend gilt nach 5 Mose 24, 14 ff.: Du sollst dem Dürftigen und Armen seinen Lohn nicht vorbehalten u. s. w.

b. Bekannt ist, was die Regelung des Landbesitzes anlangt, die eigentümliche Bestimmung, daß immer das 50. Jahr ein sog. Erlaßjahr (Halljahr) sein sollte. 3 Mose 25, 10 cf. 23. Vers. — Außerdem sollte man in jedem siebenten Jahre (wie auch in jedem 50.) weder säen noch ernten, 2 Mose 23, 10 ff.; 3 Mose 25, 1 ff.

c. Auch anderes Besitztum wird in den Kreis der soz. Gesetzgebung gezogen. So gehört hierher das Zinsverbot 2 Mose 22, 25; 3 Mose 25, 36; 5 Mose 23, 19 (im weitesten Sinne) und im Anschluß hieran die Pfandordnung 2 Mose 22, 26 ff.; 5 Mose 24, 6; 10 ff.; 17. Ferner die Vorschriften über Borgen und Leihen 5 Mose 15, 7 f., cf. 5 Mose 23, 24 ff. und 5 Mose 24, 19 ff.

d. Endlich sei noch hingewiesen auf die soziale Bedeutung der sog. Leviratsehe 5 Mose 25, 5—10 und die Erbordnung 4 Mose 27, 1 ff., wozu Dächsel schreibt: „Der Besitz von Grund und Boden, welchen Israel durchs Los als ein Lehen von Gott, dem eigentlichen Eigentumsherrn des Landes, empfing, sollte ein unveräußerliches Gut der einzelnen Familien sein und bleiben."

Zusammenfassend kommen wir zu folgendem Resultate:

1. Alleiniger Landeseigentümer ist im theokratischen Staate Gott, der Herr.

2. Durch die Halljahrsbestimmung ist es unmöglich gemacht, daß sich eine zu große Verschiedenheit im Landesbesitze herausstelle, durch das Zinsverbot die Macht des Kapitals eingeschränkt.

3. Sabbatgebot, Verbot in jedem siebenten Jahre zu säen und zu ernten, ermöglicht Land und Leuten und Tieren regelmäßig wiederkehrende Perioden der Ruhe und Erholung.

4. Ueberhaupt geht so zu sagen ein kräftiger und wohlthuender Hauch von humanem Geiste durch die ganze Gesetzgebung, wie solches besonders in den Regelungen der Leibeigenschaft, der Pfandordnung, Armenpflege u. s. w. zu sehen ist.

5. Abschließend ist zu sagen: Soweit findet sich im Alten Testament keine Spur von Bekämpfung des Privatbesitzes, wohl aber ist alles daraufhin angelegt, den Mißbrauch der von Gott seinem Volke verliehenen Gaben und Güter zu begrenzen, resp. zu verhindern, dagegen den rechten Gebrauch zum Wohle des Ganzen zu fördern.

Im obigen ist auch nach menschlichem Ermessen für ein einfaches Volk die Möglichkeit und sind die Bedingungen nachgewiesen für normale soziale Verhältnisse. Hätte Israel nur nach dem Gesetze gehandelt, so würde es dies bald erfahren haben. Allein es kam im Laufe der geschichtlichen Entwickelung in Israel zu sozialen Mißständen, wie sie besonders die Propheten aufdecken, so daß wir in Jes. 1, 17 lesen: Lernet Gutes thun . . . . helfet dem Unterdrückten u. s. w. cf. Vers 23. Wie gewaltig der Geist Gottes in den Propheten die sozialen Mißstände bekämpft und wie direkt, finden wir da und dort in ganzen Abschnitten, so z. B. Jes. 3, 12 ff.; 4, 8 ff.; Jer. 5, 1 ff.; Mich. 2, 1 ff.; 3, 1 ff. Bezeichnend ist auch für die scharfe Art, wie im Alten Testa-

ment die sozialen Mißstände beleuchtet werden, was in Sirach steht Kap. 13, 2—30.

Aus allem geht auch für diesen Teil des Alten Testaments das hervor, daß es die Bibel nicht mit den Ausbeutern und Unterdrückern des Volkes hält, sondern sich der Armen und Elenden, der Witwen und Waisen auf das kräftigste annimmt.

Im Neuen Testamente finden wir nun allerdings keine soziale Gesetzgebung. Gemäß der Verheißung in Joel 3, 1 ist mit dem Pfingstfest eine Zeit gekommen, da der heilige Geist den einzelnen zu teil wird, die Volksschranken prinzipiell fallen und die Bedeutung der Persönlichkeit in den Vordergrund tritt. Der Wert einer einzigen Menschenseele wird in den Worten Christi Matth. 16, 26 (Was hülfe u. s. w.) und im Gleichnis von dem verlorenen Schaf u. s. w. ins Licht gestellt. — Die Bedeutung der Persönlichkeit macht sich immer in Zeiten des allgemeinen Niederganges besonders geltend. Als das Elend der ganzen Welt in jeglicher Richtung offenbar geworden, da erscheint die Persönlichkeit Christi in einziger Art und Bedeutung. Aber doch ist damit nicht gesagt, daß das Neue Testament nun etwa die Menschheit in ihre Atome, d. h. Individuen, zerreiße. Die Weltanschauung des Neuen Testamentes ist keineswegs die atomistische. Indem Christus als der zweite Adam erscheint, ist er das Haupt eines neuen Menschheitsorganismus. Nur im Zusammenhange mit ihm giebt es jetzt noch wahren Fortschritt; sein Geist, wie er in Wort und Sakrament und in den Herzen der Gläubigen sich offenbart, ist der *eine* Gesetzgeber für alle Gebiete des menschlichen Lebens.

Dabei erfährt das schon erwähnte Prinzip, das auf der Thatsache der göttlichen Schöpfung der Welt beruht, eine intensive Steigerung. Die Erde ist des Herrn nicht bloß kraft des Schöpferrechtes, sondern kraft der Erlösung, der geistigen Neuschöpfung, die in der neuen Erde und dem neuen Himmel auch leiblich sich darstellt. Dies letztere ist freilich zunächst noch Inhalt der christlichen Hoffnung, darf aber bei der Beurteilung der sozialen Verhältnisse nicht unterschätzt werden. Sonst wird das Christentum selbst entweder unterschätzt als Faktor in der sozialen Reform, oder aber es wird überschätzt, als ob es dem Christentum in erster Linie nur auf Besserung der diesseitigen Verhältnisse ankomme.

Es ist darum prinzipiell verkehrt, den Herrn oder die Apostel zu Sozialisten stempeln zu wollen. Denn die Lösung der sozialen Frage war nicht die Mission Christi, obwohl diese die Lösung aller Fragen, auch der sozialen, in sich schließt. Dies so, daß im Neuen Testament hauptsächlich drei Gesichtspunkte geltend gemacht werden:

1. Im Anschluß an die alttestamentliche Anschauung, daß der Herr Eigentümer des Landes ist, hebt das Neue Testament den Gedanken hervor: wir sind Haushalter Gottes, sind ihm Verantwortung schuldig und dürfen darum mit unserer Person, wie mit unserem Eigentum nicht thun, was wir wollen. Zugleich verleiht dies auch der menschlichen Persönlichkeit und den Gütern der Menschheit den rechten Weg. Eine Ausbeutung des Arbeiters, oder eine Geringschätzung desselben, indem man seine Arbeitskraft wie eine

Ware behandelt, ist hiemit ausgeschlossen; sein Recht auf Ausbildung seiner von Gott gegebenen Individualität damit anerkannt.

2. Die menschliche Individualität findet aber erst im Jenseits ihre volle Ausbildung. Dort erst tritt der originale Gottesgedanke im Individuum in die volle adäquate äußere Erscheinung. Darum: Trachtet zuerst nach dem Reiche Gottes u. s. w. Hiermit ist im Prinzip eine vollständige Güterlehre gegeben. Dementsprechend verlangt Christus: Ihr sollt euch nicht Schätze sammeln auf Erden u. s. w. und es ist ganz natürlich, daß das Neue Testament vor den Gefahren des Reichwerdenwollens, wie auch des Reichtums an sich warnt. Alle irdischen Gaben und Güter, ja die Gabe des irdischen Lebens selbst, sollen im Lichte der Ewigkeit bewertet und, wenn nötig, ans Ewige gewagt werden. Dies ist der rechte Gebrauch der von Gott verliehenen Gaben, Kräfte und Güter und legt sich

3. im christlichen Leben auseinander. Sofern dies ein Kampf mit dem eigenen alten Leben ist, handelt es sich um den Ernst der Selbstverleugnung und Uebung des Glaubens. Sofern es ein Kampf mit dem Uebel in der Welt ist, tritt neben die Geduld und Ausdauer im eigenen Leiden die helfende und rettende Bruderliebe und dies ist gerade für unsern Zweck von großer Wichtigkeit. In der Liebe zu den Brüdern erweist sich die kräftigste Individualität und zugleich die mächtigste Geselligkeit. Insofern aber die Liebe Gottes zur Welt der Realgrund unserer Liebe zu den Brüdern ist, ist es nicht eine altruistische Liebe, wie sie als atheistische Karrikatur der christlichen Liebe sich breit macht, sondern eine wirklich und wahrhaft selbstlose, d. h. göttliche Liebe, die auf Herbeiführung des Gottesreiches zielt. Damit sind wir bei unserem letzten Punkte angekommen.

IV. Endresultat:

1. Kritik der bestehenden Verhältnisse. Es ist unleugbar, daß der Sozialismus ein großes Wahrheitsmoment in sich schließt, nämlich die Erkenntnis, daß zur bestmöglichen gesellschaftlichen Ordnung in der Welt gehört, daß einer für alle, alle für einen eintreten. Der wirtschaftliche Individualismus mit seinem immer schärfer werdenden Wettbewerb muß zum mindesten bedeutend modifiziert werden, wenn unsere sozialen Verhältnisse sich auf die Dauer nicht zur sozialen Revolution zuspitzen sollen.

Wo nichts zu fragen ist, da entsteht auch keine Frage. Und es ist gewiß nicht bloß Unzufriedenheit, Habgier und Genußsucht auf seiten der Arbeiter, was zur sozialen Frage führte. Die ganze Haltung der besitzenden Klasse, die Macht und Herrschaft des Kapitals, die immer mehr sich erweiternde Kluft zwischen reich und arm: dies alles hat mit dazu beigetragen, daß die soziale Frage eine brennende Frage wurde. Aber sie ist noch umfassender. Stöcker sagt (gesammelte Schriften, Lieferung 5, Seite 164, II): „Die soziale Frage ist für den tiefer Blickenden eine Frage des gesamten Daseins und der gesamten Menschheit. Arbeit und Muße, Lohn und Gewinn, Werktagsmühe und Sonntagsruhe, Schule und Familie, Sittlichkeit und Religiosität, staatliche Verfassung und kirchliches Leben: alle diese Faktoren sind an der rechten Ausgestaltung der sozialen Verhältnisse beteiligt." Und, setzen wir hinzu, in all diesen Punkten ist unsere heutige Gesellschaft noch weit von dem Ideale ent-

fernt, das nicht etwa in dem Kopfe müßiger Thoren oder ehrgeiziger Volksverführer, sondern im Herzen eines jeden wahren Volksfreundes lebt.

Was zunächst

Arbeit und Muße

betrifft, so wäre es ungerecht, dem Verlangen der Arbeiter nach Stunden der Muße, der Erholung in leiblicher und geistiger Beziehung gewidmet, von vorneherein mit Mißtrauen zu begegnen. Es ist in unsern Tagen die Volksbildung eine allgemeine geworden, die Verbreitung von Zeitungen und Zeitschriften eine ganz enorme. Gewandte Schreiber machen die Ergebnisse der gelehrten Forschung auf allen Gebieten dem gemeinen Manne mundgerecht; die Kenntnis von dem Leben und Ergehen der Nation, der Völker eine gesteigerte und allgemeinere. Was Wunder, daß auch der Arbeiterstand angefangen hat am Leben der Gesamtheit innigeren Anteil zu nehmen? Es ist klar, daß die Ansprüche ans Leben auf diese Weise im Steigen begriffen sind — aber dies ist nicht notwendig vom Uebel und der Wunsch nach mehr Muße gewiß ein berechtigter und insofern er dem Erkenntnistriebe sein Entstehen verdankt, doch kein schlechtes Zeichen der Zeit. Dem Sklaven kann es freilich einerlei sein, wie es draußen in der Welt zugeht, dem Gefangenen muß es einerlei sein und das Kind verlangt nicht danach. Muß der Arbeiter infolge des ungeheuren Wettbewerbes an seiner Arbeitsbank u. s. w. ein kümmerliches Dasein führen, wer will es ihm verdenken, daß er weder am Leben, noch an seiner Arbeit eine Freude hat? Eng damit hängt der zweite von Stöcker genannte Punkt zusammen:

Lohn und Gewinn.

Ein Arbeiter ist seines Lohnes wert: Dies wird wohl allseitig zugestanden. Aber es ist doch eine berechtigte Frage, ob dem die heutige Lohnpraxis entspricht. Wenn von sozialistischer Seite geltend gemacht wird, daß im allgemeinen Wettbewerb bei einzelnen Ausnahmen im großen und ganzen der Vorteil immer auf seiten der kapitalistischen Klasse sei — so muß man dem zustimmen; und doch ist damit ein gefährlicher Antagonismus zwischen Kapital und Arbeit konstatiert. Es liegt im Interesse von Kapital und Arbeit, daß diese Kluft nicht noch größer werde. Aber die Sucht, reich zu werden und Reichtümer aufzuspeichern verblendet die Augen, daß man den Abgrund nicht sieht, dem man zueilt. Mit dem Streben nach Gewinn hängt wieder die Sonntagsarbeit zusammen; auch dies gehört zur sozialen Frage:

Werktagsmühe und Sonntagsruhe.

Was die letztere anbetrifft, so ist ja bekannt, daß in unserem Lande im großen und ganzen der Sonntag zu seinem Rechte kommt. Und doch sind uns allen gewiß Fälle bekannt, welche darauf hinweisen, daß auch in diesem Stücke die großen Korporationen „ohne Seele" sind und ohne Gewissen.

Um aber gerecht zu sein, muß freilich auch das betont werden, daß die Gewinnsucht mancher Arbeiter hier den Kapitalisten in die Hände arbeitet. — Schwieriger aber scheint hierzulande die Schulfrage und damit zusammenhängend die Familienfrage.

Schule und Familie.

Hier kommt als indirekt wenigstens die soziale Frage berührend die Thatsache in Betracht, daß unsere Schulen religionslos sind. Die schlimmen Folgen dieses Systems werden nur teilweise vermieden durch das ausgebildete Sonntagschulwesen.

Direkter berührt der Umstand die soziale Frage, daß Kinder, die noch die Wohlthaten der Schule genießen sollten, in die Fabriken geschickt werden, wo sie mit Erwachsenen in Wettbewerb treten. Daß dies einen äußerst ungünstigen Einfluß auf die soziale Entwickelung ausüben muß, liegt auf der Hand. Kein pekuniärer Vorteil hebt die daraus entspringenden Nachteile auf und auch der erstere scheint uns sehr zweifelhafter Natur. Wenn Hyndmann (Johnsons Cyclopädia s. v. Socialism) von einem Antagonismus spricht, der bis in die Familien sich erstrecke, so hat er nicht so unrecht: indem Frauen und Kinder mit den männlichen und erwachsenen Arbeitern in Wettbewerb treten, wird der Arbeitslohn des Vaters herabgedrückt, so daß es vielfach der Fall ist, daß nicht mehr der pater familias die Seinigen ernährt, sondern die Familie ihn. Daß Trunksucht, Vergnügungssucht, Putzsucht, Mangel an Frömmigkeit und Religiosität auch ihren Teil am sozialen Elend tragen, soll hiermit nicht in Abrede gestellt sein. Ja die soziale Frage ist allerdings auch eine sittliche und religiöse:

Sittlichkeit und Religiosität.

Die sozialen Notstände weisen bei tieferem Nachdenken sämtlich auf sittliche und religiöse Notstände hin. Reichtum und Armut, beides bringt seine eigentümlichen Versuchungen mit sich und stellt bestimmte Anforderungen an die sittliche Kraft des Menschen. Daß vielen die moralische Kraft fehlt, macht die sozialen Notstände eben zu sittlichen. Der Arbeitgeber vermag der Versuchung, auf Kosten der Arbeiter schnell reich zu werden, nicht zu widerstehen; der letztere kann es nicht durchsetzen, auf die Dauer den Kampf um die Existenz als ein Mann zu führen und er erliegt den mannigfaltigen Versuchungen der Armut, wie jener denen des Reichtums. Statt daß der Arbeitgeber den Zweck seines Lebens in der Hebung seiner geringeren Mitbrüder sucht und also wahrhaft sittlich wirkt, betrachtet er sie nur als Ware oder Maschine, die er seinen Privatzwecken nach Möglichkeit dienstbar macht und statt daß der Arbeiter den Herrendienst als Gottesdienst auffaßt, sieht er in ihm nur einen Feind seines eigenen Glückes, ein allerdings vorläufig noch notwendiges Uebel, mit dessen Beseitigung auf friedlichem Wege oder auf dem Wege der Gewalt er Tag und Nacht sich in Gedanken beschäftigt. Es fehlt an wahrhaft sittlicher Auffassung des Lebens und seiner Zwecke, weil es an der rechten Religiosität fehlt, die allein Gott zum Mittelpunkte ihres Sinnens, Trachtens und Arbeitens macht. Man sucht das Glück einseitig im Diesseits und legt darum einen ganz ungehörigen und im Grunde unsinnigen Nachdruck auf das irdische Leben mit seinen Gütern und Annehmlichkeiten und wird dabei stets unzufriedener und unglückseliger, weil einem das Eine fehlt, was not ist.

Aber die gesellschaftlichen Mißverhältnisse sind nicht allein als direkte Ausflüsse der Irreligiosität aufzufassen; dies wäre einseitig und nicht ganz

gerecht; sie liegen auch in der Gestaltung des politischen und kirchlichen Lebens begründet.

Staatliche Verfassung und kirchliches Leben.

Die Republik ist nach sozialistischer Ansicht allein dazu berufen, die sozialen Reformideen zu verwirklichen. Etwa unsere Republik? Doch nur eine Arbeiterrepublik und dies ist die unsrige nicht. Wenn man freilich in Zeiten der Wahlkämpfe die offiziellen Aeußerungen der verschiedenen Parteien vernimmt, so wird darin die Arbeiterfrage und der Arbeiter mit großer Rücksicht behandelt. Aber dies ist auf Stimmenfang berechnet. Oder sollten wir uns täuschen? Haben wir nicht Gesetze, die die Förderung des Wohles der arbeitenden Klasse bezwecken? Wir haben solche; aber im Blick auf das Ganze muß man zugeben, daß die kapitalistische Klasse in unserem Lande sich der freiheitlichen Einrichtungen unseres Volkes bemächtigt hat und daß sie dieselben trefflich zu ihren Gunsten zu benutzen weiß. Leider muß hier bemerkt werden, daß den Herrschergelüsten dieser Klasse die Bestechlichkeit vieler Stimmgeber, das Verlangen nach Ernährung an der Staatskrippe u. s. w. äußerst gelegen kommt. Ferner erinnern wir an die korrupte Presse, die statt die Führerin des Volkes zu sein, in vielen Fällen seine Verführerin wird. Wir haben oben von dem günstigen Einfluß der Zeitungen geredet, hier liegt nun offenbar die Kehrseite zu Tage. Wie trefflich verstehen es die Parteien, ihre Ziele durch die Zeitungen zu verschleiern; wie verstehen es die letzteren, ganz falsche Bilder und Vorstellungen in den Köpfen ihrer Leser zu erzeugen und somit ihr Urteil zu verwirren.

Endlich sei noch auf die Entartung der politischen Organisationen (Maschinen) hingewiesen, die an sich praktische Einrichtungen sind, um unser politisches Leben zu vermitteln, die aber in den Händen gewissenloser Führer geradezu dazu dienen, die öffentlichen Regungen des politischen Sinnes des Volkes zu ersticken.

Alles dieses dient nicht zur Klärung der sozialen Frage. Wie aber wirkt die Kirche? Es muß offen eingestanden werden, daß auch sie für die sozialen Schäden mitverantwortlich gehalten werden muß. Zwar nicht das Evangelium, aber doch einzelne Kirchen haben durch die Art ihres Wirkens Anlaß gegeben, daß der Ruf durch die sozialistischen Reihen geht: Die Kirche ist unsere Feindin; sie hält es mit den Machthabern und Reichen. In der Kirche sollten allerdings alle gleich sein, nicht an Gaben und Stellung und Kräften; aber an Beachtung und Wertschätzung; am gegenseitigen Dienst und an brüderlicher Liebe. Reich und arm, vornehm und gering, gelehrt und ungelehrt: sämtliche Schichten der Bevölkerung sollten sich in der Kirche als daheim und insofern gleichberechtigt fühlen. Die Kirche sollte der Platz sein, wo die Antagonismen des sozialen Lebens ihre Aussöhnung, wo reich und arm u. s. w. ihre gegenseitigen innigsten Berührungspunkte fänden. Leistet die Kirche dies? Sie kann schon darum kein recht ausgleichender und versöhnender Faktor im öffentlichen Leben sein, weil sie selbst nicht bloß in verschiedene Parteien zerfällt, sondern auch innerlich zerfallen ist; es kommt nirgends zu einem erfolgreichen Zusammenwirken in größerem Maße. Daß die Kirche die

sozialen Mißstände nicht überwinden kann, indem sie selbst zu einer sozialen Institution wird (institutional church), liegt auf der Hand. Was die Kirche an Einfluß hat, hat sie aus Gottes Geist, der durch Wort und Sakrament und in den gläubigen Herzen wirkt.

---

2. Kritik der bisherigen, meist theoretischen Versuche, die soziale Frage zu lösen. Die Stärke des Sozialismus liegt, wie wir gesehen haben, in der Geltendmachung des Grundsatzes: alle für einen, einer für alle. Vielleicht sucht man die Stärke des sozialistischen Gedankens auch in seiner Kritik der bestehenden Verhältnisse; aber dann ist seine Stärke zugleich seine Schwäche. Er geht in die Breite, nicht in die Tiefe, bleibt an der Schale, an der Aeußerlichkeit hängen, wie sehr auch eine moderne Ethik dies verneinen mag; er bleibt am Diesseits haften. Und doch giebt es, wie Stöcker betont, außer reich und arm noch andere Gegensätze: sichtbar und unsichtbar, irdisch und himmlisch, gut und böse. Der Sozialist sollte in seiner Kritik nur fortschreiten bis zur Kritik des Menschenherzens, welches nach Gottes Wort und Erfahrung böse ist von Jugend auf; nach des Apostels Ausspruch würde er bald die Erfahrung machen: so finde ich nun in mir ein Gesetz, der ich will das Gute thun, daß mir das Böse anhangt, Röm. 7, 21. — Daß der sozialistische Gedanke nicht tief genug geht und das Uebel nicht an der Wurzel angreift, zeigt sich auch klar an den Versuchen zur Lösung der sozialen Frage. Wir können wohl die radikale Lösung — die Revolution — unberücksichtigt lassen. Denn es müßte die neue Ordnung der Dinge hernach doch auf friedfertigem Wege durchgeführt werden und zwar nach den Fingerzeigen, wie wir sie schon heute in den Schriften der Sozialisten antreffen. Ebensowenig können wir uns auf eine detailierte Kritik einlassen, weil dies den Rahmen dieser Arbeit überschreiten würde. Aber wir wollen doch etliche Hauptpunkte herausgreifen und beleuchten.

Es scheint ein für das ganze System verhängnisvoller Mißgriff zu sein, die körperliche Arbeit als die Quelle aller Werte zu betrachten, wie dies z. B. der St. Simonismus thut. Die Rohstoffe werden allerdings durch die Bearbeitung zu Verbrauchsmitteln umgewandelt und so der menschlichen Gesellschaft erst recht nutzbringend gestaltet, aber sie selbst werden durch die Arbeit nicht erzeugt; der natürliche Reichtum eines Landes ist vielmehr erst die Basis für die Arbeit. Reichtum — Basis für die Arbeit, dies ist eine Wahrheit, die auch in der weiteren Beziehung gilt, daß Kapital an Geld ebenfalls Grundlage der Arbeit bildet. Zwar sagen die Sozialisten, wir brauchen das Geld nicht; aber sie nehmen ihre Zuflucht zu sog. Arbeitsscheinen, die doch das wesentliche Merkmal des Geldes an sich tragen, nämlich Tauschmittel sind. In den sog. Produktivassoziationen werden doch diese Arbeitsscheine die Rolle des Geldes spielen.

Was nun diese Produktivassoziationen (wie z. B. Fourier sie sich denkt) selbst anlangt, so mag sich jeder selbst es ausmalen, welch eine Mischung von Kasernen, Gefängnis, Narrenhaus, Komödie, Tragödie u. s. w. diese Produkte der sozialistischen Einbildungskraft werden müßten, sobald man sie verwirklicht sähe. Aber abgesehen davon: wie sollen sie verwirklicht werden?

Entweder durch den Sieg der sozialistischen Bewegung in einer gewaltigen Revolution, oder auf friedlichem Wege. Nehmen wir das letztere an. Das erste Erfordernis wäre da das leidige Geld, wenn es nämlich die Sozialisten nicht vorzögen zu warten, bis sie auf gesetzgeberischem Wege ihr Ziel erreichten. Man müßte doch das zum Ankauf von Grundstücken u. s. w. nötige Geld haben. Sollen die Arbeiter ihr Erspartes zusammenlegen und an ihre Ueberzeugung wagen? Aber gerade die Arbeiter, die etwas erspart haben, werden in der Anlage ihres Kapitales sehr vorsichtig sein. Darum lasse man den Staat sorgen. Thatsächlich wurde schon vorgeschlagen, der deutsche Staat solle etwa 300 Millionen Mark auf die Gründung solcher Produktiv-Assoziationen verwenden. Aber, wenn dies auch nicht außer dem Bereich der Möglichkeit liegt, so kann doch die Bewilligung nur dann zustande kommen, wenn die Sozialisten den Reichstag erobert haben.

Und selbst dies angenommen — wer garantiert für den Erfolg? Alle bisherigen Versuche in dieser Richtung sind fehlgeschlagen und, können wir sagen, mußten fehlschlagen, weil dem Geschäft der Stimulus des individuellen Besitzes und Gewinnes fehlte. Der Mensch ist von Natur darauf angelegt, nach privatem Besitze zu streben.

Nun macht Hyndman den Vorschlag, man solle z. B. hier in Amerika die großen, geschäftlichen Gemeinunternehmungen, wie sie in Gestalt von Trusts allgemein bekannt sind, durch Expropriation in Produktiv-Assoziationen umwandeln. Hier habe man die geschäftliche Basis und die nötigen Hilfsmittel; zum Geschäftsbetrieb verschlage es nichts, wenn statt der Aktieninhaber die Arbeiterschaft die Leitung in die Hand nehme. Aber wie expropriieren? Hyndman scheint den Weg der Gesetzgebung und Erziehung dem gewaltmäßigen der Revolution vorzuziehen. Aber wie lange mag es dauern, bis so das Ziel erreicht wird? Und wenn es erreicht würde, so würde es sich bald zeigen, daß seine Voraussetzungen (soziale Evolution und das Vermögen der sozialen Neuordnung, die Menschen auf eine qualitativ höhere sittliche Stufe zu erheben) eitel Mißgriffe seien.

Aber davon abgesehen: was soll mittlerweile geschehen, ehe das große Ziel auf gesetzgeberischem Wege erreicht wird? Hier wird Rodbertus recht behalten, wenn er behauptet, dies werde Jahrhunderte in Anspruch nehmen. Also: was mittlerweile? Rodbertus sagt: Löhne und Warenpreise seien durch staatliche Taxen zu regulieren. Aber könnte beim heutigen Stande des Welthandels ein Staat mit solchen Hemmschuhen noch erfolgreich auf dem Weltmarkte konkurrieren? Ein solches Unternehmen müßte Sache aller zivilisierten Nationen sein — eine vergebliche Hoffnung, wenn man den Unterschied der Völker nach Wohnort, Geschichte, Begabung, Neigungen, Leistungsfähigkeit u. s. w. in Betracht zieht.

Ueberhaupt wird Stöcker recht behalten, wenn er sagt (a. a. O. Seite 169, III): „Der sozialistische Gedanke, die gesamte Produktion in Staatsbetrieb zu verwandeln, ist undurchführbar (man vergleiche das andere Wort, daß noch niemals eine menschliche Idee in ihrem ganzen Umfange realisiert worden sei); auch die sozialdemokratischen Schriftsteller haben noch nicht den Versuch gemacht, die Denkbarkeit desselben, geschweige die Möglichkeit praktisch darzulegen.

3. Stellung des Pastors zur sozialen Frage.

a. Nach unseren kritischen Ergebnissen, scheint uns so viel festzustehen: daß die soziale Lage des Arbeiters allerdings dringend der Reform bedürftig ist, daß sich aber der Geistliche mit den modernen, auf wesentlich materialistischer Grundlage beruhenden Versuchen zur Lösung der sozialen Frage nicht einverstanden erklären kann.

b. Auch ist es nicht zu erwarten, daß die Kirche als solche sich speziell mit der Lösung dieser Frage befaßt.

c. Wohl aber ist dem einzelnen Geistlichen das Recht zuzugestehen und es ihm unter Umständen zur Pflicht zu machen, vom Standpunkte des christlich erleuchteten Gewissens aus, sich praktisch an der Lösung der sozialen Frage zu beteiligen. Dies der Stöckersche Standpunkt, wie ihn „Gesammelte Schriften u. s. w." vertreten, eine Sammlung, welche uns zeigt, wie Stöcker zu seiner sozialen Thätigkeit gekommen.

Es ist natürlich, daß man Stöcker gegenüber, sobald er seine soziale Arbeiterpartei gründete, Stellung nahm und Bedenken laut werden ließ. „Die Bedenken sind nicht unüberwindlich; auch damals (1878) brach sich die Erkenntnis Bahn, daß der Geistliche nicht bloß ein theologisches Dasein führen, sondern eine populäre Existenz erringen müsse. Es darf doch jeder Geistliche in gewissem Sinne Politik treiben, sich an Angelegenheiten einer politischen Partei beteiligen, mit derselben wählen und abstimmen. Läßt sich dagegen nichts einwenden, so muß es einem Geistlichen auch gestattet sein, aktiv in das Parteileben einzugreifen." Im weiteren weist Stöcker darauf hin, daß auch von dem eben Gesagten abgesehen, es einfach eine seelsorgerliche Aufgabe von entscheidender Bedeutung für Gegenwart und Zukunft war, der Sozial-Demokratie entgegenzuarbeiten. Man müsse der Partei der Verführung eine Partei der Rettung entgegenstellen.

Weiter sagt Stöcker in Verteidigung seiner Stellung: „Wer den Geistlichen von den öffentlichen Angelegenheiten durchaus fernhalten möchte, mag mein Vorgehen für einen Irrtum halten. Doch bemerke ich, daß ich nicht als ein Geistlicher und nicht als Vertreter der Kirche gehandelt, daß ich vielmehr oft genug erklärt habe, weder die Kirche, noch die Innere Mission könnten, ohne ihr inneres Wesen zu verleugnen, an sozial-politischer Aktion teilnehmen."

Ferner: „Die Kirche hat nicht den Beruf, wirtschaftliche Programme im einzelnen aufzustellen; sie hat alle Klassen an ihre Pflicht zu mahnen und überall die Ungerechtigkeit zu strafen."

d. Ueber das „Wie" der praktisch-sozialen Thätigkeit des Geistlichen, wagt Referent folgende Andeutungen:

1. Besondere Berücksichtigung der sozialen Uebelstände auf der Kanzel; wo es an Zeit und Geschick nicht fehlt, Vorträge in geeigneten Lokalen, speziell über das soziale Problem, unter Hervorhebung der prinzipiellen biblischen Gedanken.

2. Versuche, im Umgange mit dem Volke klärend und läuternd auf das Urteilsvermögen der Leute einzuwirken, auch etwa durch Zeitungsartikel.

3. Wenn durch äußere Umstände nahegelegt, Gründung von christlich-sozialen Vereinen, um dem unchristlichen Sozialismus auf seinem eigenen Felde zu begegnen.

4. Im allgemeinen suche der Geistliche seinen gesellschaftlichen Einfluß in der Richtung von Recht und Gerechtigkeit im Handel und Wandel, in Politik und Geschäfte geltend zu machen, wobei er sicher darauf rechnen kann, daß das Volksgewissen doch auf den Ton abgestimmt ist, der aus altersgrauer Vorzeit zu uns herüberklingt:

Es ist dir gesagt, Mensch, was gut ist, und was der Herr von dir fordert, nämlich Gotts Wort halten und Liebe üben und demütig sein vor deinem Gott. Mich. 6, 8.

Die Chronologie der neutestamentlichen Schriften.

Von P. G. Brändli.

(Fortsetzung.)

II. Die paulinischen Briefe und der Hebräerbrief.

1. Die paulinischen Briefe.

a. Die dreizehn Paulusbriefe unseres Neuen Testaments galten schon um die Wende des zweiten Jahrhunderts als *ein altes, unveräußerliches Besitztum der ganzen christlichen Kirche.* Für die römische Reichskirche bezeugt das der sogenannte Kanon Muratori;*) für die afrikanische Kirche ist uns Tertullian†) ein zuverläs-

---

*) Vgl. Zahn, Geschichte des neutestamentl. Kanon I, 1, pg. 25; II, 1, pg. 58--82; zum Text pg. 139—143 und schon pg. 5—8; und dazu auch Hilgenfeld: Der Kanon und die Kritik des Neuen Testamentes, Halle, 1863; pg. 39—43.

In Zeile 40—65 dieses merkwürdigen Schriftstückes werden die 13 Paulusbriefe abgehandelt. Zuerst werden die vier großen Hauptbriefe erwähnt an die Korinther, Galater und Römer, mit kurzer Angabe ihrer Veranlassung. Dann folgt eine Vergleichung der sieben apokalyptischen Sendschreiben mit den Briefen des Paulus, die wie jene an sieben Gemeinden gerichtet seien: an die Korinther, Epheser, Philipper, Kolosser, Galater, Thessalonicher und Römer. Dann folgt die Notiz, daß Paulus zweimal an die Korinther und an die Thessalonicher geschrieben habe. Dann kommt die weitere Aufzählung der Briefe, die an einzelne Personen gerichtet sind: zuerst der Philemonbrief, dann der Titusbrief und endlich die beiden Briefe an Timotheus. — Zum Schluß werden noch zwei Falsifikate erwähnt, die unter dem Namen des Paulus veröffentlicht wurden, ein Brief an die Laodicener und einer an die Alexandriner, die aber in der Kirche keine Anerkennug finden konnten „fel enim cum melle misceri non congruit.“

†) Daß Tertulian alle 13 Paulusbriefe gekannt und anerkannt hat, beweisen seine Schriften, welche Hunderte von Citaten aus denselben enthalten. — Adv. Marc. V handelt er über die von Marcion anerkannten zehn Briefe des Apostels. Dieser Irrlehrer schloß die Pastoralbriefe aus seinem Kanon der Paulusbriefe aus. Tertullian bringt die Briefe in einer anderen Reihenfolge als der Kanon Muratori. Kap. 2—4 Galater; Kap. 5—10 1 Kor.; Kap. 11 u. 12 2 Kor.; Kap. 13 u. 14 Röm.; Kap. 15 1 Thess.; Kap. 16 2 Thess.; Kap. 17 u. 18 de epistula ad Laodicenses (= Epheserbrief); Kap. 19 Kol.; Kap. 20 Phil.; Kap. 21 Philem. — Daß Tertullian aber auch die Pastoralbriefe nicht minder als die übrigen gewürdigt hat, und zwar ganz im Sinn von de pud. 14, wo er den Apostel Paulus nennt: „apostolum Christi, doctorem nationum in fide et veritate, vas electionis (Act. 9, 15), eeclesiarum conditorem, *censorem disciplinarum*“, oder de pud. 16, wo er fordert: „agnosce... Paulum *columnam immobilem* disciplinarum“ — das beweist die häufige Benutzung derselben in seinen ältesten, wie in seinen jüngsten Schriften. Schon seine älteste Schrift, de baptismo (a. 194), hat in Kap. 17 zuerst eine Anspielung auf 1 Tim. 2, 12: „qui (nämlich Paulus, der kurz vorher genannt ist) ne discere quidem constanter mulieri permisit.“ (Statt discere ist wohl besser zu lesen *docere*, nach der Ausgabe von J. Gangneius, 1545.) In Kap. 18 ist ein deutliches Citat aus 1 Tim. 5, 21: „Manus ne facile imposueris, ne participes aliena delicta.“ — Vier Jahre später ist de praescr. haer. geschrieben, in welcher Schrift sich häufige Citate aus allen drei Pastoralbriefen finden. Vgl. z. B. Kap. 3: „cognoscit dominus qui sunt eius“, 2 Tim. 2, 19; etwas später sagt Tertullian: minus est si et *apostolum* eius aliqui „Phygelus et Hermogenes“ (2 Tim. 1, 15) et „Philetus et Hymenaeus“ (2 Tim. 2, 17) reliquerunt; Kap. 6: Paulus....qui *Tito* suggerit hominem haereti-

siger Gewährsmann; wie für die gallische Kirche Irenäus*) und für die syrische Kirche zeugt die Peschittha, welche schon in ihrer ältesten Gestalt alle dreizehn Paulusbriefe enthalten hat.†)

---

cum post primam correptionem recusandam, quod perversus sit eius modi et delinquat, ut a semetipso damnatus, ist deutliche Anspielung auf Tit. 3, 10. 11. Kap. 7: Hinc illae fabulae et quaestiones infructuosae et sermones serpentes velut cancer, a quibus nos *apostolus* refrenans philosophiam contestatur caveri oportere. Die letzte Bemerkung bezieht sich auf ein unmittelbar folgendes Citat aus Kol. 2, 8. Die übrigen Worte sind zusammengesetzt aus 1 Tim. 1, 4; Tit. 3, 9: 2 Tim. 2, 17. 23. — Solche Stellen könnten aus den bereits citierten Schriften beliebig vermehrt werden, sowie auch aus späteren Schriften, die der montanistischen Periode angehören, z. B. de scorp. (a. 213); de monog. (a. 219); de pud. (a. 221). Vgl. de scorp. 13, wo Tertullian 2 Tim. 4, 6—8 einführt mit den Worten: scribit (scil. Paulus) Timotheo; einige Zeilen weiter: 2 Tim. 2, 11—13 und 1, 7. 8. — de monog. 13: sed et Timotheo scribens, folgt eine Anspielung auf 1 Tim. 5, 11—15; — de pud. 15 ist 1 Tim. 1, 20 zweimal citiert; und Kap. 18: item ad Timotheum, worauf 1 Tim. 5, 22 folgt. Für die gegebene Datierung der genannten Schriften Tertullians vgl. Nöldechen, die Abfassungszeit der Schriften Tertullians, Leipzig, 1888.

*) Wie bei Tertullian, so erkennen wir auch bei Irenäus nur aus der häufigen Benutzung sämtlicher Paulusbriefe, daß dieselben für ihn zweifellos durchaus kanonische und apostolische Geltung haben. Daß übrigens Irenäus, wie etwas später Clemens Alexandrinus, den Philemonbrief in ihren Schriften nicht citieren, kann nicht als Zeugnis wider seine Echtheit gelten, sondern ist einfach begründet in der Kürze und in dem Mangel an Lehrgehalt dieses Briefes. In sämtlichen Schriften Tertullians ist er auch nicht einmal citiert; nur ganz zufällig erfahren wir, aus adv. Marc. 5, 21, daß er ihn nicht nur gekannt, sondern auch als echt anerkannt hat. Die Worte adv. Val. 32: „et fortisan parias aliquem *Onesimum* Aeonem" können darum nicht als eine Anspielung auf den Philemonbrief betrachtet werden, weil der Name Onesimus auch Kol. 4, 9 vorkommt.

†) Vgl. über die syrische Kirchenbibel Zahns lichtvolle Ausführungen a. a. O. I, pg. 369—429. — Wenn aber Zahn (pg. 423 f.) den Ausspruch des Eusebius über Tatian, hist. eccl. IV, 29, 6: *τοῦ δὲ ἀποστόλου φασὶ τολμῆσαί τινας αὐτὸν μεταφράσαι φωνάς, ὡς ἐπιδιορθούμενον αὐτῶν τὴν τῆς φράσεως σύνταξιν*, dahin deutet, als ob Tatian „bei Gelegenheit und in Form einer Übersetzung" der Paulusbriefe die besprochene Revision des syrischen Textes vorgenommen habe, so entspricht das den Worten des Eusebius nicht. Der Auffassung Zahns widerspricht sogar aufs entschiedenste der Ausdruck *τινας....φωνας*, sowie die Zweckangabe des *μεταφράσαι* „um ihren Stil zu verbessern". Daß Eusebius schon eine Revision des kirchlichen Bibeltextes als Anmaßung taxiert, braucht uns nicht zu wundern, da wir wissen, wie schlechten Dank Hieronymus geerntet hat für seine Revision der lateinischen Kirchenbibel, trotz aller Sorgfalt und Schonung, mit der er dabei zu Werke ging. — Diese Notiz des Eusebius läßt sich sehr wohl vereinigen mit dem, was Zahn (381 ff.) sagt über die Differenzen, die sich ergeben aus der Vergleichung des Textes der Paulusbriefe bei Aphraates mit dem der Peschittha. Beide Texte sind augenscheinlich nahe verwandt. Nach charakteristischen Merkmalen zu urteilen, sind sie „zwei Recensionen oder Entwicklungsstufen einer und derselben Version". Im Blick auf die Notiz des Eusebius, welche uns von einer solchen Recension des ältesten syrischen Textes berichtet, und in Erwägung dessen, daß uns thatsächlich im Text des Aphraates und der Peschittha nur zwei alte verwandte Textformen vorliegen, welche sich als Zweige eines Stammes ausweisen, ist die Annahme wohl nicht zu gewagt, daß der Text des Aphraates, welcher sich als der ältere ausweist, die bereits dem Tatian vorliegende ursprüngliche syrische

So ist durch Tradition und Schriften der Kirchenväter Authentie und kirchliche Anerkennung sämtlicher Paulusbriefe ausgangs des zweiten Jahrhunderts so wohl bezeugt, daß die destruktive Kritik nur mit gänzlicher Ignorierung derselben es wagen konnte, zuerst einzelne*) und endlich alle†) paulinischen Briefe für unecht zu erklären.

Aber schon lange vor dem Ende des zweiten Jahrhunderts finden sich Spuren vom Vorhandensein paulinischer Briefe, und von dem Ansehen, das dieselben schon im hohen Altertum genossen. Schon der Kanon des Marcion, den wir durch Tertullian kennen lernten, weist darauf hin, daß schon um die Mitte des zweiten Jahrhunderts Sammlungen von Paulusbriefen, jedenfalls zum Zweck kirchlicher Vorlesung, existierten. In diese Zeit zurück verweist uns auch die syrische Kirchenbibel.—Das älteste Zeugnis für das Vorhandensein paulinischer Briefe und für die hohe Bedeutung derselben ist uns aufbewahrt in 2 Petri 3, 15 u. 16. Zahn verlegt diesen Brief etwa ins Jahr 62. Es ist diese Empfehlung von Paulusbriefen das einzige Zeugnis aus dem apostolischen Zeitalter.

Aus der Zeit vor Justin begegnen uns eine Anzahl gelegentlicher Erwähnungen paulinischer Briefe, und zwar in Schreiben an Gemeinden, die solche empfangen haben.‡) Diese ältesten Spuren aus der nachapostolischen Zeit sind in den Schriften der sogenannten apostolischen Väter enthalten; aber von weit größerem Interesse sind für uns die Anklänge und Citate aus Paulusbriefen, die sich hier schon in großer Zahl nachweisen lassen. Schon der erste Clemensbrief, das älteste Schriftstück der nachapostolischen Zeit (geschrieben gegen den Ausgang des ersten Jahrhunderts), enthält unverkennbare Spuren der Bekanntschaft mit paulinischen Briefen.||) Es findet sich zwar kein

---

Übersetzung der Paulusbriefe enthalte, während der Text der Peschittha, dessen Urheber danach strebte, „seinem Volk eine verständliche und genießbare Bibel zu geben", die von Eusebius tadelnd erwähnte Revision des Tatian darstellt.

*) So Baur und seine Schule im allgemeinen.

†) Zuerst Bruno Bauer: Kritik der paulinischen Briefe, Berlin, 1851. Zuletzt hat noch R. Steck in Bern, der Galaterbrief nach seiner Echtheit untersucht, Berlin 1888, derselben bodenlosen Kritik das Wort geredet.

‡) Vgl. 1 Clem. 47, 1 ff.; mit Bezugnahme auf 1 Kor. 1, 10 ff. schreibt Clemens an die Gemeinde zu Korinth: Ἀναλάβετε τὴν ἐπιστολὴν τοῦ μακαρίου Παύλου τοῦ ἀποστόλου. — Auch Polykarp erwähnt in seinem Briefe an die Philipper 3, 2 eine Mehrzahl von Paulusbriefen, in den Worten: ὃς (Paulus) ἀπὼν ὑμῖν ἔγραψεν ἐπιστολάς (vergl. hiezu Phil. 3, 1; welche Stelle sich deuten läßt auf einen uns verloren gegangenen Paulusbrief an die Philipper).

||) Wir können an dieser Stelle natürlich nur das hervorheben, was für unsere Frage von entscheidender Bedeutung ist, indem wir Fragliches oder Zweifelhaftes beiseite lassen.

Vergleichen wir 1 Clem 35, 5. 6 mit Röm. 1, 28—32, so sehen wir, daß dem römischen Clemens offenbar die genannte Stelle aus dem Römerbrief vorgeschwebt hat. πᾶσαν ἀδικίαν—πλεονεξίαν, ἔρεις—κακοηθείας, δόλους — θεοστυγίαν — ὑπερηφανίαν, ἀλαζονίαν — daß diese Ausdrücke, die Clemens hier mit Paulus gemein hat, aus der angeführten Römerstelle

direktes Citat, aber eine Fülle von Ausdrücken und Wendungen, die nur aus den paulinischen Briefen entlehnt sein können. Die Spuren des Römerbriefes sind bis auf wenige, ganz deutliche Anklänge, zweifelhafter Natur. Bestimmter ist schon der erste Korintherbrief*) bezeugt. Nur eine Spur vom zweiten Korintherbrief†) läßt sich nachweisen; zwei Stellen weisen ziemlich deutlich auf Bekanntschaft mit dem Galaterbrief,‡) eine ganz sicher auf Kenntnis des Epheserbriefs;‖)

---

entnommen sind, das beweist der Schluß des Kapitels, der auch in seiner Strucktur Röm. 1, 32 nachgebildet ist: *ταῦτα γὰρ οἱ πράσσοντες στυγητοὶ τῷ θεῷ ὑπάρχουσιν. οὐ μόνον δὲ οἱ πράσσοντες αὐτά, ἀλλά καὶ οἱ συνευδοκοῦντες αὐτοῖς.* Besonders die letzten Worte sind ganz entscheidend.

Ist durch diese eine Stelle die Bekanntschaft des Clemens mit dem Römerbrief erwiesen, so lassen sich noch einige andere Stellen ähnlich erklären. Die Worte 30, 6 scheinen eine Reminiscenz zu enthalten an Röm. 2, 29 und 1 Kor. 4, 5; 50, 6 ist ein Citat aus Ps. 32, 1 genau so wiedergegeben, wie es Paulus hat in Röm. 4, 7 und die Erklärung, welche Clemens daran schließt in 7, entspricht genau dem Gedanken, teilweise auch dem Wortlaut von Röm. 4, 9.

Ganz unverkennbar ist der Anklang an Röm. 9, 5 in 32, 2: *ἐξ αὐτοῦ ὁ κύριος Ἰησοῦς τὸ κατὰ σάρκα.* Nachdem von den Vätern des Volkes Israel, Abraham, Isaak und Jakob, unmittelbar vorher die Rede war (*αὐτοῦ* geht auf Jakob).—Röm. 11, 33 findet sich die Verbindung: *βάθος . . . γνώσεως θεοῦ*; jedenfalls in Erinnerung hieran sagt Clemens 40, 1: *τὰ βάθη τῆς θείας γώσεως.* — Möglicherweise war auch das Bild vom Leib mit den vielen Gliedern, Röm. 12, 4. 5; 1 Kor. 12, 12 maßgebend für die Stelle 37, 5; 38, 1. — Auch der Ausdruck *τὰ μέλη τοῦ Χριστοῦ μέλη ἀλλήλων*, 46, 7 klingt deutlich an an Röm. 12, 5. — Die Verbindung *ὑποθεῖναι τράχηλον* 63, 1 findet sich nur Röm. 16, 4.

*) Ganz unwiderleglich weist auf 1 Kor. 1, 10 ff. 47, 3—6, wo Clemens die Korinther darauf hinweist, daß schon Paulus in seinem ersten Brief (darauf geht wohl *πρῶτον . . . . ἔγραψεν*) ihnen wegen Spaltungen Vorhalte machen mußte. Aber jene Sünde sei geringer gewesen, denn damals haben sie sich auf die Seite von Aposteln (Paulus und Petrus) und eines von diesen empfohlenen Mannes (Apollo) gestellt. Unmittelbar vorher sind die drei Namen von Clemens genannt und in Verbindung gebracht mit den damaligen Spaltungen in Korinth. — 34, 8 ist Citat aus 1 Kor. 2, 9: nach dem vorigen ist kaum ein Zweifel daran möglich. — Einige Anklänge an 1 Kor. 12, 8—10 finden sich auch 48, 5: vgl. bes. *ἤτω τις πιστός, ἤτω δυνατὸς γνῶσιν ἐξειπεῖν* (1 Kor. 12, 8: *λόγος γνώσεως . . . . πίστις*); *ἤτω σοφὸς ἐν διακρίσει λόγων* (wohl zusammengesetzt aus 1 Kor. 12, 10: *διάκρισις πνευμάτων* und *γλωσσῶν*, das mit *λόγων* vertauscht ist). — Aus 1 Kor. 13, 4. 7 stammt, was 49, 5 von der Liebe gesagt ist: *ἀγάπη πάντα ἀνέχεται* (vgl. 1 Kor. 13, 7: *πάντα ὑπομένει*); *πάντα μακροθυμεῖ* (1 Kor. 13, 4) u. s. w. — 24, 1 heißt es: Gott habe Jesum, unseren Herrn, durch die Auferweckung zur *ἀπαρχή* der Auferstehung gemacht; das ist ein mit 1 Kor. 15, 20 verwandter Gedanke. Auch 24, 4 f., wo Clemens das Saatkorn als Symbol verwendet für die Auferstehung, erinnert an 1 Kor. 15, 36—38.

†) 30, 3 und 35, 5 stehen *ψιθυρισμός* und *καταλαλία* nebeneinander wie 2 Kor. 12, 20.

‡) 5, 2 werden Petrus und Paulus *στῦλοι* genannt; dieser Ausdruck steht nur Gal. 2, 9 in Anwendung auf Apostel. — 56, 1 steht die Wendung: *ἔν τινι παραπτώματι*, wie Gal. 6, 1.

‖) 46, 6: *οὐχὶ ἕνα θεὸν ἔχομεν καὶ ἕνα χριστὸν καὶ ἓν πνεῦμα*; vgl. Eph. 4, 4—6.

mehrere Verbindungen und Ausdrücke sind dem Philipperbrief entnommen;*) zwei Stellen führen auf den Kolosserbrief,†) ebensoviele auf den ersten Thessalonicherbrief,‡) während vom zweiten Thessalonicher- und vom Philemonbrief keine deutliche Spur sich nachweisen läßt. Ein ganz besonders wichtiger Umstand ist jedenfalls der, daß die sogenannten **Pastoralbriefe** schon von Clemens Zeugnis erhalten, und zwar in ganz auffallender Weise. Lieblingsworte und -Wendungen, die entweder **nur**, oder doch **vorzugsweise** den Pastoralbriefen angehören, jedenfalls aber ausschließlich paulinisch sind, finden sich sehr häufig im ersten Clemensbrief.‖) Das **Mindeste**, was hiermit bewiesen werden kann, ist sowohl das **Vorhandensein** der Pasto-

---

*) Der Ausdruck *εἰς ἐπισκόπους καὶ διακόνους* 42, 4, der sonst bei Clemens nicht vorkommt, deutet auf Phil. 1, 1, wo es heißt *σὺν ἐπισκόποις καὶ διακόνοις*, welche Verbindung auch nur hier im N. T. sich findet. — 16, 2 heißt es von Jesus, dem Herrscherstab der göttlichen Majestät: „er kam nicht mit hochmütiger Anmaßung, *ἀλλὰ ταπεινοφρονῶν*.“ Der Gedanke, besonders mit dem Hinweis 16, 1: *παπεινοφρονούντων γάρ ἐστιν ὁ χριστος* erinnert an den Gedankengang von Phil. 2, 6 ff. — 47, 2 steht: *ἐν ἀρχῇ τοῦ εὐαγγελίου* genau wie Phil. 4, 15.

†) 49, 2 wird die Liebe genannt *τὸν δέσμον τῆς ἀγάπης τοῦ θεοῦ* und 50, 1 heißt es: *θαυμαστόν ἐστιν ἡ ἀγάπη, καὶ τῆς τελειότητος αὐτῆς οὐκ ἔστιν ἐξηγησις.*— Kol. 3, 14 wird **die Liebe** genannt *σύνδεσμος τῆς τελειότητος.* Die erste Clemensstelle erinnert durch den **Gedanken** an die Kolosserstelle, die zweite durch ihre Verbindung von *ἀγάπη* und *τελειότης*, die nur Kol. 3, 14 vorkommt.

‡) 35, 5 ist der Gedanke *ἡ διάνοια ἡμῶν πιστῶς πρὸς τὸν θεόν* jedenfalls aus 1 Thess. 1, 8: *ἡ πίστις ὑμῶν ἡ πρὸς τὸν θεον.* Ebenso 38, 4 *ὀφείλομεν κατὰ πάντα εὐχαριστεῖν* aus 1 Thess. 5, 18: „*ἐν παντὶ εὐχαριστεῖτε*, denn das ist der Wille Gottes!“ Das letztere wird den Clemens zu seinem *ὀφείλομεν* veranlaßt haben.

‖) 29, 1: *προσέλθωμεν οὖν αὐτῷ* (nämlich im Gebet)....*ἁγνὰς καὶ ἀμιάντους χεῖρας αἴροντες πρὸς αὐτόν*, ist jedenfalls Nachbildung von 1 Tim. 2, 8: *προσεύχεσθαι...ἐπαίροντες ὁσίους χεῖρας.* — 60, 4: *ἐν πίστει καὶ ἀληθείᾳ* findet sich nur 1 Tim. 2, 7. — 42, 4 ist von der Einsetzung der Diakonen die Rede: *καθίστανον* (Tit. 1, 5)....*δοκιμάσαντες..εἰς...διακόνους* dieser Gedanke findet sich 1 Tim. 3, 10: *δοκιμαζέσθωσαν πρῶτον, εἶτα διακονείτωσαν* (nämlich die **Diakonen**, von denen V. 8—13 die Rede ist. — Vgl. noch 2, 1: *τοῖς ἐφοδίοις τοῦ θεοῦ ἀρκούμενοι* mit dem Gedanken von 1 Tim. 6, 8. *τὰ ἐφόδια* bezeichnet bei Clemens das, was Gott uns als nötige Zehrung auf den Lebensweg mitgiebt; bei Paulus spezialisiert: *ἔχοντες δὲ διατροφὰς καὶ σκεπάσματα, τούτοις ἀρκεσθησόμεθα.*

Der Gedanke, der in *ἐνδυναμωθεῖσαι διὰ τῆς χάριτος* 55, 3 ausgedrückt wird, findet sich nur 2 Tim. 2, 1 in der Ermahnung: *ἐνδυναμοῦ ἐν τῇ χάριτι.*

Des Clemens Bekanntschaft mit dem Titusbrief erhellt schon aus 1, 3, wo die Ausdrücke: *ἐν...ἁγνῇ συνειδήσει...οἰκουργούς...στεργούσας ...τοὺς ἄνδρας...τῆς ὑποταγῆς...σωφρονούσας* bei der Ermahnung an christliche Frauen aus Titus 2, 4 f. geschöpft sind. — 26, 1 findet sich *πίστις ἀγαθή*, das nur Titus 2, 10 so vorkommt. 2, 7 *ἕτοίμοι εἰς πᾶν ἔργον ἀγαθόν* stammt aus Tit. 3, 1: *πρὸς πᾶν ἔργον ἀγαδὸν ἑτοιμους.*—Lesen wir 2, 2: *πλήρης πνεύματος ἁγίου ἔκχυσις...ἐγίνετο*, so erinnert, sowohl der Wortlaut als der Gedanke an Tit. 3, 5. 6: *πνεύματος ἁγίου, οὗ ἐξέχεεν...πλουσίως.*

ralbriefe zur Zeit des Clemens, als auch die Bedeutung, welche derselbe diesen Briefen zollte. Zwar wäre auf solche Anspielungen allein nicht so großes Gewicht zu legen, wenn sich Clemens nicht überhaupt sehr vertraut zeigte mit der Terminologie der Pastoralbriefe, und zwar gerade mit solchen Worten, die diesen eigentümlich sind.*) Aber gerade dieses letztere Argument läßt dann auch sonst auf Entlehnungen aus diesen Briefen schließen, wo vielleicht der Augenschein der Annahme nicht besonders günstig ist.—Wir finden also nach dem bereits Ausgeführten, mit Ausnahme vom zweiten Thessalonicher- und Philemonbrief, alle Paulusbriefe schon bei Clemens mehr oder weniger deutlich bezeugt. — Spärlicher, aber dafür nicht weniger deutlich, sind einige Anklänge an Paulusbriefe bei Barnabas.†) Reicher finden sich Hinweise auf paulinische Briefe bei Ignatius, in seinen Hirtenbriefen an verschiedene Christengemeinden.‡) Auch der kurze Brief des

*) Vgl. *σεμνός* 1 Tim. 3, 8. 11; Tit. 2, 2 (Phil. 4, 8), 1 Clem. 1, 1. 3; 7, 2; 47, 5; 48, 1.
σεμνότης 1 Tim. 2, 2; 3, 4; Tit. 2, 7, 1 Clem. 41, 1.
σώφρων 1 Tim. 3, 2; Tit. 1, 8; 2, 2. 5, 1 Clem. 1, 2; 63, 3.
σωφροσύνη 1 Tim. 2, 9. 15 (Act. 26, 25 im Munde Pauli!), 1 Clem. 62, 2; 64.
πρόσκλισις 1 Tim. 5, 21, 1 Clem. 21, 7; 47, 3 f.; 50, 2.
ἀντικείμενος für „Satan" 1 Tim. 5, 14, 1 Clem. 51, 1.
ἀνόσιος 1 Tim. 1, 9; 2 Tim. 3, 2, 1 Clem. 1, 1; 6, 2; 45, 4.
ἀναζωπυρέω 2 Tim. 1, 6, 1 Clem. 27, 3.
πιστωθέντες 2 Tim. 3, 14, 1 Clem. 42, 3.
ἀγωγή 2 Tim. 3, 10, 1 Clem. 47, 6; 48, 1.
βδελυκτός Tit. 1, 16, 1 Clem. 2, 6; 30, 1.

†) Wir machen nur deutliche Anklänge namhaft; Barn. 13, 7 ist wörtliches Citat aus Röm. 4, 11: *πατέρα ἐθνῶν τῶν πιστευόντων δι᾽ ἀκροβυστίας*, bei Paulus und Barnabas von Abraham ausgesagt. Auch Barn. 9, 6 weist auf diese Römerstelle, wo von der Beschneidung *εἰς σφραγίδα* die Rede ist. — Barn. 5, 6: *ἵνα καταργήσῃ τὸν θάνατον* deutet auf 1 Kor. 15, 26; 2 Tim. 1, 10. Vgl. auch zu dem unmittelbar folgenden: *ἐν σαρκὶ.. φανερωθῆναι* 1 Tim. 3, 16. — Barn. 16, 8: *καινοὶ...κτιζόμενοι* deutet auf *καινὴ κτίσις* 2 Kor. 5, 17; Gal. 6, 15 — Barn. 4, 6: *ἐπισωρεύοντας ταῖς ἁμαρτίαις* ist ein Gedanke aus 2 Tim. 4, 3 (vgl. 3, 6). — Barn. 21, 9: *ὁ κύριος...μετὰ τοῦ πνεύματος ὑμῶν* ist nach 2 Tim. 4, 22 gebildet; Barn. 12, 7 nach Kol. 1, 16.

‡) ad Smyrn. 1, 1: *ἐκ γένους Δαβὶδ κατὰ σάρκα*, sowie *ἐκ σπέρματος Δαβίδ* ad Eph. 18, 2 stammt offenbar aus Röm. 1, 3. — ad Eph. 18, 2: *ποῦ καύχησις* erinnert an Röm. 3, 27: *ποῦ οὖν ἡ καύχησις;* — und ebendort stammen die Worte: *ποῦ σοφός; ποῦ συζητής;* aus 1 Kor. 1, 20. — ad Rom. 5, 1: *ἀλλ᾽ οὐ παρὰ τοῦτο δεδικαίωμαι* ist offenbar Nachbildung von 1 Kor. 4, 4: *ἀλλ᾽ οὐκ ἐν τούτῳ δεδικαίωμαι.* — ad Eph. 16, 1: *βασιλείαν θεοῦ οὐ κληρονομήσουσιν* ist aus 1 Kor. 6, 9; sowie das *μὴ πλανᾶσθε*, das vorhergeht (vgl. auch ad Philad. 3, 3). — ad Rom. 4, 3 heißt es von Petrus und Paulus: *ἐκεῖνοι ἀπόστολοι...ἐκεῖνοι ἐλεύθεροι* mit offenbarer Anlehnung an 1 Kor. 9, 1: *οὐκ εἰμὶ ἐλεύθερος; οὐκ εἰμὶ ἀπόστολος;* ad Trall. 12, 3 fin. sagt Ignatius: *ἵνα μὴ ἀδόκιμος εὑρεθῶ* jedenfalls im Gedanken an das paulinische: *μήπως...ἀδόκιμος γένωμαι* 1 Kor. 9, 27. Und wenn er ferner von sich sagt ad Rom. 9, 2: *ὢν ἔσχατος αὐτῶν καὶ ἔκτρωμα* so ist das die nämliche Bezeichnung, die sich Paulus beilegt 1 Kor. 15, 8: *ἔσχατον δὲ πάντων...τῷ ἐκτρώματι.* — ad Eph. 21, 2 nennt er Jesus

Polykarp*) an die Philipper ist reich an Beziehungen auf paulinische Briefe.

Das Martyrium Polykarps von Smyrna, welches gleich nach dem Tode desselben geschrieben wurde (im Frühjahr 166), zeigt auch deutliche Spuren von der Benutzung paulinischer Briefe.†)

Aus all diesen Untersuchungen geht hervor, daß die Briefe des Apostels Paulus bezeugt sind durch eine ununterbrochene Kette von Zeugen, die zurückreicht bis in die apostolische Zeit. Nicht erst zur Zeit des Irenäus, sondern seit überhaupt Paulusbriefe in den christlichen Gemeinden zirkulieren, standen dieselben in hohem Ansehen. Und es ist von ganz besonderem Gewicht, daß auch die sogenannten Pastoralbriefe, denen heute noch manche gemäßigte Kritiker glauben die Authentie absprechen zu müssen, eher noch besser bezeugt sind, als die großen paulinischen Hauptbriefe. Der kleine Philemonbrief ist der einzige, dessen Kanonizität nach Mitteilungen des

---

Christus: *ἡ κοινὴ ἐλπὶς ἡμῶν* mit Anschluß an 1 Tim. 1, 1: Χριστοῦ Ἰησοῦ *τῆς ἐλπίδος ἡμῶν.* ad Trall. 8, 2 ermahnt er: *μὴ ἀφορμὰς δίδοτε;* die Verbindung *ἀφορμὰς διδόναι* findet sich nur 1 Tim. 5, 14. Der Ausdruck Eph. 20, 1: *οἰκονομίας...ἐν τῇ αὐτοῦ* (Christi) *πίστει* scheint bedingt zu sein durch 1 Tim. 1, 4: *οἰκονομίαν...τὴν ἐν πίστει.* — Eine Anzahl von Worten, die dem zweiten Timotheusbrief eigentümlich sind, scheinen des Ignatius Bekanntschaft mit demselben anzudeuten, vgl. z. B. *ἀνανήψαι* ad Smyrn. 9, 1: *ἀναζωπυρεῖν* ad Eph. 1, 1; *ἀναψύχειν* ad Eph. 2, 1 (2 Tim. 2, 26; 2 Tim. 1, 6, 16). — Des Ignatius Kenntnis des Philemonbriefes wird wahrscheinlich aus ad Eph. 1, 3, wo er einen Bischof Onesimus nennt, und ihn bezeichnet *ὑμῶν δὲ ἐν σαρκὶ ἐπισκόπῳ* (jedenfalls Anspielung auf Philem. 16, wo Onesimus genannt ist *ἀδελφὸν...ἐν σαρκί*) vgl. auch ad Eph. 2, 2: *ὀναίμην*, das sich nur Philem. 20 findet, ebenfalls im Zusammenhang mit dem Namen Onesimus.

*) 1, 1: *χάριτί ἐστε σεσωσμένοι* (vgl. Eph. 2, 8). — 3, 3: die Redensart: *ἥτις ἐστὶ μήτηρ πάντων ἡμῶν* (vgl. Gal. 4, 26). — 4, 1: *Ἀρχὴ δὲ πάντων χαλεπῶν φιλαργυρία. οὐδὲν εἰσηνέγκαμεν εἰς τὸν κόσμον, ἀλλ' οὐδὲ ἐξενεγκεῖν τι ἔχομεν* (1 Tim. 6, 10. 7). — 5, 1: *θεὸς οὐ μυκτηρίζεται* (Gal. 6, 7). — 5, 3: *πᾶσα ἐπιθυμία κατὰ τοῦ πνεύματος στρατεύεται* scheint durch Vermischung von 1 Petr. 2, 11 und Gal. 5, 17 entstanden zu sein). Sogleich folgt: *οὔτε πόρνοι οὔτε μαλακοὶ, οὔτε ἀρσενοκοῖται βασιλείαν θεοῦ κληρονομήσουσι* (1 Kor. 6, 9. 10). — 6, 2: *πάντας δεῖ παραστῆναι τοῦ βήματι τοῦ χριστοῦ* (ist trotz des Schlusses ein Gedanke aus Röm. 14, 10, wie das folgende: *ἕκαστον ὑπὲρ ἑαυτοῦ λόγον δοῦναι* (Röm. 14, 12) beweist. 9, 2: *οὐκ εἰς κενὸν ἔδραμον* und andere Wendungen wie: *τὸν νῦν ἠγάπησαν αἰῶνα* 12, 3: pro inimicis crucis, 11, 4: et non sicut inimicis tales existimetis stammen aus: Phil. 2, 6; 2 Tim. 4, 10; Phil. 3, 18; 2 Theſſ. 3, 15; 11, 2: aut nescimus, quia sancti mundum iudicabunt, sicut Paulus docet! (1 Kor. 2, 6). — 12, 1: sol non occidat super iracundiam vestram (Eph. 4, 26).

N. B. Die Kapitel 10—12 sind nur in alter lateinischer Übersetzung erhalten.

†) 1, 2: *ἵνα μιμηταὶ αὐτοῦ* (scil. *τοῦ κυρίου*) *γενώμεθα* vgl. 1 Kor. 11, 1 und gleich darauf: *μὴ μόνον σκοποῦντες τὸ καθ' ἑαυτοὺς ἀλλὰ καὶ τὸ κατὰ τοῦ πέλας* = Phil. 2, 4. — 2, 3: *ἃ οὔτε οὖς ἤκουσεν οὔτε ὀφθαλμὸς εἶδεν οὔτε ἐπὶ καρδίαν ἀνθρώπου ἀνέβη* = 1 Kor. 2, 9. — 10, 2: *δεδιδάγμεθα γὰρ ἀρχαῖς καὶ ἐξουσίαις ὑπὸ τοῦ θεοῦ τεταγμέναις τιμὴν...ἀπονέμειν* = Röm. 13, 1 ff.

Hieronymus schon in sehr früher Zeit beanstandet wurde, während die übrigen Privatbriefe des Paulus nur bei Häretikern auf Widerspruch stießen, der aber in der Kirche selbst nie Anklang gefunden hat. Der Hauptgrund dieses Widerspruchs gegen den Philemonbrief, den außer Hieronymus später noch Chrysostomus und Theodor von Mopsuestia zu verteidigen hatten, war sein Mangel an erbaulichem Inhalt! — Immerhin ist es auch für diesen Brief von Bedeutung, daß der Widerspruch gegen ihn jedenfalls nicht vor der Mitte des dritten Jahrhunderts erwachte.*)

Die äußere Bezeugung der paulinischen Briefe ist also thatsächlich eine so gute, daß Weiß (Einl. Seite 156) mit vollem Recht sagen konnte: „Es muß aufs bestimmteste behauptet werden, daß es für die Kritik der paulinischen Briefe in der Ueberlieferung an jeder Handhabe fehlt."

b. Es fragt sich also nun, ob die Briefe selber Argumente an die Hand geben, welche es unmöglich machen, trotz der äußeren Bezeugung, an ihrer Echtheit festzuhalten. Da diese Frage zu erörtern ist, ganz besonders auch in betreff dessen, was die Apostelgeschichte über das Leben des Paulus mitteilt, so wird es am zweckmäßigsten sein, den Gang der weiteren Untersuchungen in Form einer Skizze der Thätigkeit des Apostels wiederzugeben und zu sehen, wie sich die Angaben der Apostelgeschichte mit denen der Paulusbriefe vereinigen lassen.

Es sind wenige feste Punkte, die sich uns aus den Paulusbriefen oder aus der Apostelgeschichte zur Datierung des Lebens Pauli darbieten. Höchst wahrscheinlich fällt die Bekehrung des Apostels in den Anfang des Jahres **35** unserer Zeitrechnung. Denn der Nabatäerkönig Aretas, der 2 Kor. 11, 32 erwähnt ist, kann nicht vor dem Regierungsantritt des Caligula, welche im Jahr 37 erfolgte, in den Besitz von Damaskus gekommen sein.†) Wahrscheinlich wurde ihm die Stadt geschenkweise verliehen von dem ihm günstig gesinnten römischen Kaiser. In die Anfangszeit der Unterstellung von Damaskus unter den Nabatäerkönig muß auch die Flucht des Apostels (Act. 9, 23 ff.; 2 Kor. 11, 32) verlegt werden, also etwa ins Jahr 38. Drei Jahre früher fällt seine Bekehrung (Gal. 1, 18) und vierzehn Jahre später das sogenannte Apostelkonzil (Gal. 2, 1), also etwa ins Jahr 52.

Der zweite feste Punkt ist Act. 24, 27. Zwei Jahre lang war Paulus bereits unter Felix in Cäsarea als Gefangener, da wurde Festus sein Nachfolger. Das geschah nachweislich etwa ums Jahr 60 unserer

*) Vgl. hiezu Zahn, Geschichte des neutestamentl. Kanon I, 1, pg. 265 ff.

†) Die damascenischen Münzen unter Augustus und Tiberius tragen nämlich das Kaiserbild, während es auf Münzen, die der Zeit des Caligula und Claudius angehören, fehlt, und erst mit Nero wieder erscheint. Auch anderweitige Erwägungen führen zu dem oben erwähnten Resultat. Vgl. den Artikel Aretas in Herzogs Realencyklopädie, 3. Aufl. — Vgl. auch Stud. und Krit., 1899: Schürer, der Ethnarch des Königs Aretas, 2 Kor. 11, 32, pg. 95—99; sowie seine Geschichte des jüdischen Volkes I, 617—619.

Zeitrechnung.*) Somit fällt Pauli Verhaftung in Jerusalem und seine Ueberführung nach Cäsarea etwa ins Frühjahr 58. Die Romreise trat Paulus an etwa im Herbst des Jahres 60. Er wurde genötigt auf Malta zu überwintern (vgl. Act. 28, 1), und traf somit erst im Frühjahr 61 in Rom ein, wo er zwei Jahre als Gefangener weilte, mit der Vergünstigung, daß er in einer Mietwohnung leben und mit seinen Freunden frei verkehren konnte (Act. 28, 30 u. 31).

Noch einen dritten festen Punkt gewinnen wir in Act. 11, 27–29. Unter den Propheten, die von Jerusalem nach Antiochia kamen, weissagte Agabus von einer Hungersnot, die hereinbrechen werde. Die Notiz des Lukas: „welche sich ereignete unter Klaudius" zeigt an, daß damals, als diese Weissagung geschah, Klaudius noch nicht Kaiser war. Das 11, 27–29 Berichtete muß also vor dem Jahre 41 stattgefunden haben, aber wohl nicht lange vorher; vielleicht etwa im Jahre 40. Da die Hungersnot im vierten Jahr des Klaudius eintrat, so fand die zweite Reise Pauli nach Jerusalem (nach Act. 11, 30; 12, 25) etwa im Jahr 44 statt.

So haben wir bereits einen festen Rahmen, dem nun die übrigen Ereignisse aus dem Leben des großen Apostels leichter eingegliedert werden können.

1. a. Ein kurzer Ueberblick über das, was im Leben des Paulus dem Zeitraum vor seiner Bekehrung angehört, ist darum von Wichtigkeit, weil wir schon hier erkennen, daß die Angaben der Paulusbriefe mit denen der Apostelgeschichte entweder aufs schönste harmonieren, oder sich gegenseitig ergänzen.

Paulus war nach seiner Abstammung ein Jude (2 Kor. 11, 22; Röm. 11, 1; Phil. 3, 11; Act. 21, 39; 22, 3) aus dem Stamm Benjamin. Er war geboren in Tarsus in Kilikien (Act. 9, 11; 21, 39; 22, 3). Wie er selber ein Pharisäer war (Act. 22, 3; 26, 5), so auch schon sein Vater (23, 6). Von seinen Eltern her hatte er das römische Bürger-

*) Dieser Zeitpunkt ergiebt sich aus folgenden Erwägungen als der annehmbarste: Als nämlich Felix von der Prokuratur abtreten mußte, reichten die Juden von Cäsarea eine Klage wider ihn ein beim Kaiser (Jos. bell. jud. XX, 5, 8), auf welche hin er ohne Zweifel verurteilt worden wäre, wenn nicht die Fürsprache seines Bruders Pallas, der ein besonderer Günstling Neros war, seine Freisprechung erwirkt hätte. Pallas aber ward schon im Jahr 62 von Nero vergiftet (Tacitus Ann. 14, 65). Hierzu stimmt nun die Annahme am besten, Felix habe im Herbst des Jahres 60 die Prokuratur niedergelegt. Die Juden konnten in diesem Fall kaum vor dem Frühjahr 61 ihre Klage einreichen, bei dem Mangel an Verbindung zwischen Cäsarea und Rom während des Winters (vgl. Act. 28, 1, bes. 11). Auch ist anzunehmen, daß das römische Prozeßverfahren geraume Zeit in Anspruch nahm (vgl. des Paulus zwei Jahre in Cäsarea und nachher in Rom), aber spätestens 62 mußte der Prozeß des Felix entschieden sein, da sonst sein Bruder Pallas nicht mehr hätte für ihn einstehen können. — Ferner scheinen sich nach Act. 25, 1. 7. 13 die Dinge mit Paulus rasch abgewickelt zu haben, und doch war die Jahreszeit, als die Romreise angetreten wurde, schon sehr vorgerückt. Auch dieser Umstand empfiehlt die Annahme, daß Felix im Herbst des Jahres 60 abberufen worden sei.

recht (Act. 22, 25–28; vgl. auch 16, 37; 23, 27). Von frühester Jugend an genoß er eine streng pharisäische Erziehung, und zwar in Jerusalem, wo er ein Schüler des gefeierten Gesetzeslehrers Gamaliel war (Act. 22, 3; 5, 34). Er selber hat sich stets redlich bemüht, seiner Erziehung gemäß zu leben und die Vorschriften des Gesetzes pünktlich zu erfüllen (Act. 23, 1; 24, 16; 26, 5; 28, 17; Gal. 1, 14; Phil. 3, 6). Die Sitte seines Volkes brachte es mit sich, daß er neben seiner rabbinischen Ausbildung auch ein Handwerk lernte, die Zelttuch-Weberei (Act. 18, 3); damit hat er später auf seinen Missionsreisen nicht nur für sich, sondern, wo es die Not erheischte, auch für seine Gefährten den Bedarf des täglichen Lebens bestritten (Act. 20, 34; 1 Thess. 2, 9; 2 Thess. 3, 8; 1 Kor. 4, 12; 9, 12; u. s. w.).

b. Der Eifer für das Gesetz führte aber den feurigen Jüngling zum glühenden Haß gegen eine Partei, welcher der Vorwurf gemacht wurde, sie seien Gegner des Gesetzes und Feinde der heiligen Bräuche, die Moses dem Volk Israel gegeben habe (Act. 6, 13 u. 14). Nichts ist darum natürlicher, als daß Saulus bei seiner Stellung zum Judentum Gefallen hatte an der Steinigung des Stephanus (Act. 8, 1), insbesondere weil hiermit das Signal gegeben war zu einer allgemeinen Christenverfolgung (8, 1), in welcher er sich auszeichnete als ein Eiferer für das Gesetz, indem er selber zur Verwüstung der Gemeinde beitrug soviel er konnte (Act. 8, 3; 9, 1 ff.; 13 f.; 22, 4; 26, 9–11; Gal. 1, 23; Phil. 3, 5). Nach seiner Bekehrung betrachtete er das, worin er seinen Ruhm gesucht hatte, als die schwerste Sünde, die man ihm nachsagen konnte (Gal. 1, 13; 1 Kor. 15, 9; Phil. 3, 6–8), und noch in spätester Zeit schaut er mit wehmütigem Blick auf diese Verirrung seiner Jugendtage zurück (1 Tim. 1, 13).

Aber gerade ein so thatkräftiger Geist und entschiedener Charakter wie Paulus—ein Mann, der, wie er, mit verzehrendem Feuereifer eintreten konnte für das, was er als die höchsten und heiligsten Güter seines Lebens und seines Volkes ansah — mußte nur in überzeugender Weise seines Irrtums überführt werden, um ihn, den Zerstörer der Gemeinde, umzuwandeln zu einem ebenso eifrigen Baumeister derselben. Nach Gottes Rat war er schon längst zu diesem Werk ausersehen (Gal. 1, 15; Röm. 1, 1; Act. 9, 15), aber zu einer so außerordentlichen Umwandlnng bedurfte es auch eines außerordentlichen Mittels. Der auferstandene und verherrlichte Christus selber erschien ihm auf dem Wege nach Damaskus in seiner himmlischen Glorie (Act. 9, 1 ff.), während er eben daran war, die Verfolgung und Zerstörung der Christengemeinde noch über die Grenzen des jüdischen Landes hinaus fortzusetzen. Da wurde ihm plötzlich vom Himmel her ein Halt! zugerufen, da wurden ihm plötzlich die Augen aufgethan, daß er erkannte, wem er sich bisher mit seiner Christenverfolgung widersetzt, daß er nicht wider Menschen, sondern wider Gott selber gekämpft hatte. Und stets hat er es später dankbar und demütig anerkannt, daß nichts anderes als diese göttliche Macht- und Gnadenthat seinem Leben eine

neue Richtung gab und sein Streben auf ein höheres Ziel lenkte (Gal. 1, 15; 1 Thess. 2, 4; 1 Kor. 15, 9 u. 10; 1 Tim. 1, 12–14).

c. Sehr bald nach seiner Bekehrung zog sich Paulus in die Stille zurück (Gal. 1, 17; vgl. auch Act. 9, 19 ἡμέρας τινάς). Etwa zwei Jahre lang verweilte er in Arabien,*) um die gewaltigen Eindrücke, die er vor den Thoren von Damaskus empfangen, ruhig zu verarbeiten. Dann kehrte er nach Damaskus zurück (Gal. 1, 17b) und entfaltete da während geraumer Zeit (Act. 9, 23) jene erfolgreiche Thätigkeit, von welcher Act. 9, 22 u. 23 nur andeutungsweise die Rede ist.†) Diese Vorgänge erstrecken sich über die Jahre 35–38 unsrer Zeitrechnung.

Tödliche Feindschaft der Juden (Act. 9, 23) nötigte Paulus, Damaskus zu verlassen. Um ihrem Mordanschlag wider ihn das Gelingen zu sichern, hatten sie den Ethnarchen des Königs Aretas bewogen, die Stadtthore zu bewachen (2 Kor. 11, 32), während sie selber Tag und Nacht auf der Lauer lagen, um sein Entkommen zu verhindern (Act. 9, 24). So blieb nur noch ein Weg zu seiner Rettung: Die Brüder ließen ihn bei Nacht in einem Korb über die Stadtmauer hinab (Act. 9, 25; 2 Kor. 11, 33), und so entging er den Mörderhänden.

Jetzt zum erstenmal wandte er sich nach Jerusalem, um Beziehungen anzuknüpfen mit der Mutterkirche daselbst (Act. 9, 26; Gal. 1, 18), die er einst um ihres Glaubens willen verfolgt hatte, wie er selbst jetzt Verfolgung erlitt um seines unerschrockenen Bekenntnisses willen. Der nächste Zweck seines Besuches in Jerusalem war, den Petrus kennen zu lernen (Gal. 1, 18). Daß Barnabas, der später sein Mitarbeiter ward, ihn aufnahm und bei den Aposteln (Petrus und Jakobus, Gal.

*) Es ist eine Thorheit zu behaupten, die summarische Notiz Gal. 1, 17 und der skizzenhafte Bericht Act. 9, 19—25 enthalten Widersprüche. Die beiden Berichte ergänzen sich vielmehr aufs trefflichste. So wenig es der Tendenz des Paulus entsprach, im Galaterbrief seiner wiederholten Thätigkeit in Damaskus Erwähnung zu thun, so wenig war es im Plan des Lukas begründet, in der Apostelgeschichte den Aufenthalt des Apostels in Arabien zu erwähnen. — Nach Act. 9, 19 war Paulus nur einige Tage in Damaskus, um Zeugnis abzulegen für den Glauben, den er bisher verfolgte. Dann ging er nach Arabien (Gal. 1, 17), von wo er dann wieder nach Damaskus zurückkehrte und geraume Zeit (Act. 9, 23 ἡμέραι ἱκαναὶ), die sich etwa über ein Jahr erstreckt haben wird, mit großem Erfolg daselbst wirkte, bis die Feindschaft der Juden ihm einen längeren Aufenthalt unmöglich machte, Act. 9, 23—25 und 2 Kor. 11, 32.

†) Die Episode, welche Paulus nach Act. 22, 17—21 in seiner Verteidigungsrede vor dem Volk erwähnt, scheint unserer Darstellung zu widersprechen. Aber diese ist vielmehr dahin zu ergänzen, daß Paulus, nach kurzem Aufenthalt in Damaskus, zuerst nach Jerusalem reiste, nicht um sich bei den Aposteln Rat zu holen, sondern um im Tempel die überwältigenden Eindrücke, die er empfangen, betend zu verarbeiten. Hier erhielt er die bestimmte Weisung, Jerusalem schleunigst zu verlassen (V. 18). Wie er diesen Befehl befolgte, zeigt Gal. 1, 17. (εἰς Ἱεροσόλυμα πρὸς τοὺς πρὸ ἐμοῦ ἀποστόλους gehört zusammen, und auf letzterem ist der Ton, was V. 18 beweist, wo es dem Paulus nicht daran liegt zu erzählen, daß er in Jerusalem war, sondern daß er den Petrus erst drei Jahre nach seiner Bekehrung kennen lernte.

1, 18 u. 19), sowie bei der Gemeinde ihn einführte (Act. 9, 27), begünstigt die Annahme, daß er ihn schon von früher her kannte.*) Daß Lukas von dem freundlichen Entgegenkommen des Barnabas in der Apostelgeschichte erzählt, ist ebenso begreiflich wie das, daß Paulus, dem es nicht auf Einzelheiten ankommt, im Galaterbrief nichts davon erwähnt. Fünfzehn Tage verweilte Paulus in Jerusalem (Gal. 1, 18). Er hatte also genügend Zeit zum Umgang mit der Gemeinde und zu Verhandlungen mit den Hellenisten (vgl. Act. 9, 28 f.). Wiederum war es der tödliche Haß der Juden, der ihn nötigte, Jerusalem zu verlassen (Act. 9, 29). Die Brüder aber gaben ihm sicheres Geleite bis Cäsarea und sandten ihn von da nach Tarsus (Act. 9, 30), etwa im Jahre 38.

Indessen war von jerusalemischen Christen, welche durch die Verfolgung (Act. 8, 1–4) über die Grenzen des jüdischen Landes zerstreut worden waren, in Antiochia eine Gemeinde gegründet worden (Act. 11, 19–24), der sich auch gläubig gewordene Heiden angeschlossen hatten (V. 20 u. 21). Etwa im Jahre 40†) kamen Propheten aus Jerusalem nach Antiochien. Einer von ihnen, Agabus, redete von einer kommenden Hungersnot, die später unter Claudius eintraf. Schon damals beschloß die Gemeinde zu Antiochien, den Brüdern in Judäa zu helfen (Act. 11, 27–29).

d. Von dieser erfreulichen Entwicklung der Gemeinde in Antiochien kam das Gerücht nach Jerusalem. Und man sandte von da den Barnabas (etwa Anno 43) nach Antiochien. Da dieser wohl bereits in Jerusalem des Paulus besondere Begabung für das Werk der Heidenmission erkannt hatte, holte er denselben aus Tarsus herbei, und beide arbeiteten nun ein ganzes Jahr lang gemeinschaftlich in Antiochien. Nach Ausbruch der von Agabus angekündigten Hungersnot wurden sie dann von der Gemeinde abgeordnet, den Notleidenden in Judäa die längst in Aussicht genommene Handreichung zu überbringen (Act. 11, 22–26. 30; 12, 25). — In diese Periode (Anno 43–44) fällt auch das von Paulus 2 Kor. 12, 2 erwähnte Erlebnis.

Nachdem Paulus und Barnabas von Jerusalem‡) zurückgekehrt

*) Vgl. auch Act. 4, 36; nach dieser Stelle war Barnabas ein geborener Cyprier. Jedenfalls war aber der Verkehr zwischen Cypern und Cilicien dadurch sehr erleichtert, daß Cypern nahe der Küste von Cilicien liegt. — Möglich ist aber auch, daß Paulus, der schon früh nach Jerusalem in die Schule des Gamaliel kam, da den Barnabas kennen lernte.

†) Vgl. die diesen Ausführungen vorangehenden chronologischen Bemerkungen.

‡) Zu der Annahme, daß Lukas in 12, 25 ungenau berichte, da ja Paulus nach Gal. 2, 1 damals gar nicht mit in Jerusalem gewesen sei, wie z. B. Meyer (2. Aufl. zu 11, 30 und Gal. 2, 1) behauptet, nötigt jedenfalls die Darstellung des Galaterbriefs nicht (vgl. überhaupt gegen diese Anschauung Weiß, Einleitung pg. 122). Nachdem Paulus schon Gal. 1, 17—19 bezeugt hat, *wie spät* erst, und *zu welchem Zweck* er seinen ersten Besuch in Jerusalem gemacht habe, und 1, 23, daß er schon lange vorher als Verkündiger des Evangeliums aufgetreten sei, so lag für die weiteren Ausführungen in Kap. 2 durchaus keine Nötigung mehr vor, *alle späteren* Besuche in Jerusalem aufzuzählen.

waren, verweilten sie wohl noch geraume Zeit in Antiochien*) (12, 25; 13, 1), ehe sie, von der Gemeinde unter Handauflegung zum ernsten Unternehmen geweiht, ihre erste Missionsreise†) antraten in der Begleitung von Johannes Markus, den sie von Jerusalem nach Antiochien gebracht hatten.

In Seleucia schifften sich Paulus und Barnabas mit Markus, der sie als Diener begleitete, ein (Act. 13, 2 u. 5) und kamen nach Cypern. In Salamis predigten sie in den Synagogen; dann durchzogen sie die Insel bis nach Paphos, wo Paulus einen doppelten Erfolg errang durch die Demütigung des Zauberers Elymas und die Bekehrung des Prokonsuls Sergius Paulus (13, 6–12). In Paphos schifften sie sich wieder ein und kamen nach Perge in Pamphilien, wo Markus die übrigen verließ und nach Jerusalem zurückkehrte (13, 13). Von Perge ging die Wanderung sofort weiter nach Antiochien in Pisidien, wo Paulus und Barnabas sich zuerst an die Juden wandten (13, 14–41), nicht ohne Erfolg (V. 42 u. 43). Aber der Neid, insbesondere das Widersprechen und Lästern der ungläubigen Juden war ihnen ein zwingender Anlaß, sich mit dem Evangelium den Heiden zuzuwenden, derer viele gläubig wurden (13, 44–49). Verfolgung von seiten der Juden nötigte die Missionare endlich weiterzuziehen. Sie kamen nach Ikonium, der Hauptstadt von Lykaonien (13, 50–52). Auch da predigten sie zuerst in der Synagoge und gewannen viele Juden und Heiden (14, 1). Der Haß der Juden brachte es aber auch hier nach einiger Zeit so weit, daß sie fliehen mußten (14, 2–6). Sie kamen nach Lystra und Derbe und predigten daselbst und in der ganzen Umgegend.

Die Heilung eines Lahmen in Lystra hatte zur Folge, daß die ganze Stadt den Paulus und Barnabas als Götter verehren wollte. Nur mit Mühe konnten sie das Volk davon abhalten, ihnen Opfer darzubringen (14, 8–18). Als aber ungläubige Juden aus Antiochien und Ikonien nach Lystra kamen und das Volk aufwiegelten, hatte die Stimmung bald umgeschlagen. Paulus wurde gesteinigt und als tot zur Stadt hinausgeschleppt. Von den Jüngern umringt stand er aber wieder auf und zog am nächsten Tag von Lystra nach Derbe (14, 19. 20). Hier war die Predigt von schönem Erfolg begleitet. Noch einmal durchzog dann Paulus Lystra, Ikonium und Antiochien, die Brüder zu stärken und zur Ausdauer und Geduld im Leiden zu ermahnen. Auch wurden überall in den Gemeinden Aelteste eingesetzt. Dann durchzogen Paulus und Barnabas Pisidien und kamen noch einmal nach

*) In diesen Zeitraum muß auch der Gal. 2, 11 erwähnte Besuch des Petrus in Antiochien fallen, und zwar ans Ende desselben, da das Ereignis dem Apostel Paulus, als er den Galaterbrief schrieb, offenbar noch sehr lebendig vor der Seele stand.

†) Diese ganze, etwa 12 Jahre (38—49) umfassende Periode aus dem Leben Pauli, von seiner Abreise aus Jerusalem (Act. 9, 30) bis zum Antritt der ersten Missionsreise (Act. 13, 2. 3) wird in Gal. 1, 21 nur ganz andeutungsweise berührt mit den Worten: „Danach kam ich in die Gegenden von Syria (Antiochien) und Kilikia (Tarsus).“

Perge in Pamphilien, wo sie diesmal predigten (vgl. dagegen 13, 13 und 14). Von hier zogen sie nach Attalia, wo sie sich wieder einschifften nach Antiochia in Syrien. Daselbst hielten sie sich geraume Zeit im Kreise der Brüder auf (Act. 14, 21–28).*)

2. a. Erst vierzehn Jahre nach seinem ersten Besuch in Jerusalem (Gal. 2, 1) kam daselbst vor den Aposteln seine Verkündigung zur Sprache, auf dem sogenannten **Apostelkonzil.**†) Daß schon behauptet wurde, Gal. 2, 1–10 und Act. 15 berichteten über verschiedene Ereignisse‡), ist ebenso bekannt, wie daß neuerdings doch immer mehr die Anschauung sich Bahn bricht, es handle sich in den genannten Stellen um das nämliche Ereignis.

Der Anlaß zum Apostelkonzil war (nach Act. 15, 1) das Eindringen von judaistischen Irrlehren in die Gemeinde von Antiochien, welche die Beschneidung der Heidenchristen forderten als unerläßliche Bedingung zum Heilsempfang. Einmütig und entschieden ablehnend treten Paulus und Barnabas diesem Ansinnen entgegen. Zur Beruhigung der Gemüther wurde beschlossen, Paulus und Barnabas mit einigen anderen Gemeindegliedern nach Jerusalem zu entsenden zu den Aeltesten und Aposteln der Urgemeinde, um die Streitfrage ein= für

---

*) Anmerkung: Diese erste Missionsreise ist jedenfalls nicht so früh anzusetzen, wie es meistens geschieht, indem dann die Lehrthätigkeit des Paulus und Barnabas in Antiochien (Act. 13, 1: ἦσαν δὲ ἐν Ἀντιοχείᾳ κατὰ τὴν οὖσαν ἐκκλησίαν προφῆται καὶ διδάσκαλοι ὅ τε Βαρνάβας . . . καὶ Σαῦλος) viel zu kurz bemessen wird. Nach der oben bereits gegebenen Datierung jenes, der ersten Missionsreise vorangehenden Zeitraumes, fällt diese selbst etwa in die Zeit vom Frühjahr 50 bis Herbst 51. — Da im Bericht des Lukas nirgends eine Andeutung sich findet, als ob auf den einzelnen Stationen Aufenthalte von bedeutender Länge stattgefunden haben, sondern im Gegenteil stets darauf hingewiesen wird, wie Paulus recht eigentlich von einem Ort zum anderen gedrängt wurde, so daß er sich sogar genötigt sah, erst auf der Heimreise noch die Gemeindeverhältnisse zu ordnen (14, 21. 23), so erscheint der gegebene Zeitraum von etwa zwei Jahren für die erste Missionsreise völlig genügend.

†) Wir müssen auf die Verhandlungen des Apostelkonzils etwas näher eingehen, weil auch hier auf Grund von Gal. 2, 1 ff. der Bericht von Act. 15 verdächtigt worden ist und zu den schlimmsten Willkürlichkeiten geführt hat. Alle die Schwierigkeiten, welche z. B. noch Weiß in Stud. und Krit., 1895, in seinem Artikel: Paulinische Probleme, pg. 252—296, anzuhäufen sucht, kommen auf Rechnung seiner eigenen falschen Deutung des lukanischen Berichtes, insbesondere seiner durchaus willkürlichen und sinnlosen Quellen=Scheidung, die er für Kap. 15 vornimmt, mit welcher er dem Werk seiner Vorgänger (Spitta 1891 und Clemen 1893) jedenfalls die Krone aufsetzt. — Daß die nüchterne Wissenschaft auch neuerdings wieder vernünftige Bahnen einschlägt, beweist der Artikel: Apostelkonvent, in Herzogs Real=Encyklopädie, 3. Aufl., 1. Band, pg. 703 ff.

‡) Fritsche, in Fritschiorum opusc. bezog Gal. 2, 1 ff. auf Act. 11, 30; dagegen Wieseler, in seiner Chronologie des apostol. Zeitalters tritt mit großer Entschiedenheit ein für die Identität von Gal. 2, 1 ff. mit Act. 18, 22. — Beide Ansichten, denen es nicht an Vertretern fehlte, gelten gegenwärtig als veraltet.

allemal zu erledigen*) (15, 2). Bei ihrer Ankunft in Jerusalem wurden die Gesandten von der Gemeinde, den Aposteln und Aeltesten aufgenommen und verkündeten, was Gott durch sie ausgerichtet. Aber etliche aus der Pharisäersekte, die zum Glauben gekommen waren, forderten, daß man die aus den Heiden Bekehrten beschneiden müsse und ihnen befehlen, das Gesetz Mosis zu halten. Es ist bemerkenswert, daß diese Forderung nicht, wie von den Irrlehren in Antiochien, geltend gemacht wurde als Bedingung zum Heilsempfang. *Diese Irrlehre fand hier also von vornherein keine Vertretung!* Nur die praktische Forderung wird von dieser pharisäischen Richtung unter den jerusalemischen Christen mit jenen Irrlehrern aufrechterhalten, und zwar mit solchem Nachdruck, daß man für gut fand, zur Erledigung der Angelegenheit eine besondere Versammlung anzuberaumen (15, 3–5).

Die Gründe, welche für diese Forderung geltend gemacht wurden, gipfelten (nach den Darlegungen des Jakobus zu schließen 15, 13 ff.) wohl darin, daß das mosaische Gesetz eine von Gott gegebene Lebens- und Sittenordnung von universaler Bedeutung sei, und daß darum seine Verbindlichkeit nicht auf Israel beschränkt werden dürfe. Lukas will mit seiner Darstellung offenbar zum Bewußtsein bringen, wie tief im religiösen Bewußtsein der jerusalemischen Gemeinde noch das jüdisch-gesetzliche Wesen wurzelte, und daß darum nicht ohne weiteres die Zustimmung zur Gesetzesfreiheit der Heidenchristen von daher zu erwarten war.

Um so bedeutsamer ist es ihm darum, daß gerade *Petrus*, das Haupt der Christenheit aus der Beschneidung, alle vorgebrachten Gründe für die Forderung der Beschneidung und Unterstellung der Heidenchristen unter das Gesetz widerlegt mit dem Hinweis darauf, daß beide, die Juden wie die Heiden, nur *durch die Gnade des Herrn Jesu glauben gerettet zu werden* (15, 11). Ja, es wäre sogar ein frevelhaftes Beiseitesetzen einer göttlichen Anordnung, ein eigenmächtiges Verlassen des von ihm gebotenen Heilsweges, wollte man die Heidenchristen noch mit dem Joch des Gesetzes belasten (15, 10). Diesem Argument konnte niemand widersprechen, denn alle waren der Ueberzeugung, daß diese Wahrheit nicht angetastet werden dürfe.

Nun griffen auch Paulus und Barnabas in die Verhandlungen ein und bezeugten, wie Gott durch Wunder und Zeichen sich zu ihrer Arbeit bekannt und damit ihre apostolische Selbständigkeit dargethan habe (Act. 15, 12). Jakobus führte dann die Verhandlungen zum Abschluß, indem er betonte, wie die alttestamentliche Erwählung des Volkes Israel nicht im Widerspruch stehe mit der Aufrichtung einer

---

*) Natürlich nicht in dem Sinn, als ob man gesonnen gewesen wäre, irgend welche Konzessionen zu machen, sondern nur, weil die wirksamste Abwehr solcher Angriffe eben die Zusicherung des Einverständnisses derer in Jerusalem mit der heidenchristlichen Praxis war, wie sie Paulus und Barnabas bisher ausgeübt hatten.

gesetzesfreien Gemeinde aus den Heiden, da schon die Prophetie (Am. 9, 11 u. 12) auf ein solches Verhältnis hinweise. Damit begründet er auch seinen Vorschlag, die bekehrten Heiden nicht mit den Forderungen des Gesetzes zu belästigen, sondern ihnen nur einige, fürs Christenleben unerläßliche und zur Uebung im sittlichen Wandel heilsame Ordnungen zu empfehlen. Auch so wird Moses nicht verkürzt, denn er hat seit alten Zeiten in allen Städten seine Verkündiger, indem er allsabbatlich in den Synagogen gelesen wird. Man kann also füglich davon absehen, *diesen* Dienst als Aufgabe der Gemeinde Jesu zu betrachten (15, 19–21).

Die Frucht dieser Verhandlung ist ein Schreiben der Jerusalemiten an die Gemeinde in Antiochien, worin zunächst entschieden erklärt wird, *daß zwischen den eingedrungenen Irrlehrern und Jerusalem keine Beziehungen bestehen* (V. 24); daß ferner die Gemeinde in Jerusalem *das Werk des Barnabas und Paulus einstimmig anerkennt*, und zum Zeichen dieser völligen *prinzipiellen Uebereinstimmung* seien einige Vertraute mit Barnabas und Paulus abgesandt worden (vgl. V. 22, 25–27); daß man drittens *nur das absolut Notwendige* von ihnen verlange (V. 28 u. 29), was sie aber nicht als ein Substitut für das Gesetz, das man ihnen nicht aufbürden könne, sondern *als einen guten Rat* annehmen möchten (vgl. V. 29b: „*Wenn ihr euch davor hütet, so thut ihr wohl daran!*“).

Von der *wohlthätigen Wirkung* dieses Schreibens, sowie der Gesandtschaft von seiten der jerusalemischen Gemeinde in Antiochia reden endlich noch die Verse 30–33.

Dieser Bericht, der schon durch seine Klarheit völlig vertrauenerweckend wirkt, ist auf Grund von Gal. 2, 1–10 von vielen Theologen verdächtigt worden als *absichtliche Entstellung des eigentlichen Thatbestandes*! — Es sind in der Hauptsache drei Punkte, welche zur Begründung dieser Behauptung dienen sollen:

1. Der Gegensatz zwischen Paulus und den Uraposteln werde dadurch von vornherein aufgehoben, daß diesen *paulinische Grundsätze* angedichtet werden.

2. Das Ergebnis des Apostel-Konzils sei nach Act. 15 *eine Beschränkung der Freiheit* der Heidenchristen, zu welcher Paulus seine Zustimmung nie hätte geben können.

3. Die Apostelgeschichte vindiziere dem Apostel Paulus gegenüber den jerusalemischen Aposteln eine *untergeordnete Stellung*, was den Angaben des Galaterbriefs widerspreche.

Im allgemeinen ist zunächst zu bemerken, daß es nach dem Galaterbrief ganz die nämlichen Voraussetzungen sind, von denen die Darstellung 2, 1 ff. ausgeht, wie in Act. 15, 1 ff. Die Irrlehrer, denen gegenüber sich Paulus auch auf die Verhandlungen in Jerusalem beruft, fordern *die Beschneidung und das Halten des Gesetzes als* notwendige Bedingung des Heils (3, 2. 11. 26–29; 4, 9–11. 21; 5, 1–4

[conf. 2, 4]; 6, 12. 13). Nach 5, 11 scheint man dem Apostel (wohl auf Grund der Episode Act. 16, 3) auch Inkonsequenz in seinem eigenen Verhalten dieser Frage gegenüber vorgeworfen zu haben. Doch dies nur beiläufig.—Was nun speziell den ersten Einwand betrifft, so geht er von einer Voraussetzung aus, die sich bei genauerer Untersuchung durchaus nicht bestätigt. Schon Gal. 1, 22–24 betont aufs entschiedenste, daß *zwischen den Gemeinden in Judäa* (worunter auch die zu Jerusalem einzubegreifen ist) *und dem Apostel Paulus* nicht der mindeste Zwiespalt vorhanden war, obschon er sein Evangelium, das er unter den Heiden verkündete, sich nicht von den Uraposteln habe bestätigen lassen (1, 17). Sondern, ohne ihn persönlich zu kennen, haben die Gemeinden in Judäa, als sie von seiner gesegneten Wirksamkeit hörten, Gott seinethalben gepriesen (1, 24). Und auch als es in viel späterer Zeit (2, 1) dazu kam, daß er sein Evangelium, das er unter den Heiden predigte, den Häuptern in Jerusalem vorlegte, habe sich's gezeigt, daß die anfängliche Uebereinstimmung mit seinen Prinzipien immer noch vorhanden war (2, 3. 7–9).—Die Urapostel sind also im Galaterbrief durchaus nicht anders charakterisiert als in der Apostelgeschichte.*)

Der zweite Einwurf, daß nach der Apostelgeschichte die Freiheit der Heidenchristen in einer Weise eingeschränkt worden sei, zu welcher Paulus seine Zustimmung nie hätte geben können, beruht zunächst auf einer Verkennung des wahren Sinnes des sogenannten Aposteldekretes (vgl. oben die diesbezüglichen Bemerkungen, und besonders Act. 15, 29). Ferner ist daran zu erinnern, wie Paulus selber (1 Kor. 8, 1 ff. 10. 13; 10, 18 ff. 21. 28) über das Essen von Götzenopferfleisch urteilt und zuletzt (10, 82) ermahnt: verhaltet euch so, daß ihr weder *Juden* noch Griechen, noch der Gemeinde Gottes Aergernis bereitet! Wir sehen also bei Paulus gerade die nämliche Gesinnung, wie sie im Apostelderet zum Ausdruck kommt. Auch er will christliche Freiheit, aber nicht *Zügellosigkeit* (1 Kor. 5, 1. 4. 5; 6, 13. 18); „zur Freiheit seid ihr berufen" (Gal. 5, 13), sagt auch er, aber doch will er diese bestimmt wissen von der zarten Rücksichtnahme gegen den schwächeren Bruder (1 Kor. 8, 9; 9, 20 ff.; Röm. 14, 13 ff.), wo es sich nicht um die Grundfragen des christlichen Lebens und Wesens handelt.—Von einer dem Apostel Paulus unerträglichen Einschränkung der Freiheit der Heiden-

*) Der Sinn von Gal. 2, 2. 3 ist doch offenbar der: So wenig hatte ich vor den Angesehenen meine Arbeit unter den Heiden und mein Evangelium zu verteidigen — so fern lag der Gedanke, daß ich „*vergeblich laufe oder lief*" — so sehr war man auch in Jerusalem mit meinem Thun und Lehren einverstanden — „*nicht einmal Titus wurde gezwungen, sich beschneiden zu lassen.*" — Wenn man das ἠναγκάσθη dahin hat pressen wollen, als ob nach Gal. 2, 3 nur mit Mühe und Not die Forderung der Beschneidung des Titus von Paulus rückgängig gemacht wurde, so steht eben von einer solchen Forderung von seiten der Urapostel in unserem Text kein Wort; vielmehr ist das Gegenteil bezeugt, *daß von dieser Seite durchaus kein Zwang angewendet worden sei!*

christen kann also, selbst im Blick auf das Apostelдekret, nicht die Rede sein. Pauli Sinnen und Denken ist so sehr in voller Harmonie mit den Forderungen des Apostеldekrets, daß er nicht nötig hatte, in seinen Briefen ausdrücklich darauf hinzuweisen. Seine Ermahnungen zielen eben auf die jeweiligen Mißstände ab.

Der dritte Einwand ist eine Sophisterei, die weder am Text der Apostelgeschichte, noch in der Darstellung des Galaterbriefes einen Anhaltspunkt hat. Wenn es Act. 15, 2b heißt, daß Paulus mit anderen nach Jerusalem zu den Aposteln abgeordnet worden sei wegen dieser Streitfrage, so ist bereits gezeigt worden, daß dies nicht Unterwerfung unter die Autorität der Urapostel bedeutet. Und wenn Paulus Gal. 2, 2 sagt: ἀνέβην δὲ κατὰ ἀποκάλυψιν, so ist das kein Widerspruch gegen den Bericht der Apostelgeschichte. Paulus kann ja ganz wohl auf Grund einer besonderen Offenbarung nach Jerusalem abgeordnet worden sein. So ergänzen sich die beiden Berichte in diesem Punkt, wie auch noch in anderen unwesentlichen Punkten.*) Und bei genauer Prüfung bestätigt sich uns hier wie anderwärts das Urteil eines Fachmannes,†) welches dahin lautet, daß die Apostelgeschichte in ihrer ganzen Darstellungsweise den deutlichsten Beweis dafür liefere, daß sie „auf durchaus originaler Kenntnis und tief eindringender Beobachtung der Begebenheiten, Verhältnisse und Persönlichkeiten“ ruhe.‡)

b. Die zweite Missionsreise unternahm Paulus mit Silas, der wahrscheinlich nicht nach Jerusalem zurückgekehrt

---

*) Daß Titus einer der Begleiter des Paulus war, Gal. 2, 1. 3; daß dem Paulus anbefohlen wurde, der Bedürftigen in der Muttergemeinde zu gedenken, 2, 10.

†) Dr. K. Schmidt, Realencykl., 3. Aufl., 6. Band, Seite 30, lin. 15 ff.

‡) Dieses Urteil erträgt auch eine Vergleichung von Gal. 2, 1 mit Act. 15, 1 ff. und 11, 30; 12, 25. Es ist nämlich behauptet worden, wenn Paulus innerhalb der 14 Jahre eine zweite Reise nach Jerusalem gemacht hätte, so müßte er dieselbe notwendigerweise im Galaterbrief erwähnt haben. Also: ein neuer Beweis für die Unzuverlässigkeit der lukanischen Darstellung. Diese Behauptung würde aber nur dann von Belang sein, wenn Paulus Gal. 2, 1 deutlich als seinen zweiten Besuch in Jerusalem charakterisieren würde. Das thut er aber durchaus nicht, sondern er sagt nur, daß er 14 Jahre nach jener ersten Jerusalemreise (Gal. 1, 18) wiederum nach Jerusalem hinaufgezogen sei. Dieser Ausdruck schließt aber doch nicht aus, daß Paulus inzwischen einen Besuch in Jerusalem gemacht haben kann, den er im Galaterbrief eben nicht erwähnt. Daß er es wirklich gethan, zeigt Act. 11, 30; 12, 25. — Paulus hebt diesen dritten Besuch gegenüber seinem ersten hervor, um seiner besonderen Bedeutung willen: nicht als er zum erstenmal in Jerusalem war, sondern erst 14 Jahre später, kam daselbst sein Evangelium zur Sprache! Wenn er das hervorheben wollte, so hatte er gar nicht nötig, seinen zweiten Besuch in Jerusalem (Act. 11, 30; 12, 25) zu erwähnen. Wäre ihm an der Zahl so viel gelegen gewesen, so hätte er gewiß dafür einen deutlicheren Ausdruck gewählt (etwa τὸ δεύτερον anstatt πάλιν). πάλιν hat nie die Bedeutung: zum zweitenmal, sondern bezeichnet eine Wiederholung der im Verbum ausgesprochenen Handlung ganz im allgemeinen (vgl. Gal. 1, 9; 4, 19; 5, 1 und besonders Matth. 26, 42. 44: πάλιν ἐκ δευτέρου . . . πάλιν . . . ἐκ τρίτου, wo deutlich zu ersehen ist, daß πάλιν kein Zahlverhältnis angiebt).

war,*) von Antiochien aus, bald (15, 36) nach seiner Rückkehr vom Apostelkonzil.†) Zuerst durchzogen sie Syrien und Cilicien, um die Gemeinden zu festigen (15, 41); dann ging's hinüber nach Lykaonien, in die Städte Derbe und Lystra. Aus letzterer Stadt (trotz 20, 4) war Timotheus, den Paulus auf die warme Empfehlung der lykaonischen Christen hin sich zum Begleiter erwählte (16, 1–4). Dann durchzogen sie Phrygien und die galatische Landschaft (vgl. die umgekehrte Folge 18, 23).‡) Von hier wollten sie in der Richtung auf Mysien zu (κατὰ τὴν Μυσίαν), d. h. in nordwestlicher Richtung, die Grenze von Bithynien überschreiten, aber, vom Geist daran verhindert, entschlossen sie sich, Mysien entlang, d. h. direkt sich nach Westen wendend, nach Troas zu ziehen (16, 6–8). — Hier bewog den Apostel ein Gesicht, seine Missionsthätigkeit auch auf europäischen Boden auszudehnen (16, 9. 10). In Philippi wurde einige Tage Halt gemacht (11. 12). Von Erfolgen der Arbeit daselbst sind genannt: Die Bekehrung der Lydia (13–15) und des Kerkermeisters (16–40). Der Anlaß, der die letztere herbeiführte, ward zugleich Anlaß, die Stadt zu verlassen. Die Reise ging nun weiter über Amphipolis und Apollonia nach Thessalonich, wo Paulus an drei Sabbathen in der Synagoge predigte (17, 1–3). Einige Juden und viele Proselyten wurden gläubig (4); die ungläubigen Juden aber machten einen Aufruhr, so daß Paulus noch in der Nacht abgefertigt werden mußte (5–9) mit seinem Begleiter Silas. Sie wandten sich nach Beröa, wo sie an Juden und Heiden mit großem Erfolg arbeiteten (10–12). Aber die Juden aus

---

*) Wenn dem Cod. D cantabrig. besondere quellenmäßige Autorität zukommt, so finden wir dort diese Vermutung bestätigt, denn er liest 15,34: ἔδοξε δὲ τῷ Σειλέα ἐπιμεῖναι αὐτούς. Vgl. Nestle, Collation des Cod. cant., 1896. — Vgl. auch die Notiz 11, 28, welche D wiedergiebt mit den Worten: συνεστραμμένων δὲ ἡμῶν ἔφη εἷς ἐξ αὐτῶν ὀνόματι Ἄγαβος u. s. w. Hier hätten wir das erste **„Wir-Stück“**, welches andeuten würde, daß Lukas der antiochenischen Kirche angehört hat, was mit der Notiz Kol. 4, 11. 14 gut zusammenstimmt, daß nämlich Lukas Heidenchrist war!

†) Da das Ap.-Konz. Anfangs 52 zu setzen ist, so können wir den Beginn dieser zweiten Missionsreise etwa auf das Frühjahr 52 verlegen.

‡) Die Kürze des lukanischen Reiseberichtes, und bes. 18, 23, haben hier zu den verschiedensten Vermutungen und kühnsten Hypothesen geführt, unter denen die sog. Süd-Galatische Theorie die bedeutendste ist, die Annahme nämlich, daß unter Γαλατικὴν χώραν nicht die nord-kleinasiatische Landschaft dieses Namens, sondern Pisidien und Lykaonien zu verstehen sei. — Daß aber hier Nord-Galatien zu verstehen ist, scheint aus der angegebenen Reiseroute sich zu ergeben. Als Lykaonien durchreist war (16, 1–4), war ihre Absicht, auf dem kürzesten Wege nach Asien vorzudringen (16, 6), aber, wohl noch auf der Wanderung durch Phrygien, empfingen sie Weisung durch den heiligen Geist, nicht in Asien zu predigen. So wandten sie um und kamen, in nordöstlicher Richtung das Sultan-Dagh-Gebirge umgehend, nach dem südwestlichen Teil von Nord-Galatien. Daher hier: „Phrygien und das galatische Land“, während 18, 23, wo eine ganz andere Reiseroute gemeint ist: „das galatische Land und Phrygien“ (vgl. bes. Zöcklers gründliche Abhandlung: Stud. u. Krit., 1895, pg. 51—102).

Thessalonich ließen ihnen keine Ruhe. Paulus wurde darum unter sicherem Geleite auf dem Seewege nach Athen gebracht, während Silas und Timotheus noch in Macedonien zurückblieben. Die, welche Paulus nach Athen gebracht hatten, kehrten von da zurück mit dem Auftrag an Silas und Timotheus, so schnell wie möglich dem Apostel Paulus zu folgen (13–15). Paulus erkannte wohl bald, daß er in Athen wenig ausrichten werde. Zwar predigte er in der Synagoge zu den Juden, und auf dem Markte wandte er sich an die Vorbeigehenden (16–18), redete sogar einmal auf dem Areopag zu einer versammelten Volksmenge (19–31). Doch begegnete man ihm fast ausnahmslos mit Spott oder wandte sich von ihm ab mit Gleichgültigkeit (32); die Erfolge waren nur sehr gering (33). So entschloß er sich, noch ehe Silas und Timotheus bei ihm eingetroffen waren (17, 16; 18, 1), Athen zu verlassen und sich Korinth als neuen Schauplatz seiner Thätigkeit zu wählen (etwa im Spätherbst des Jahres 52).

Hier traf er einen Juden mit Namen Aquila aus Pontus, der von Rom nach Korinth gekommen war, nachdem ein Edikt des Claudius alle Juden aus Rom verwiesen hatte.*) Da beide das gleiche Gewerbe trieben, blieb Paulus im Hause dieses Mannes, der sich bald (18, 24 ff.) dem christlichen Glauben zuwandte und samt seinem Weibe dem Apostel und der Ausbreitung seines Evangeliums diente (Röm. 16, 3 f.; 1 Kor. 16, 19), und noch in spätester Zeit, als viele untreu geworden, zum Apostel Paulus hielt (2 Tim. 4, 19). Durch seine Synagogenpredigt, die er allsabbathlich wiederholte, gewann er Juden und Heiden fürs Evangelium (18, 2–4). Hier erst, und nachdem Paulus schon längere Zeit in voller Thätigkeit gewesen, trafen Silas und Timotheus wieder mit ihm zusammen (18, 5). Nach den ersten schönen Erfolgen in Korinth kamen schwere Tage. Auch hier waren es die ungläubigen Juden, die sich zuerst wider ihn auflehnten, und deren Lästerungen ihn bewogen, die Synagoge zu verlassen und im Hause eines gottesfürchtigen Mannes, Namens Titus Justus, neben der Synagoge zu predigen (6. 7). Und obgleich die Feinde des Evangeliums ihr Bestes versuchten, dem Apostel und seinen Gefährten den Aufenthalt in Korinth unmöglich zu machen (V. 12–17), so blieb Paulus doch ein Jahr und sechs Monate daselbst (V. 11). — Nach Zahn ist die Abfassung des Galaterbriefes in diesen ersten korinthischen Aufenthalt des Apostels zu verlegen, etwa anfangs 53. Die Gemeinden in Galatien hatten um diese Zeit bereits etwa ein Jahr ihres Bestandes hinter sich. Und es sind

*) Dieses Edikt des Claudius fällt, nach einer zwar nicht sehr vertrauenerweckenden Notiz des Orosius (Hist. VII, 6, 15) ins neunte Jahr der Regierung dieses Kaisers, also 49 nach Christo. Mit Act. 18, 2 läßt sich diese Angabe wohl vereinigen, wegen dem dehnbaren προςφάτως = neulich, das ebensowohl einen längeren, wie einen kürzeren Zeitraum in sich begreifen kann. Möglicherweise beruht aber auch die Datierung des Orosius auf einem Irrtum, wie er sich dabei fälschlicherweise auf Josephus beruft. Dann bliebe eben das genaue Datum des Ediktes unbekannt, und es könnte nur nach Act. 18, 2 der ungefähre Zeitpunkt dieses kaiserlichen Erlasses erschlossen werden.

triftige Gründe vorhanden, den Brief, der am schwersten chronologisch zu bestimmen ist, in diese Zeit zu verlegen; entgegen der gewöhnlichen Annahme, daß derselbe erst später, während des ephesinischen Aufenthaltes, geschrieben worden sei.*) Ueberraschend schnell (οὕτως ταχέως) ist es zum Abfall gekommen, und zwar in Gemeinden, wo der Apostel vor verhältnismäßig kurzer Zeit überaus herzlich aufgenommen worden war, wo man ihm mit rückhaltloser, rührender Hingabe an seine Person begegnet war und sein Evangelium mit Freuden aufgenommen hatte (4, 13–15). Daß man so schnell von der Wahrheit des Evangeliums sich abwenden (5, 7) und etwas annehmen kann, was nicht einmal den Namen Evangelium verdient

*) Das Hauptargument für diese Auffassung wird aus Gal. 4, 13 entnommen. Der Ausdruck τὸ πρότερον soll nämlich heißen: „Das erste Mal von zweien!“ Dann muß also Paulus, ehe er den Brief geschrieben, bereits zweimal in Galatien gewesen sein. Der zweite Besuch ist Act, 18, 23 erwähnt; folglich kann der Brief nicht früher geschrieben sein. — Meyer behauptet sogar: „aus 4, 13 nämlich erhellt aufs bestimmteste, daß, als Paulus schrieb, er bereits zweimal in Galatien gewesen“ (Einl. zum Galaterbrief). Dagegen sagt er pg. 169, mit Bezug auf diese Deutung von τὸ πρότερον nur: „Letzteres halte ich für das richtige. Ein philologischer Nachweis wird nicht einmal ernstlich versucht. — πρότερος, nach dem klassischen Sprachgebrauch, ist „einer, der anderen voran ist“, und kann sowohl in zeitlicher, als in räumlicher Beziehung angewendet werden. Homer sagt z. B. Il. 15, 166: πρότερος γενεῇ = voran, in Anbetracht der Geburt = älter; oder Od. 15, 22 f. heißt es: παίδων δὲ προτέρων…… οὐκέτι μέμνηται = ihrer früheren Kinder gedenkt sie nicht mehr; vgl. auch Od. 19, 228: ἐν προτέροισι πόδεσσι, von einem Hund = in den vorderen Pfoten; eine andere Bedeutung als im klassischen Griechisch ist auch für das Neue Testament nicht nachzuweisen. Hier ist das Wort nur in der zeitlichen Bedeutung: vorher oder früher angewendet. Nur Eph. 4, 22 ist es als Adjektiv gebraucht κατὰ τὴν προτέραν ἀναστροφήν = nach dem früheren Wandel; als Adverb findet es sich 2 Kor. 1, 15: ἐβουλόμην πρότερον πρὸς ὑμᾶς ἐλθεῖν = ich wollte früher zu euch kommen; ebenso Joh. 7, 50 von Nikodemus, der früher zu Jesu gekommen war. τὸ πρότερον, wie Gal. 4, 13, findet sich noch: 1 Tim 1, 13, wo Paulus von sich sagt: „obgleich ich früher ein Lästerer und Verfolger und Bedrücker war;“ ebenso Joh. 6, 62: wenn ihr nun sehen werdet des Menschen Sohn aufsteigen dahin, wo er vorher (τὸ πρότερον) war; ebenso Joh. 9, 8: die ihn vorher schon kannten, da er noch Bettler war. Vgl. noch 1 Petr. 1, 14: ταῖς πρότερον……ἐπιθυμίαις = den vorigen Lüsten; oder Ebr. 10, 32: τὰς πρότερον ἡμέρας (gedenket) der vorigen Tage. Wer könnte an allen diesen Stellen auch nur versuchen wollen, die oben für πρότερον erwähnte Bedeutung, statt der gegebenen, zu supplieren? — Auch Ebr. 4, 6; 7, 27 beweisen nichts, da die erstere Stelle von solchen redet, denen früher als anderen Evangelium verkündet wurde; und die zweite Stelle einen Vergleich zieht zwischen dem alttestamentl. Hohepriester, der zuvor für seine eigenen Sünden Opfer darbringen mußte und dann erst (πρότερον—ἔπειτα) es auch für die Sünden des Volkes thun konnte, und Jesus, der als der neutestamentl. Hohepriester solches nicht nötig hat. — Warum aber soll τὸ πρότερον Gal. 4, 13 einen anderen Sinn haben, als den es sonst immer hat? — Fällt aber mit der richtigen Deutung des τὸ πρότερον die Hauptstütze der alten Datierung, so ist damit der Weg gebahnt, dem Galaterbrief die richtige Stellung in der Chronologie der paulin. Briefe anzuweisen.

(1, 6. 7), das ist dem Apostel ein unlösbares Rätsel (3, 1: τίς ὑμᾶς ἐβάσκανεν); etwas völlig Unerhörtes (θαυμάζω, 1, 6). Diese ganze Art und Weise, wie der Apostel seinem Befremden Ausdruck giebt, erklärt sich nur daraus, daß es bald nach der Gründung jener Gemeinden in Galatien, die Paulus mit den besten Hoffnungen verlassen hatte (5, 7: ἐτρέχετε καλῶς), zum Abfall kam.*) — Ferner ist zu beachten der erregte Ton, in welchem der Apostel sich gegen die Verstörer der Gemeinden wendet. Es sind wahre Donnerkeile, die er gegen sie schleudert, vom vernichtenden Anathema bis zu dem Wunsch, daß diese Beschneidungs-Apostel sich selber verstümmeln möchten! (vgl. 1, 9; 4, 17; 4, 29 f.; 5, 7. 10. 12; 6, 13). Woher kommt diese Entrüstung? Daher, daß diese Irrlehrer in jenen Gemeinden das nämliche freche Spiel weiterzutreiben wagen, das sie in Antiochien (Act. 15, 1) angefangen, nachdem sie doch erst vor Jahresfrist, bei Gelegenheit des Apostel-Konzils, entlarvt worden waren durch die feierliche Erklärung der Urapostel: „Diese Leute haben keinen Auftrag von uns!“ (Act. 15, 24). Darum sieht sich auch der Apostel genötigt, auf die Verhandlungen in Jerusalem hinzuweisen, weil der ganze Verlauf, und insbesondere das Resultat derselben (Gal. 2, 3 ff.; 7. 9), die Irrlehrer notwendigerweise charakterisiert als unlautere Schleicher.

Daß ferner der Galaterbrief der einzige ist, in welchem Paulus das Apostel-Konzil erwähnt, ist ein weiterer Grund zur Annahme, daß er der erste (von den auf uns gekommenen Paulusbriefen) ist, der nach jenen Verhandlungen geschrieben wurde. Der rege Verkehr zwischen Jerusalem und der jüdischen Diaspora (vgl. Act. 2, 5–11) macht es höchst wahrscheinlich, daß das Ergebnis des Apostelkonzils bald überall bekannt wurde; Paulus selber sorgte dafür in solchen Gemeinden, die er auf seiner ersten Missionsreise gegründet hatte (Act. 16, 1. 4. 5). Wo ihm darum diese Leute in späterer Zeit wieder entgegenarbeiten, kann er sie nicht mehr mit diesem einfachen Mittel unschädlich machen, da es nicht mehr Unwissenheit ist, was ihnen in den Gemeinden Eingang verschafft (wie noch bei den Galatern), sondern die berückende Ueberredungskunst dieser Lügenapostel (vgl. 2 Kor. 1, 12: οὐκ ἐν σοφίᾳ σαρκικῇ; auch 2, 17; und ganz besonders 5, 12: τοὺς ἐν προσώπῳ καυχωμένους, und dazu: 10, 5. 12. 18). Da brauchte der Apostel schärfere Waffen, um seinen gefährdeten Gemeinden die Augen zu öffnen (vgl. 2 Kor. 11, 12–15; Phil. 2, 21; 3, 2–6. 18 f.). — Nicht lange nach dem Galaterbrief sind die beiden Thessalonicherbriefe geschrieben. Der erste wohl unmittelbar nach der Ankunft des Silas

*) Zahns Annahme, daß Paulus die galatischen Gemeinden schon auf seiner ersten Missionsreise gegründet habe, ist schon darum unwahrscheinlich, weil dann ein Zeitraum von etwa drei Jahren zwischen der Gründung der Gemeinden und der Abfassung des Briefes angenommen werden muß, und überdies die Apostelgeschichte durchaus keinen Anhaltspunkt für diese Annahme bietet, welche überhaupt nur, mit der bereits abgewiesenen Süd-Galatischen Theorie, sich einen Schein von Wahrscheinlichkeit zu erwerben vermag.

und Timotheus in Korinth (Act. 17, 14. 15; 18, 5; 1 Theſſ. 3, 6); der zweite nicht ſehr viel ſpäter. In Theſſalonich hatte Paulus auf ſeiner zweiten Miſſionsreiſe gearbeitet (1 Theſſ. 2, 1 f.; vgl. Act. 16, 12 ff.; 17, 1 ff.) und eine Gemeinde geſammelt. Die Gegner, welche ihm ſchon damals die Arbeit erſchwerten, und die er in den Briefen zu bekämpfen hat, ſind ungläubige Juden (1 Theſſ. 2, 15. 16; Act. 17, 5 ff. 13).— Bis etwa im Sommer 54 war Paulus in Korinth thätig geweſen, als er, begleitet von Aquila und Priscilla, aufbrach, um nach Syrien zu reiſen (18, 18 ff.). In Epheſus machte er nur einen kurzen Halt, um ſpäter vielleicht einen längeren Aufenthalt daſelbſt zu machen; dann reiſte er über Cäſarea hinab nach Antiochien (18, 21, 22).

c. Aber nicht lange verweilte Paulus in Antiochien. Er unternahm eine dritte Miſſionsreiſe durh das galatiſche Land und Phrygien, um daſelbſt die Brüder zu ſtärken (18, 23). — Wohl bald nach des Paulus Durchreiſe in Epheſus war Apollo dahingekommen, und nachdem er von Aquila und Priscilla noch gründlicher in der chriſtlichen Heilslehre unterrichtet worden war, zog er nach Korinth (18, 24 ff.; 19, 1). Während Apollo in Korinth thätig war, war Paulus mit ſeiner Reiſe durch „die oberen Gegenden" (d. h. Galatien und Phrygien, 18, 23) zu Ende gekommen und hatte nun ſeinen dauernden Aufenthalt in Epheſus genommen (19, 1), etwa ſeit Anfang 55. Drei Monate lang hatte er bereits in der Synagoge gepredigt (19, 8), als er gezwungen wurde, durch Intriguen von ſeiten der Juden, in der Schule des Tyrannus die Gläubigen zu täglichen Beſprechungen zu verſammeln. Drei volle Jahre dauerte dieſer Aufenthalt des Paulus in Epheſus (20, 31). Und von Epheſus aus verbreitete ſich das Evangelium in der ganzen Provinz Aſien (Act. 19, 10).

Von Epheſus aus muß Paulus einen kurzen Beſuch in Korinth gemacht haben (vgl. 1 Kor. 16, 7; und damit 2 Kor. 12, 14; 13, 1), deſſen nähere Umſtände uns unbekannt ſind. Aber der Zuſtand der Gemeinde war für den Apoſtel nichts weniger als beruhigend. Nach Epheſus zurückgekehrt, wandte er ſich in einem Brief an die korintiſche Gemeinde, der aber verloren gegangen iſt. Nur aus 1 Kor. 5, 9 erfahren wir, durch einen Hinweis des Apoſtels auf dieſen Brief, von ſeinem einſtigen Vorhandenſein. Ein Verbot des Apoſtels hatte man (vielleicht abſichtlich) mißverſtanden, und infolge davon waren die Wirren in der Gemeinde noch größer geworden. Durch Leute, die zum Hauſe einer gewiſſen Chloe gehörten, war Paulus zuerſt über die ſchlimmen Zuſtände in Korinth orientiert worden, hauptſächlich über die Parteiſtreitigkeiten (1 Kor. 1, 11). Sofort ſandte er den Timotheus nach Korinth (1 Kor. 4, 17; Act. 19, 22). Aber nicht lange nach deſſen Abreiſe traf eine zweite Geſandtſchaft von Korinth bei ihm ein,*) deren

*) Vielleicht waren dieſe Männer (nach 1 Kor. 16, 17 Stephanas, deſſen Haus Paulus getauft 1 Kor. 1, 16, Fortunatus und Achaikus) zugleich die Ueberbringer jenes Briefes der Gemeinde in Korinth, auf den Paulus 1 Kor. 7, 1 hinweiſt.

ins einzelne gehende Nachrichten über den dortigen Stand der Dinge Paulus veranlaßten, unseren ersten Korintherbrief zu schreiben, noch ehe Timotheus in Korinth angekommen war (1 Kor. 16, 10), etwa um Ostern 57. Als Paulus seinem segensreichen Wirken in Ephesus ein Ziel gesetzt sah (Act. 19, 23—20, 1), war Timotheus wiederum von Korinth zurückgekehrt (2 Kor. 1, 1; Act. 20, 5). Wohl durch dessen Nachrichten über den Stand der Gemeinde bewogen, hatte er schon wieder den Titus nach Korinth abgesandt und gedachte auf seiner Reise nach Macedonien in Troas ihn zu treffen (2 Kor. 2, 13), um schon da von ihm unterrichtet zu werden über die Wirkung seines Briefes an die Korinther. Von Troas wollte er dann nach Macedonien übersetzen, und nachdem er diesen Landstrich bereist, auch Achaia besuchen (2 Kor. 2, 13; Act. 19, 21 f.). Als er aber den Titus in Troas nicht traf, reiste er sogleich, ohne auf dessen Ankunft zu warten, in höchster innerer Unruhe weiter nach Macedonien, und schrieb von da aus, nachdem Titus mit guten Nachrichten in betreff der Gemeinde bei ihm eingetroffen war, unseren zweiten Korintherbrief.

Eine schwere Sorge freilich lastete noch auf seinem Gemüt im Blick auf die korinthische Christengemeinde, nämlich das schamlose Treiben judaistischer Agitatoren, die sich's zunächst zur Aufgabe gemacht haben, seine apostolische Autorität in der rücksichtslosesten Weise zu untergraben, um Boden zu gewinnen für ihre weitere Zerstörungsarbeit. Darum finden wir im zweiten Korintherbrief die merkwürdige Erscheinung, daß Paulus einerseits seiner höchsten Freude über errungenen Erfolg unumwunden Ausdruck geben kann (vgl. 1, 3 ff.; 2, 14 ff.; 6, 11; 7, 4. 6—16) — andrerseits aber einen Entscheidungskampf auszukämpfen hat, in welchem er die schärfsten Waffen gegen seine Widersacher schwingt*) (vgl. 10, 2 ff. 10—14; 11, 1 ff. 13 ff. 16—21; 12, 20 f.).

---

*) Diese Doppelseitigkeit des zweiten Korintherbriefes, die nur in den polemischen Stellen des Philipperbriefes, im Gegensatz zu seinem übrigen lieblichen Inhalt (vgl. bes. 1, 3—11 und dagegen 3, 2–6. 18–19) eine annähernde Parallele hat, führte schon längst zu der Annahme, der zweite Korintherbrief sei eigentlich aus zwei verschiedenen Paulusbriefen zusammengesetzt, ein Bruchstück des älteren dieser Briefe sei in Kap. 10–13 enthalten, und der jüngste der Korintherbriefe in Kap. 1–9.

Nach dem Vorgange Semlers, der den Brief in drei Teile zerlegte (I. Kap. 1—8 und dazu Röm. 16 und 2 Kor. 13, 11—13; II. 10, 1—13, 10; III. Kap. 9, „ein besonderes Blatt für Christen in Achaia") und Webers, der bei der bloßen Zweiteilung stehen blieb (I. Kap. 1—9 und 13, 11—13; II. 10, 1—13, 10) hat neuerdings Drescher (Stud. u. Krit., 1897, pg. 43—111) die Hypothese sehr scharfsinnig zu verteidigen gesucht, daß 2 Kor. 10—13 ein Paulusbrief sei, der zwischen 1 Kor. und 2 Kor. 1—9 abgefaßt worden sei. — Da sich aber auch bei Annahme der Einheit des zweiten Korintherbriefes die Situation durchaus begreifen läßt, so ist die Hypothese überflüssig und beweist weiter nichts, als den größeren oder minderen Scharfsinn ihrer Verteidiger. — Vgl. auch die klare Darstellung in betreff dieser Frage im Theol. Magazin 1900, No. 1: „Der vierte Korintherbrief". pg. 20—33, wo besonders Seite 31 f. zu berücksichtigen ist.

Nicht lange nach diesem Brief, etwa ums Neujahr 58, traf dann Paulus selber in Korinth ein (Act. 20, 1—3) und schrieb, wohl während des dreimonatlichen Aufenthaltes in Korinth und Griechenland, den Römerbrief. Dieser ist ein Schreiben, das die Christen in Rom zum voraus mit dem Evangelium des Paulus bekannt machen und so seinen längst geplanten (Röm. 1, 10; 15, 23; Act. 19, 21; 23, 11) Besuch daselbst vorbereiten soll. Nach Röm. 15, 25 ff. ist Paulus im Begriff, den Ertrag der Kollekte, die er in Macedonien und Achaia für die bedürftigen Christen in Jerusalem erhoben hat, dahin zu überbringen. Ein Anschlag der Juden (Act. 20, 3 ff.) nötigte ihn, seine ursprüngliche Reiseroute (Macedonien=Achaia=Jerusalem) abzuändern, und noch einmal Macedonien zu durchreisen. Von Philippi aus, wo Paulus und seine Begleiter bis nach Ostern weilten, ging dann die Reise, mit Umgehung von Ephesus, über Milet nach Tyrus und endlich von da über Cäsarea nach Jerusalem (Act. 20, 6—21, 16).

3. a. Der längst gehegte Wunsch des Apostels, auch in Rom, dem Zentrum der damaligen Heidenwelt, sein Evangelium zu predigen, wurde nach Gottes Rat (Act. 23, 11), aber unter ganz anderen Umständen als Paulus früher selber dachte, erfüllt. Nicht als Freier, sondern als Gefangener sollte er in der Hauptstadt des römischen Reiches für das Evangelium wirken. Schon während seiner letzten Jerusalemreise hatten ihn trübe Vorahnungen erfüllt (Act. 20, 22 ff.) und in Cäsarea trat ihm der jerusalemische Prophet Agabus entgegen mit der bestätigenden Weissagung, daß die Juden ihn in Jerusalem binden und den Heiden überantworten werden (Act. 21, 11). Aber Paulus, der bereit war, für sein Evangelium nicht bloß Bande, sondern auch den Tod zu leiden, zog, trotz der dringenden Widerrede der Brüder (Act. 21, 12) getrost und mutig nach Jerusalem. Im Hause eines Cypriers Mnason fanden Paulus und seine Begleiter Herberge. Von den Brüdern in Jerusalem freundlich empfangen, wurde er doch sogleich mit einer Richtung in der Gemeinde bekannt gemacht, die aus Eiferern für das Gesetz bestand, und die von vornherein ihn mit mißtrauischen Augen betrachteten (Act. 21, 17—21). Paulus, der allen alles sein konnte (1 Kor. 9, 19 ff), gab dem Wunsch der Brüder in Jerusalem nach und übernahm mit vier anderen Männern ein Gelübde, um den Eiferern für das Gesetz zu zeigen, daß er selber kein Verächter desselben sei, als welcher er ihnen geschildert worden war. Juden aus Asien, die ihn im Tempel sahen, erregten einen Aufruhr wider ihn, und kaum gelang es Lysias, dem Befehlshaber der römischen Truppen, ihn vor der Wut des Volkes zu schützen (Act. 21, 28—36) und nach der Burg zu bringen. Ein Verhör vor dem Befehlshaber der römischen Soldaten endete damit, daß dieser ihn geißeln wollte, um ihm ein Geständnis seiner Schuld zu erpressen. Aber die Berufung des Apostels auf sein römisches Bürgerrecht bewog den Lysias, von seinem Vorhaben abzustehen. Ein anderes Verhör vor dem hohen Rat lief in einen wilden Tumult aus, der dem Apostel wiederum beinahe das Le=

den kostete (Act. 21, 37—23, 10). Eine Verschwörung von 40 Fanatikern, um den Paulus umzubringen, bewog endlich den Lysias, den Apostel Paulus unter sicherem Geleit nach Cäsarea abzuführen, wo er dem römischen Statthalter Felix übergeben wurde. Durch zwei lange Jahre hindurch verzögerte sich hier sein Prozeß (Act. 24, 27). Und bei seiner Abberufung übergab Felix den Gefangenen Paulus seinem Nachfolger Festus. Etwa zwei Wochen nachdem dieser sein Statthalteramt angetreten hatte (Act. 25, 1. 6), legte der Apostel, welcher guten Grund hatte zu fürchten, daß er von Festus, der sich den Juden gern angenehm gemacht hätte, nach Jerusalem ausgeliefert würde zur weiteren Prozessierung, seine Berufung an den Kaiser ein (Act. 25, 9 ff.). Diese Appellation an die höchste gerichtliche Instanz sicherte ihm nach römischem Recht die Überführung nach Rom bei der ersten sich bietenden Gelegenheit.*)

b. Es war eine lange, an Beschwerden und Gefahren reiche Reise, die ihn endlich im Frühjahr des Jahres 61 nach Rom brachte. Die Darstellung der Apostelgeschichte von dem herzlichen Empfang des Apostels Paulus, noch ehe er in Rom angekommen war, zeugt davon, wie Paulus mit dem Brief an die Römer seinen Zweck völlig erreicht hatte (Act. 28, 15). Schon bei Appii Forum und etwas

---

*) Die in neuerer Zeit gewöhnliche Annahme, daß die sogenannten Gefangenschaftsbriefe (Kol., Eph., Philem. — mit Ausnahme des Philipperbriefes) in Cäsarea geschrieben seien, hat weder in diesen Briefen, noch in der Darstellung der Apostelgeschichte (Kap. 24—26) irgend welchen Anhaltspunkt. Wohl ist auch die Haft in Cäsarea eine leichte gewesen und hinderte die Freunde des Apostels nicht, ihm zu dienen (Act. 24, 23). Aber nicht nur ist mit nichts der Gedanke angedeutet, sondern durch den Bericht von der überaus laxen und willkürlichen Betreibung des Prozesses durch Felix (Act. 24, 22. 25 f.) und von der charakterlosen Gesinnung seines Nachfolgers Festus (Act. 25, 9) geradezu ausgeschlossen, daß Paulus die Hoffnung hegen konnte, bald frei zu werden, wie er sie doch ausspricht Philem. 22. Erst in Rom kam es zu so entscheidenden Gerichtsverhandlungen, daß ihm nicht nur die Möglichkeit seiner nahen Befreiung (Phil. 2, 24), sondern auch die Möglichkeit des Märtyrertodes vor Augen stand (Phil. 1, 20). Daß Paulus in Cäsarea, wie nachher in Rom (Act. 28, 31; Phil. 1, 14) das Evangelium trotz seiner Banden frei verkündigen konnte, davon enthält Act. 24—26 keine Spur, während doch Eph. 6, 19. 20; Kol. 4, 3. 4 deutlich darauf hinweisen, und damit eben auf Rom, als Ort der Abfassung. Auch Philem. 22 verglichen mit Phil. 2, 24 kann zu keinem anderen Resultat führen, sondern nötigt nur zu der Annahme, daß Paulus seinen in Röm. 15, 23. 24 erwähnten Reiseplan vorläufig aufgegeben, und auch im Blick auf seine baldige erhoffte Befreiung nicht wieder aufgenommen habe. Er gedenkt jetzt nach Osten zu reisen, anstatt nach Westen, und so bestellt er im Philipperbrief Herberge bei seiner Lieblingsgemeinde in Macedonien und im Philemonbrief bei seinem Freunde in Kolossä. Welche Absichten Paulus mit dieser Reise hatte, und ob überhaupt und wie dieser Plan verwirklicht wurde, wissen wir nicht. Mit dieser Reise nach Osten läßt sich aber sowohl die Situation des ersten Timotheusbriefes (vgl. 1, 3) als auch die des Titusbriefes (vgl. 1, 5; 3, 12) in Einklang bringen. Nachdem Paulus seine Mission im Osten ausgerichtet hatte, wandte er sich wiederum nach Westen (Kreta, Nikopolis), um vielleicht über Rom nach Spanien zu reisen, wie er sich Röm. 15, 23. 24 vorgenommen hatte.

später bei Tres Tabernä wurde er von Brüdern begrüßt, welche auf die Kunde von seinem Kommen ihm entgegengeeilt waren.

In Rom selber hatte er so viel Freiheit, wie sie einem Gefangenen überhaupt gestattet werden konnte. Paulus bewohnte eine Privatwohnung mit dem Soldaten, der ihn bewachte (Act. 28, 16); konnte mit jedermann ungehindert verkehren (28, 17. 31) und verkündete frei offen allen, die ihn besuchten, das Evangelium (28, 31).

Während seines zweijährigen Aufenthaltes in Rom hat Paulus ungefähr gleichzeitig die drei Briefe an die Kolosser, an den Philemon und an die Epheser, und etwas später den Philipperbrief geschrieben.*) Paulus war gefangen (Kol. 4, 3. 10. 18; Philem. 1. 9. 10. 23; Eph. 3, 1; 4, 1; 6, 20; Phil. 1, 7. 13. 14. 17), aber er hoffte auf baldige Befreiung (Phil. 1, 26. 27; 2, 24; Philem. 22).— Darum scheint die Annahme am natürlichsten, alle vier genannten Briefe seien gegen das Ende der in der Apostelgeschichte erwähnten römischen Gefangenschaft geschrieben. Wahrscheinlich ist der Kolosserbrief zuerst geschrieben (wenn man nämlich, wogegen nichts spricht, καὶ ὑμεῖς, Eph. 6, 21, in Beziehung setzt zu Kol. 4, 7). Es ist überhaupt wahrscheinlicher, daß der speziellere Kolosserbrief vor dem ihm verwandten, aber allgemeiner gehaltenen Rundschreiben, das erst später den Namen Epheserbrief erhielt, abgefaßt worden ist. Der Philemonbrief wurde dem Onesimus mitgegeben als Empfehlungsschreiben an seinen Herrn, um dem entlaufenen, indessen aber bekehrten Sklaven einen guten Empfang zu sichern. Onesimus ist Kol. 4, 9 genannt als Begleiter des Tychikus, der die beiden ersteren Briefe zu überbringen hatte.—Der Philipperbrief ist wohl der letzte Paulusbrief aus der Periode des Lebens des großen Apostels, welche die Berichte der Apostelgeschichte umspannt. Aber gerade dieser letztere und der Philemonbrief, zusammengehalten mit dem Kolosser- und Epheserbrief, eröffnen uns einen lebendigen Blick in das große Herz des Apostels, der in eigener Drangsal nicht nur ein offenes Auge hatte für die Bedürfnisse seiner Gemeinden, sondern überdies manch freundliches Wort noch erübrigte für die seinem Herzen besonders nahestehenden Freunde.

*) Daß der Philipperbrief ohne alle Frage in Rom geschrieben ist, bestätigt sich aus 4, 22. Für den Philemonbrief ist entscheidend V. 22. Weder unter Felix noch unter Festus konnte Paulus auf baldige Freilassung rechnen. — Für den Epheser- und Kolosserbrief geben den Ausschlag Kol. 4, 3 f. 11; Eph. 6, 19 f. welche besagen, daß Paulus, wie es auch die Apostelgeschichte für seine römische Gefangenschaft mitteilt, frei und ungehindert der Verkündigung des Evangeliums obliegen konnte; was für den Aufenthalt in Cäsarea an sich unwahrscheinlich, und in der Apostelgeschichte überhaupt durch nichts angedeutet ist. — Ein ferneres Argument gegen die Abfassung dieser Briefe in Cäsarea enthält noch Philem. 22. Von Jerusalem aus wollte ja Paulus sich nach Rom wenden (Act 19, 21; Röm. 15, 23 ff.) und wir müssen annehmen, daß nach der bestimmten Zusage des Herrn (Act. 23, 11) Paulus auch in Cäsarea noch an diesem Plan festgehalten hat, und eine etwaige Befreiung nur dazu benutzt hätte, denselben auszuführen. Philem. 22 bestellt er aber Quartier bei seinem Freund in Kolossä. Da aber ganz undenkbar ist (wenigstens nach Röm. 15, 23 ff.), daß Paulus Kolossä auch nur als Durchgangspunkt für seine Romreise hätte benutzen wollen, so ist die natürlichste Annahme, Paulus habe von Rom aus zuerst nach Macedonien (Phil. 2, 24) und weiter nach Phrygien reisen wollen. (Vgl. die diesbezügliche frühere Bemerkung.)

(Schluß folgt.)

Kollegialität und Brüderlichkeit.

(Ein Beitrag zur Pastoraltheologie.)

Von P. J. B. Jud, weiland Präses im New York-Distrikt, kurz vor seinem Ende eingesandt.

In der Lehre des richtigen Verhaltens eines Pastors in seinem Amte nimmt das Verhalten zu den Mitarbeitern zwar nicht die erste, aber doch eine wichtige Stellung ein. Denn wenn auch das richtige Verhalten eines Pastors zu seinen Mitarbeitern noch lange nicht das richtige Verhalten zu seinem ganzen Amte bedingt, so kann doch das unrichtige Verhalten in dieser Richtung seine ganze Amtswirksamkeit unendlich schädigen und solches, das er sonst aufgebaut hat, wieder zerstören.

Das richtige Verhalten zu den Mitarbeitern wird in andern Ständen als dem geistlichen mit dem Worte Kollegialität vollständig gedeckt. Anders ist es aber in dem geistlichen Stande. Hier reicht dieser Ausdruck eben so wenig aus, als weltliche Gesetze die Gesetze des inwendigen Menschen entbehrlich machen oder decken können. Das führt uns zur Untersuchung dieser beiden Ausdrücke.

Kollegialität, abgeleitet von Collega, Amtsgenosse, ist das richtige Verhalten zu den Amtsgenossen und beruht auf dem Bewußtsein des gleichen Berufes, des gleichen Zieles und des gleichen Weges dahin. Der Beruf des einzelnen beruht immer auf dem Beruf des ganzen Standes. Wenn ein ganzer Stand in den Augen der Mitmenschen sinkt, sage z. B. der Juristenstand, so trägt jeder einzelne, der diesen Beruf hat, mit an der Last. Es giebt gewiß auch unter den Advokaten eine Anzahl sehr ehrenwerte, gerechtigkeitsliebende Leute, aber weil der ganze Stand im Publikum mehr als Rechtsverdreher, denn als Rechtshersteller betrachtet wird, leidet jeder unter diesem Odium.

Professoren und Lehrer an einer und derselben Anstalt haben denselben Beruf, d. h. ähnliche Arbeit und ein gleiches Ziel, nämlich die Bildung und Erziehung der Jugend dieser Anstalt und müssen darum nolens volens denselben Weg miteinander gehen. Wenn nun auch der Pastorenstand nicht in dieser engen Weise verbunden ist, daß man z. B. nebeneinander wohnen muß, dieselben Objekte des Wirkens, dieselbe Kirche, Gemeinde, Kanzel und Schul-Zimmer hat, so ist doch der Beruf und das Ziel gleichartig, und man muß oft z. B. in Städten den Weg so nahe miteinander machen, daß der eine von den andern nicht unberührt bleiben kann. Und dieser Stand der Dinge ist auch vollständig in unser Bewußtsein übergegangen. Die Begegnung mit einem Pastor wird immer ein anderes Gefühl in uns hervorrufen, als die Begegnung mit einem andern Menschen, er wird uns als ein Mithelfer und Mitarbeiter, oder als ein Hindernis auf unserm Wege erscheinen. Mehr als das, wir sind an unseren Gemeinden Vorgänger oder Nachfolger. Wir lassen als Vorgänger unser Bild, zuweilen auch unseren Geist, zurück, mit dem unser Nachfolger sich abzufinden hat, oder wir haben uns mit dem Bilde und Geiste unserer Vorgänger abzufinden.

Das Bewußtsein, wir könnten fast sagen das unklare Bewußtsein dieser Sachlage, drängt uns nun zum Handeln, zu einem bestimmten Verhalten zu unseren Kollegen, Vorgängern und Nachfolgern. Wir sind auf dem Wege

nicht allein, darum haben wir Rücksichten zu nehmen. Es ist Sache der Klugheit dieses zu bedenken. Denn wer dieses nicht bedenken will, der wird auf unangenehme Weise daran erinnert, daß, ob er auch in seinem Bewußtsein keine Kollegen anerkennen will, sie doch da sind und er stößt dann in gewaltsamer Weise mit ihnen zusammen, während er sonst gar leicht hätte neben ihnen vorbeikommen oder mit ihnen harmonisch hätte zusammen wirken können. Wo aber die Sachlage bedacht wird, da entsteht ein bestimmtes Verhalten, das die eigene Arbeit erleichtert oder den Weg angenehm macht. Wer Rücksichten und Seitensichten nimmt, muß allerdings sich selbst beschränken. Er macht kein Wettrennen, ehe er sein eigen Fuhrwerk und das Fuhrwerk anderer und den Weg genau geprüft hat; er versucht nicht alles aus dem Wege zu werfen, um nur selbst Platz zu haben, weil er weiß, daß Dinge da sind, die sich leichter umgehen als aus dem Wege werfen lassen, ja daß Dinge zuweilen da sind, die einen selber aus dem Wege werfen können. Die Kinder dieser Welt sind klüger als die Kinder des Lichtes, auch in dieser Weise. Welche zarten Rücksichten sehen wir oft die Politiker auf einander nehmen. Wie oft hilft der Politiker eines Staates dem Bundesgenossen derselben Partei eines anderen Staates aus, weil das größere Ziel sie verbindet. Wie sorgfältig verdecken sie die gegenseitigen Fehler, wie eifrig hebt einer des andern gute Eigenschaften hervor. Wahrhaftig, Pastoren, die oft gerade das Gegenteil davon thun, könnten an diesen Weltkindern manchmal ein Beispiel nehmen. Wie oft sieht man in Großstädten, wo ihrer viele sind, gerade das Gegenteil jener Rücksicht, die einer dem andern schuldet. Wie sind viele so eifrig, irgend etwas auszufinden von dem Nachbar. Gemeindeschwierigkeiten, die einer findet, freuen einen andern oft so, daß es ihn nicht mehr in seinem Hause leidet, er muß ausgehen und sie weiter verkünden. Bei dem rappelt's auch, heißt es, aber er hat die Sache auch dumm angefangen. Der Mr. X. war bei mir und hat es mir gesagt. Und wenn es sich erst um persönliche Fälle, vielleicht Sünden, handelt, wie wird das im Brüder- und Freundeskreise ausgebreitet!

Es soll Pastoralkonferenzen geben, die austönen, wie jenes Kaffeekränzchen, von dem eine Frau nach Hause kam und berichtete: Heute war es sehr langweilig, denn es waren alle da. Das heißt also, heute konnte man keinen in seiner Abwesenheit in Stücke reißen und aufzehren. Und leider bleibt das nicht nur in dem Stande, sondern man muß auch bei seinen Gemeindegliedern die Sünden und Fehler anderer ausposaunen. Denn die Sünden und Fehler anderer geben ja eine so bequeme Stiege, auf der man selbst in die Höhe steigen und zeigen kann, wie froh die eigene Gemeinde sein muß, einen vollkommenen und fehlerlosen Pastor zu haben. Wie unendlich leichter geht es, die Sünden anderer von sich abzuschütteln als die eigenen. Daß bei dieser Weise dann auch die Unwahrheit, Entstellung und Uebertreibung mitläuft, sei nur nebenher bemerkt. Bei dieser Art von Kollegialität wird die Berufsgenossenschaft vergessen und das gemeinschaftliche Ziel aus dem Auge verloren. Wenn aber das Allgemeine not leidet, so entgeht das Einzelne dieser Not nicht. Wer sich die Nase abschneidet, auch wenn es nicht die schönste ist, schändet sich das Gesicht. Schon das, daß einer die Fehler anderer ausbreitet, hebt ihn nicht in den Augen derer, denen er es mit Behagen erzählt, sondern macht ihn

gemein. Wehe dem Pastor, der den Eindruck macht, es sei ihm ein Vergnügen, wenn man ihm die Fehler der andern Pastoren zuträgt. Es wird ihm mit reichlichen Zinsen heimbezahlt bei seinen eigenen Fehlern.

Jedoch, das ist nur die negative Seite der Kollegialität, wie sie nicht sein soll. Die positive besteht auch in der Rücksichtnahme auf den Beruf. Ein Professor wäre ein schlechter Kollege, der vor den Studenten seinen Kollegen nur als Mr. So und So benennen würde. Die Kollegialität fordert von ihm, daß er seinem Kollegen mit derselben Ehrerbietung zuvorkommt, die er seinem ganzen Stande wünscht von der Jugend, die er zu erziehen hat. Es gehört zu dieser Kollegialität, daß man nicht in ein fremdes Amt greift, und dem andern nie so nahe tritt, daß eine Verletzung entsteht. Es ist also nicht etwa nur das ein Unrecht, wenn ich die Synodalordnung dadurch übertrete, indem ich an Gemeindegliedern des andern ohne dessen Auftrag oder Bewilligung kirchliche Funktionen verrichte, sondern auch, wenn ich in den Wirkungskreis der andern hineintrete. Wenn Pastoren derselben Synode in einer Stadt sind, so ist es offenbar eine Verletzung der Kollegialität, wenn einer von auswärts dahinein kommt, tauft Kinder, hält Leichenreden u. s. w. Denn damit ignoriert er ja eben die Amtsgenossen in der Stadt und nimmt die Rücksicht nicht, die ihm die Kollegialität auferlegt. Es ist eine Verletzung der Kollegialität, wenn ein Pastor die Gemeindeglieder eines Pastors einer andern Gemeinde berät. Ein Arzt thut es nicht, wenn er von dem behandelnden Arzte nicht zur Konsultation aufgefordert wird.

Diese Kollegialität ist nun für den einzelnen kein Schaden, sondern ein Vorteil. Allerdings muß man sich durch Rücksichten beschränken. Aber ist nicht gerade die Selbstbeschränkung unser bestes Erziehungsmittel? Wird nicht gerade dadurch, daß er sich sein Ziel abgrenzt, einer um so fähiger, seinen Weg fortzusetzen? Wer Rücksichten nimmt, muß den andern ansehen und lernt bei diesem Ansehen Eigenschaften entdecken, die ihm selber förderlich sind. Es hat sich auf dem Gebiete wahrer Kollegialität schon oft eine lebenslängliche Freundschaft entwickelt, die beiden Teilen zum bleibenden Segen geworden ist.

Und doch soll es im geistlichen Stande nicht bei der Kollegialität bleiben, sondern bei ihm soll die Brüderlichkeit dieselbe ersetzen. Inspektor Josenhans sagte, als das Verhältnis der Angestellten im Missionshause neu geregelt wurde: „Wenn den Angestellten mehr Selbständigkeit eingeräumt werden soll, so müssen sie dann auch wirklich Brüder, und dem Inspektor brüderlich begegnende Leute sein. Unsere Angestellten sind und waren zwar immer christliche Leute, aber nicht immer Brüder. Manche haben wenig brüderlichen Sinn und Geist gehabt. Ein kollegialisches Verhältnis, wie es die Pastoren in den Landeskirchen haben, genügt für uns nicht.“ (Joseph Josenhans. Ein Lebensbild von J. Hesse. S. 262.) Warum soll aber ein nur kollegialisches Verhältnis unter Pastoren genügen? Jedenfalls für uns Pastoren einer Freikirche genügt es auch nicht, wenn unserem Werke nicht unendlich geschadet werden soll.

Was ist denn der Unterschied zwischen Kollegialität und Brüderlichkeit? Die Kollegialität ist die auf der Selbstsucht basierte Klugheit im Verhalten zu den Amtsgenossen. Unkollegial zu sein ist Unklugheit, denn sie verdirbt einem

die eigene Annehmlichkeit, macht den Lebens- und Berufsweg schwerer, als er sonst wäre, und darum ist man kollegial. Die Brüderlichkeit beruht aber nicht auf der Selbstsucht, sondern auf der Liebe. Sie ist die auf der Liebe basierte Klugheit im Verhalten zu dem Nächsten. In der Ausführung sehen sich beide oft ähnlich, nach ihrem tiefen Grunde und dem letzten Ziele sind sie verschieden und darum dann auch oft in der Ausführung. Die „Liebe sucht nicht das Ihre, sondern das was des andern ist." Sie ist rücksichtsvoll, freundlich, hilfreich, dienstfertig, nicht weil sie sich selbst auch am besten dabei findet und damit auch die eigenen Zwecke fördert, sondern weil sie dadurch des andern Wohl befördert. Allerdings im letzten Grunde findet der Liebende seine Rechnung auch in dem Liebesverhalten, aber nicht das, sondern das Wohl des Nächsten ist die Ursache seiner Brüderlichkeit.

Das zeigt sich in der Ausführung nirgends besser als im Verhalten gegen die Sünden des Amtsgenossen. Die Kollegialität bringt es auch so weit, daß sie dieselben nicht ausbreitet, sie mit dem Mantel der Liebe oder jedenfalls mit einem Mantel (meist ist's der Mantel der Unwahrheit) deckt, aber weil der Amtsgenosse nicht Ziel sondern nur Mittel zu einem andern Ziel ist, so sucht die Kollegialität die Sünden des Amtsgenossen nicht zu heilen, sondern nur an ihnen vorbei zu kommen. Die Brüderlichkeit fordert ein anderes Verfahren. Sie breitet die Sünden des Nächsten auch nicht aus, spricht nicht zu jedem anderen darüber, aber weil sie weiß, diese Sünden schaden nicht nur dem ganzen Stand und Werk, sondern vor allem dem Kollegen selbst, so sagt sie es ihm selbst. Die Brüderlichkeit tritt in den Kampf mit dem, den sie von seinen Sünden retten will. Sie wagt es, das gute Verhältnis der bloßen Kollegialität zu stören, ja sich wohl als Feind ansehen zu lassen. Aber dafür sucht sie auch den besten Weg. Dieser Weg ist der Weg der Selbstdemütigung. Hört oder sieht sie die Sünden des Nächsten, so erweckt das in der eigenen Seele zunächst Schrecken vor dem Falle. Die Brüderlichkeit erinnert sich zuerst des Wortes des Apostels: „Wer da stehet, der sehe wohl zu, daß er nicht falle." Er fürchtet auch für den Stand und für das gemeinschaftliche Werk, aber vor allem für sich, daß er beiden schaden könnte, und nimmt darum seinen Stand in der vergebenden Gnade. Was siehest du den Splitter in deines Bruders Auge und des Balkens in deinem eigenen Auge wirst du nicht gewahr? Was Jesus will ist also, daß jeder Splitter, den wir in des Bruders Auge gewahren, uns an den Balken in der Tiefe unserer Seele erinnern und uns treiben soll ihn auszuziehen. An diesen Balken ist es nicht schwer zu denken, indem jede Sünde des Nächsten gleich den Balken unseres Richtgeistes in Bewegung setzt, der dem Bruder ein donnerndes „Halt, Bruder!" zurufen will. Diesen Balken zieht die Brüderlichkeit jedesmal in tiefer Beugung und mit Gebet zuerst aus, nicht um sich dann zur Ruhe zu legen, sondern um nun zu *sehen*, wie man den Splitter aus des Bruders Auge ziehen kann.

Dieser Weg ist nun gewiß zuerst immer der Weg brüderlicher Verborgenheit und Offenheit. Wer so ein Werk ausführen will, darf nicht, wie eine Armee mit singendem Spiel und Klang ausziehen, daß die ganze Welt erfährt, er zieht nun zu einem großen Werk aus, sondern er geht stille und verborgen, daß es niemand, vor allem seine Frau nicht erfährt. Wie Jonathan

nur mit seinem Waffenträger ausging, um die Philister zu schlagen, so geht er nur mit seinem Herrn allein. Diese Verborgenheit ist aber auch nachher nötig, wenn man nicht nur seinen Lohn, sondern auch den ganzen Erfolg nicht dahin haben will. Bei dem Bruder aber soll die Offenheit erfolgen. Man zeige sein ganzes Innere, wie es bei dem Balkenausziehen geworden ist, sowohl den tiefen Schmerz über die Sünde, als auch das tiefe Mitleid mit dem Sünder. Man halte den ersten Anprall der Aufregung standhaft aus, lasse sich die Mühe nicht verdrießen, den Bruder von der Brüderlichkeit zu überzeugen, und steige mit ihm in die Tiefe seines Elendes hinab, und lerne dann mit ihm rufen: Aus der Tiefe rufe ich zu dir. Wo man gemeinschaftlich um Befreiung von der Sünde beten kann, da ist das Werk der Brüderlichkeit angefangen aber noch nicht vollendet.

Der Bruder hat einen Freund nötig, einen Halt. Hier tritt der Unterschied der Brüderlichkeit und bloßer Kollegialität am klarsten hervor. Der achtbare, reputable, untadelhafte Mensch hat Freunde genug, nur frage man nicht welche. Aber wie wenige wollen noch Freunde sein, wenn der Halt des Ansehens vor der Welt geschwunden ist. Bei vielen reicht die Brüderlichkeit zu einer offen ehrlichen Mahnung noch hin, aber dann denken sie, sie seien es sich selbst und ihrem Stande schuldig, die Freundschaft abzubrechen. Und in der That, Lorbeeren sind bei dieser Freundschaft nicht zu holen. Das erfuhr ja niemand mehr als unser Herr selbst, dem die Pharisäer vorwarfen: „Dieser nimmt die Sünder an und isset mit ihnen.“ Aber Jesus ist und bleibt denen am meisten Freund, die ihn am meisten bedürfen. Die Brüderlichkeit ist also lange nicht immer dem Fleische ein angenehmer, sondern oft ein dornenvoller Weg. Sie setzt uns nicht nur den absprechenden Urteilen der Welt, oft auch der frommen Welt, aus, sondern sie ist auch ein Kampf mit denen, mit welchen man die Brüderlichkeit pflegen will.

Darum hören wir auch oft den Einwurf: Ja, wie kann man in diesen Verhältnissen brüderlich sein. Ja, wenn man Brüder hätte. Allein nicht die Verhältnisse außen um uns herum machen die Brüderlichkeit, sondern wir selbst. Wo keine Brüder sind, müssen wir sie machen, sie zeugen, gebären, oft mit Schmerzen. Ich griff die schwerste Aufgabe der Brüderlichkeit heraus, das Verhältnis zu den Sünden des Nächsten. Es würde die Grenzen dieser Arbeit weit überschreiten, wollten wir sie noch schildern in den tausenderlei Dienstleistungen: gegenseitigen Aushilfen, in der gegenseitigen Hochachtung und Liebeserweisungen. Es ist auch nicht notwendig. Wer das Schwerste kann, wird das andere mit Freuden thun.

Ich hielt meinen Rücken dar denen, die mich schlugen, und meine Wangen denen, die mich rauften; mein Angesicht verbarg ich nicht vor Schmach und Speichel.—Jes. 50, 6.

Homiletisches.

Die homiletische Verwertung der kleinen Propheten.

Von P. G. F. Schütze.

Vorbemerkung: Wir geben die nachfolgende Arbeit im ganzen ohne viele Aenderung, bekennen aber, daß wir die kleinen Propheten nicht so verwenden möchten, wie Verfasser andeutet. Wollten wir über alttestamentliche Texte predigen, so würden wir vorweg uns nicht auf die kleinen Propheten beschränken, sondern das ganze Alte Testament dazu wählen.

Zu der Zeit, als der Perikopenzwang noch bestand, war es nicht ungewöhnlich, daß der Prediger seinen Text nur als Ausgangspunkt seiner Predigt ansah, und von ihm ausgehend seine Predigt über das ihm im Sinne liegende Thema entweder mit Zuhilfenahme eines andern Textes oder auch ohne weiteren Text hielt. Eine solche Predigt aber entspricht nicht der homiletischen Kunstform. Mit dem Perikopenzwang aber fiel nun auch die Entschuldigung für solche oberflächliche und äußerliche Textbehandlung weg; denn es ist mit Recht eine Hauptregel der Homiletik, daß man seinen Text ausschöpfe, und nicht nur abschöpfe. Wer Gold finden will, der muß in die Tiefe graben; an der Oberfläche liegt in der Regel nur wertloses Gestein. Im Laufe der Zeit nun ist es zum fast überall beobachteten Gebrauch geworden, abwechselnd Jahrgänge von Predigten über die Evangelien, Episteln und freie Texte zu halten. Da erhebt sich denn, wenn man am Ende des zweiten Jahres steht, die Frage: Wo nehmen wir Brot her, daß diese essen? oder mit andern Worten: Woher soll ich meine Freitexte nehmen? Es giebt ja noch andre Evangelien- und Epistelreihen als die altkirchlichen, aber auch in ihnen ist das Alte Testament recht stiefmütterlich bedacht, und wir erkennen doch die ganze heil. Schrift Alten und Neuen Bundes als Regel und Richtschnur unsres Glaubens an. Warum sollte man denn nicht auch einmal ein Jahr lang über das Alte Testament predigen? Darauf könnte man mit einem Schein des Rechtes antworten: „Wir predigen Christum, den Gekreuzigten und Auferstandenen, und den kennt der Alte Bund noch nicht;" aber wie gesagt, nur mit einem Schein des Rechts; denn 1) von Christo zeugen alle Propheten (Act. 10, 43); 2) haben die Apostel zu ihrer Predigt von dem Herrn auch nur das Alte Testament zur Verfügung gehabt; 3) wird in vielen Stellen von der Liebe, Treue, Gnade und Barmherzigkeit Gottes geredet. Faßt man diese als die rhetorische Figur causa pro effectu auf, so gewinnt man den effectus=Christus für die causa=Gottes Liebe, und diese Figur ist auch in der besten Profanlitteratur gebräuchlich. Vgl. Horaz Ode 22, quod latus mundi nebulae malusque Jupiter urget. Hier ist Jupiter die causa für Regenwetter den effectus gesetzt. 4) Endlich weist die Fülle der verbatim erfüllten Weissagungen ganz natürlich auf die Erfüllungen im Neuen Testament hin. Als ein vielleicht nicht allgemein bekanntes Beispiel dafür, wie wörtlich sich die Weissagungen erfüllen, verweise ich auf Nahum 1, 8, aus der Weissa-

gung gegen Ninive̊h, wo es wörtlich übersetzt lautet: „Mit überströmender Flut macht er ein Ende ihrem Orte und seine Feinde verfolgt er mit Finsternis.“ Nun berichtet Herodot, daß in der That der Euphrat die Stadtmauer von Ninive̊h auf eine Strecke von 20 Stadien weggerissen habe, wodurch den Babyloniern die Eroberung der Stadt möglich wurde, die sie zerstörten, und zwar so gründlich, daß bis zum Jahre 1843 die Lage der Stadt in Dunkelheit gehüllt war. Dann erst gelang es, aus den Trümmern die Lage der einstigen Stadt festzustellen.

Aber selbst wenn man sich entschließt, einmal über das Alte Testament zu predigen, so wird in zehn Fällen neunmal sicherlich die Wahl auf einen Text aus den geschichtlichen Büchern oder aus dem Psalter oder aus Jesaja fallen. Und doch bieten auch die andern alttestamentlichen Schriften, und besonders die kleinen Propheten, für jeden Prediger eine Fülle dankbaren Stoffes. Und selbst wenn man nicht gerade den Text den kleinen Propheten entnehmen will, so enthalten sie doch eine ganze Menge als dicta probantia zu verwertender Sprüche.

Die Predigt soll Gesetz und Evangelium enthalten, denn eine Predigt vom Evangelium allein ist wirkungslos an den Herzen, die nicht vom Gesetz zerrissen sind. Das Gesetz ist der Zuchtmeister auf Christum und muß als solcher gepredigt werden, d. h. so weit als nötig ist, das Herz zum Bewußtsein seines verlorenen Zustandes zu bringen. Man kann nicht säen, ohne vorher den Acker aufgepflügt zu haben. Natürlich, wo Gott der Herr das Aufpflügen selber gethan hat, da ist es verderblich, wenn wir es noch einmal thun wollten. Die Predigt muß also exceptis excipiendis neben oder vielmehr vor der göttlichen Gnadenverheißung auch die Zornesrute Gottes zeigen.

Beginnen wir also auch unsre Durchforschung der kleinen Propheten nach geeigneten freien Texten mit dem Gesetz. Da aber jeder Prediger bei sich selbst anfangen soll zu strafen, so stehe als erster Text, über den sich der Pastor erst einmal selber ein privatissimum lesen mag: Hos. 4, 4 (diese Stelle möchte unter gegebenen Umständen auch vielleicht mal einen passenden Text zu einer Konferenzpredigt bieten). Freilich, im jetzigen Wortlaute: וְעַמְּךָ כִּמְרִיבֵי כֹהֵן ist sie schwer verständlich, doch legen die besten Exegeten folgende Aenderung zu Grunde: לְעַם עַמְּךָ רִיבִי כֹהֵן, und würde es dann lauten: Man darf das Volk nicht strafen; gegen dich ist meine Klage, Priester. Haben wir uns selbst so unter das Gericht des Wortes Gottes gestellt, so können wir auch dem Volke die Sünde und deren Strafe zeigen. Nahum 1, 2 zeigt Gott als den eifrigen Rächer, als einen נוֹטֵר לְאֹיְבָיו, der seinen Feinden es aufbewahrt, d. h. der nicht heute zürnt und morgen schmeichelt, sondern heimsuchet bis ins dritte und vierte Glied. Hos. 1, 9 sagt Gott es uns selber, daß, wenn wir nicht sein Volk sind, er auch nicht unser Gott ist. Hier merke besonders das ל in לָכֶם. Das ל ist zunächst auch hier lokal und giebt die Richtung an. Hat Gott also sein Angesicht nicht auf uns gerichtet, so hat er es von uns gewandt, und die Folge davon ist, daß es uns übel gehen muß. In zweiter Linie heißt ל dann „für, mit.“

Ist Gott nicht für uns, so ist er gegen uns, und damit dann unser Verderben besiegelt. Und das ist nicht etwa Gottes Schuld, sondern **du** bringst dich ins Unglück (Luther), Hos. 13, 9. Aber das Pi. von שחת hat eine viel intensivere Bedeutung. Es steht Exod. 12, 26 für verwunden, und 2 Sam. 1, 14 gar für töten. So heißt es hier: Du begehst einen politischen, religiösen und moralischen Selbstmord, wenn du Sünde thust, wie bisher; denn dann kann die Strafe nicht ausbleiben. Obadja 15 steht גְּמֻלְךָ יָשׁוּב. גְּמוּל steht oft mit dem Nif. von עשׂק oder dem Kal. oder Hif. von שׁוּב. Diese Verbindung hat stets die Bedeutung der strengen und gerechten Vergeltung. Zu dem Gedanken, daß auf Sünde stets Strafe folgen muß, vgl. noch: Hos. 8, 7, Zeph. 1, 14–18.

Unter allen Sünden aber die häufigste ist wohl die, daß man seine Sünde nicht einsehen will und vom Worte Gottes und dessen Diener sich nicht strafen lassen will. Darüber klagt auch schon Amos 7, 16 und 2, 12, und ebenso Micha 2, 6; sie sagen: לֹא תַטִּפוּ ihr sollt nicht weissagen. Das Hif. von נטף heißt wörtlich: herabtropfen lassen (Luther: träufeln), im übertragenen Sinne: weissagen vom Fließen der Worte vom Munde. Jedenfalls hat es die Bedeutung des unfreundlichen, strafenden Redens. So bedeutet נבא im Nif. stets die allgemeine Weissagung, während נטף im Pi. stets die Zornesankündigung bedeutet. Das aber wollten die Juden 800 v. Chr. ebensowenig leiden, wie die Durchschnittschristen unserer Zeit, wo man so oft über die Predigt zur Buße die Achseln zuckt als „Pastorenschrullen" oder sie gar als „Pfaffenunsinn" verachtet. Und doch sind heute noch dieselben Sünden im Schwange, wie vor 27 Jahrhunderten. So kann man für alle zehn Gebote in den kleinen Propheten passende Texte finden. Vgl. zum

I. Gebot: Am. 5, 4. Mi. 6, 3 f. Zeph. 2, 11. 3, 7.
II. Gebot: Mi. 6, 6–8. Hab. 3, 18–20. (Diese Stellen ergeben sich als für das zweite Gebot, wenn man die Erklärung unsres Katechismus für das zweite Gebot, Frage 10, dazu nimmt.)
III. Gebot: Joel 3, 5. Jon. 2, 2 f. 2, 10.
IV. Gebot: Am. 5, 21–24.
V. Gebot: Mi. 7, 6. Mal. 1, 6.
VI. Gebot: Am. 5, 12. Hab. 3, 12.
VII. Gebot: Mi. 2, 11. Hos. 4, 11. Hab. 3, 5.
VIII. Gebot: Am. 8, 4–7. Mi. 6, 10–13.
IX. Gebot: Sach. 5, 1–4. 8, 17.
X. Gebot: Zeph. 3, 3–6. Mal. 3, 5.

Fast alle diese Stellen strafen aber nicht nur eine Sünde, so daß man sie auch für andre Gebote anwenden oder auch für die Heiligung im allgemeinen brauchen kann. Ueberhaupt macht diese Auswahl, sowie die nachfolgenden Dispositionen nicht den Anspruch, erschöpfend und autoritativ zu sein, sondern Zweck der ganzen Arbeit ist nur Anregung zum näheren Studium der kleinen Propheten zu geben.

So ist es denn kein Wunder, daß Gott den Menschen zürnt und sie nicht erhört, wenn sie zu ihm rufen (Mi. 3, 4), und endlich einen allgemeinen, großen Gerichtstag ansagt, Zeph. 1, 14–18, und darum zur Buße mahnen läßt. Thut Buße, so tönt es in allen Schriften wieder, und suchet euer Heil bei keinem andern als bei Jehovah. דרשוני suchet mich, so befiehlt uns Amos 5, 4. Dazu gehört aber, daß man von seinem bisherigen bösen Wege umkehrt, Hos. 12, 7; 14, 2. שׁוּב ist ursprünglich rein lokal umwenden, wird dann aber auch oft gebraucht wie μετανοεῖν Matth. 3, 2, und oft zur Bezeichnung der Sinnesänderung. Dazu muß noch kommen die Bitte um Vergebung der Sünde, Hos. 14, 3.

כל־ תשא עון. Das כל ist hier in der rhetorischen Figur der ὑπαλλαγή vorausgenommen, um die Bitte eindringlicher zu gestalten: Ganz nimm weg die Sünde! Solang diese Bitte nicht erfolgt, geht Gott an seinen Ort, Hos. 5, 15, d. h. er bekümmert sich nicht um die Menschen, bis sie ihre Schuld erkennen, oder richtiger für das Kal. von אשם ihre Schuld büßen und in aufrichtiger Buße sich zum Herrn wenden. Die Buße muß aber eine wirklich innerliche sein, Joel 2, 12 f., nicht im Zerreißen der Kleider, sondern im Zerreißen der Herzen bestehend, und muß gipfeln in dem Entschluß Mi. 7, 9: Ich will des Herrn Zorn tragen. Fühlt sich der Sünder so elend und zerschlagen, so wird ihm dann auch der Weg gezeigt, wie er den Herrn versöhnen kann, nicht mit äußerem Opfer, Mi. 6, 6 f., sondern mit Gerechtigkeit, Demut und Liebe, Mi. 6, 8; Zeph. 2, 3. Auch die Predigt des Jonas in Ninive, Jon. 3, 4–6, giebt den Text zu einer Bußpredigt, indem sie zeigt, welches ihr Erfolg sein soll, oder Mal. 4, 5 f., indem man ausführt, wie Elias der Vorläufer Christi ist, so auch die Buße Vorläuferin der Gnade.

Kommen wir nun zur Predigt des Evangeliums, da klingt es gleich ganz anders aus dem Munde der Propheten. Es ist wahr, meine Reden sind freundlich den Frommen, Mi. 2, 7. Hier giebt das האמור eine kleine exegetische Schwierigkeit. Luther übersetzt es mit „tröstet sich,“ als ob es ein Nif. wäre. Das ist aber durch das ו gänzlich ausgeschlossen. Auch Gerlachs Bibelwerk giebt es verkehrt wieder: Sollte ich aufgeben? Das wäre erste Person sing. imperf. Kal. von מור mit dem ה interrogativum. Aber abgesehen davon, daß מור im Alten Testament sonst nur im Hif. vorkommt, wäre es auch sinnzerstörend. Vorher geht die Klage, daß man den Propheten den Mund verbietet. Und darauf fährt der Herr fort mit dem part. pass. Kal. von אמר (wie Gesenius und das Calwer Bibelwerk es richtig geben): Du Haus Jakobs genannt (scil. denkst du) des Herrn Geist sei zu kurz. Sind seine Thaten solche? Du willst keine Strafweissagung, nun, dann sei fromm! Denn meine Reden sind freundlich den Frommen. Vgl. Luk. 3, 8.

Ein weiterer evangelischer Text ist Nah. 1, 7. Das ist ein wunderbares Trostwort, dessen Herrlichkeit noch deutlicher zu Tage tritt, wenn man es gegen V. 2 hält, wo der Herr als der Rächer geschildert wird. Wer das mit offenen Glaubensaugen lieset, der muß mit Jon. 2, 4 ausrufen: Ich weiß, daß du gnädig, barmherzig, langmütig und von großer

Güte bist. Freilich sollen wir nicht wie Jonas darüber mit Jehovah hadern, sondern mit Mi. 7, 18 fröhlich rühmen: Wo ist ein solcher Gott wie du bist, der die Sünde vergiebt ꝛc. Dies Wort von der Sündenvergebung nun führt naturgemäß zu dem, der die Sünden vergiebt. Nebenbei gesagt, wissen die kleinen Propheten noch nichts vom Amt der Schlüssel und der Vergebung durch den Mund des Geistlichen, sondern bei den kleinen Propheten kommt alle Vergebung nur von Gott. Die Reihe der speziell christologischen Texte leitet ein Zeph. 3, 15. Der Herr hat deine Strafe von dir weichen lassen. Diese Stelle hat keine exegetische Schwierigkeit, so gehen wir gleich weiter zu dem allbekannten Weihnachtstext Mi. 5, 1, und dem recht vielseitigen Text Mi. 2, 13. Bei der Verwendung dieses Textes kommt es vor allem darauf an, wie man das Wort פרץ auffassen will. פרץ hat die Bedeutung des Gewaltsamen, des Durchdringenden, wie überhaupt alle aus der Wurzel פר abgeleiteten Worte. Vgl. dazu Gesenius' Handwörterbuch, s. vr. פרד, פרא I, פרט, פרך I, פרם, פרס, פרק, פרר, פרש I und II. Der gemeinsame Grundbegriff bei allen diesen Worten ist nun wohl der: sich durch ein Hindernis hindurch fortbewegen. So hat nun speziell פרץ die Bedeutung durchbrechen, und zwar sowohl aus- als einbrechen, vgl. Jes. 54, 3 und 2 Chron. 24, 7. Nimmt man es als Ausbrechen, nämlich aus dem Grabe, so ist es Ostertext; faßt man es als Einbrechen (in den Himmel), o wird es Himmelfahrtstext und führt zu der in Matth. 11, 12 liegenden Mahnung. Läßt man es aber, wie No. 334 unseres Gesangbuches, sich auf das Durchbrechen der Bande der Sünde beziehen, so weist diese Stelle auf die Heiligung und das letzte Gericht hin. Einige Dispositionen folgen später. Weiter müssen wir die Sacharjastellen über den Mann צמח 3, 8 und 6, 12 betrachten. Auf Sach. 6, 12 beruht die Weissagung Matth. 2, 23: „Er soll Nazarenus heißen." Die anderen Parallelstellen für Matth. 2, 23 sind unwichtig. Ganz auszuschließen ist Deut. 33, 16, da das hier stehende נזיר schon durch das ז als ganz andren Stammes gekennzeichnet wird. Jes. 11, 1 heißt es נצר und Jer. 23, 5 steht ebenfalls צמח. Nun sind aber נצר und צמח synonym: Sproß, Sprößling. Da aber Sach. 6, 12 ausdrücklich steht: „Zemah ist sein Name," so liegt diese Stelle der bei Matthäus zu Grunde. Dies ist um so wahrscheinlicher, als Matthäus-Levi ein Mann aus dem niederen Volke war, der, aus dem Kopfe citierend, leicht in solche Verwechselung geraten konnte. Betrachten wir aber die Stelle selbst genauer: „Unter ihm wird es wachsen." Wie schön paßt dazu des Täufers Wort: Joh. 3, 30. Zu beachten ist in diesem Verse das lokale תחת. Es weist uns darauf hin, wie in den Fußstapfen des Erlösers Glück und Zufriedenheit zu finden ist, wie unter seinen ausgebreiteten Segenshänden ein jedes Ding, besonders die Mission gedeiht (worauf auch der Schluß vom Bau des Tempels, d. h. des Reiches Gottes verweist), wie dem, der sich unter Jesu Joch begiebt und unter sein Kreuz sich stellt, die Liebe und der Glaube wächst. Ferner nenne ich die allbekannte Adventsweissagung Sach. 9, 9, und daran anschließend Sach. 13, 1, von

dem freien offnen Born. Das ist das Wasser des ewigen Lebens, von dem Christus spricht Joh. 4, 14, der heilige Strom des Hesekiel (Kap. 47) und der Offenbarung (Kap. 22), der aus Jesu heiligen Wunden strömt und uns in der heiligen Taufe zu teil wird. Um mich zu beschränken, führe ich nur noch kurz einige der herrlichsten Gnadenworte an, wie Hos. 2, 19 (im Hebräischen 2, 21), mit dem schönen Bilde des Brautverhältnisses zwischen Gott und der Seele. Hos. 13, 14 die Kriegserklärung gegen Tod und Hölle, wobei das אגאלם zu beachten ist, welches das stellvertretende Leiden des Herrn andeutet. גאל ist nämlich eigentlich der juristische term. techn. für das Einlösen eines verfallenen Gegenstandes, wie es im Buche Ruth mehrfach gebraucht wird, wird dann aber auch übertragen auf die Aus- und Erlösung der Seele, wie Hiob sagt: Ich weiß, daß mein גאל lebt. Der von Luther inkorrekt wiedergegebene Schlußsatz lautet: Und Reue bleibt vor meinen Augen verborgen, d. h. ich thue es ganz gewißlich. Ferner ist da Am. 9, 11 die wiedergebaute Hütte Davids. Hab. 2, 3 die Erfüllung der Weissagung und 2, 4 die Rechtfertigung durch den Glauben, wobei mir scheint, daß das Suffix הֹ— gewöhnlich nicht genug betont wird. Es steht ausdrücklich, durch **seinen** Glauben, was, wenn ich mich recht besinne, sogar die Vulgata angiebt: in fide *sua* justus vivet. Endlich erwähne ich noch Sach. 2, 5 (bezw. 2, 9 im Urtext) die Verheißung von der feurigen Mauer, die Gott ja schon öfters wahr gemacht hat, vgl. Exod. 13, 21 und das schöne Gedicht: Eine Mauer um uns baue, singt das alte Mütterlein.—

Auf das Werk der Erlösung folgt die Heiligung durch den heiligen Geist. Zu den Texten über den heiligen Geist nun rechne ich zuerst das von Luther falsch übersetzte Zeph. 3, 9. Im Urtext steht אהפך. Gesenius' Handwörterbuch führt diese Stelle ausdrücklich unter dem kal. von הפך an als „mit dem Acc. des Resultates ohne direktes Objekt zugleich mit אל." Das ergiebt: „dann will ich den Völkern die Lippe zu einer reinen umwandeln." So paßt es auch besser in den Zusammenhang, denn unmittelbar vorher steht die Drohung, alle Welt zu zerstören, und nachher geht es weiter, daß sie sollen den Herrn anrufen. Dazwischen tönen Luthers Friedensschalmeien schlecht. Nein, der Sinn dieser Stelle ist, daß die Anfechtung soll aufs Wort merken lehren, daß sie den Herrn anrufen. Weitere Stellen über den heil. Geist sind ferner die aus Petri Pfingstpredigt bekannte Joelweissagung 3, 1 und Sach. 12, 10 (erste Hälfte). Will man von der Heiligung auf speziellen Gebieten predigen, so bieten sich dazu die vorhin bei den zehn Geboten angegebenen Stellen. Ueber Heiligung im allgemeinen vgl. noch: Hos. 6, 6, Am. 8, 11 und 12, Zeph. 3, 12 u. a. m.

Außer der regelmäßigen Sonntagspredigt haben wir aber noch die Kasualien, für welche wir gleichfalls vieles aus den kleinen Propheten schöpfen können. Für Missionspredigten z. B. erwähnen wir zunächst die schon besprochene Stelle Sach. 6, 12 f., vom Manne Zemah. Weiter entnehmen wir dem Sacharja noch 14, 7–9, wobei in V. 8 zu beach-

ten sind die Worte מים חיים; חיים kann an und für sich ebensowohl das plurale Substitut Leben wie das Eigenschaftswort lebendig heißen. Wäre hier die Bedeutung Wasser des Lebens, müßte aber מים im stat. constr. stehen; daher ist zu übersetzen: lebendiges, d. h. fließendes Wasser (nach Luther frisches). Das weist hin auf die Sufficienz der Bibel, zu allen Zeiten und an allen Orten vollkommen ihren Zweck zu erfüllen, wodurch sie ja eben das Rüstzeug des Missionars wird. Keiner sachlichen Erklärung bedarf ferner Sach. 8, 22. Aus dem Propheten Haggai entnehmen wir zwei allbekannte Missionstexte: 1, 8 bauet mein Haus, und 2, 7 u. 8 der Heiden Trost. Bei Joel 3, 5 sind verschiedene Deutungen des Textes möglich. Die wörtliche Uebersetzung lautet: und in Jerusalem wird gerettetes (Volk) sein, wie der Herr gesagt hat; und bei den Entronnenen, welche der Herr rufend (ist oder sein wird). Wer sind nun diese übrigen Entkommenen? Man kann das entweder beziehen auf die disiecta membra, die in der Diaspora zwischen den Heiden gerettet und nach Jerusalem gerufen werden sollen, oder aber auch auf die Heiden selbst, die außer den eigentlichen Zionsbürgern dahin vom Herrn gerufen werden sollen. Mi. 4, 1 u. 2 endlich ist die herrliche, auch in Jes. 2, 2 f. enthaltene Weissagung vom endlichen Sieg des Reiches Gottes. Dieses Reich soll aber nicht nur unter den Heiden zunehmen, sondern auch bei uns. So kommen wir zu den sakramentalen Kasualreden, zunächst zu den Taufreden. Da ist zuerst der schon besprochene Text Sach. 13, 1 und der gleichfalls schon angeführte Text Hos. 2, 19 u. 20. Ferner kann man für Taufreden benutzen Hos. 1, 10 und 2, 23, welche von der Aufnahme in die Kindschaft Gottes handeln. Für Beicht- und Abendmahlsreden sodann nehmen wir zuerst die Stellen, die von der Buße und von der Vergebung handeln, wie Mi. 7, 18, Nah. 1, 7, Mi. 6, 6–8, Joel 2, 12 und 13 u. a. m. Als einen besonders schönen (?) Beichttext setze ich noch her Jon. 1, 14: Laß uns nicht verderben um dieses Mannes willen und rechne uns nicht zu unschuldig Blut. Für Predigten auf das Reformationsfest: Sach. 3, 1–4; 4, 1–6; 8, 10–13; 14, 9; Mal. 2, 10. Für das Erntefest läßt sich bei guten Ernten verwenden Sach. 8, 10–13, Joel 2, 23–27, Mi. 4, 4 u. 5; bei Mißernten das ganze erste Kapitel von Joel, sowie Mi. 6, 13–15, Hos. 8, 7, Hag. 1, 2. Für Leichenreden endlich vergleiche man Hos. 6, 1, Mi. 2, 13, Sach. 8, 7 u. 8, Haggai 2, 7 u. 8, Hos. 6, 11. Auch für alle anderen etwa vorkommenden Kasualreden wird man ohne große Mühe geeignete Texte finden können; ich lasse daher nur noch einige kurz angedeutete Predigtdispositionen folgen.

1. Advent. Hos. 1, 7.

Die Verheißung des Advents: dir soll geholfen werden:

1) n i c h t d u r c h d e i n e e i g n e K r a f t, als Macht, Ehre, Reichtum, Weisheit, die Roß und Reiter und Schwerter für dich aufbieten können,
2) s o n d e r n d u r c h d e n H e r r n, deinen Gott, der seinen Sohn für dich kommen läßt.

2. Advent. Hos. 2, 19 und 20.

Bist du bereit, mich bräutlich zu empfahn? Ich klopfe an! (Gerok.)

1) Die Dauer der Liebe Gottes nicht menschlich, zeitlich, ewig.
2) Die Gaben der Liebe Gottes:
   a. Gnade und Barmherzigkeit,
   b. Glaube und darum
   c. Gerechtigkeit im Gericht.
3) Die Folgen der Liebe Gottes: immer völligere Erkenntnis.

3. Advent. Hos. 6, 1.

Fürchte dich nicht, glaube nur!

1) Gott hat uns durch das Gesetz zerrissen;
2) er wird uns durch das Evangelium wieder heilen.

4. Advent. Hos. 6, 6.

Eure Lindigkeit lasset kund sein.

1) Sie wachse aus der Erkenntnis;
2) sie zeige sich in der Liebe.

N. B. Lindigkeit ἐπιεικές=gebührendes, Gott gefälliges Leben als Vorbereitung auf Weihnachten.

Weihnachten. Mi. 2, 13.

Freue dich, o Christenheit!

1) Die Herrschaft der Sünde ist durchbrochen, Ehre sei Gott in der Höhe;
2) wir können sie jetzt auch durchbrechen und haben nun Frieden auf Erden;
3) der Herr ist mit uns, das giebt den Menschen ein Wohlgefallen.

Derselbe Text für Ostern:

Halleluja, Jesus lebt!

1) Jesus lebt, ihm ist das Reich über alle Welt gegeben;
2) Jesus lebt, sein Heil ist mein;
3) Jesus lebt, ich bin gewiß, nichts soll mich von Jesu scheiden.

Derselbe Text für Himmelfahrt:

Mir nach, spricht Christus, unser Held.

1) Wer ist wie der Herr, der sich so hoch gesetzt hat?
2) Drum himmelan geh unsre Bahn.

Am. 4, 11—13.

Schicke dich, Israel, und begegne deinem Gott;

1) seine Hand ist allmächtig,
2) er will die Sünde strafen,
3) noch kannst du gerettet werden, wie ein Brand aus dem Feuer.

Am. 5, 13—15.

Ein guter Rat für böse Zeiten.

1) Trachtet nach dem Reiche Gottes und seiner Gerechtigkeit,
2) so wird euch alles andre von selbst zufallen.

Micha 2, 11.

Die Predigt von der Passion:

1) dem Fleisch unangenehm (Lügenprediger: saufen und schwelgen),
2) dem Geist zuwider (Irrgeist oder Weltgeist),
3) und dennoch Wahrheit.

Micha 7, 9. Karfreitag.

Ich will des Herren Zorn tragen;

1) so spricht der Sünder aus Zwang;
2) so spricht der Heiland aus Liebe.

Nahum 1, 7. Miseric.

Gottes Barmherzigkeit währet immer für und für (Luk. 1, 50).

1) Er ist gütig,
2) darum der Helfer,
3) der getreue.

Hab. 2, 2—4. Jubilate.

Kommt vor Gottes Angesicht mit Frohlocken;

1) denn die Weissagung wird erfüllet werden,
2) darum harre ihrer in freudiger Geduld,
3) denn durch deinen Glauben wirst du leben.

Hab. 2, 20. Rogate.

Wie soll ein Christ beten?

1) als ein Knecht (vor dem Herrn),
2) als ein Sünder (im heiligen Tempel),
3) als ein Erlöster (der vor Gott stille ist).

Zeph. 2, 3. Exaudi.

Der Herr erhört das Gebet;

1) wessen? des Elenden, der seine Rechte hält;
2) um was? um Gerechtigkeit und Demut;
3) weshalb? daß er sie verschonen kann.

Zeph. 3, 14—18. Trinitatis.

Eine Weissagung auf die heilige Dreieinigkeit.

1) Der Herr als der Erhalter (V. 15 und 16),
2) Jesus als der Heiland (V. 17),
3) der heilige Geist als der Befreier (V. 18).

Haggai 2, 7—10. Missionsfest.

Den Heiden das Evangelium!

1) Der Herr arbeitet selbst dafür (V. 7 und 8a),
2) er fordert unsre Mitarbeit (V. 9),
3) er legt seinen Segen auf die Arbeit (V. 8b und 10).

Sach. 5, 1—4.

Was siehest du?

1) Wie es dem Sünder gut gehet,
2) wie aber ihr Ende voll Schrecken ist.

Sach. 9, 9. Erntefest.

Dein König kommt zu dir:

1) selber arm,
2) macht er dich reich, darum
3) vergiß nicht, was er dir Gutes gethan.

Mal. 2, 10. Reformationsfest.

Wir glauben all an einen Gott.—Das ist

1) unser Schwert gegen Satan (wenn er uns den Bund entheiligen lassen will);
2) unser Schild gegen Menschen (wenn sie uns um unsre „falsche" Lehre verachten);
3) unser freudiges Bekenntnis gegen Gott.

Mal. 3, 13—18. (N. B. Nicht für jede Gemeinde geeignet.)

Ist Gott gerecht? (Eine Theodicee.)

1) Lebt der Böse auch voll Freuden
2) und der Fromme voller Leiden,
3) Gott wird doch gerecht entscheiden.

Mal. 4, 5 und 6.

Eine letzte Mahnung.

1) Noch ist es Zeit (Elias noch nicht da);
2) bekehret euch noch,
3) ehe der schreckliche Tag (der Parusie) anbricht.

Das sei genug für diesmal; ich wiederhole nur noch, daß dieser Aufsatz keinerlei Ansprüche macht als den, eine unter viel Gebet entstandene Handreichung und Aufforderung zu weiterem Studium der kleinen Propheten zu sein. Wenn er diesen Zweck nur erfüllt, mag er sonst auch auf Widerspruch im ganzen oder in einzelnen Teilen stoßen.

Am Totenfest.

1 Kor. 13, 13.

Einleitende Gedanken. 1. Die rauhe Hand des Todes reißt rücksichtslos von unserer Seite hinweg die, mit welchen wir durch Liebe, Freundschaft und Blutsverwandtschaft verbunden waren, seien es Gatten, Eltern, Kinder, Geschwister, Freunde. Schmerzlich ist immer der Riß, der dadurch geschieht. Doch ist es denn wirklich der Tod, der solche Wunden

reißt? Ist nicht der, an welchen wir glauben, Herr über Leben und Tod? Und ist nicht er es, der uns schlägt?

2. Am Sarg und Grab kommt oft erst die Liebe zum Vorschein, die man im Leben einander leider oft wenig genug zeigt. Da erwacht oft zu spät das Gewissen, das uns die schweren Versäumnisse vorhält, die wir an dem Verstorbenen uns haben zu Schulden kommen lassen. — Was aber an dem Verstorbenen durch Reue und Thränen nicht mehr kann nachgeholt werden, das können und sollen wir wenigstens hinfort an den Lebenden thun, und dem Mahnruf folgen:

> O lieb, so lang du lieben kannst,
> O lieb, so lang du lieben magst!
> Die Stunde kommt, es naht der Tag,
> Wo du an Gräbern stehst und klagst!

3. Stehen wir nun auch betrübt an den Gräbern der uns vorangegangenen Lieben, so blinkt doch von ferne uns ein tröstlicher Hoffnungsstern: Wir wissen, daß unser Erlöser lebt und er wird sie und uns alle aus dem Grabe auferwecken. Dann werden, die hier in Glaube, Liebe und Hoffnung vereint dem Herrn anhängen, auch wieder vereint werden und also bei dem Herrn sein allezeit. Wir wollen darum heute zu unserer Erbauung das Wort der Schrift beherzigen: Nun aber bleibet Glaube, Liebe, Hoffnung!

I. Der Glaube an den allwaltenden Herrn und Gott bleibt unser Trost im Todesthal.

II. Die Liebe, die stärker ist als der Tod, ist das Band, das uns, die Lebenden, mit dem Toten verbunden hält.

III. Die Hoffnung ist der Stern, der uns winkt aus dem seligen Land des Lichts und Lebens.

Am nationalen Danktage.

Phil. 4, 6.

An dem Danktage können leicht alle noch irgendwie gottesfürchtigen Menschen ohne Rücksicht auf Religion und Benennung sich vereinigen zu gemeinsamem Danke. Ist es ja doch eine Thatsache, daß gottesfürchtige Heiden sogar nicht so leicht den Dank vergessen für vermeintlich erfahrene Hilfe als das Volk des Herrn seines Gottes vergißt.

Wir aber wollen heute als Christen unsern Danktag feiern; d. h. als solche, welche wissen, daß wir durch unsern Herrn Jesum in ein nahes Kindesverhältnis zu Gott dem Vater gekommen sind. Er steht nicht mehr nur als der allmächtige Schöpfer uns unendlich hoch und unerreichbar gegenüber. Sondern wir, die einst ferne gewesen, sind nun nahe geworden durch das Blut Jesu Christi, und haben ein Anrecht gewonnen als Kinder zu Gott dem Vater hinzu zu nahen. Und was das heißen will, lehrt uns Johannes beherzigen, wenn er uns zuruft: „Sehet, welch eine Liebe hat uns der Vater erzeiget, daß wir Gottes Kinder sollen heißen!"

Als solche Kinder wollen wir nun heute unserem Gott und Vater nicht etwa nur ein kalte, steife Anstandsvisite machen, sondern wollen uns fragen:

Worin offenbart sich der kindliche Herzensstand Gott gegenüber?

I. In fröhlichem Gottvertrauen: Sorget nichts!

II. In kindlich-gläubigem Gebetsleben, das in Bitte, Gebet und Danksagung vor Gott sich ausspricht.

ad I. 1. Ein schweres Wort in manchen Lebenslagen!

2. Kann nur vom Kinde Gottes gelernt werden, das in der Gnade feststeht. (Röm. 8, 32).

Mir den Erben schenken
Und sich noch bedenken,
Wenn's am Brote fehlt,
Das ist, ohne Zweifel,
Ein Gedicht vom Teufel,
Der die Seelen quält!
Bösewicht, begreifst du's nicht?
Der den Sohn nicht abgeschlagen,
Was wird der versagen?

3. Das Kind darf dem Vater unbedingt aufs Wort glauben.

4. Zu solch seligem Stande kommt man nur, wenn der eigene Wille erstirbt.

ad II. Das Gebet soll wie der Vogel mit zwei Flügeln sich aufwärts schwingen.

1. In Bitte und 2. In Dank.

Am ersten Advent.

Ep. 2. Jahrgang der württ. Perikopen. Röm. 14, 17–19.

Der Advent bringt in unsern deutschen Kirchen stets den Wechsel des Kirchenjahrs und giebt Anlaß an den christlichen Festen die großen Thaten Gottes zu unserer Erlösung stets von neuem zu verkündigen. Für solche Christen, die kein tieferes Herzensinteresse haben, mag es allerdings zuweilen eine etwas langweilige Sache sein, wenn sie alle Jahre an den Festzeiten dieselben Dinge der Hauptsache nach wieder hören sollen, die sie so oft schon gehört haben. Manchem solchen Christen kann es damit gehen wie mit dem Manna Israels in der Wüste, dessen das Volk zuletzt überdrüssig wurde (4 Mos. 21, 5). Um so mehr aber wird es Pflicht des Predigers dafür zu sorgen, schon durch veränderte Textwahl, daß möglichst viel Mannigfaltigkeit auch in die Festfeiern kommt und in einem profanen Gemüt der Gedanke gar nicht aufkommen kann: Ach das ist der alte Kram wieder! Stets von neuer Seite muß die alte Wahrheit neu und interessant dargestellt werden, um nicht die Schuld an der Ermüdung und dem Ueberdruß zu tragen.

Um der Ermüdung zu wehren, kann am Anfang des neuen Kirchenjahrs gefragt werden: Was ist der Zweck aller Predigt des Evangeliums und aller Wiederholung der göttlichen Wahrheiten? Antwort: Das Reich Gottes soll und muß dem Menschen verkündigt werden. Dafür kam der Sohn Gottes und zog daher in Niedrigkeit und Armut, um uns durch seine

Armut reich zu machen. Das Reich Gottes kann aber nur dadurch gebaut werden, daß Menschen, die von Natur im fleischlichen Weltgetriebe stecken und die Unruhe und den Unfrieden des Weltlebens schmerzlich inne werden, durch das Wort Gottes, den Samen der Wiedergeburt, in Gottesmenschen umgewandelt werden. (Joh. 3, 3. 5). Und die schon diese selige Umwandlung erfahren haben, bedürfen der beständigen Speisung aus dem himmlischen Lebenselement, um stark zu werden am Geiste durch die Gnade Gottes. (1 Petr. 2, 2).

Wenn also der heutige Tag uns an das Kommen des Königs erinnert, so soll dieser Tag uns ein Mahnruf werden:

Trachtet nach dem Bürgerrecht im Reich Gottes.

I. Was ist das für ein Reich?

1. Nicht von dieser Welt; daher auch „nicht Essen und Trinken", nicht Wohlleben fürs Fleisch u. s. w.

2. Es ist unsichtbar überall da, wo der heilige Geist wohnen, wirken, walten, heiligen und erneuern kann. Unsichtbar der König, unsichtbar die Güter des Reichs: Gerechtigkeit, Friede, Freude im heil. Geist; unsichtbar das Glaubensband, das König und Unterthanen verbindet und doch alles eine viel wahrhaftigere Wirklichkeit als alle Reiche dieser Welt und ihre Herrlichkeit. (Dan. 2, 7). Dieses Reich vergeht nicht, sondern trägt die Keime zu herrlichster Vollendung in sich. (2 Kor. 4, 18).

II. Wie wird man ein Bürger in diesem Reiche?

1. Indem man freiwillig der Welt absagt und

2. dafür sich verbindet mit Herz, Mund und Hand Christo zu dienen.

3. Indem man sich von Christo die Begnadigung und das Diplom der Bürgerschaft (Gotteskindschaft) schenken läßt.

III. Wie dient man diesem König?

1. V. 18. Wer „darin" Christo dient, nämlich in dem Schmuck der von Christo geschenkten Gerechtigkeit. Zuerst das neue Kleid innerlich angezogen und dann der Dienst: die Lindigkeit, Demut und Sanftmut Christi, die echte Bruderliebe, „der ist Gott gefällig u. s. w." ... Daran erkennt die Welt die Jünger Jesu!

2. Doch nicht faulen Frieden erstreben die Unterthanen dieses Königs, sondern das, was zur Auferbauung des inwendigen Menschen und der Gemeinde Christi dienen kann. (V. 19).

Pädagogisches.

Zu dem Artikel „Ein heikles Thema."

Von Lehrer Ehmann am armenischen Waisenhaus in Meséreh.

Jener Artikel in No. 4 des „Lehrerboten"*) behandelt in der That ein heikles, ja ich möchte sagen ein heiliges Thema, von dem es heißt: „Ziehe deine Schuhe aus, denn der Boden, worauf du stehest, ist heiliges

*) Wir haben jenen Artikel nicht gebracht, doch ist dieser auch ohne denselben verständlich.—Die Redaktion.

Land.“ Das Menschengeschlecht ist leider so tief gefallen, daß der erste und höchste irdische Zweck des menschlichen Daseins, 1 Mose 1, 28, die Fortpflanzung, in den Kot gezogen wird und häufig ein Gegenstand des Witzes und des Gelächters ist, und das insbesondere bei der Jugend. Ich glaube, die Sache ist zu heilig, als daß sie als Lehrgegenstand in der Schule auftreten sollte. Ueber die Ehe und die menschliche Fortpflanzung können nur in der Ehe stehende oder erwachsene Personen mit genügender Hochachtung sprechen. Ich fürchte, daß durch solche Belehrungen dem Kind in keiner Weise ein Dienst geleistet wird. Jedes Kind erfährt diese Dinge ohnedies früh genug. Der Lehrer darf nicht belehrend, nicht darlegend und erklärend in dieser Sache thätig sein; wenn sich bei biblischen Geschichtsstoffen einmal die Gelegenheit bietet, dann soll er über diese Sachen als über bekannte Dinge sprechen. Derjenige, der dann schon mit diesen Dingen vertraut ist, versteht sie auch ohne Belehrung, und wenn der Lehrer im rechten heiligen Ernst mit den Kindern darüber redet, wird es gewiß denen, die ihn verstehen, zum Nutzen gereichen. Für diejenigen aber, die die Lehre nicht verstehen, ist es besser, wenn wir ihnen ihre Unschuld noch für einige Zeit lassen. Der Lehrer könnte auch, selbst wenn er es noch so gut gemeint, in dem Kind eine Neugierde für diese Dinge erwecken, die demselben zum Verderben würde. Was die gefährlichen stummen Sünden anbelangt, so machen wir hier unter unserer Jugend ganz ähnliche Erfahrungen. Ist es dort mehr die Selbstbefleckung, der Hunderte zum Opfer fallen, so ist es hier die sodomitische Sünde 1 Mose 19, 5. Was ist nun gegen die Jugendsünden zu thun? Der Einsender ist dafür, daß den Kindern in der Schule Aufschluß über diese Dinge gegeben wird. Ich möchte auch dagegen mein Wort erheben; denn wir müssen bedenken, daß wir nicht nur räudige Schafe unter unsern Kindern haben, sondern auch reine, und da fürchte ich sehr für die Reinen, daß sie Schaden nehmen. Ich denke, es ist für ein Kind bald (früh) genug, zu wissen, daß es Selbstbefleckung giebt, sobald es in Gefahr ist, von Banden dieses Lasters umschlungen zu werden oder wenn es schon an den Folgen dieses Uebels leidet. Was können wir dem Kinde sagen über diese Dinge? Wir können es warnen und ihm sagen, daß diese Dinge wirkliches Unrecht gegen Gott und uns, daß sie Sünde sind. Aber das sagt dem betreffenden schon das Gewissen, und jeder an den Folgen dieser Sünden Leidende weiß, daß er unrecht thut; deshalb zieht er sich zurück. Wir sagen ihnen, daß diese Sünde den Ruin ihres seelischen und körperlichen Wohls herbeiführt. Aber was nützt das! Die meisten Leute wissen, daß z. B. die Trunksucht den Körper zu Grunde richtet, und doch fangen täglich immer wieder neue an, sich diesen Lastern hinzugeben. Es fehlt ihnen nicht an dem Wissen, sondern es fehlt ihnen an dem Mittel zum Kampf gegen diese Sünden, es fehlt das Mittel zur Errettung aus diesen Lastern. Und so ist es auch mit diesen geschlechtlichen Sünden. Es fehlt der Jugend das Mittel zur Errettung. Und dieses Mittel ist unser Heiland Jesus Christus und das durch ihn vergossene Blut. Da ist es unsere Aufgabe, daß wir unsere Kinder in erster Linie auf diesen Heiland hinweisen, in dem Heil für alle Schäden ist; wir brauchen diesen speziellen Fall unsern Kindern gar nicht vorzuführen. Sagen wir ihnen nur, daß in Jesus Heil für alle Sünden und Schwachheiten

ist, dann wird derjenige, der schon in einem solchen Laster steckt, es schon für sich anzuwenden wissen, und derjenige, der später in Sünde fällt, wird sich des Wortes erinnern. Es ist nicht nötig, daß wir so viel auf unsere Sünden schauen, und wir dürfen dies Schauen auf die Sünden auch den Kindern nicht beibringen. Ja wir wollen schauen; aber wir wollen nicht auf unsere Wunden schauen, sondern von unsern Wunden weg zu der zum Heil erhöhten Schlange. Eines freilich ist notwendig, nämlich daß wir Priester für unsere Schulen werden. Haben wir irgend ein Kind im Verdacht, daß es in solchen Sünden wandelt, dann sollten wir dasselbe allein zu uns rufen, mit demselben offen über die Sache sprechen, es auf den Retter Jesus Christus hinweisen und mit ihm beten. Und dann sollten wir solch arme Gebundene in unser tägliches Gebet einschließen, damit der Herr die Bande löst und sie ausführt zur seligen Freiheit der Kinder Gottes. — Was haben wir aber in Internaten mit solch armen Gebundenen zu thun? Die Volksschule kann ja diese Gebundenen nicht von der Schule ausschließen. Bei Internaten, insbesondere bei privaten Internaten, ist dies anders. Im Internat sind solche Kinder auch viel gefährlicher als im Externat, weil sie da meist einen viel schlimmeren Einfluß auf ihre Mitglieder ausüben, als dies im Externat der Fall ist. Ein solches Kind kann geradezu zu einer Pest, zu einer ansteckenden Seuche für seine Mitschüler werden. Ist dies schon bei der Selbstbefleckung der Fall, so noch viel mehr bei der sodomitischen Sünde, wo das eine Kind immer auf ein zweites angewiesen ist. Ich denke, viele sind der Ansicht, daß Entlassung aus der Anstalt das einzig richtige in solchen Fällen ist. Zwar graut ihnen vor der Nacht, in die mit der Entlassung aus einer christlichen Anstalt ein Kind hinausgestoßen wird; aber um des Wohles der Neunundneunzige willen überläßt man das eine seinem Schicksal. Nun scheint es mir, auf die Erfahrungen, die ich insbesondere auch hier gesammelt habe, mich gründend, daß das Gebundensein in einem solchen Laster eine Entlassung nicht absolut, nicht unbedingt nötig gemacht. Ich denke nicht, das Gebundensein in diesem Laster an und für sich darf bei der Entlassung das entscheidende Moment sein, sondern die Sittlichkeit des Kindes im ganzen. Nun ist die Sittlichkeit eines Kindes nicht allein und nicht allemal in erster Linie aus dem Freisein von einem Laster oder aus dem Gebundensein in einem solchen Laster abzuleiten. Selbst die besten Kinder können in einem solchen Laster gefangen liegen, dabei sind sie aber treu bis zum äußersten, sie sind wahr, sie bleiben leichtsinnigen Zerstreuungen fern und lieben das Gute. Leichtsinnige und oberflächliche Leute kommen oft mit all ihren Zerstreuungen leichter über diese Sachen hinüber, und so fallen manchmal gerade tiefer angelegte Personen solchen Lastern zum Opfer. Ich will damit durchaus nicht sagen, daß alle tiefer angelegten Kinder in besonderer Weise der Gefahr ausgesetzt seien, in solche Laster zu fallen, oder daß alle leichtsinnigen Kinder von dieser Sache frei seien. Nein, sondern es giebt wirklich brave und edle Kinder, wie es auch leichtsinnige und schlechte Kinder giebt, die in solchen Sünden gefangen liegen. Wenn wir nun alle Kinder, die in solchen Sünden liegen, aus der Anstalt ausschließen wollten, dann würden hie und da, wenn nicht die besten, so doch solche von den besseren ausgeschlossen

werden müssen, und das wäre doch sehr zu bedauern. Wir müssen da unterscheiden zwischen Kindern, die in ihrem ganzen Wandel verkommen und tief gesunken sind, und Kindern, die nur in dieser einen Sache gefallen sind und diesen Fall als tiefen Schmerz empfinden, die die Sünde, in der sie liegen, nicht lieben, sondern die daran leiden. Für die ersteren ist eine Entlassung wohl das beste, sie sind auch die Rädelsführer; für die andern wäre es nach meinem Dafürhalten besser, wenn sie in der Anstalt verblieben. Wer angefangen hat, an seiner Sünde zu leiden, wird für die andern nicht mehr so gefährlich sein, und sollten je noch Gefahren vorhanden sein, so sind diese durch eine gute Aufsicht und insbesondere durch hohepriesterlichen Verkehr mit ihnen zu umgehen. Und nun noch etwas. Mir will es scheinen, als ob in unsern Tagen sowohl von seiten der Aerzte als auch von seiten der Gläubigen zu viel über diese Sünden im besonderen geschrieben würde. Wohl richten ja diese Sünden große Verheerungen an, und manche solcher Gebundenen nehmen ein Ende mit Schrecken. Aber ich finde das Fallen in solche Sünden nicht als bedeutsamsten Moment im menschlichen Leben, sondern die Errettung aus dem Fall. Ich las letzthin einiges über die Katastrophe bei Bingen. Nach einem Kommers katholischer Studierender setzten sich etwa 20 Studenten spät abends in einen Kahn, um das andere Ufer des Rheins zu erreichen. Ich folgte mit Spannung der Erzählung, wie das Wasser in den Kahn eindrang, schließlich über den Kiel schlug, wie der Kahn umkippte und die Katastrophe erfolgte. Aber das war nicht der bedeutsamste Moment, sondern die Rettung. Ich überflog die Zeilen, um zu erfahren, wie viele gerettet und wie viele nicht gerettet wurden. Die Rettung war das Wichtigste für sie und für den Leser. Das Fallen ins Wasser ist nicht so schlimm, aber das: Keine Rettung haben nach dem Fall, das ist schlimmer. So ist es eben mit der Sünde. Das Fallen in die Sünde ist nicht das schlimmste, aber das „Nichtgerettetwerden“ das ist das schlimmste.*) Und das Entscheidende für unser ewiges Wohl oder Wehe ist nicht unsere Sünde, sondern das „Gerettetsein“ oder das „Nichtgerettetsein“. Nun haben wir aber einen Retter — Jesus Christus. Und so wäre es für alle, die in der Jugenderziehung etwas thun wollen, die erste und wichtigste Sache, unsere Jugend auf diesen Seelenretter Jesus Christus aufmerksam zu machen. Es ist in keinem andern Heil.

Nur in und durch Jesus können wir von der Sünde bewahrt bleiben und aus Sünden errettet werden.

Die Erziehungskunst Jesu.

Einem aufmerksamen Bibelleser wird's auffallen, daß Petrus und sein Bruder nebst Jakobus und Johannes zweimal vom Herrn berufen worden sind, zuerst in Judäa, wie der Evangelist Johannes erzählt, dann in Galiläa, wie die anderen Evangelisten berichten. Wie kam's, daß die sechs Jünger, die der Herr nach seiner Taufe berufen hat, sich wieder von ihm verloren haben? Da wollen wir uns daran erinnern, daß der Herr, nachdem er bei seinem ersten Auftreten in Jerusalem keinen Eingang bei seinem Volk, oder richtiger

*) Und das Nichtfallen in die Sünde ist besser als das Gerettetwerden.—Red

bei den Leitern des Volks gefunden hat, sich zunächst nach Galiläa in die Stille begab, bis mit der Gefangensetzung des Täufers der göttliche Wink erfolgte, der ihn aus der Zurückgezogenheit hervorrief. Inzwischen kehrten auch die Jünger wieder zu ihrem alten Geschäft zurück. Mit dem wunderbaren Fischzug hat sie dann der Herr zum andernmal und nun für immer in seine Nachfolge berufen.

Vielleicht ist bei den Jüngern nach der ersten aufflammenden Begeisterung wieder eine gewisse Abkühlung erfolgt. Sie waren wohl selber etwas enttäuscht, daß Jesus als der verheißene Messias keine andere Aufnahme in Jerusalem gefunden hatte und sich sozusagen alles wieder im Sand verlief. Darum war ein neuer kräftiger Ruf nötig. Es geht auch jetzt oft noch so: auf den ersten Eifer erfolgt ein Nachlaß, da muß dann der Herr aufs neue rufen, bis es zu einem völligen und definitiven Durchbruch kommt. Den Petrus hat er sogar dreimal berufen. Nach dem schweren Sündenfall hat ihn der Heiland wieder ganz neu in seine Nachfolge aufgenommen.

Aus der Zahl der Jünger hat der Herr die zwölf Apostel erwählt, nachdem er zuvor eine ganze Nacht gebetet hatte; denn er hat sich alle zwölf vom Vater zuweisen lassen, auch den Judas. Diese zwölf hat nun der Herr Jesus erzogen zu Gründern und Lehrern seiner Kirche. Ein großes Ziel, besonders wenn man bedenkt, daß sie samt und sonders ungelehrte Leute waren: Fischer und Zöllner. Doch war dies auch wieder ein Vorteil; denn so waren sie nicht schon in eine verkehrte Bildung geraten. Es ist leichter, aus einem, der noch *ungebildet* ist, etwas zu machen, als einen, der in eine *verkehrte* Bildung gebracht ist, wie die Schüler der Pharisäer, zurecht zu bringen. Jesus heißt nicht umsonst Meister oder Lehrer: unter seinen Händen und seiner Leitung mußte schon ein Meisterstück zustande kommen.

Mit der Berufung und der Entscheidung der Jünger für den Heiland war's ja nicht gethan. Jetzt fing die Arbeit erst recht an. *Aufgenommen* in die Gnade und Liebe des Heilandes sind wir mit einem Schlag; aber geformt zu heiligen Gefäßen sind wir nicht auf einmal. Das kostet Arbeit. Die Hauptabsicht des Heilandes war, die Jünger zum *Glauben* zu erziehen. Sie glaubten ja schon gleich im ersten Anfang an ihn, wie es bei der Hochzeit zu Kana ausdrücklich heißt. Aber es war noch ein ungeübter Glaube. Beim Fischzug war's ein Glaubensgehorsam, den die Jünger zu beweisen hatten, indem sie auf das Wort Jesu das Netz auswerfen mußten auf der Höhe, wo doch sonst die Fische sich nicht aufhalten, und bei Tag, wo's doch die ungünstigere Zeit zum Fischen ist. So im *allgemeinen* glauben wir ja bald; aber wenn *besondere* Glaubensproben kommen, dann hapert's. So mußte denn der Heiland mit dem Kleinglauben der Jünger viel Geduld haben. Die Speisung der 5000 hätte er *ihnen* gern überlassen, er versuchte da ihren Glauben; aber leider fand er sich getäuscht. Als sie nach den zwei wunderbaren Speisungen einmal kein Brot bei sich hatten und sich darüber sorgliche Gedanken machten, muß ihnen der Heiland zurufen: Seid ihr denn so gar unverständig, merkt ihr noch nichts? Die größte Glaubensprobe trat mit dem Leiden und Sterben Jesu ein. Wären die Jünger stark im Glauben gewesen, so hätten sie den Glaubensschluß gemacht: er ist der Mes-

sias, der Sohn Gottes, seine Sache kann nicht verloren sein, er kann nicht im Tode bleiben, sonst müßte Gott selbst tot sein. Ist Jesu Sache Gottes Sache und er Gottes Sohn, so kann weder seine Sache noch er unterliegen. Aber statt dessen wurden sie ganz verstürzt und an allem irre, so daß Jesus noch vor der Himmelfahrt sie schelten mußte.

Mit der Glaubenserziehung ging Hand in Hand die Erziehung zur Demut, zur Ueberzeugung von der eigenen völligen Untüchtigkeit. Gleich beim Fischzug mußten sie einsehen: mit unserm Thun und Mühen ist es nichts, es ist all unser Thun umsonst. Sie haben in eigener Kraft und Geschicklichkeit die ganze Nacht gearbeitet und nichts erreicht. Dies mußten sie für ihren künftigen Beruf als Menschenfischer vor allem lernen: nicht wir sind's, die da tüchtig sind, sondern er muß uns tüchtig machen; nur im Vertrauen auf ihn erreichen wir etwas. Gott zieht seine Kinder nicht groß, sondern klein. Dahin ging auch die Erziehung Jesu. Wie manchmal mußte er ihren Hochmut beschämen! Zankten sie sich, wer unter ihnen den ersten Platz einnehme, so stellte er ein Kind mitten unter sie. Das kleine Kind mußte ihr Lehrmeister und Vorbild sein; oder er rief ihnen zu: Wer der Größte sein will, der muß sich heruntergeben, aller Diener zu sein. Auch dies diente zur Demütigung der übrigen Jünger, daß der Heiland dreien: dem Petrus, Jakobus und Johannes, einen Vorzug gab. Es war dies natürlich keine willkürliche oder fleischliche Bevorzugung, sondern sie geschah aus tiefen und gerechten Gründen; aber den andern war's keine kleine Uebung in der Demut und Neidlosigkeit. Es gehört eben mit zu unserer Erziehung, daß uns mitunter auch jemand vorgezogen wird. Da spüren wir erst, wie viel heimlicher Hochmut und Neid noch in uns steckt. Wen aber der Herr Jesus vorzieht, der darf sich auch wieder auf besondere Schläge gefaßt machen. Die sind insbesondere dem Petrus, dem Haupt der Apostel, nicht erspart geblieben. Denn die Schläge treffen immer den Kopf eher als die Füße. Petrus durfte dem Heiland auf dem Meer entgegen gehen; aber dafür geriet er auch in eine richtige Todesangst, er mußte sich hinterher vor den Mitjüngern schämen und konnte sich mit seinem Wandeln auf dem Meer gar nicht rühmen. Und welche schwere und bleibende Demütigung lag für den Petrus in seinem Sündenfall! Zuvor war er der erste, und jetzt war er auf einmal der letzte geworden. So hat der Heiland dafür gesorgt, daß die Jünger fein demütig geworden sind. So muß auch unserm Hochmut immer aufs neue ein Dämpfer aufgesetzt werden. Denn nur gedemütigte Menschen können andern zum Segen werden. Jesus hat anerkannt, was sie um seinetwillen gethan, und daß sie alles verlassen hatten. Denn leicht ist's den Jüngern nicht geworden, diesen Schritt zu thun. Das spürt man aus der Frage des Petrus heraus: Was wird uns dafür, daß wir alles verließen? Aber damit sie sich ja nichts auf diese Leistung einbilden und einen besonderen Anspruch erheben möchten, erzählt Jesus ihnen das Gleichnis von den Arbeitern im Weinberg, wo die Letzten die Ersten und die Ersten die Letzten geworden sind. Ja der Heiland hat sich als einen Meister in der Erziehung bewiesen. Studieren wir an seiner Erziehungskunst! In der Erziehungsweisheit Jesu finden wir Wahrheit und Liebe, Milde und Strenge wundervoll gepaart. Vor allem aber hat er durch

sein stilles Vorbild erziehend und bildend gewirkt. Nichts hat er den Jüngern anbefohlen, was er nicht selbst vorgelebt hat. Hat er von ihnen gefordert, daß sie alles verlassen sollen: er hat's vor allem selbst gethan; er hat seinen Vater und sein Haus verlassen und hat sich in die Armut dieser Erde begeben. Hat er verlangt, daß wir unser Leben sollen verlieren können: er hat's selbst dahin gegeben. Hat er Verleugnung und Selbsterniedrigung verlangt: wer ist tiefer hinabgestiegen als er? Kurz, in allem hat er den Jüngern das reinste Vorbild gegeben, und das hat sich ihren Seelen unauslöschlich eingeprägt. Wir werfen ja fort und fort unser Bild in die Seelen derer, die um uns sind. Wohl uns, wenn es ein liebliches Bild ist! Wehe uns, wenn es häßlich ist! *Vormachen* ist besser als viel *vorpredigen*. Zuerst hat der Heiland den Jüngern ein eindringliches Beispiel der Demut gegeben, indem er ihnen die Füße wusch, dann hat er sie erst zur Demut ermahnt. So sollten wir's auch machen, das wirkt besser. Erst muß die *Person* predigen. Dann macht auch Eindruck, was der *Mund* predigt. Es geht von jeder Person ein geheimnisvoller Einfluß aus, der entweder zu Gott zieht oder von ihm entfernt. Von unreinen Menschen gehen verpestende Einflüsse aus, von reinen veredelnde. In der Nähe Jesu ward man schon etliche Stufe höher gehoben.

Und wie weise ging der Heiland mit den Jüngern um! Er hatte unter ihnen sehr verschiedene Charaktere, da wollte jeder wieder anders behandelt sein. Sie kamen aus sehr verschiednen Kreisen: der eine war zuvor ein Zöllner, ein vollständiger Weltmensch, der andere, wie Simon von Kana, war ein Zelote, d. h. er gehörte zu den strengsten Eiferern fürs Gesetz. Solche entgegengesetzte Richtungen und Charaktere stoßen sich ab; aber der Heiland hat *eine* Gemeinschaft und *eine* Familie aus allen gemacht, nicht künstlich, sondern durch die Kraft seiner Liebe, und indem er sie alle auf denselben Grund Gottes stellte. Ueberhaupt hat er nicht gewaltsam sie in Fesseln geschlagen, sondern hat alles wachstümlich sich entfalten lassen. Da war nichts von schablonen- oder fabrikmäßiger Anstaltsarbeit, sondern ein allmähliches Ausreifenlassen. Der Heiland hat nicht unselbständige Puppen aus den Jüngern gemacht, sondern er hat sie zur Mündigkeit erzogen. Daher hat er sie auch bald schon zu selbständiger Arbeit ausgesandt. Das kann nur die Demut. *Der Hochmut erdrückt alle selbständige Regung um sich herum.* Er hat sie auch nicht überfordert, und bald zu hohe Ansprüche gestellt, sondern in Geduld und Demut hat er gewartet, bis eins nach dem andern sich entwickelt hat. Denn wer zu viel fordert, macht *Verzagte* oder *Heuchler*. Der Heiland hat die Jünger frei sich entfalten lassen, er hat nicht *getadelt*, denn das macht den Schüler *scheu* und *verschlossen*. So kamen auch die *Fehler* der Jünger zum Vorschein und konnten durch das Gericht der Liebe abgethan werden. Der Heiland ließ zunächst die Jünger auf dem Weg mit einander streiten, wer der Größte sei, erst *hinterher* hat er sie zurechtgewiesen. Liebe und Strenge hat der Heiland aufs schönste miteinander verbunden. Seine Liebe war keine weichliche oder parteiische. Wohl hat's der Heiland den Zwölfen hoch angerechnet, daß sie um seinetwillen alles verlassen und bei ihm ausgeharrt haben in seinen An-

fechtungen. Aber er hat sie nicht verzogen wie eine schwache Mutter ihre Lieblinge. Er war nicht blind für ihre Fehler, wie leider oft die Eltern für die Fehler ihrer Kinder. Solche unheilige, parteiische Liebe war ferne von Jesu. Die wahre Liebe sucht des andern Bestes oder seine Besserung, und darum straft sie auch und schont die Fehler nicht. Aber wie liebreich war die Bestrafung Jesu bei allem Ernst! Er hat die Jünger nie angefahren, sondern sie mehr in der Form der Frage zurechtgewiesen: „Warum seid ihr so furchtsam?" Diese Art der Bestrafung kommt schonender heraus und arbeitet mehr auf die eigene innere Ueberzeugung des andern hin. Der Heiland hat es nicht verschmäht, dem kleinen Kreis seiner Jünger sehr viel Zeit zu widmen. Vor seinem Leiden hat er sich fast ganz für sie hergegeben und deswegen die Einsamkeit mit ihnen gesucht. Er hat es nicht gemacht, wie manche große Geister, die recht viel und ins Weite wirken wollen, und darüber den nächsten Kreis, z. B. ihre Familie, versäumen. Wer wahrhaft erziehend wirken will, der muß sich mit dem andern gründlich abgeben und auf seine Art eingehen, ihn Tag und Nacht um sich haben und darf sich die Zeit nicht reuen lassen. Wie viel von der kurzen und kostbaren Zeit von drei Jahren hat Jesus den Jüngern gewidmet! Er hat sie gründlich unterrichtet. Er hat wirklich Gottesgelehrte aus ihnen gemacht, Lehrer der Kirche, denen alle Kirchenlehrer zu Füßen sitzen müssen. Aber nicht bloß Gelehrte hat er aus ihnen gemacht, sondern auch Helden, Eroberer einer von Gott abgefallenen Welt. Um David sammelte sich einst ein Kreis von Leuten, deren Herkunft und Stellung in der Welt armselig genug war. In den Augen der Leute standen sie als ein zusammengelaufenes Gesindel da. Es waren Menschen, die in Not und Schulden und betrübten Geistes waren. Aber was ist aus ihnen durch ihren Anschluß an David geworden? Das herrliche Vorbild des starken Gottvertrauens, der innigen Liebe zum Herrn und des pünktlichen Gehorsams gegen seine Gebote, dazu seine Lieder und Belehrungen — alles dies hat diese vorher mit sich und der Welt zerfallenen Menschen so kräftig emporgehoben und ihrem Wesen einen solchen Schwung verliehen, daß sie zu Helden geworden sind, die mit Freuden ihr Leben für ihren Herrn aufs Spiel setzten (vergl. 2 Sam. 23, 14—17). Das Werk lobt den Meister, — das erfüllt sich im höchsten Maß an allen, die sich vom Heiland bilden lassen. Und wollen wir wirklich hebend und reinigend auf andere einwirken, wollen wir erziehend wirken, so müssen wir vor allem selbst uns von Jesu ziehen lassen. Nur wer unter seiner Gnadenzucht steht, kann andere Seelen fördern. Jesus selber ist es, der durch unser Vorbild und unsere Worte auf sie einwirkt. Das ist das Geheimnis der Macht geheiligter Seelen auf andere. Es ist Jesus in ihnen, von dem die Einflüsse ausgehen. O lassen wir uns von ihm gestalten und ihn in uns Gestalt gewinnen! Und an unserer Umgebung, an unsern Kindern können wir uns dann überzeugen, ob der Herr Jesus wirklich durch seinen Geist an uns arbeitet. An den Leuten, die um uns sind, wird's zu spüren sein. Wehe uns, wenn solche, die ferne stehen, uns loben, und unsere nächsten Angehörigen allerlei an uns auszusetzen haben! Das ist ein Beweis, daß wir

nicht ernstlich bei Jesu in die Schule gehen. Wenn wir uns in sein Bild verwandeln lassen von einer Klarheit zur andern, wird unsere nächste Umgebung den stärksten Eindruck davon empfangen. E.

Präsentes Wissen.

Unsere Zeit ist sehr auf stoffliches Wissen gerichtet. Bis zu den höchsten Examina hinauf verlangt man nicht zuerst geistige Durchdringung des Stoffes, sondern vor allem Vorhandensein von Kenntnissen. Hatte man früher von einem Kandidaten, der im Examen stecken blieb, gedacht: „Er versteht es nicht," so lautet jetzt der Tadel: „Sie wissen nichts." Diese Richtung auf stoffliches Wissen hat viel Gutes. Ein Kaufmann, wenn er noch so durchgebildet ist, kann ohne Betriebskapital nichts ausrichten. Die Richtung aufs Stoffliche sorgt für ein reiches Betriebskapital. Aber sie hat auch eine dunkle Schattenseite. Wo der Stoff zu sehr in den Vordergrund tritt, da wird die Geistesgymnastik schrittweise in den Schatten gestellt. Das ist der erste höchstbedeutsame Nachteil. Der zweite liegt darin, daß die vorzugsweise Berücksichtigung des Stofflichen naturgemäß den Stoff immer mehr anhäuft und so in der Folge zur beklagenswerten Ueberbürdung von Schüler und Lehrer führt. Es ist nun kaum möglich, die Stoffmenge schlechthin einzuschränken; aber es ist möglich, den einzuprägenden Stoff abzuscheiden in einen solchen, der als unverlierbares, stets bereitliegendes Eigentum vorne ansteht, den man also präsentes Wissen nennen kann, und in einen solchen, den man zwar auch geistig verarbeitet, vielleicht sogar mechanisch sich angeeignet hatte, den man aber bald wieder zurücktreten läßt, sozusagen ins Magazin stellt für etwa vorkommende Fälle.

Man könnte da sprechen von Grundstock und Verbrauchsgeld, doch hinkt das Gleichnis einigermaßen. Besser mag der Gedanke illustriert werden durch den Buchdruck, wo im Haupttext das präsente Wissen wäre, in den kleingedruckten Anmerkungen und Noten das nebensächliche Wissen.

Wie man durch Uebertreibung des präsenten Wissens sich versündigen kann, zeigen am besten Beispiele aus Prüfungen, die ich aus der Erfahrung anführen will. Da ist ein Examinator, der im Memorieren die peinlichste Genauigkeit verlangt. Ein anderes Wort, als es im Memorierstück steht, giebt, selbst wenn es sinnrichtig war, im Zeugnis einen Abzug. Der Visitator läßt auch gerne im Chor sprechen. Sieht er einen Mund, der nicht genau mitmacht, so läßt er den betreffenden Schüler allein sprechen; bleibt dieser hängen, so ist wieder der Abzug unvermeidlich. Nun ist ja Pünktlichkeit im Memorieren schon als Erziehungsmittel von unschätzbarer Bedeutung. Aber so auf die Spitze getrieben, nötigt es den Lehrer mit harter, vielleicht grausamer Strenge den Memorierstoff einzubleuen. Es dürfte überflüssig sein, den Unsegen eines derartigen Drängens auf präsentes Wissen weiter auszumalen.

Nehmen wir noch ein Beispiel.

Ein anderer Visitator verlangt in der Geographie auch den Ursprung des kleinsten Nebenflüßchens, die Höhe jedes Berges, die Einwohnerzahl selbst kleinerer Städte. Was thut nun der Lehrer? Er fertigt Tabellen an, welche

die Kinder sorgfältig in ein Heft schreiben und noch sorgfältiger memorieren. Die Geographiestunde wird nun zu einer Abhörstunde, und weg sind Duft und Poesie, weg Reiz und Interesse.

Man könnte unschwer an fast allen Fächern nachweisen, wie durch Ueberschätzung des präsenten Wissens das Nachdenken außer Kurs gesetzt, die selbständige Geistesarbeit hinausgedrängt und die Vertiefung unmöglich gemacht wird, und wie dagegen ein dürrer Mechanismus und ein geistloser Formalismus zur Herrschaft gebracht werden, ein Schematismus, der nie Früchte getragen hat und nie Früchte tragen wird.

Aber das präsente Wissen und Können kann auch unterschätzt werden. Wo die Schüler Auskunft geben können über Agio, Diskonto und Barwert, machen aber in fünf Multiplikationsübungen vier Operationsfehler, bleiben im einfachsten Experiment an Brüchen hängen und haben von den Tiefen des Einmaleins keine Ahnung, was helfen sie da ihre Rechenkenntnisse? Und wenn man gar den Haß gegen das stoffliche Wissen so weit treibt, daß man Konfirmationsbuch und Katechismus nimmer lernen lassen will, wohin führt das? Die beiden Büchlein sind die Religionslehre des gemeinen Mannes. Welcher selbstbewußte Bekenner einer Religion aber kennt nicht die Lehrsätze seines Glaubens? Wie kann man in Not und Tod auskommen ohne festen Boden für sein Glaubensleben? Wie kann man im Streite der Meinungen einen Wegweiser haben ohne die sicheren Linien lehrhafter Begriffe? Wie kann man im Jahrhundert des praktischen Atheismus zielbewußt zu Gott kommen im unklaren Nebel bloßer Gefühle, selbst wenn sie tiefreligiös scheinen?

Auch nach dieser Seite hin wäre es leicht möglich, an sämtlichen Fächern klarzulegen, wie ein Grundstock festen Wissens unerläßlich ist, wenn nicht später alles Gelernte unrettbar zerrinnen soll.

Es ist Aufgabe des Lehrers, seine Augen dahin zu schärfen, daß er in jedem einzelnen Falle beim Unterrichtsstoffe herausfindet, was seine Schüler unbedingt wissen müssen, oder was sie wissen können und dürfen; herausfindet, was Grundstock ist oder Haushaltungsgeld; was Sandstein ist, der zur Fassade verwendet werden muß, oder nur Mörtel zum Verputz. B.

Wir möchten unsere Leser besonders auf einen unserer heutigen Artikel aufmerksam machen: Die soziale Frage und die Stellung des ev. Pastors zu derselben. Der Verfasser hat in prägnanter Kürze, wie sie mit Rücksicht auf den Raum unseres Blattes geboten war, versucht, in möglichst allseitiger Weise die soziale Frage zu beleuchten und gewiß manchem eine treffliche Anregung gegeben, über dieses wichtige Problem ernstlicher nachzudenken.

Segen einer christlichen Erziehung. — Wer einmal eine Heimat der Seele gekannt und besessen hat, der behält eine unbezwingliche geheime Sehnsucht nach ihr, auch wenn und gerade weil er sie hat aufgeben müssen; sie „geht wie ein leiser Strom durchs Meer" seiner Empfindungen und Erfahrungen. (Aus „Türmer", März 1900.)

Kirchliche Rundschau.

Das hundertjährige Jubiläum der „Evangelischen Gemeinschaft" (Albrechtsleute) ist für die letzte Nummer unseres Blattes zu spät gewesen, und wenn es sich für uns bloß darum handelte, auf die Thatsache der Feier desselben aufmerksam zu machen, so wäre es jetzt unsererseits wieder zu spät.

Dagegen ist der Inhalt mancher der Festreden auch jetzt noch von Bedeutung, indem darin dargelegt ist, was diese Gemeinschaft zu sein beansprucht, welche Pläne sie zu verfolgen und welche Wege sie zu gehen gedenkt. In Bezug auf die Gründung derselben faßte Erzbischof Yäckel — nach dem „Christlichen Botschafter" — seine Gedanken u. a. in folgenden Punkten zusammen:

„1. Gott selbst ist der Urheber der Evangelischen Gemeinschaft.

2. Er erwählte sich dazu einen für jene Zeit und Umstände zur Erreichung des göttlichen Zwecks sehr geeigneten Mann.

3. Jakob Albrecht, in Gottes Händen der menschliche Gründer unserer Gemeinschaft, war ein edler Charakter, ein nüchterner, wohlbalancierter, verständiger Mann. Seine geistliche Erfahrung war tief und klar, sein Wandel untadelhaft. Seine Predigten zeichneten sich aus durch Klarheit, Bestimmtheit, Salbung und eindringliche, überzeugende Wirkung. Ueber alles aber war er ein mächtiger Gebetsmann, der mit Gott oft und viel redete und wie Jakob einst mit dem Engel des Bundes rang, bis er als Sieger hervorging."

Ein zweiter Redner S. P. Spreng definierte die Aufgabe der Kirche in folgender Weise: „Die erhabene Aufgabe der Kirche, auch unserer Kirche besteht darin, daß wir das Evangelium in seiner ursprünglichen Reinheit in der Kraft des heiligen Geistes verkündigen und dann das Weitere den Wirkungen der Gnade Gottes überlassen. Um diese hohe Aufgabe besonders unter dem Volke auszuführen, sollten wir als eine volkstümliche Kirche, in dem Sinne volkstümlich, daß wir aus dem Volke hervorgegangen, ein Ministerium aus dem Volke und eine kirchliche Verwaltung haben, die dem Volke angepaßt ist, besondere Qualifikation haben."

Zwei weitere Redner behandelten den „neutestamentlichen Kirchenbegriff" und die Frage: „Inwiefern hat sich die neutestamentliche Idee der Kirche in der Evangelischen Gemeinschaft im ersten Jahrhundert ihres Bestehens verwirklicht?" Ueber die Behandlung des erstgenannten Gegenstandes urteilt der „Chr. Botschafter": Der Redner hatte sein Thema recht aufgefaßt und ein Bild der neutestamentlichen Kirche entworfen, das der altevangelischen Auffassung in allen wesentlichen Punkten entsprach, obwohl diese Auffassung nirgends in unseren Bekenntnisschriften näher formuliert ist." — Es ist leicht begreiflich, daß unter diesen Umständen die Antworten auf die oben angeführte Frage alle befriedigend lauteten; um so mehr als darüber, ob sich die neutestamentliche Idee der Kirche in der Evang. Gemeinschaft verwirklicht habe, kein Zweifel vorhanden zu sein schien. Unter den Dingen, worin diese Verwirklichung geschehen ist, wird zuerst die „Stiftung und organische Gestaltung" genannt und dann gesagt: „Wie die Kirche Christi überhaupt, so hat auch die Evang. Gemeinschaft ihren Grund und Ursprung in Gott. Sie ist eine Stiftung Gottes und als solche hervorgegangen:

1. Aus denselben Ursachen und Grundbedingungen, in welchen die Stiftung der Kirche überhaupt begründet war. Ein in Selbstgerechtigkeit entartetes Judentum einerseits und ein in Gottentfremdung versunkenes Heidentum andererseits war der Boden, auf welchen der Herr seine Kirche gründete. Aehnlich sah es aus vor hundert Jahren in den neuen Gegenden dieses Landes, in welchen die Evang. Gemeinschaft ihren Anfang hatte. Glaubwürdige Geschichtsschreiber geben ein schauerliches Bild von der kirchlichen Entartung und sittlichen Versunkenheit in jener Zeit. Einer davon stellt sie sogar auf gleiche Stufe mit der Zeit der Sündflut und fügt hinzu: „Das Traurigste dabei war, es war fast niemand da, der sich der verirrten Seele und verlorenen Schafe annahm.“ Doch auch hier war die erbarmende Liebe nahe. Sie sandte Männer zur Hilfe, die auf ihr Banner geschrieben hatten: „Seelen zu retten ist unser Beruf.“ Wundervoll waren jene Anfänge unserer Kirche! Trefflich sagt ein bewährter Gottesmann: „Göttliche Retterliebe und menschliche Sündennot waren die Geburtstagsbedingungen der Evang. Gemeinschaft. Daher ist Gott ihr Gründer und kein Mensch. Sie ist kein sporadisches Reis aus fremdem Stamme, sondern ein aus dem Urstamme herausgewachsenes Zweiglein, in welchem die Kraft des ewigen Lebens pulsiert.

2. Aus demselben göttlichen Geisteswirken und gläubigen Gebetsringen, wie es bei der Stiftung der Kirche zu Tage trat . . .

3. Durch dieselbe gewaltige Wirkung der göttlichen Predigt, von welcher die Schrift bezeugt: Da . . . ging's ihnen durchs Herz u. s. w.“

Es wird als ein weiterer Punkt, in welchem sich die Verwirklichung der neutestamentlichen Idee der Kirche zeige, „die Natur des Wesens und Lebens“ der Evang. Gemeinschaft genannt. „Wie die Evang. Gemeinschaft ihren Ursprung in Gott hat, so ist auch ihre Existenz, ihr Leben und Wesen in Gott begründet. . . . Sie entspricht somit auch ihrer Natur der neutestamentlichen Kirchenidee in wahrer Wesens- und Lebenseinheit und Gemeinschaft mit Christo ihrem Haupte als göttliche Offenbarungs- und Heilsanstalt, in welcher der heilige Geist wohnt und wirkt. Evangelische Buße, gründliche Bekehrung und heiliges Leben war demgemäß von jeher ihre Loosung zur Begründung der „Gemeinschaft der Heiligen“, dem wesentlichen Inbegriff der neutestamentlichen Kirche. „Dem Herrn geheiligt“, ist das Lebensprinzip der Evang. Gemeinschaft!“

Als weitere Punkte werden noch angeführt „die biblische Einrichtung ihrer Verfassung und Haushaltung nach den Rechten und Aufgaben, wie der Herr und die Apostel sie gegeben haben“ und „die schlichte Einfachheit ihrer äußeren Erscheinung.“ — Was den ersten Punkt betrifft, so wird in der Ausführung u. a. gesagt, daß man sich zwar nicht auf apostolische Succession berufen könne; „aber wir wissen, daß der Herr Jesus selbst Albrecht und seine Mitarbeiter ordiniert hat, und das ist besser.“ — Von der Kirchenordnung wird gesagt, daß sie der neutestamentlichen Kirchenidee so entspreche, „daß sie in mehreren Beziehungen als mustergültig betrachtet werden kann. Sie umfaßt . . . ebenso die wichtige Verwaltung der disziplinarischen Rechte und Aufgaben, wie der Herr sie seiner Kirche gegeben hat, nach den Worten: Was ihr auf Erden binden werdet u. s. w.“

Schließlich wird gesagt: „Wer die Geschichte der Evang. Gemeinschaft kennt, der wird überzeugt, daß die Verwirklichung der neutestamentlichen Kirchenidee in derselben eine Thatsache ist, die niemand mit Recht wider-

legen kann. Sie trägt durchweg den Stempel der göttlichen Genehmigung und die sicheren Merkmale, von welchen der Herr spricht: „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen.“

Es ist allerdings ein sehr starkes kirchliches Selbstbewußtsein, das sich in diesen Ausführungen darlegt. Indes ist nirgends gesagt, daß die Evang. Gemeinschaft die Verwirklichung der neutestamentlichen Idee der Kirche für sich allein und ausschließlich in Anspruch nimmt. Ganz so ideal, wie dem Festredner die Sache erschien, wird es in Wirklichkeit wohl auch nicht sein.

Bischof Horn sprach über das Thema: „Unsere Missionsaufgabe“. Dabei kam er auch auf den Teil der Missionsarbeit zu sprechen, welcher von den Evangelischen Kirchen Deutschlands als ein Angriff auf ihren Bestand betrachtet wird. Mit Bezug darauf wird gesagt: „Ohne menschliche Absicht hat der Herr die Evang. Gemeinschaft als missionierende Kraft ins Feld gestellt und ihr durch göttliches Licht und zeitgemäße Fingerzeige das Feld ihrer Thätigkeit zugewiesen: durch den schreienden kirchlichen Notstand der Deutschen in Amerika bei ihrer Entstehung; durch die macedonischen Rufe von jenseits des Ozeans bei der Gründung unserer Mission in Europa; durch die Bitten und Sammlungen von Missionsgaben seitens der Gemeinschaftsgenossen im Heidenlande. Und Gott hat überall die Berechtigung unserer Wirksamkeit durch seinen reichen Segen gestempelt. Das ist von mehr Bedeutung als hochkirchliche Genehmigung.

Unsere gemeinschaftlichen Oekonomieverhältnisse weisen uns auf dem großen Missionsfelde schon von selbst unseren Wirkungskreis da an, wo wir mit unseren beschränkten Mitteln die fruchtbarsten Resultate erzielen können, wobei also von vornherein großer Aufwand mit Schul- und Anstaltengründung, Sprachlernen u. s. w. ausgeschlossen ist. Sehr haushälterisch müssen wir mit unseren Mitteln umgehen, denn sie kommen meistens von den Armen. Daher mag es für uns am ratsamsten sein, den Pflug auf der Prairie einzusetzen, statt überall des Urwalds Vorarbeiten leisten zu wollen.

Das Vorurteil unserem Wirken in Europa gegenüber, welches uns meistens den Vorwurf einbringt, als behandelten wir dasselbe wie ein Heidenland, ist ein sprachlicher Mißbegriff. Wir kennen gar wohl den Unterschied in der Heilslehre zwischen unterrichteten Christenbekennern und Heiden und werden daher jene Thätigkeit nie mit Heidenmission verwechseln, kennen aber zugleich auch die Thatsache, daß ein unwiedergeborener Christenbekenner ebenso wenig das Reich Gottes sehen kann als ein Heide. Daher das Missionsbedürfnis.“

Es handelt sich bei der Beurteilung der methodistischen Missionsthätigkeit im evangelischen Deutschland, zu welcher die Mission der Evangelischen Gemeinschaft der Sache nach auch zu rechnen ist, nicht bloß um einen „sprachlichen Mißbegriff“. So viel Deutsch versteht man sogar in Deutschland, daß man weiß, was es zu bedeuten hat, wenn eine Kirche zum Missionsgebiet einer andern gemacht und ausdrücklich als solches erklärt wird. Damit wird einer solchen Kirche praktisch das Existenzrecht abgesprochen und sie nur noch als gut genug erklärt, das Material zum Aufbau der Kirche zu liefern, welche so handelt. Dabei hat man keineswegs bloß in den Kreisen der Unbekehrten missioniert, sondern wie der Schreiber dieses mit eigenen Augen gesehen hat, gerade unter den Erweckten und Bekehrten, um sie allmählig in eine andere Kirchengemeinschaft hinüberzuziehen.

Die Wirkung dieser Missionsthätigkeit hat freilich in vielen Fällen weder den Erwartungen noch den Befürchtungen, die man hatte, entsprochen.

Aber daß die Abneigung und der geistige Widerstand dieser Mission gegenüber ganz und gar unberechtigt sei, weil er bloß auf einem Vorurteil beruht, das ein „sprachlicher Mißbegriff" ist, das wird dem Bischof Horn niemand glauben, der die Sache genauer kennt.

Die Konfirmationsfrage wird in verschiedenen kirchlichen Blättern Deutschlands noch immer sehr eifrig erörtert und oft in maßloser Weise. So wird von einer Seite der Vorschlag Höflings wiederholt, die Bedeutung der Einsegnung solle durch eine öftere Wiederholung derselben oder durch sonstige öftere Einsegnungsakte heruntergedrückt werden. Ein anderer meint, die Arbeit des Konfirmandenunterricht sei fast ganz vergeblich. Nur in einzelnen verschwindend wenigen Fällen habe er später von einer wirklichen Frucht desselben etwas bemerken können. Wenn er freilich andere Kirchengemeinschaften neben sich hätte, bei welchen weder Konfirmandenunterricht noch Konfirmation ist, so würde er vielleicht mehr gesehen haben. Daher wird auch in einer Besprechung der Frage seitens eines in England thätigen deutschen Pastors ganz anders geurteilt als von seiten derer, die mit einem Male alles völlig umgestalten, ja man könnte sagen, auf den Kopf stellen wollen.

Einer von diesen sagt: „Man hat sich als Ziel des Unterrichts gesteckt: mechanische Aneignung des lutherischen Katechismus; man bleibt lang bei dem ersten Hauptstück, beim Gesetz, kurz beim zweiten, beim Glauben um so schnell wie möglich zu den beiden angebeteten Götzen, den beiden Sakramenten, zu kommen." So sei es wenigstens in Ostpreußen. Selbst wenn es wirklich in ganz Ostpreußen so sein sollte, so würde eine Aenderung der Konfirmationsordnung solchen Pastoren, die ihr Amt in dieser Weise auffassen und verwalten, weder eine neue Anschauung von den Pflichten ihres Amtes geben, noch ihnen einen neuen Geist einflößen, und die Sakramente würden nach wie vor zum Götzen gemacht werden. Diese romanisierenden Anschauungen und Tendenzen werden durch eine Reform der Konfirmation weder überwunden noch beseitigt.

„Das rechte Ziel des Unterrichts" — wird dann weiter gesagt — „ist nur eins: Bekehrung der Kinderherzen zu ihrem Heiland. . . . Wenn Bekehrung das Ziel ist, dann sind alle Fragen gelöst, auch die soziale Frage, auch die Konfirmationsfrage. Bekehrt nur die Leute, dann ist alles erreicht! — Ob freilich das Ziel der Bekehrung bei der Menge der Konfirmanden erreicht wird, ist fraglich. — Wenn die Bekehrung erreicht wird, dann kann die Konfirmation mit Bekenntnis und Gelübde bleiben. . . . Der Jugendbund ist die praktische Antwort auf die Konfirmationsfrage, — er kann die Erweckten weiter führen."

Da wäre also der Not auf die denkbar einfachste Weise abgeholfen, wenn alle Konfirmanden, oder vielmehr alle jungen Leute in den Jugendbund eintreten würden. Aber schließlich wird eben gesagt: „Die Konfirmationsfrage wird durch den Jugendbund nicht völlig gelöst, weil erfahrungsgemäß nur einige von den Eingesegneten in den Jugendbund eintreten."

Damit wäre man also genau wieder auf dem alten Fleck. Wenn aber gesagt wird: „Bekehrt nur die Leute, dann ist alles erreicht," so ruht diese Aufforderung auf einer Anschauung von der Bekehrung, welche dieselbe in die Macht der Menschen legt, welche die andern bekehren sollen, und denen es auch möglich sein muß, das zu thun, wenn die Forderung: Bekehrt die Leute, überhaupt einen Sinn haben soll. Nur ist merkwürdig, daß Christus

nicht sagt: Bekehrt sie, sondern: Lehret sie halten, was ich euch befohlen habe, und daß Paulus sagt: Ihr Väter . . . ziehet sie auf in der Zucht und Vermahnung des Herrn, d. h. in einer Zurechtweisung, wie der Herr sie übt. Das ist etwas was durch Menschen geschehen kann und soll und wo es geschieht, da wird es auch an der Frucht dieses Thuns nicht fehlen.

Ebenso wenig ist es richtig, daß mit der Bekehrung alle Fragen gelöst sind. Die Gemeinde in Jerusalem war sicher eine Gemeinde von Bekehrten, und dennoch „erhob sich ein Murmeln unter den Griechen". Ebenso waren die Christen in Antiochia sicher bekehrt, und doch mußte die Frage nach dem Verhältnis des jüdischen Gesetzes zum Christentum erst noch gelöst werden. Auch die Teilnehmer am Apostelkonzil werden bekehrte Leute gewesen sein, und doch hat man sich lange gestritten, ehe man die Lösung der Streitfrage fand. Und auch heute noch giebt es sehr viele erst zu lösende Fragen, auch in solchen Kirchen, die ihre Glieder durch „Bekehrung" in ihre Gemeinschaft aufnehmen. Die „Bekehrung" wird allerdings in diesen Fällen vielfach nur zur Form des Eintritts in die Kirchengemeinschaft. Dann löst sie allerdings nur eine Frage, nämlich die der Zugehörigkeit oder Nichtzugehörigkeit zur Kirche; gerade wie im Mittelalter unter „Conversio" der Eintritt in einen Orden verstanden wurde.

Bemerkenswert ist noch der Umstand, daß in den Gemeinschaftskreisen für die Konfirmation eingetreten wird. So sagt die „Philadelphia": „Und doch möchten wir der Konfirmation, wie sie bei uns eingeführt ist, das Lebensrecht nicht absprechen. . . . Machen wir es wie die Propheten des alten Bundes: predigen wir Buße, Buße den Eltern vor allem und auch den Konfirmanden. . . . Aber lassen wir die Konfirmation selbst stehen. Ich halte es für unrichtig, wenn man behauptet, die Konfirmationspraxis sei eine Ursache des Abfalls. Nein, der so weit verbreitete Abfall ist die Ursache, daß so viele Konfirmanden keinen Segen von der Konfirmation haben und haben können. Unser Kampf muß sich nicht gegen die Folgen wenden, sondern gegen die Ursachen, gegen den Abfall des Volks. Und was kann dem Bußprediger mehr Recht an die Hand geben, das Volk zur Buße zu rufen, als das bei der Konfirmation abgelegte Bekenntnis und Gelübde? . . . Der Vorschlag des Herrn Hofpredigers Stöcker, die volle kirchliche Gliedschaft nicht von der Konfirmation, sondern von einer später abzugebenden freiwilligen Erklärung (Bekenntnis und Gelübde) abhängig zu machen, löst die Volkskirche auf. Dazu die Hand zu bieten, hätte Schreiber dieses keine Freudigkeit; ja er muß ernstlich davor warnen."

Die evangelische Bewegung in Oestreich geht ihren Gang weiter und die Zahl der aus der römischen Kirche Ausgetretenen ist bereits über zehntausend gestiegen. Hier auf Einzelnheiten einzugehen, gestattet uns der Raum nicht. Aber darauf muß hingewiesen werden, daß die Bewegung das Politische, was ihr anfangs anhing, immer mehr abgestreift hat. Der Abgeordnete Wolf hat sich in Bezug darauf bei dem Deutschen Volkstag in Eger folgendermaßen ausgesprochen:

„Glauben Sie ja nicht, es handle sich um einen Kampf gegen Religion und Christentum. Aber eben weil wir die Religion hoch und heilig halten, wollen wir nicht, daß sie in das Getriebe des politischen Lebens heruntergezerrt wird. . . . Die Klerikalen behaupten, wir wollten „Los von Gott", wenn wir „Los von Rom" rufen. Wir wollen nicht los von Gott. Allerdings aber stellen wir uns unsern Herrgott etwas anders vor als die Ab-

laßkrämer. Mancher Deutsche ist seinem Herrgott durch die „Los von Rom" Bewegung um ein gut Stück näher gekommen. Die „Los von Rom" Bewegung war ursprünglich eine rein politische Sache, angeregt durch den Ekel über das Verhalten der katholischen Volkspartei. Heute ist sie aber keine politische Bewegung mehr, heute sind uns die Zügel aus der Hand geglitten. Heute ist sie eine Bewegung der Geister, der Herzen, die Hand in Hand geht mit der nationalen Wiedergeburt des deutschen Volkes, weil Tausende und Abertausende zur Erkenntnis gekommen, die größte Gefahr für unser Volk sei der Klerikalismus, vor der es nur gerettet werden kann, wenn „Los von Rom" der Schlachtruf des ganzen großen deutschen Volkes wird. — Und was predigen wir denn damit Neues? Nur Rückkehr zum Protestantismus ist es, was wir predigen. Denn unsere Vorfahren sind alle Protestanten gewesen, ganz Deutschöstreich war um die Mitte des 16. Jahrhunderts protestantisch. Nur mit Dragonersäbeln und Jesuitenkniffen wurde der Protestantismus unserem Volk aus dem Leibe gejagt, und Tausende wurden aus dem Lande getrieben, die nicht katholisch gemacht werden konnten. Zurück in Oestreich blieb aber die Halbheit, die wirtschaftliche Rückständigkeit, und Jahrhunderte dauerte es, bis sich unser Volk wieder erholte und in unsern Tagen sich seines Rechtes bewußt geworden ist. Unser Volk wird nicht eher gesunden, als bis es sich vom Jesuitismus vom Ultramontanismus frei gemacht hat. Und darum ist es nötig, daß wir alle den Schritt wagen, unserer Kinder und Kindeskinder wegen, den Schritt: Los von Rom! . . ."

Die Regierung arbeitet der Uebertrittsbewegung so viel sie kann entgegen durch Ausweisung nichtöstreichischer Pastoren und durch Unterdrückung oder Belästigung solcher Blätter, welche gegen Rom Front machen. Dem gegenüber erklärte der Abgeordnete Wolf in derselben Rede, daß sich die Uebertrittsbewegung durch Bannstrahlen und Polizeimaßregeln nicht mehr aufhalten lasse.

Die Ermordung des Königs von Italien hat der Politik des Vatikans Gelegenheiten gegeben und Verlegenheiten bereitet. Die Thatsache, daß man seitens der italienischen Regierung zu einer Verständigung mit der Kurie bereit wäre, wenn nur diese nicht unerfüllbare Forderungen stellen würde, wird zu der Behauptung benützt, daß der König bereit gewesen sei, sich den Forderungen des Vatikans zu unterwerfen und nur durch seinen plötzlichen Tod daran verhindert worden sei. Da sich aber niemand bereit erklärte die Absichten des verstorbenen Königs nach den Ansichten der Kurie zu verwirklichen, so war diese in Verlegenheit. Man hatte die kirchlichen Trauerfeierlichkeiten geschehen lassen, weil man mußte, wenn man nicht in den Verdacht kommen wollte, daß der Vatikan mit den Anarchisten sympathisiere, wodurch man sich der Bevölkerung Italiens noch mehr entfremdet hätte; und nun sollte man nicht einmal die Aussicht auf die Rückgabe von Rom und etwas Kirchenstaat haben. Außerdem hatte die allgemeine Teilnahme der Bevölkerung Italiens an den kirchlichen Trauerfeierlichkeiten gezeigt, daß das Königtum bei dem Volke nicht so unbeliebt ist, wie man es im Vatikan wünscht. Demgegenüber konnte der Schein von Nachgiebigkeit, den man gezeigt hatte, bedenklich werden. Das „wir können nicht" schien nicht mehr richtig zu sein, man hatte ja gekonnt; ja der Bischof von Cremona hatte sogar das allerdings gut katholische Gebet der Königin-Witwe für ihren verstorbenen Gemahl gutheißen können. Da war man wieder in Verlegenheit geraten, denn so lange Italien dem Papste nicht wie-

der das „Erbteil Petri" zu Füßen legt, kann es keinen Frieden mit der Kurie haben, und man mußte den bösen Schein der Versöhnlichkeit, in den man geraten war, wieder zerstreuen. Denn sonst wären viele Italiener, welche weder die katholische Kirche noch den italienischen Staat aufgeben wollen, in dem Gedanken bestärkt worden, daß das Königreich Italien und die katholische Kirche ganz gut nebeneinander existieren könnten, wenn letztere nur dazu willig wäre. Das durfte nicht sein, und so hat denn der „Osservatore Romano" u. a. folgendes veröffentlicht:

„Im Hinblick auf die kirchlichen Trauerfeierlichkeiten, die zu Ehren des verstorbenen Königs Umberto veranstaltet worden sind, und die Veröffentlichung eines gewissen Gebetes für sein Seelenheil, ist gegen die kirchliche Autorität von verschiedenen Seiten Klage erhoben worden, als ob sie bei diesen Anläßen von den allerheiligsten Gesetzen der Kirche abgewichen wäre. Hierzu muß bemerkt werden, daß die Kirche die kirchliche Bestattung des verstorbenen Königs g e d u l d e t hat, nicht bloß um gegen das fluchwürdige Verbrechen, das gegen seine Person verübt wurde, zu protestieren, sondern auch und noch viel mehr aus einer p e r s ö n l i c h e n Rücksicht, weil nämlich der Verstorbene besonders in seinen letzten Lebzeiten unzweifelhafte Beweise seines religiösen Gefühls gegeben, ja, wie man sagte, den Wunsch gehegt hat, sich im „heiligen Jahr" durch das Mittel der Sakramente mit Gott zu versöhnen. Somit ist anzunehmen, daß er in den letzten Augenblicken seines Lebens das unendliche Erbarmen Gottes angerufen habe und daß, wenn es möglich gewesen wäre, er nicht gezögert hätte, sich mit Gott zu versöhnen. Nun ist es kirchliches Gesetz und als solches des öftern von zuständiger Seite bestätigt worden, daß man in ähnlichen Fällen das kirchliche Begräbnis auch solchen gestatten kann, denen es sonst verweigert werden müßte. . . . Was dann das bekannte Gebet (von der Königin-Witwe verfaßt. D. R.) betrifft, das in einem Augenblick höchster Seelenangst, die des Mitleids wert ist, niedergeschrieben wurde, so ist dasselbe niemals von der höchsten kirchlichen Autorität approbiert worden und kann es nie werden, weil es den Gesetzen der heiligen Liturgie nicht konform ist."

Wenn dieser Artikel des „Osservatore Romano" wirklich, wie vermutet wird, von Rampolla stammt, dann hat sich der Kardinalstaatssekretär entweder so gedankenlos ausgedrückt, daß er unvermeidlich mißverstanden wird, oder so diplomatisch ausgesprochen, daß man auch auf das achten muß, was er nicht gesagt hat, um den eigentlichen Sinn seiner Worte zu fassen. Ist das letztere richtig, und es wird es wohl sein, so begreift sich die Erregung, welche in verschiedenen Artikeln italienisch-nationaler Blätter zum Ausdruck gekommen ist, sehr leicht. Denn man hat ja seitens der Kirche die Trauerfeierlichkeiten nur geduldet um gegen das fluchwürdige Verbrechen zu protestieren das gegen die P e r s o n des Königs U m b e r t o verübt wurde. Oder gröber aber deutlicher gesagt: Ein König von Italien ist auch ein Mensch sozusagen, und darum ist es ein Verbrechen ihn zu töten. Dagegen hat die Kirche das Königreich Italien noch niemals anerkannt, sondern immer dagegen protestiert und wenn es unterginge und man den Kirchenstaat wiederherstellen könnte, so würde man im Vatikan sicher keine Trauerfeierlichkeiten veranstalten.

Diese Auffassung des Artikels des „Osservatore Romano" wird von allen den italienischen Zeitungen geteilt, welche sich gegen denselben ausgesprochen haben. So schreibt z. B. die „Tribuna": „Angesichts einer großen Tragödie, die Italien, ja die ganze Welt erschüttert hat; nachdem die Nation in

mächtigem Impuls ihre Bewunderung, Hingebung und aufrichtige Mittrauer der hohen unglücklichen Witwe auf jede Weise gezeigt hat; in einem Augenblick, da eine Mörderhand das größte Verbrechen gegen eben jenes Autoritätsprinzip begangen hat, das der Kirche heilig sein sollte, ist dieses grausame, kalte Wort von einer Seite, die Barmherzigkeit lehren sollte, so widerlich und so abstoßend, daß die Sprache versagt, um hier den entsprechenden Ausdruck zu finden. Die skrupellose vatikanische Politik, die sich sogar nicht scheut, über einem kaum geschlossenen Grabe die sittliche Gestalt und die edle Charakterfestigkeit dessen zu verunglimpfen, der Rom zur unantastbaren Hauptstadt Italiens erklärte, hat auch dieses Mal die Gefühle frommer Pietät erstickt."

Ein Florentinisches Blatt, die „Nazione" ist der Ansicht, daß der Artikel des „Osservatore" vor allem gegen den Bischof Bonomelli von Cremona gerichtet ist, der das von der Königin-Witwe verfaßte Gebet approbiert hatte und außerdem in einem Aufruf, den er an seine Priester erließ, sich eben nicht im Sinne der Kurie ausgesprochen hatte. In diesem war u. a. gesagt: „Seid bestrebt das Prestige der Autorität mit all den Mitteln aufrecht zu erhalten, die euch durch eure Stellung gegeben sind. Das Evangelium, auch hierin im Einklang mit den Grundsätzen der menschlichen Vernunft, fordert es; und unsere Altvorderen, indem sie auch solchen Kaisern gehorchten und für sie beteten, welche die Kirche verfolgt haben, lehren uns klar, daß kein Vorwand jemals die Empörung und den Haß gegen diejenigen rechtfertigen kann, in denen sich eine von Gott stammende Gewalt verkörpert hat. . . . Der König ist gefallen; aber die Monarchie stirbt nicht. Viktor Emanuel tritt das väterliche Erbe an und soll mit ihm die Liebe und Ergebenheit seines Volkes erben."

Der Artikel der „Nazione„ sagt nun u. a.: „Nicht aus „Toleranz", sondern in rechtem pflichtmäßigem Gehorsam gegen den Glauben, den die Fürsten des Hauses Savoyen nie im geringsten verleugnet oder verletzt, dem sie vielmehr bedeutende Dienste geleistet haben, vereinigte sich Volk und Klerus von Italien bei den Trauerfeierlichkeiten. Nie mehr seit dem Jahre 1860 haben Nationalbewußtsein und gläubiges Gefühl ihre Harmonie so mächtig bekundet wie dieses Mal, und zwar ebenso in den kleinsten Landgemeinden, wie in den größten Zentren des Königreichs. Daher die Wut und Empörung der ränkevollen Förderer der Zwietracht in Italien, derer, die der rechtmäßig begründeten Macht des Staates ihre Anerkennung versagen und sich so den Anarchisten nähern und sich mit ihnen vermengen; haben sie doch mit ihnen gemeinsam die Verachtung der Autorität und der bürgerlichen Gesetze. Sicherlich wenn im Vatikan Leidenschaft und Haß nicht das Uebergewicht hätten, wäre die böse Note unveröffentlicht geblieben, denn mit ihr hat man nichts erreicht, als die Anerkennung und Bekräftigung des tiefen Risses, der die in der Kurie herrschenden fanatischen Elemente, die nur den Fremden (Anspielung auf Rampollas französische Politik. D. R.) dienen, von dem politischen und religiösen Gewissen des italienischen Volkes und seines Klerus scheidet."

Die Veröffentlichung der „bösen Note" hat freilich für die Kurie nicht überall den gewünschten Erfolg gehabt. In Castelgandolfo bei Rom hat sich sofort nach derselben das Volk samt dem Klerus in der Kirche versammelt und das Gebet der Königin gemeinsam gesprochen. Aehnliches mag auch anderswo geschehen sein, und die Kurie ist angesichts solcher Demonstrationen wieder um eine Verlegenheit reicher geworden.

Bücher und Zeitschriften.

1. Bücher:

Im eigenen Verlag, „Eden Publishing House" ist erschienen:

Hymnal of the Evangelical Church, Word Edition, 18mo., Cloth, Side Title in gold, price 60 cts. Morocco, Limp, Side Title in gold, $1.50.

Wir haben in einer früheren Nummer das "Hymnal" mit Noten angezeigt, das außer den Liedern auch die Perikopen, die Leidensgeschichte, Gebete für Privatgebrauch, ausgewählte Psalmen für Kirchengebrauch enthält. Dieser ganze Anhang von 100 Seiten ist bei der Wortausgabe weggelassen. Doch aber, weil das Format so viel kleiner ist, hat auch diese neue Ausgabe 767 Seiten. Manchem, dem die erste Ausgabe mit Noten zu schwer ist, mag diese kleinere willkommen sein.

Von A. Deicherts Buchhandlung ging uns zu: Lieferung 8 und 9 von O. Reyländer, die neuen epistolischen Perikopen der Eisenacher Konferenz. Ein exegetisch-homiletisches Handbuch. Für den praktischen Gebrauch des Geistlichen, der über diese Episteln predigen will, sehr empfehlenswert. Man vergleiche, was in früheren Nummern schon gesagt ist von diesem Werke. Die 9. Lieferung reicht bis zum 22. Sonntag nach Trinitatis. Bis dahin sind 61 Texte behandelt.

Von Rev. H. Müller, Defiance, Ohio, gingen uns zu folgende Schriften vom Verein für Reformationsgeschichte, 17. Jahrg. Albr. Dürer, von M. Zucker. Ein Lebensbild des berühmten Künstlers der Reformationszeit, in prächtiger Ausstattung, geschmückt mit im ganzen 66 Abbildungen von Dürers Gemälden, Holzschnitten und Kupferstichen; einschließlich eine Mappe, in welcher 15 Vollbilder Dürers auf besonderen Blättern enthalten sind. Das Werk ist für Kunstliebhaber besonders empfehlenswert.

Ferner: Reformation und Revolution. Der deutsche Bauernkrieg und Luthers Stellung in demselben, von R. W. Solle. Dieses kleinere Schriftchen ist No. 31—32 der Vereinsschriften für das deutsche Volk. — Der Verein befaßt sich nur mit Darstellung der geschichtlichen Persönlichkeiten und Zustände der Reformationszeit. Er liefert solchen, welche als Glieder dem Verein beitreten, gegen einen jährlichen Beitrag von 75 Cts. je ein Exemplar aller Vereinsschriften portofrei. Alle Schriften des Vereins, so weit sie noch auf Lager sind, sind auch einzeln käuflich und kosten von 40 Cts. bis 75 Cts. das Stück. Die kleineren (Volks-) Schriften kosten einzeln 10 Cts. oder das Dutzend 40 Cts., Porto extra. Anmeldungen für Mitgliedschaft an dem Verein oder Bestellungen für die Schriften des Vereins nimmt entgegen: Rev. H. Müller, Pfleger, 669 Clinton Str., Defiance, Ohio.

2. Zeitschriften.

Halte was du hast. Zeitschrift für Pastoraltheologie. U. Mitwirk. v. Hofpred. Dr. F. Braun, Oberkons.-Rat Dr. P. Kleinert und Oberkons.-Rat Dr. H. A. Köstlin. Herausgegeben von Dr. E. Sachsse. 23. Jahrgang. 1899—1900. (Reuther & Reichard in Berlin.) Preis jährlich $2.25. Inhalt des 11. Heftes (August):

1. Abhandlungen. Diehl, Zur Geschichte der Ordination. Veit, Unsere Diakonissen-Mutterhäuser und ihre Praxis. (Schluß.) Frobenius, Kritische Beleuchtung der revidierten Bibelausgabe nach dem von der deutschen evang. Kirchenkonferenz genehmigten Text, zunächst des Neuen Testaments. I.

2. Litteratur. Nottebohm, Referat über Schriften zur Seelsorge.

3. Meditationen und Predigten über freie Texte: 1 Mose 28, 10—15 — Lukas 10, 3—5 — 1 Korinth. 3, 11 — Matth. 23, 34 —39 von Holzhausen — Schmidt — Meinardus — Thomsen.

4. Kasualien. Predigt über Kol. 3, 23, gehalten zur Eröffnung des Preußischen Landtages am 9. Januar 1900 in der Dominterimskirche zu Berlin. Von Ohly.

5. Aus dem kirchlichen Leben der Gegenwart.
6. Aus der übrigen theologischen Litteratur.
7. Zeitschriftenschau. Referate von A. Eckert.

Das 13. Heft (September) ist ebenso inhaltreich wie No. 11.

„Der Türmer". Monatsschrift für Gemüt und Geist. Herausgeber J. E. Freiherr v. Grotthuß. Preis per Jahrg. $5.00. (Stuttgart, Greiner & Pfeiffer.)

Auszug aus dem Inhalt des Augustheftes: Johann Sebastian Bach. Von Dr. Karl Storck. — Plötzlicher Schauer. Gedicht von Karl Busse. — Die Halben. Ein Roman aus unserer Zeit. Von Jeannot Emil Frhrn. von Grotthuß. (Fortsetzung.) — Andersens Jugend. Gedenkblatt zum 4. August. Von Ottokar Stauf v. d. March. — Sternschnuppe. Gedicht. von Anna Ritter. — Des Gemeindehirten Pahlke Beziehungen zur Königl. Preuß. Staatsbahn. Von Oskar Kreutzberger. — Kritik: Neue Goethe-Schriften. Von Prof. Dr. Richard Maria Werner. — Rundschau: Das Lebenswerk Johann Sebastian Bachs. Von Philipp Wolfrum. Weltausstellungs-Gedanken. Von Dr. F. Ranzow. Religiöser Dilettantismus. Von Christian Rogge. Stimmen des In- und Auslandes: Vom Chinamann. Von P. S. Fürstliches Liebeswerben. Von W. St. — Offene Halle: Nochmals „Universität und Theologie". Von Siegfried Zeitlers. Warum Herr Zapp seine Kinder nicht taufen läßt. Von Otto Poetter. — Türmers Tagebuch: Bestien. — Li Hung Tschang bei uns. — Was populär ist und was nicht. — Ein Brief. — Vorwärts. — Kunstbeilage: Sommerabend auf Rügen. Von Eugen Dücker. (Photogravure.)

Auszug aus dem Inhalt des Septemberheftes: Königin Luise und die Kaiserinnen Maria Feodorowna und Elisabeth Alexejewna. Von P. Bailleu. — Herbst. Gedicht von L. von Strauß und Torney. — Die Halben. Ein Roman aus unserer Zeit. Von Jeannot Emil Frhrn. von Grotthuß. (Schluß.) — Marie von Ebner-Eschenbach. Von Harry Maync. — Fabrikmädchen. Gedicht von Otto Luke. — In den Bergen von Tirol. Von Peter Rosegger. — Nikolaus Lenau und Emilie von Reinbeck. Von Otto Verdrow. — Kritik: Philosophisches. Von Dr. Karl Gebert. Ziegler, Das Komische. Castle, Die Isolierten. — Rundschau: Das heilige Jahr. Von Emil Mauerhof. Im Zeichen des Rationellen. Von Otto Feeg. Frederi Mistral. Zu seinem 70. Geburtstage (8. September). Von T. Kellen. Stimmen des In- und Auslandes: Die Furcht vor dem Krankenhause. Londoner Theaterverhältnisse. Von —r.—. — Offene Halle: Zum Fall Home. Von Max Seiling. — Türmers Tagebuch: Patriotismus und Presse. — Briefe. — Kunstbeilage: Marie von Ebner-Eschenbach. (Photogravure.)

Theologischer Jahresbericht. Neunzehnter Band enthaltend die Litteratur des Jahres 1899. Zweite Abteilung, historische Theologie. Berlin 1900. C. A. Schwetschke und Sohn.

Die obengenannte zweite Abteilung bildet selbst wieder einen Band von 361 Seiten. Der fast unübersehbare Stoff ist unter sieben Berichterstatter verteilt worden, von denen der erste die Kirchengeschichte bis zum Nicänum, der zweite vom Nicänum bis zum Mittelalter, der dritte das Mittelalter, der vierte vom Beginn der Reformation bis 1648, der fünfte von 1648 an bearbeitet hat. Dazu kommt noch die von dem sechsten bearbeitete Rubrik „Interkonfessionelles", welche 70 Seiten umfaßt und von einem weiteren Mitarbeiter eine Uebersicht über die Litteratur zur „Religionsgeschichte", im Umfang von 21 Seiten.

Trotz des großen Umfangs dieser Abteilung konnte doch nur ein kleiner Teil der registrierten Litteratur besprochen werden. Sucht man aber eine möglichst vollständige Zusammenstellung aller irgendwie bedeutenden Schriften und Aufsätze über den einen oder andern Gegenstand im Bereich der Theologie, so wird man dieselbe nirgends besser finden als im Theologischen Jahresbericht.

Obige Schriften sind in unserm Verlag zu haben oder durch denselben zu beziehen. Man adressiere: Eden Publishing House, 1716 und 1718 Chouteau Ave., St. Louis, Mo.